L. lat. f. 27f Büchner u. Herrman

HANDBUCH

der neueren

französischen Sprache

und

Literatur,

oder

Auswahl

interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken.

Von

Karl Büchner und Friedrich Herrmann.

Prosaischer Theil.

Vierte Ausgabe.

Neu bearbeitet und herausgegeben

von

Friedrich Herrmann,

Professor der französischen Sprache und Literatur an der Königlichen Real- und der städtischen Gewerbschule zu Berlin.

Berlin, 1852.

Verlag von Duncker und Humblot.

1201. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Es ist von den lebenden Sprachen vorzüglich die französische, in der gewisse Redeformen und Ausdrücke so zu sagen stereotyp sind. In früheren Zeiten ertheilte nur das Dictionnaire de l'Académie française neuen Wörtern und Redewendungen das Bürgerrecht; seit der Revolution von 1789 *thun dies ausschliesslich nur die besseren Schriftsteller. Es ist daher sehr wichtig, dieselben und ihre Werke zu kennen; und diese Kenntniss Liebhabern der französischen Sprache und Literatur und den Schülern der oberen und mittleren Classen der Gymnasien und der oberen Classen der Real-, Gewerb- und anderen Schulen zu verschaffen, ist der Zweck unsers Handbuchs. Nach diesem beschränkten Zwecke muss es hauptsächlich beurtheilt werden, obschon in demselben auch der Literat hin und wieder Nachrichten finden wird, die gesammelt nirgend anderswo stehen. Man vergleiche z. B. den Artikel Daru.*

Bei den Biographien waren wir bemüht, ein a l l g e m e i n e s Bild von dem Autor und dessen schriftstellerischer Thätigkeit zu geben. Wir führten deshalb auch von den Schriften nur die vorzüglicheren in den Original-Ausgaben an; bemerkten aber zu Ende jedes Artikels, ob irgendwo Vollständigeres zu finden

ist. Genauigkeit in den Angaben war uns Grundsatz, und scheuten wir zu diesem Ende oft mühsame Nachsuchungen nicht; jedoch wissen wir sehr wohl, dass von Niemandem mehr als den Literaten die Worte der Schrift gelten: Unser Wissen ist Stückwerk, und werden Berichtigungen dankbar aufnehmen.

Bei der Auswahl der mitgetheilten Bruchstücke sahen wir sowohl darauf, dass diese den Autor charakterisirten, als auch, und vorzüglich, dass sie für die Jugend anziehend wären. Mit der Correctheit des Drucks wird Jedermann zufrieden sein.

Berlin, 25. *März* 1833.

Zur dritten Ausgabe.

Mein Mitarbeiter an diesem Werke, Dr. Karl Büchner, wurde mir, in der Blüthe seines Alters, am 14. *November* 1837 *durch den Tod entrissen. Treu in seinen Berufsflichten, unermüdlich emsig in seinem literararirischen Fortstreben, wusste er mit Einsicht und Geschicklichkeit, in seiner Stellung zu einer der ersten Buchhandlungen Deutschlands, die ihm zu Gebote stehenden Quellen zur Förderung des wissenschaftlichen Interesses unseres Werks zu benutzen.*

Bei der dritten Ausgabe dieses Handbuches, das von uns gemeinschaftlich angelegt, und in seiner gegenwärtigen Gestalt von mir allein nun vermehrt und verbessert worden ist, habe ich die Biographien bis

die jetzige Zeit vervollständigt, und zur Erzielung genauer und richtiger Angaben mich mit mehreren Schriftstellern des heutigen Frankreichs in directe Verbindung gesetzt. Um den mir zugemessenen Raum nicht zu überschreiten, habe ich dieser neuen Ausgabe nur den Artikel „Alexander Dumas“ *hinzugefügt; dagegen den über* Capefigue, Châteaubriand *und* Sismondi *durch Fragmente aus ihren neuesten Werken vermehrt.*

Möge auch diese Ausgabe den Werth der französischen Literatur, in ihren eigenthümlichsten und edelsten Productionen mehr herausstellen, und der richtigen Würdigung einer Sprache, deren Wichtigkeit nicht bestritten ist, förderlich sein.

Berlin, im October 1842.

F. Herrmann.

Zur vierten Ausgabe.

Bei der vierten Ausgabe dieses Handbuches habe ich die Biographien mit Angabe der neu erschienenen Werke bis auf die jetzige Zeit vervollständigt, und dieselbe mit folgenden Fragmenten vermehrt:

Les oiseaux et les poissons *von* Cuvier. Histoire de la philosophie *von* Dégerando. Le sentiment de la divinité *von* Saint-Pierre. La peste de Florence *von* Sismondi. De l'influence du climat

von Cousin. L'aspect des Pyramides d'Égypte *von* Volney. Mort de duc d'Enghien *von* Thiers.

Möge dadurch das Interesse, welches besonders Schulanstalten diesem Werke haben angedeihen lassen, gefördert, und mir die Freude werden, zur Belebung und Verbreitung des Studiums der französischen Sprache auch mitgewirkt zu haben.

Berlin, im April 1852.

F. Herrmann.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	IX
Balzac	545
Fragment des Chouans	548
Barante	349
Dispute entre le duc de Bretagne (Jean V) et le connétable de Clisson	351
Bignon	220
Guerre en Italie. Batailles de Montebello et de Marengo	223
Bouilly	66
Le Cocher de place. Conte	68
Campan	566
Voyage de Varennes	568
Capefigue	357
La Bataille de Waterloo, fragment des Cent Jours	745
Chateaubriand	101
Fragment d'Atala: les funérailles	108
Fragment du Génie du Christianisme.	
Vices et vertus selon la religion	114
De la foi	115
De l'espérance et de la charité	118
Athènes	120
Chute d'Artevelle	127
Le Château de Combourg	132
Constant	136
Discours sur les sociétés populaires	140
Cottin	177
Fragmens d'Élisabeth	180
Courier	382
Lettres écrites d'Italie	384
Première lettre particulière	389
Cousin	437
Du Fait de Conscience	441
De l'influence du climat	449
Cuvier	161
Éloge historique de M. André Thouin	166
Les oiseaux et les poissons	176
Daru	145
Siége de Candie par les Turcs	148
Degérando	234
De la grandeur d'âme	236
Histoire de la philosophie	242
Dumas (Math.)	193
L'expédition d'Égypte	196
Dumas (Alex.)	484
Fragment de quinze jours au Sinaï	487
Fragment du Speronare: l'Etna	494
Flahault s. **Souza.**	
Guizot	363
Fragment de l'histoire de la révolution d'Angleterre	368
Hugo	460
Fragment de Han d'Islande	465
Fragment de Notre-Dame de Paris	476
Humboldt	334
Fragment du Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau-Continent	338
Jacob le Bibliophile	582
Fragment des Médianoches	585
Janin	601
Fragmens de la vie d'Albert Durer	602

	Seite
Jouy	206
Moeurs de l'antichambre	210
Mort du maréchal Brune	214
Lacretelle (Ch.)	244
Fragmens de l'histoire de France depuis la restauration.	
1. Diverses condamnations	246
2. Révolution du Portugal	252
Lamennais	405
Sur le Suicide	408
Nazon	412
Physcon	414
Pensées diverses	414
Michaud	310
Fragment de l'histoire des Croisades	313
Michelet	591
Jules César. — Catilina	593
Mignet	504
Fragment de l'histoire de la Révolution française	505
Mirabeau	13
Discours sur les biens ecclésiastiques	18
Nodier	255
Des types en littérature	260
La Torre maladetta ou la Famine	270
Saint-Pierre	1
Fragment de Paul et Virginie	6
Le sentiment de la divinité	12
Salvandy	416
Fragment de Don Alonso	418
Fragment de l'histoire de Pologne	431
Ségur (L. Ph.)	83
Tableau de la situation politique de l'Europe à l'époque où Frédéric Guillaume II monta sur le trône de Prusse	86
Fragment de la guerre d'indépendance des États-Unis de l'Amérique	90
Segur (P. P.)	323
Le passage de la Bérézina	325
Sismondi	289
Fragment de l'histoire des Républiques italiennes	292
La peste de Florence	302
Fragment de l'hstoire des Français	306
Souza (Mad. de)	76
Deux Fragmens d'Adèle de Sénage	79
Staël (Mad. de)	43
Pompéia	50
De l'aspect de l'Allemagne	53
De l'art dramatique	55
Thierry	451
Fragment de l'histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands	453
Thiers	514
De l'état de la France de 1789 à 1793	517
Mort du duc d'Enghien	527
Vigny	557
Fragment de Cinq-Mars	559
Villemain	392
Fragment de l'examen de la littérature française au 18e siècle	395
Caractère de Cromwell	402
Volney	28
Méditation sur les ruines de Palmyre	32
La chute de Niagara	37
L'aspect des pyramides d'Égypte	41

Einleitung.

Die Literatur kann nur in dem Staate wahrhaft gedeihen in welchem Ruhe und Friede herrschen, und die Behörden literarischen Bestrebungen Achtung und Schutz erweisen. Keine dieser Bedingungen hatte in Frankreich statt, und konnte statt haben, als die Revolution von 1789 ausgebrochen war: das Staatsgebäude war zusammengestürzt, der König ohne Ansehen, die Religion vergessen, die Schulen aufgelöst, Handel und Gewerbe in Verfall, Factionen im Kampfe, und die unterliegende, der reiche Adel, auswandernd. In solcher wüsten Zeit war von Wissenschaft und Literatur kaum die Rede, daher erschienen auch wenige dauernde Geisteswerke. Nur Pamphlete und Zeitungen sprossen in grosser Menge hervor, da der zügellose Haufe sich ihrer bediente, um in Staatssachen seine Meinung geltend zu machen. Doch ward ein Zweig der Literatur in diesen Jahren bedeutend ausgebildet: die öffentliche Staatsberedsamkeit, welche durch die Kraft des Worts die Gemüther zu lenken versteht (Mirabeau S. 13.)

Etwas besser wurde es für die französische Literatur, als 1795 das Directorium an das Staatsruder kam. Es trat wenigstens ein Schein von Ruhe und Ordnung ein. Centralschulen wurden errichtet, 1796 die polytechnische Schule, und in demselben Jahre das Institut de France durch Vereinigung der Académie des Inscriptions und der Académie des Sciences organisirt. Doch herrschten noch die Zügellosigkeit der Journalisten, innere Unruhen und

äussere Kämpfe, und die würdigere Literatur fand nur wenig ermunternde Aufnahme.

Das Consulat, oder eigentlich Buonaparte, that zur Reorganisation des Staats neue wichtige Schritte. Ein Concordat mit dem Papste stellte die Kirche wieder her, und die Aufhebung der Proscriptionen führte viele Emigranten nach Frankreich zurück. Die Literatur hob sich etwas mehr, von dem ersten Consul öfters begünstigt (Chateaubriand S. 101).

Als Buonaparte sich 1804 zum Kaiser gemacht hatte und darauf die glänzenden Einrichtungen des alten Königthums wiederherstellte, suchte er auch Wissenschaft und Literatur neu zu beleben. Gelehrte wurden unterstützt, und wissenschaftliche Werke auf Kosten der Regierung herausgegeben. Dagegen wurde der zügellose Journalismus unterdrückt, und dadurch die Zahl der Tagesblätter geringer. Das Institut de France erhielt 1804 eine neue Organisation als Institut national in vier Classen, deren erste, von 63 Mitgliedern, für die physikalischen und mathematischen Wissenschaften; die zweite, von 40 Mitgliedern, für die französische Sprache und Literatur; die dritte, von 40 Mitgliedern, 8 fremden Associés und 60 Correspondenten, für alte Literatur und Geschichte; die vierte, von 20 Mitgliedern, 8 fremden Associés und 36 Correspondenten, für die schönen Künste bestimmt war. Eine kaiserliche Universität wurde zu Paris (17. März 1808) errichtet[1]), und Gelehrte (Noël, Cuvier S. 161) nach Holland und Norddeutschland gesandt, um die Unterrichts-Anstalten dieser Länder kennen zu lernen, und nach denselben die französischen zu organisiren. So lobenswerth alle diese Maassnahmen aber auch sind, doch konnten Geistesbildung und Literatur unter Napoleons Kaiserherrschaft nicht wahrhaft gedeihen: im Unterrichte herrschte ein verderblicher Geisteszwang und kleinlicher Mechanismus, und die Literatur war einer strengen Censur unterworfen. Zudem hielten Kriege einen grossen Theil der

[1]) Eug. Dubarle, histoire de l'université (de Paris) depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris, 1829, 2 Vol.

Franzosen im Auslande, und die Zeitereignisse beschäftigten zu sehr die Zurückgebliebenen.

Erst unter der Restauration lebte die französische Literatur völlig wieder auf, obschon der Gedanke und die Lehrfreiheit noch öfters durch Minister beschränkt wurden, und der Unterricht wieder in die Hände der Jesuiten kam. Dieses Gedeihen ist der Ruhe und dem Frieden, welche im Allgemeinen von 1815 bis 1830 in Europa herrschten, zuzuschreiben. Von Jahr zu Jahr erschien eine grössere Anzahl Bücher, und unter ihnen Werke, welche ewig leben werden. Die Kriege mit dem Auslande und die Emigration hatten den Franzosen eine theilweise Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur der fremden Völker verschafft (Staël, S. 43, Degérando S. 234, Sismondi S. 289). Diese Bekanntschaft wurde in den Jahren des Friedens erweitert; manche literarische Erzeugnisse des Auslandes wurden auf den heimischen Boden verpflanzt. Vornämlich fanden die englische und deutsche Sprache und Literatur Eingang: jene durch Walter Scott's Romane und Byron's und Th. Moore's Dichtungen; diese durch Goethe's, Schillers u. A. Werke. Dies blieb nicht ohne Einfluss auf die ästhetischen Ansichten der Franzosen. Es bildeten sich zwei Parteien, die sich einander in Schriften lebhaft bekämpften: die Classiker und die Romantiker. Jene dem Alten, Herkömmlichen anhängend; diese beabsichtigend, die beengenden Schranken der Boileau'schen Poetik zu durchbrechen, und in der Natur das Gesetz der Kunst zu suchen. Leider gingen manche Romantiker bald zur Formlosigkeit fort, und die Classiker würden leichten Sieg gehabt haben, wenn nicht Victor Hugo (S. 460) und einige andere Romantiker das eigentliche wahre Princip ihrer Schule in trefflichen Poesien dargelegt, und damit die Classiker aus dem Felde geschlagen hätten.

Bald darauf brach die Juli-Revolution von 1830 aus: die ernstere literarische Thätigkeit ward theilweise unterbrochen: der Journalismus gewann wieder die Oberhand; doch griff die Regierung kraftvoll ein, um ihn zu zügeln. Die Einrichtung der Schulen wurde verbessert (Cousin S. 437 und Guizot S. 363), und damit das zweckmässigste

Mittel zur Aufklärung des Volks ergriffen. Zu den vier Akademien: L'Académie française, L'Académie des Inscriptions et Belles-lettres, L'Académie des Sciences, L'Académie des Beaux-arts, welche durch Ordonnanz vom 21 März 1816 aus den vier Classen des Institut national gebildet waren, wurde am 27. October 1832 eine fünfte: L'Académie des Sciences morales et politiques hinzugefügt, deren gegenwärtiger Präsident Tocqueville ist. Es werden jetzt öffentliche Jahressitzungen der fünf vereinigten Akademien gehalten, wobei die vier andern Akademien durch Villemain, Langloy, Rayer und A. Dumont vertreten sind, und wobei auch über die vorzüglichsten Arbeiten die zuerkannten Preise verlesen werden. Ueberhaupt hebt die ernstere literarische Betriebsamkeit sich mehr und mehr, und es lässt sich hoffen, dass in der Zukunft Wissenschaft und Literatur noch höher als während der Restauration steigen werden[2]). Nur in neuester Zeit hatte wieder ein ungewöhnlicher Geist der Concurrenz den Pariser Journalismus ergriffen. Die Journale und Revuen schossen wie Pilze aus der Erde hervor, raisonnirten und polemisirten, von der Sucht nach Neuem und Pikantem beseelt, bis dass das gegenwärtige Oberhaupt Frankreichs, der Präsident Louis Napoléon, durch Erlassung strenger Gesetze (März 1852) der Presse neue Zügel anlegte.

Ueberblicken wir jetzt kurz die wichtigsten Erscheinungen in den einzelnen Zweigen der prosaischen Literatur seit 1789.

In der kirchlichen Beredsamkeit sind in unserm Zeitraume nur wenige ausgezeichnete Schriftsteller zu nennen: Denis de Frayssinous[3]) und Lamennais (S. 406). Dagegen erhob sich vorzüglich seit der Revolution die öffentliche Staatsberedsamkeit. Die ersten Muster in derselben sind: Mirabeau, B. Constant (S. 136)

[2]) Vergl. De la littérature française au 18e siècle, par C. Desmarais, Paris, 1833. — Statistique des Lettres et des Sciences en France. Par M. Guyot de Fère, Paris, 1834—35, 2 Vol.

[3]) Bischof von Hermopolis, geb. 1765, gest. 1841. Schriften: Défense du Christianisme, Paris, 1825, 3 Vol. und viele geistliche Reden.

und Foy[4]), und in neuster Zeit der Legitimist Berryer und v. Falloux, früher Minister des öffentlichen Unterrichts. Die gerichtliche Beredsamkeit bildete sich weiter aus, und fand an Dupin dem Aeltern einen trefflichen Bearbeiter[5]). Als akademischer Lobredner ist besonders G. Cuvier anzuführen.

Der Romane und Erzählungen giebt es eine grosse Menge[6]). Frau von Genlis[7]) trat mit mehreren historischen Romanen auf, die aber aller Wahrheit des Colorits entbehren; nur ihre anziehende Novelle: Mademoiselle de Clermont (Paris, 1802, in 18) verdient eine rühmliche Auszeichnung. Saint-Pierre (S. 1) schilderte treu die Schönheiten der Natur, welche Chateaubriand durch religiose Betrachtuugen noch mehr zur Anschauung brachte. Mad. de Souza (S. 76), Mad. Cottin (S. 177) und Mad. de Montolieu[8]) wussten zarte Verhältnisse und Gefühle anziehend uud ergreifend darzustellen. Mad. de Staël (S. 43), die, wie ein Schriftsteller sagt, den Kopf eines Mannes und das Herz einer Frau hatte, schuf im Fache des Romans ihre unsterblichsten Werke. Nodier (S. 255) und V. Hugo sind in schauerlichen Schilderungen gross. Durch W. Scott war der historische Roman in Ansehen gekommen und fand zahlreiche Bearbeiter: Salvandy

4) S. Choix de Rapports, Opinions et Discours prononcés à la Tribune nationale, depuis 1789 jusqu'à ce jour; recueillis dans un ordre chronologique et historique, Paris, 1818—1822, 20 Vol. Collection des principaux discours et choix de rapports et opinions prononcés à la Chambre des Pairs et à la Chambre des Députés, depuis la session de 1815 jusqu'à nos jours; recueillis dans un ordre chronologique, avec un précis historique; par M. Cadiot, Paris, 25 Vol.

5) S. Le Barreau français. Collection des Chefs-d'oeuvre de l'Éloquence judiciaire en France, recueillis par MM. Clair et Clapier, Paris, 1822-23, 16 Vol.

6) Vergl. Petite Bibliographie biographico-romancière (par A. N. Pigoreau), Paris, 1821-1831.

7) Stephanie Félicité Ducrest de St. Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von Genlis, geb. 1746, gest. 1830. Ihre Mémoires, Paris, 1825, 8 Vol.

8) Geb. 1751, gest. 1832. Ihr vorzüglichstes Werk ist der Roman: Caroline de Lichtfield, 2 Vol. in 12.

(S. 416), Henri de La Touche (Fragoletta. Naples et Paris en 1799, Paris, 1829, 2 Vol.; France et Marie, Paris, 1836, 2 Vol.) und Alexander Dumas [9]) (S. 484), von denen die beiden ersteren mit Glück ihre Stoffe aus der neuern Zeit nahmen; der Bibliophile P. L. Jacob (S. 582 suchte die Wahrheit der Schilderung durch treue Wiedergebung der Sprache zu heben; Alf. de Vigny (S. 557) durch Weglassung unhistorischer Personen; Sismondi durch gründliche Forschung der Geschichte und Sitten. Ausser diesen Autoren wären noch manche trefflicher Romane und Erzählungen zu nennen, wenn es der Raum erlaubte, als Kératry [10]), Pougens [11]), die Herzogin von Duras [12]), Charles Augustin Sainte-Beuve [13]), der Marquis de Custine [14]) u .s. w. Die Producte des Vicomte Vict. d'Arlincourt (geb. 1789, Requetenmeister im Staatsrathe, bedeutender im politischen Roman: Artevelde), sind in Fabel und Styl phantastisch, und die von Paul de Kock (geb. 1795; die Gesammtausgabe seiner Romane umfasst 140 Vol. in 12) zwar geistreich, aber häufig indecent. — In neuerer Zeit, namentlich seit der Juli-Revolution 1830, hat das Ueberspannte, Wirrenhafte mehr als je in diesem Fache Platz genommen, daher Goethe diese Literatur die Literatur der Verzweiflung nannte. Theilweise ist sie durch Nachahmung des Deutschen E. T. A. Hoffmann entstanden, aber

[9]) Chroniques de France. Isabel de Bavière, Paris, 1835, 2 Vol. Gaule et France, avec une introduction aux scènes historiques, Paris, 1842, in 12.

[10]) Hilarion Kératry, Staatsrath und Mitglied der Deputirten-Kammer, geb. zu Rennes 28. Decbr. 1769, gest, 1841. Romane: Les Derniers des Beaumanoirs, ou la tour d'Helvin, Paris, 1824, 4 Vol. in 12.; Frédéric Styndall, ou la fatale année, Paris, 1827, 5 Vol. in 12.; Saphir, ou Paris et Rome sous l'empire, Paris, 1835, 3 Vol.; Une vision, Paris, 1844.

[11]) Geb. 1755, gest. 1833. Contes, Paris, 1821, 3 Vol. in 12 etc.

[12]) Gest. 1829. Romane: Ourika, Paris, 1824, in 12.; Édouard. Paris, 1825, in 12.

[13]) Geb. zu Boulogne-sur-Mer 1804. Volupté, Paris, 1834, 2 Vol., nouv. édit. 1840, in 12.

[14]) Le Monde comme il est, Paris, 1835, 2 Vol., berühmter durch sein Russie en 1839 (Paris, 1843, 4 Vol.)

in Frankreich eigenthümlich ausgebildet worden. Die talentvollsten Schriftsteller dieser Richtung sind: Balzac (S. 545), Michel Raymond[15]), der geistreich-humoristische Jules Janin (S. 601), Eug. Sue[16]), Georges Sand[17]), Fré-

[15]) Dies ist der pseudonyme Name der drei Schriftsteller: Raymond Brucker, Leon Gozlan aus Marseille, geb. 1806, und Aug. Michel Benoît Gaudichot (Masson). Romane und Erzählungen: Le Maçon, moeurs populaires, Paris, 1828, 4 Vol. in 12.; nouv. éd. 1849; Daniel le Lapidaire ou Contes de l'atelier, Paris, 1831—33, 4 Vol.; Les Intimes, Paris, 1831, 2 Vol.; Les sept Péchés capitaux, Paris, 1833, 2 Vol.; Un Secret, Paris, 1835, 2 Vol.; Contes de Daniel le Lapidaire. La Lampe de fer, Paris, 1835, 2 Vol.; La Valise de Simon le borgne, Paris, 1836, 2 Vol. — Michel Masson (geb. zu Paris 1800) hat unter seinem eigenen Namen: Thadéus le Ressuscité, Paris, 1833, 2 Vol. Henriette, Paris, 1840, 2 Vol. Maria, roman inédit, Paris, 1840, 2 Vol. Un coeur de jeune fille, confidence, Paris, 1834. Souvenirs d'un enfant du peuple. Paris, 1840—41, 8 Vol. Les trois Marie, Paris, 1841, 2 Vol. Basile, Paris, 1841, 2 Vol. Un amour perdu, Paris, 1844, 2 Vol u. a. m. herausgegeben.

[16]) Geb. zu Paris um 1800. Romane: Plik et Plok, Paris, 1831; nouv. éd. 1841; Atar-Gull, Paris, 1831; La Salamandre, Paris, 1832, 2 Vol., 4e éd. 1840, in 12.; La Coucaratcha, Paris, 1832, 1834. 4 Vol. nouv. éd. 1842, in 18.; La Vigie de Koat-Ven, Paris, 1833, 4 Vol.; Cécile, Paris, 1834, in 12; Mathilde. Mémoire d'une jeune femme, Paris, 1841, 6 Vol.; Le Morne du diable, ou l'Aventurier, Paris, 1842, 2 Vol. — Ebenso belehrend als unterhaltend ist seine Histoire de la Marine française depuis le 15e siècle jusqu'à nos jours, Paris, 1835 ff., und die Histoire de la marine militaire de tous les peuples, depuis l'antiquité jusqu'à nos jours, Paris, 1841 ff. Auch sein historischer Roman: Jean Cavalier, ou les Fanatiques des Cévennes, Paris, 1840, 2 Vol. ist eine sehr gelungene Arbeit. Les mystères de Paris, 1842, 6 Vol.; Le juif errant, 1844, 10 Vol., noch oft gedruckt; Martin, l'enfant trouvé, ou les mémoires d'un valet de chambre, 1846.

[17]) Dies ist der Schriftsteller-Name der Baronin Dudevant. Es erschienen: Indiana, Paris, 1832, 2 Vol.; Valentine, Paris, 1832, 2 Vol.; Lélia, Paris, 1833, 2 Vol.; Le Secrétaire intime, Paris, 1834, 2 Vol.; Jacques, Paris, 1834, 2 Vol.; André, Paris, 1835; Leone Leoni, Paris, 1835; Gabriel, Paris, 1840; Les sept cordes de la lyre, 1840; Le Compagnon du tour de France. 1840, 2 Vol.; Pauline; les Missipiens, proverbe, Paris, 1841; Horace, 1842, 3 Vol.; Consuelo, 1842, 4 Vol.; Jeanne, suivi de Procope le grand, 2me épisode de la guerre des Hussites au 15me siècle, 1844, 2 Vol.; Isidora, journal d'un solitaire à Paris, 1845; Le meunier d'Angibault, 1845, 3 Vol., u. a. m. Als die Revue des deux Mondes sich Aenderungen in den gelieferten Artikeln erlaubte, schied Sand aus, und gründete 1841 ein neues

déric Soulié[18]), Xavier Boniface Saintine[19]), Gustave Drouineau[20]), der von Adolphe Monad's Lucile (1846) übertroffen wird, und Emile Souvestre. Sue's Producte sind durch den Beifall hervorgerufen, welchen des Americaners Cooper Romane gefunden haben. Ihre Scene ist die See; die Fabel und die Schilderungen ergreifend, grässlich: das Laster triumphirt. Dies ist nach Sue der Natur gemäss, und ihm deshalb poetische Regel. Von seinen Nachahmern ist Edouard Corbière[21]) der talentvollste. — Auch mehrere Damen: Mad. de Bawr (le Novice, Paris, 1830, 4 Vol., in 12. La fille d'honneur, Paris, 1841,

Journal: la Revue indépendante, das ein lebhaftes Interesse erregte. — Von J. Sand (ihrem Gatten?) erschien Rose et Blanche, nouv. éd. Paris, 1833, 2 Vol.

18) Custos der Arsenal-Bibliothek zu Paris, geb. zu Foix am 23. Dec. 1800, gest. im September 1847. Les deux Cadavres, Paris, 1832, 2 Vol., nouv. éd. revue et corrigée, Paris, 1840, in 18.; Le Port de Créteil, Paris, 1833, 2 Vol.; le Magnétiseur, Paris, 1833, 2 Vol., nouv. édit. 1841, in 12.; Le Comte de Toulouse, Paris, 1835, 2 Vol., nouv. éd. Paris, 1840, in 18.; Le Conseiller d'état, Paris, 1835, 2 Vol.; Le Vicomte de Béziers, Paris, 1836, 2 Vol., nouv. éd. 1840, in 18.; Un Été à Meudon, Paris, 1836, 2 Vol.; Six mois de correspondance. Diane et Louise, Paris, 1839, 2 Vol.; Le maître d'école, Paris, 1839, 2 Vol.; Un rêve d'amour, Paris, 1840; Confession générale, 1840, 4 Vol.; Le tombeau de Napoléon (en prose) 1840, in 12.; Les Mémoires du diable; 3e édit. 1840, 3 Vol. in 12.; Petits contes militaires, 1840, in 32.; Sathaniel, Paris, 1837, 2 Vol.; nouv. éd. 1841, in 18.; Physiologie du bas bleu, 1841, in 32; Les quatre Soeurs, 1841, 2 Vol.; Au jour le jour, 1845, 2 Vol.; La Comtesse de Mourion, 1846, 3 Vol.; Les drames inconnus, 1846, 6 Vol.; Le duc de Guise, 1846, 2 Vol., u. a. m.

19) Geb. zu Paris um 1790. Le Mutilé, Paris, 1832, u. a., besonders Cicciola. — Jonathan le visionnaire, 1825, 2 Vol. — L'esclave du pacha, 1845.

20) Geb. zu Rochelle. Le Manuscrit vert. Paris, 1832, 2 Vol.; Résignée, Paris, 1832, 2 Vol. u. a.

21) Ehemals Marine-Officier, Geb. zu Brest 1793. Le Négrier. Aventure de mer, Paris, 1832, 4 Vol. in 12.; La Mer et les Marins. Scènes maritimes, Paris, 1833; Contes de bord, Paris, 1833; Le Prisonnier de guerre. Roman maritime, Paris, 1835; Scènes de mer. Deux Lions pour une femme, Paris, 2 Vol.; Le Bancan. Roman maritime, Paris, 1836, 4 Vol. in 12; Tribord et Babord. Roman maritime, Paris, 1840, 2 Vol., u. a.

2 Vol. Robertine, Paris, 1842), Sophie Gay, gest. 1852, (un Mariage sous l'empire, Paris, 1832, 2 Vol. Le comte de Guiche, roman historique, Paris, 1844, 2 Vol.), Mad. Émile de Girardin, née Delphine Gay, die Herzogin von Abrantès (gest. den 7. Juni 1838), Mad. Charles Reybaud, Mad. la comtesse Dash u. A. haben in neuerer Zeit Romane geliefert, die sich zum Theil vortheilhaft auszeichnen.

Als Erzähler für die Jugend machten sich vorzüglich Bouilly (S. 66), Mad. Mallès de Beaulieu[22]) und Mad. Guizot (S. 363) beliebt.

Als Sittenschilderer gewannen Jouy (S. 206), der Graf von Santo Domingo[23]), und Balzac den meisten Beifall. Aus neuerer Zeit gehört in dieses Fach: Paris, ou le Livre des Cent-et-un, Paris, 1832—35, 15 Vol. Dieses Werk war zu seiner Zeit eine zu merkwürdige Erscheinung in der Literatur, als dass wir nicht einen Augenblick dabei verweilen sollten. Seine Entstehung ist folgende: Der durch seine bedeutenden literarischen Unternehmungen bekannte Pariser Buchhändler Ladvocat war durch die seinem Geschäfte höchst nachtheiligen Zeitumstände in eine missliche Lage gerathen. Um ihm wieder aufzuhelfen, vereinigten sich alle in Paris lebende Schriftsteller, ihm jeder unentgeltlich zwei Kapitel zu einem Werke zu liefern, das den Titel: Le Diable boiteux à Paris, ou Paris et les Moeurs comme elles sont, führen sollte. Dieser Titel ist seitdem in den obigen abgeändert, der Plan aber, nämlich Paris und dessen Sitten zu schildern, beibehalten. Zu obigen 15 Theilen haben nahe an 150 Schriftsteller von den verschiedensten politischen Ansichten Beiträge geliefert.

22) Gest. 1825. Von ihr: Contes d'une mère à sa fille, Paris, 1817, 2 Vol. in 12; Le Robinson de douze ans, Paris, 1818, in 12; Contes à ma jeune famille, Paris, 1819, in 12. etc., alle noch oft gedruckt.

23) Geb. 1785, gest. 1832. Schriften: Tablettes romaines, Paris, 1824; nouv. édit. 1829, 2 Vol. in 18. Tablettes parisiennes, Paris, 1825.

Die Geschichtschreibung machte in unserm Zeitraume bedeutende Fortschritte. Die Quellen, namentlich die der Nationalgeschichte, wurden durch die Bemühungen J. Alex. Buchon's [24]), Guizot's, Claude-Bernard Petitots [25]), Michaud's und Poujoulat's (S. 313) u. A. zugänglicher; die Forschung, dadurch erleichtert, wurde immer strenger; Aug. Thierry (S. 452) zeigte das Wesen der Volksgeschichte.

Hinsichtlich des Princips der Geschichtschreibung machten sich drei Schulen bemerklich: 1. die systematische oder rationelle Schule. Sie stellt die Thatsachen massenweis zusammen, so dass sich daraus Folgerungen und Ideen ergeben. Ihr Haupt ist jetzt Guizot. 2. Die beschreibende Schule. Sie schreibt die Geschichte ohne Reflexion: sie erzählt einfach die Ereignisse und schildert die Sitten, und überlässt das Urtheil dem Leser. Barante (S. 349) ist der Begründer dieser Schule; Amédée und Augustin Thierry (S. 451) und Capefigue (S. 573) ihre bedeutendsten Anhänger. 3. Die fatalistische Schule. Sie erzählt die Hauptvorfälle, und stellt die guten oder bösen Thaten der Individuen als nothwendige Folgen derselben dar. Mignet (S. 504) und Thiers (S. 514) gehören zu dieser Schule.

Die allgemeine Geschichte wurde behandelt von Louis Pierre Anquetil [26]): Précis de l'histoire universelle, Paris,

[24]) Geb. 1791, gest. im Mai 1846. Collection des Chroniques nationales françaises du 13e au 16e siècle, Paris, 1824. Recherches et matériaux pour servir à une histoire sur la domination française aux XIIIe, XIVe et XVe siècles, dans les provinces démembrées de l'empire grec, à la suite de la quatrième croisade; 1 et 2 parties, Paris, 1840. Chroniques étrangères relatives aux expéditions françaises pendant le 15e siècle (Collection du Panthéon littéraire), Paris, 1840.

[25]) Geb. zu Dijon 1772, gest. 1825. Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'au commencement du 17e siècle, Paris, 1819 ff., 52 Vol., (1e série). — Collection des Mémoires relatifs à l'Histoire de France, depuis l'avénement de Henri IV jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763, Paris, 1820 ff., 56 Vol. (2e série).

[26]) Historiograph von Frankreich, Mitglied des Instituts, geb. zu Paris 1723, gest. 1808.

1797, 9 Vol. in 12. (und noch oft), L. Ph. Ségur (S. 83), und in Fragmenten von Chateaubriand. Die alte Geschichte fand Bearbeiter an E. G. Arbanère (Analyse de l'histoire romaine, Paris, 1840, 4 Vol.), der eine philosophisch-kritische Analyse der römischen Geschichte verfasst hat, an Pierre Charles Levesque[27]), die Vorgänger verständig benutzend, an dem gründlichen Étienne Clavier[28]) und dem philosophischen Jules Michelet (S. 591). Die mittlere und neuere Geschichte wurden geschrieben von Chph. Wilh. Koch[29]) und dessen Schüler, dem reich belesenen Friedr. Schöll[30]). — Die Kirchengeschichte wurde gründlich und mit philosophischem Geiste erforscht von Jacques Matter[31]). Die Geschichte Frankreichs schrieb, flach, der obengenannte Anquetil (Histoire de France depuis les Gaulois jusqu'à la fin de la monarchie, Paris, 1805 ff., 14 Vol. in 12, revue et continuée depuis 1789 jusqu'en 1830, par Th. Burette, Paris, 1841, 4 Vol., und dessen erster Fortsetzer Jean Pierre Gallais[32]); gründlicher Sismondi, Capefigue und Michelet, und für's Volk Félix Bodin[33]). Von der

[27]) Geb. 1736, gest. 1813. Histoire critique de la République romaine, Paris, 1807, 3 Vol.

[28]) Mitglied des Instituts, geb. zu Lyon 1762, gest. 1817. Histoire des premiers temps de la Grèce, depuis Inachus jusqu'à la chute des Pisistratides, Paris, 1809, 2 Vol, 2e édit. Paris, 1822, 3 Vol.

[29]) Prof. der Geschichte zu Strasburg, geb. 1837, gest. 1813. Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen-âge, jusqu'à l'an 1453, Strasbourg, 1790, 3 Vol; Tableau des révolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident jusqu'à nos jours, Paris, 1807, 3 Vol., nouv. édit. 1823.

[30]) Geb. 1766. Königl. Preuss. Geh. Ober-Regier.-Rath; gest. zu Paris 1833. Cours d'histoire des états européens depuis le bouleversement de l'empire romain d'Occident jusqu'en 1789. Berlin et Paris, 1830—1835, 47 Vol.

[31]) General-Inspector der Pariser Universität, geb. zu Alt-Eckendorf 1791. Histoire universelle de l'Église chrétienne, Strasbourg et Paris, 1829 ff., 4 Vol; Histoire critique du gnosticisme, ebend., 1828, 2 Vol.; Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles, T. I. Paris, 1836.

[32]) Geb. zu Doué 1756, gest. 1820.

[33]) Geb. zu Saumur 1795. Résumé de l'histoire de France jusqu'à nos jours, Paris, 1821, in 18., noch oft gedruckt.

Special-Geschichte Frankreichs behandelten die Geschichte der Civilisation Frankreichs: Guizot; der Gallier: Amédée Thierry; des südlichen Galliens: Fauriel[34]; der Franken: der Graf von Peyronnet[35]; des sechzehnten Jahrhunderts: P. L. Jacob (S. 582); der Niederlassungen der Normannen in Frankreich: Georg Bernhard Depping[36]; der Herzöge von Burgund: Barante; der Herzöge von Orleans: P. S. Laurentie[37]; der Bartholomäusnacht: J. M. V. Audin[38]; der Fronde: der Graf von Saint-Aulaire[39]; der Regentschaft: Pierre Édouard Lemontey[40]; der Revolution von 1789 bis 1815: Ch. Lacretelle (S. 244), Mignet, Thiers, der Abbé Comte de Montgaillard[41], de Norvins[42], A. C. Thibeaudeau[43], B. J. B. Buchez und P. C. Roux[44],

34) Geb. 1772, gest. 1844. Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérans germains, Paris, 1836, 4 Vol. Histoire de la littérature Provençale, Paris, 1846.

35) Ex-Minister Karls X. Geb. zu Bordeaux 1775. Histoire des Francs, Paris, 1835, 2 Vol.

36) Geb. zu Münster 1784. Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leurs établissemens en France au 10ème siècle, Paris, 1826, 2 Vol.; ferner: Histoire de la Normandie sous le règne de Guillaume-le-Conquérant, Paris, 1835, 2 Vol.

37) Geb. 1793. Histoire des ducs d'Orléans, Paris, 1832—1834, 4 Vol.

38) Geb. zu Lyon um 1789. Histoire de la Saint-Barthélemy, d'après les chroniques, mémoires et manuscrits du 16e siècle, Paris, 1826.

39) Franz. Gesandter in Wien. Histoire de la Fronde, Paris, 1827, 3 Vol.; neuste Auflage: Paris, 1841, 2 Vol.

40) Mitglied der Akademie, geb. zu Lyon 1762, gest. 1826. Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV jusqu'au Ministère du cardinal de Fleury, Paris. 1832, 2 Vol.

41) Geb. um 1770. Histoire de France, depuis la fin du règne de Louis XVI jusqu'à l'année 1825, Paris, 1826—28, 9 Vol. Hiezu: Histoire de France, depuis 1825 à 1830, Paris, 1829—1833, 4 Vol.

42) Geb. 1769. Histoire de Napoléon, Paris, 1827. 28, 4 Vol. Essai sur la révolution française depuis 1789, jusqu'à l'avénement de Louis-Philippe d'Orléans, Paris, 1832, 2 Vol.

43) Histoire générale de Napoléon, Paris, 1827—1828, 5 Vol. le Consulat et l'Empire, ou Histoire de la France et de Napoléon Bonaparte, de 1799 à 1815, Paris, 1835, 10 Vol.; 2e éd. Paris, 1837—38, 10 Vol., ornés de 50 portraits.

44) Histoire parlementaire de la Révolution française, Paris, 1833 ff.

und Eugène Labaume[45]), und der Zeit der Restauration: der Abbé Comte de Montgaillard, de Norvins, Ch. Lacretelle und Capefigue. Wir übergehen die vielen zum Theil recht werthvollen Special-Geschichten einzelner Provinzen und Städte, indem wir nur Jacq. Ant. Dulaure's[46]) Histoire physique, civile et morale de Paris, Paris, 1823, 10 Vol.; nouv. éd., Paris, 1838, 8 Vol., gedenken, mehr als Chronique scandaleuse berühmt und von Vins. de St. Victor (1775 geb.) widerlegt. Die Geschichte des Auslandes fand Bearbeiter, England in Guizot, Villemain (S. 395) und Aug. Thierry; Preussen in L. Ph. Ségur, und Camille Paganel (Histoire de Frédéric le Grand, Paris, 1830, 2 Vol.); Polen in Claude Carloman de Rulhières[47]), Ferrand[48]) und Salvandy; die italienischen Republiken in Sismondi; Venedig in Daru (S. 145); das neue Griechenland in Franç. Charles Huguet Laurent Poqueville[49]); und die Kreuzzüge in Michaud.

Die Kriegsgeschichte wurde behandelt von M. Dumas, dem Baron Henri de Jomini, gest. 1845[50]), Marquis George de Chambray[51]), dem Marschall Gouvion Saint-Cyr[52]) und dem romantischen Grafen P. P. Ségur (S. 325.)

[45]) Histoire monarchique et constitutionelle de la Révolution française, Paris, 1834 ff.

[46]) Geb. zu Clermont 1755, gest. 1835.

[47]) Geb. 1735, gest. 1791. Histoire de l'anarchie de Pologne, Paris, 1807, 4 Vol., nach R's Tode auf Befehl Napoleons herausgegeben.

[48]) Graf Ant. de Ferrand, Staatsminister, Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie, geb. zu Paris, 1751, gest. 1825. Histoire des trois démembremens de la Pologne, Paris, 1820, 3 Vol.

[49]) Geb. in Merlerault 4 Nov. 1770, gest. den 21. December 1838. Histoire de la régénération de la Grèce, Paris, 1825, 4 Vol.

[50]) Russ. General-Lieutenant, geb. in der Schweiz 1779. Traité des grandes opérations militaires (guerres de Frédéric II et de la Révolution). Paris, 1803 ff. 18 Vol., u. m. a. Schr.

[51]) General-Major; geb. zu Paris 1783. Histoire de l'Expédition de Russie (1812), Paris, 1823, 2 Vol., 2e édit. 1825, 3 Vol.; nouv. éd. 1838, 3 Vol.

[52]) Geb. zu Toulon 1764, gest. 1830. Mémoires sur les cam-

Die Kunstgeschichte erhielt vorzügliche Bearbeiter an Jean Baptiste Louis Georges Seroux d'Agincourt[53]), Ant. Chrysostôme Quatremère de Quincy[54]) und Jean Duchesne[55]).

Von der Literaturgeschichte bearbeitete die griechische und römische: Friedrich Schöll[56]); die des Südens: Sismondi; die italienische: Pierre Louis Ginguené[57]); die deutsche: A. Peschier (Paris et Genève, 1836, 2 Vol., bei Cotta 1843 erschienen); die französische: Marie Jos. Chénier[58]), Barante, Raynouard (S. 59), Villemain, J. B. de Roquefort, Saint-Marc-Girardin und Phil. Chasles, C. A. Sainte-Beuve (S. Note 13), Amadée Duquesne, Nisard (Histoire de la littérature fr., Paris, 1846, 2 Vol. Didot frères), u. A.

Von den Bearbeitern der Geschichte der einzelnen Wissenschaften führen wir nur die der Geschichte der Philosophie an: Cousin und Phil. Damiron: Essai sur l'histoire de la Philosophie en France au 19e siècle, 3e édit. Paris, 1834, 2 Vol. Letzterer hält auf der Universität zu Paris Vorlesungen über die Geschichte der Phi-

pagnes des armées du Rhin et de Rhin et Moselle, de 1792 jusqu'à la paix de Campo-Formio, Paris, 1829, 4 Vol.; sous le directoire, le consulat et l'empire, Paris, 1831, 4 Vol.

53) Geb. zu Beauvais 1730, gest. 1814. Histoire de l'art par les monumens, Paris, 1811—20, 6 Vol. fol.

54) Beständiger Secretär der Akademie der schönen Künste, geb. zu Paris 1775. Histoire des plus célèbres architectes, Paris, 1830, 2 Vol. in 4; Dictionnaire hist. d'Architecture, Paris, 1833, 2 Vol., in 4; Histoire de Raphaël, Paris, 1824; Canova et ses ouvrages, Paris, 1834; Histoire de Michel-Ange Buonarotti, Paris, 1835.

55) Custos an der Königl. Bibliothek zu Paris, geb. zu Versailles 1779. Essai sur les Nielles, gravures des orfèvres florentins du 15e siècle, Paris, 1826; Voyage d'un Iconophile. Paris, 1834.

56) S. Note 30. Histoire de la littérature grecque profane, 2e édit. Paris, 1823—24, 8 Vol. — Histoire abrégée de la littérature romaine, Paris, 1815.

57) Mitglied des Instituts, geb. zu Rennes 1748, gest. 1816. Histoire littéraire d'Italie, Paris, 1811-24, 9 Vol.; fortgesetzt von F. Salfi, T. 10—14, Paris, 1834—35.

58) Mitglied des Instituts, geb. zu Constantinopel 1764, gest. 1811. Tableau histor. de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1788, Paris, 1816.

losophie. Sein Vortrag ist zwar trocken, seine Betrachtungsweise jedoch vorurtheilsfrei, und seine Einsicht in die Verhältnisse der speculativen Philosophie meist klar.

Cousin und Villemain sind im Mai 1852 als Professoren an der Universität abgesetzt.

An Memoiren ist die französische Literatur sehr reich. Ein grosser Theil derselben ist indessen unecht, und wenn wir schon P. L. Jacob als einen solchen Memoirenschreiber bezeichnet haben, so können wir noch den Baron Étienne Léon de Lamothe-Langon [59]) nennen. Von den echten erwähnen wir nur der Mémoires du duc de Saint-Simon [60]), de la Marquise de La Roche Jacquelin, der Mémoires de Madame Campan (S. 566), der Collection des Mémoires relatifs à la Révolution française von Saint-Albin Berville und J. F. Barrière, Paris, 1822—23, 3 Vol. und der Mémoires de Napoléon.

Auch das Feld der Biographie ist vielfach angebaut worden. Wir gedenken der Biographie universelle. Paris, bei Michaud, 1811 ff. 68 Vol., der Biographie nouvelle des Contemporains, Paris, 1820 ff., 2 Vol. und der noch bessern Biographie universelle et portative des Contemporains, Paris, 1826 ff., 4 Vol.

Auch der Reisebeschreibungen giebt es eine grosse Menge. Wir erwähnen nur Volney (S. 28), Alex. von Humboldt (S. 334), Chateaubriand, Alphonse de Lamartine [61]), und Baron von Haussez (Ex-Minister) [Alpes

[59]) Geb. zu Montpellier 1766 oder 1790. Mémoires d'un pair de France; Mémoires de la comtesse Dubarry; Mémoires d'une femme de qualité, etc.

[60]) Geb. 1720, gest. 1799. Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la régence. Publiés sur le manuscrit original, entièrement écrit de la main de l'auteur. Par le marquis de Saint-Simon, pair de France. Nouv. édition, revue et corrigée, Paris, 1841, 38 Vol. in 18.

[61]) Geb. zu Mâcon 1792. Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient 1832—1833, ou Notes d'un voyageur, Paris, 1835, 4 Vol. Von 1845 bis 1851 gab er folgende in Paris erschienene Werke heraus: Histoire des Girondins, 8 Vol. Histoire de la révolution de 1848, 2 Vol. Les Confidences, 1 Vol. Nouvelles Confidences, 1 Vol. Geneviève, histoire d'une servante, 1 Vol. Raphaël, 1 Vol. Le tailleur de pierres de Saint-Point. Récit villageois, 1 Vol.

et Danube, 2 Vol., Paris, 1837. Reisen in der Schweiz, Steiermark, Ungarn, u. s. w.]

Die philosophischen Ansichten der Franzosen erfuhren in unserm Zeitraume eine bedeutende Umgestaltung. Der Sensualismus wurde durch die schottische Philosophie verdrängt, und nach dieser suchte und sucht sich die deutsche Philosophie Bahn zu brechen. Wenn auch das Gedeihen der speculativen Philosophie, als Culminationspunkt einer ganzen volksthümlichen Bildung, in Frankreich andere Zustände und Bedingungen der Entwickelungen voraussetzen dürfte, als diejenigen sind, welche sich aus den gegenwärtigen Verhältnissen der französischen Bildung ergeben, so ist es doch sehr erfreulich und verdienstlich, dass die neueren französischen Philosophen ihre Aufmerksamkeit dieser wichtigen Erscheinung auf der Bühne des geistigen Lebens zuzuwenden anfangen, welche in Deutschlands neuster Geschichte eine so bedeutende Rolle spielt. Die philosophischen Schulen, welche in unsern Zeitraum fallen, sind[62]: 1. die sensualistische Schule oder der Sensualismus. Sie betrachtet das Empfindungsvermögen als die Basis, das Princip aller Entwickelungen in unserm Geiste. Von ihr rührt der Materialismus in der Metaphysik, Moral, Politik, Aesthetik und Religion her. Ihre Anhänger: G. Cabanis[63], Destutt de Tracy[64], Volney, Dom. Jos. Garat[65], P. F. Lancelin[66], Fr. Jos. Victor Broussais[67], Joh. Jos. Gall[68], P. Hyac. Azaïs[69]. 2. Die theologische Schule oder der Katholicismus. Sie geht in Allem von der Offenbarung aus. Von ihr rührt

62) S. das oben angeführte Werk von Damiron.

63) Arzt und Literator, geb. 1757, gest. 1808. Oeuvres, Paris, 1823—25, 5 Vol.

64) Mitglied der französischen Akademie, geb. 1754, gest. 1836. Élémens d'idéologie, nouv. éd. Paris, 1817—1818, 4 Vol.

65) Mitglied des Instituts, geb. 1749, gest. 1833.

66) Marine-Ingenieur, gest. 1809. Théorie physico-mathématique de l'organisation des mondes, Paris, 1805.

67) Berühmter Arzt, geb. 1772.

68) Der berühmte Entdecker der Schädellehre, geb. 1783, gest. 1828.

69) Geb. 1766. Système universel, Paris, 1810—12, 8 Vol., u. m. a. Schr.

eine halb spiritualistische, halb mystische Psychologie, Moral, Kunstansicht und Religion her. Ihre Anhänger: Jos. de Maistre[70]), Lamennais, L. G. A. Vicomte de Bonald[71]), geb. 1754, gest. 1840, Baron d'Eckstein[72]), P. Sim. Ballanche[73]), Louis Claude Saint-Martin[74]). 3. Die eklektische Schule oder der rationelle Spiritualismus. Das Princip dieser Schule ist weder die Empfindung, noch die Offenbarung. Sie erkennt indessen beide an, und schätzt sie nach ihrem Werthe. Sie geht von dem Bewusstsein aus, und deducirt durch die Vernunft eine philosophische Theorie, welche die zwei Systeme, zwischen die sie als Vermittlerin tritt, vervollständigt oder erläutert. Von ihren Anhängern sind die wichtigsten: Kératry (S. Note 10), Jos. Droz[75]), Degérando, Pierre La Romiguière[76]), Royer-Collard, Cousin, Théodore Jouffroy[77]) (geb. 1756, gest. 1842), E. Lerminier[78]).

[70]) Königl. sardin. Staatsminister, geb. 1753, gest. 1821. Soirées de St. Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de de la Providence, Paris, 1821, 2 Vol. Du Pape, Paris, 1819, 2 Vol. Die vollständige Ausgabe seiner Schriften wurde veranstaltet unter dem Titel: Oeuvres du comte J. de Maistre. Montrouge, 1841.

[71]) Théorie du pouvoir politique et religieux dans la société civile. Constance, 1796, 3 Vol. Recherches philos. sur les premiers objets des connaissances morales, Paris, 1818. 1826, 2 Vol. Oeuvres, Paris, 1817—19, 12 Vol.

[72]) Herausgeber der Zeitschrift: Le Catholique, 1826 ff.

[73]) Ehemals Buchhändler, geb. 1776. Essai sur les institutions sociales dans leur rapport avec les idées nouvelles, Paris, 1818. Essais de Palingénésies sociales, 3 Vol.

[74]) Stifter der theosophischen Secte: der Martinisten, geb. 1743, gest. 1803. Verf. mehrerer Schriften.

[75]) Mitglied der franz. Akademie, geb 1773, gest. 1850. De la philosophie morale, ou des différens systémes sur la science de la vie, Paris, 1823, Oeuvres, Paris, 1826, 2 Vol.

[76]) Prof. der Philosophie, geb. um 1756, gest. 1837. Leçons de philosophie sur les principes de l'intelligence, Paris, 1815—1818, 2 Vol. 4e édit. 1826.

[77]) Geb. 1796, gest. 1842. Von ihm: Mélanges philosophiques, Paris, 1833, 2e édit. 1838. Auch hat er Dr. Stewart's Esquisses de philosophie morale, Paris, 1826, 4e édit. 1848, und Th. Reid's oeuvres, Paris, 1836, übersetzt.

[78]) Ehemaliger Requetenmeister im Staatsrathe, Mitarbeiter an

Die Sprache gewann in unserm Zeitraume an Kraft und Frische; jene namentlich durch die politischen Redner, diese vorzüglich durch die Romanschreiber und durch die Salons von Paris, in denen sich das grosse Conversations-Talent der Franzosen und der ihnen eigene Sinn für Formfertigkeit recht herausgestellt. Die Gewandtheit und Leichtigkeit ihrer Ausdrucksweise ist erstaunlich. — Die grammatische und lexikalische Bearbeitung der Sprache wurde täglich gründlicher betrieben. Gute Grammatiken gaben F. Urb. Domergue[79]), Jean Pons Victor Legoutz de Lévizac[80]), Pierre Alex. Lemare[81]), F. Boinvilliers-Desjardins[82]), F. Noël und C. P. Chapsal[83]), und der compilirende C. P. Girault-Duvivier[84]). Neue treffliche Wörterbücher erschienen von P. Cl. Vict. Boiste[85]), Nodier (S. 255), J. Ch. Thiébault de Laveaux[86]) und François Raymond[87]). Die Etymologie behandelten besonders:

der Revue des deux mondes, geb. am 29. März 1803; Philosophie du droit. Paris, 1831, 2 Vol.; Influence de la philosophie du 18e siècle sur la législation et la sociabilité du 19e siècle, Paris, 1833; Lettres philosophiques à un Berlinois, Paris, 1833; Etudes d'histoire et de philosophie, Paris, 1836, 2 Vol.

[79]) Geb. 1745, gest. 1810. Grammaire française simplifiée, 4e édit. Paris, 1792. — Manuel des étrangers amateurs de la langue française, Paris, 1805.

[80]) Gest. 1813. L'art de parler et d'écrire correctement la langue fr. Londres, 1797, 7e édit. Paris, 1822, 2 Vol.

[81]) Geb. 1766, gest. 1835. Cours de la langue fr. Paris, 1807, 2e éd. 1819, 2 Vol.

[82]) Geb. 1766, Grammaire raisonnée, Paris, 1818, 2 Vol.

[83]) Nouvelle Grammaire fr. 35e édit. 1842 und noch oft.

[84]) Geb. 1765, gest. 1832. Grammaire des Grammaires, Paris, 1811, 8e édit. 1836, in 4., nouv. édit. 1850.

[85]) Geb. 1765, gest. 1824. Dictionnaire de la langue fr. Paris. 1800, 7e édit. 1829, 1 Vol. 4.

[86]) Geb. 1749, gest. 1827. Nouveau Dictionnaire de la langue franç. Paris, 1820, 2e édit. 1828, 2 Vol. in 4. — Dictionnaire raisonné des difficultés de la langue franç. Paris, 1818, 2e édit. 1822, 2 Vol.

[87]) Geb. zu Lyon 1769. Dictionnaire général de la langue franç. Paris, 1832, 2 Vol. in 4. 2e édit. 1835. — Supplément au Dictionnaire de l'Académie, contenant les termes appropriés aux arts et aux sciences, et les mots nouveaux, Paris, 1824, 4. auch in neuen Ausgaben.

J. B. de Roquefort[88]), und F. Noël und L. J. Carpentier[89]); die Synonymen F. Guizot, und der vorerwähnte de Laveaux[90]). Wir übergehen die zahlreichen Schriften über die einzelnen Dialekte. Eine Histoire de la langue française gab der Abbé Gab. Henry, Paris, 1812, 2 Vol. — Courier (S. 382) suchte die neue Sprache mit energischen Wörtern aus den alten französischen Autoren zu bereichern, in welchem Bemühen ihn Ch. Pougens (s. Note 11) durch seine werthvolle Archéologie française, ou Vocabulaire des mots anciens tombés en désuétude, et propres à être restitués au langage moderne, Paris, 1825, 2 Vol. unterstützte. Ueberhaupt wurde in unserm Zeitraume viel für Erweckung der alten französischen Autoren gethan, namentlich durch D. M. Méon, Fr. Pluquet, J. B. de Roquefort, den berühmten Buchdrucker G. A. Crapelet und Edgar Quinet[91]). Von der Collection des anciens monumens de l'histoire et de la langue française erschienen 10 Vol. Die Autoren der Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. wurden während der Restauration häufig wieder gedruckt, begleitet von Noten und Commentaren. Auch in der neuesten Zeit, wo man in Frankreich viel Geschmack an Vorstellungen der Tragödien der ältern Classiker zu finden scheint, sind besonders die Werke von P. Corneille, Molière und Racine in neuen Auflagen erschienen.

So wie die ästhetischen Ansichten ihre beengenden Fesseln ablegten, wurde auch die literarische Kritik

88) Dictionnaire étymologique de la langue franç. Paris, 1829, 2 Vol.

89) Philologie française, ou Dictionnaire étymologique, critique, historique, anecdotique, littéraire, contenant un choix d'archaïsmes, de néologismes, d'euphémismes, d'expressions figurées ou poétiques, de tours hardis, d'heureuses alliances de mots, de solutions grammaticales etc. pour servir à l'histoire de la langue franç. Paris, 1831, 2 Vol.

90) Dictionnaire synonymique de la langue franç. Paris, 1826, 2 Vol.

91) Vergl. Fried. Wolf über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, etc. Wien, 1833.

vorurtheilsfreier, gründlicher. Wir nennen vor Allen C. A. Sainte-Beuve (Critiques et Portraits littéraires, Paris, 1832—1836, 3 Vol. Port-Royal, Paris, 1842, 2 Vol. noch oft gedruckt, welcher zuerst die Franzosen von der unfruchtbaren Bewunderung des 17. Jahrhunderts befreite, und sie auf die Schriftsteller des Auslandes, namentlich Deutschlands, hinwies. Seit 1844 ist er Mitglied der französischen Akademie (für Delavigne). Ihm strebten nach: Philarète Chasles, seit 1841 Professor der nördlichen Literaturen am Collége de France, hielt sehr besuchte Vorlesungen über die nordischen Literaturen, Saint-Marc-Girardin (De l'instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne, Paris, 1839, Cours de littérature dramatique, Paris, 1844), Gustave Planche[92]) und der geist- und kenntnissreiche Literarhistoriker Jean Jacques Ampère[93]).

[92]) Portraits littéraires, Paris, 1836, 2 Vol.

[93]) Geb. zu Lyon 1800. Littérature et Voyages, Paris, 1833. Histoire de la littérature française au moyen-âge, comparée aux littératures étrangères, Paris, 1841. Seine Histoire littéraire de la France, Paris, 1839. 40, 3 Vol. zeigt von gesunder Kritik und gründ-Forschung. 1841 erschien von ihm: Sur la formation de la langue française, Paris, 3 Vol., dem ein hoher Werth nicht abzusprechen ist.

SAINT-PIERRE.

JACQUES HENRI BERNARDIN DE SAINT-PIERRE, *von edler Familie, wurde zu Havre am* 19. *Januar* 1737 *geboren. Von Jugend an zeigte er die einsiedlerischen Neigungen und den heftigen, misstrauischen, widerspänstigen Character, welche die Quellen seiner Leiden und Fehler, seiner Freuden und seines Ruhmes geworden sind. Da er gern Reisebeschreibungen las und nur von Robinsonaden träumte, so glaubten seine Eltern eine Neigung zum Seewesen in ihm zu entdecken, und liessen ihn auf dem Schiffe seines Onkels eine Reise nach Martinique machen. Saint-Pierre aber konnte sich in die Schiffs-Subordination nicht fügen, und so wurde er, nachdem er Amerika gesehen hatte, zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien nach Caen, und später nach Rouen gebracht. Mit glänzenden Zeugnissen über seinen Fleiss entlassen, besuchte er darauf, seit* 1757, *die* École des Ponts-et-Chaussées, *und wurde* 1760, *nach seiner Aufnahme in das Ingenieur-Corps, unter den Befehlen des Grafen von Saint-Germain nach Düsseldorf gesandt. In dieser Stellung hätte er sich ein ehrenvolles Amt gewinnen können; aber seiner Unverträglichkeit wegen wurde er bald seiner Functionen entbunden und nach Frankreich zurückgeschickt. Hier empfingen ihn seine Vorgesetzten und seine Angehörigen sehr unfreundlich, und von diesem Augenblick an beginnt das abenteuerliche Leben, welches, wenn es gleich ihn als Menschen unter einer wenig schätzbaren Aussenseite zeigt, sehr viel dazu beigetragen hat, sein schriftstellerisches Talent zu entwickeln, und ihm den Anstrich wilder und sanfter Schwermuth, die romantischen Ideen und den beissenden Ton zu geben, wodurch seine Schriften einen so originellen Character erhalten haben. Er wurde als Ingenieur-Geograph nach Malta gesandt, kehrte*

bald nach Paris zurück, ertheilte Privatunterricht in der Mathematik, reiste nach Amsterdam, arbeitete hier an einer Zeitschrift mit, begab sich nach St. Petersburg, von da nach Moskau, wurde als Unter-Lieutenant im Ingenieur-Corps angestellt und sogar bis zum Hauptmann befördert, besuchte Finnland, kehrte nach St. Petersburg zurück, ging nach Warschau, dann nach Wien, nach Warschau zurück, darauf nach Dresden und Berlin, und sah im November 1766 *Frankreich wieder. Der grösste Theil dieser Reisen wurde durch seinen Character veranlasst: er wollte Dienste nehmen, aber so wie er eine Anstellung erhalten konnte, schlug er sie leichtsinnig aus. Deshalb sah er sich nun bei seiner Rückkunft nach Havre ohne Amt und ohne Existenz-Mittel. Seine Eltern und Verwandten waren theils gestorben, theils zerstreut: er wandte sich an das Ministerium. Dies ertheilte ihm ein Patent als Ingenieur für Ile de France, und wies ihm Madagascar zum Aufenthaltsorte an. Mit schwärmerisch-philanthropischen Hoffnungen begab er sich dahin, veruneinigte sich aber bald mit seinen Collegen und seinem Chef, und kehrte nach dreijährigem Aufenthalte, im Juni* 1771, *ohne Geld, indessen reich an Beobachtungen und naturhistorischen Merkwürdigkeiten, nach Paris zurück. Er fasste nun den Plan, sich ganz den Wissenschaften zu widmen, und empfohlen an d'Alembert*), wurde er von diesem in die philosophischen Zirkel der Dlle. de Lespinasse**) eingeführt. Doch auch hier wollte er nur herrschen, tadelte manche Autoren bitter, und machte sich so unbeliebt. In grossen Gesellschaften dagegen war er schüchtern und befangen, und erwarb sich also auch nicht die Theilnahme der Salons, welche damals für einen Schriftsteller so nothwendig war. Er sah endlich ein, dass die Einsamkeit sein wahres Lebenselement sei, und hier schuf er sich seine Welt, hier schuf er zum Theil seine Seele neu, hier fand er seine edlen und ruhmwürdigen Gedanken.* 1772 *trat er mit seiner* Voyage aux îles de France et de

*) *Jean de Rond d'Alembert, Philosoph, Mathematiker und Literator, geb.* 1717, *gest.* 1783.

**) *Durch ihre Briefe berühmt; geb.* 1732, *gest.* 1776.

Bourbon *hervor, und verwickelte sich dadurch in neue Unannehmlichkeiten. Die freundschaftliche Verbindung, welche er in demselben Jahre mit J. J. Rousseau*) schloss, wurde nur durch dessen Reise nach Ermenonville gelöst, und da ihn um diese Zeit* (1778) *noch allerlei Unglücksfälle trafen, so zog er sich ganz von der Welt zurück, und arbeitete unausgesetzt, während sechs Jahre, an seinen* Études de la nature, *zu denen er nachher nur mit Mühe einen Verleger fand. Die Aufnahme dieses Werkes von Seiten des Publicums übertraf indess Saint-Pierre's Erwartungen weit, und sein Schicksal nahm dadurch eine freundlichere Gestalt an, welche nur durch die Nachdrucker etwas verdüstert wurde. Fünf Jahre darauf,* 1789, *gab er* Paul et Virginie, *welcher Roman schon längere Zeit in seinem Pulte lag, auf Zureden seines Freundes, des berühmten Malers Vernet, heraus, und einige Monate später die beiden ersten Bücher von* L'Arcadie. *Der Erfolg dieser Schriften war noch glänzender als der der* Études; *in einem Jahre erschienen allein mehr als funfzig Nachdrücke von* Paul et Virginie. *Waren auch die Originalausgaben nicht so zahlreich, so setzten sie doch den Verfasser in den Stand, ein kleines Haus mit einem Garten anzukaufen. Beim Ausbruche der französischen Revolution von* 1789 *wurde Saint-Pierre zum Mitgliede der Volksversammlung seines Districts ernannt, und in dieser Eigenschaft gab er seine* Voeux d'un Solitaire *und* Suite des voeux d'un Solitaire (2 Cah., Paris, 1789, 1791, in 12) *heraus, Schriften, die übermässig von den Journalen gelobt wurden, und die auch mit wahrem Talente verfasst sind, wenn sie gleich aller der neuen überspannten Ideen der Revolution nicht im geringsten ermangeln. Im Jahre* 1791 *liess er seine* Chaumière indienne *erscheinen, und im Juli des folgenden Jahres ernannte ihn Ludwig XVI zum Intendanten des Pflanzengartens und des naturhistorischen Museums. Auch verheirathete er sich mit der Tochter des Druckers seiner* Études, *Didot, und da jene Stelle kurz darauf aufgehoben wurde, so begab er sich nach Essonne,*

*) *Jean Jacques Rousseau, Philosoph, geb. zu Genf* 1712, *gest.* 1778.

einem kleinen angenehmen Städtchen, wo er sich ein Haus bauen liess. Hier lebte er unbeachtet und mit Abfassung seiner Harmonies de la nature *beschäftigt, als ihn* 1794 *die Nationalversammlung zum Professor der Moral an der Normalschule ernannte.* 1795 *wurde er zum Mitglied des Institut national ernannt, und seit dieser Zeit schrieb er nicht mehr, wie wohl früher, gegen die gelehrten Gesellschaften. Von solchen Schwachheiten aber ist sein Leben voll, und überall zeigte er sich als ein Schmeichler der Mächtigen. — Die Aufhebung der Normalschule und ein Fallissement stürzten Saint-Pierre in neue Geldverlegenheit, zu deren Abhülfe er* 1796 *eine Subscription auf seine* Harmonies de la nature (traité d'élémens de morale) *eröffnete. Seine Verhältnisse besserten sich aber bald wieder durch eine Pension von mehr als* 6000 *Franken, welche ihm Joseph Buonaparte im Jahre* 1798 *verlieh, und so konnte er denn endlich in der so lange gewünschten Gemächlichkeit leben, da auch Napoleon ihm* 2000 *Franken jährlich bewilligte, und ihm das Kreuz der Ehrenlegion ertheilte. Im Jahre* 1803 *begann er noch eine neue prachtvolle Ausgabe seines Romans* Paul et Virginie, *zu der er eine neue Vorrede schrieb und an welcher die talentvollsten Künstler in Paris mitwirkten. Sein Geist behielt seine Spannkraft bis zu seinem Tode, welchen nahe fühlend, er sich von Paris nach Eragny sur l'Oise begab, wo er ein Landhaus besass, in dem er am* 21. *Januar* 1814 *starb. Am* 19. *Mai* 1815 *hielt ihm Herr Aignan in der Akademie zu Paris die übliche Gedächtnissrede, und die Akademie zu Rouen setzte für die beste Lobrede auf ihn einen Preis aus, den Herr Patin gewann. — So wenig lobenswerth Saint-Pierre als Mensch erscheint, so hoch muss er als Autor gestellt werden. Niemand hat besser die Sprache der Tugend und des Wohlwollens zu reden verstanden als er; niemand schöner den Reiz eines unschuldvollen Lebens geschildert, und mehr das Geheimniss gekannt, durch anmuthvolle Worte süsse Thränen der Empfindung zu entlocken. In seiner* Voyage aux îles de France et de Bourbon (Paris, 1772, in 8) *entdeckt man ohne Zweifel den Keim seines Talents, aber er ist von der Entwickelung noch weit entfernt; man*

findet einige geistreiche Bemerkungen, aber auch eine Menge falscher Ansichten. Die Études de la nature (Paris, 1784, 5 Vol. in 12, mit Kupfern; 2te Ausg. 1786; avec des notes par Aimé Martin, Paris, 1836, 2 Vol. in 8, mit Kupfern, 1 Karte etc.; *ferner, zusammen mit* Paul et Virginie, Voeux d'un Solitaire, l'Arcadie *und* la Chaumière indienne, Paris, 1804, 5 Vol. in 8.) *zeigen eine ungewöhnliche Geisteskraft. Wenn gleich keine von den vielen neuen Ideen darin wissenschaftlich begründet ist, so hat sie der Verf. doch alle mit einer lebhaften und glänzenden Einbildungskraft auf eine überzeugende Weise dargelegt*).* Paul et Virginie (Paris, 1789 in 18, mit Kupf.; 1806 in gr. 4, mit prachtvollen Kupf.; 1816, 1829, mit einer Selbstbiographie des Verf. in 18, *und noch oft) ist nicht nur das Meisterstück Saint-Pierre's, es ist auch ein Meisterstück der französischen Sprache, das sich durch eine gesunde Moral, das Interesse der Fabel und die Farbe und Anmuth des Styls auszeichnet, und ein Bild der naivsten Naturliebe entwickelt.* La Chaumière indienne (Paris, 1791, in 18; mit anderen kleinen Schriften S. P.'s 1808 und zuletzt 1828 in 18) *hat ein berühmter französischer Kritiker**)* le meilleur, le plus moral et le plus court des romans de l'époque entière *genannt. Man findet darin eine anziehende Schilderung des Naturlebens eines Paria, und nur die Persiflage der gelehrten Gesellschaften, welche der Anfang enthält, berührt unangenehm. Von Saint-Pierre's kleinen Schriften erwähnen wir noch:* le Café de Surate, *ein satirisches Gemälde gegen die Priester;* l'Éloge philosophique de mon ami, *eine Lobrede auf seinen Hund Favori, und Satire gegen die akademischen Lobreden;* les Voyages de Codrus; Voyage en Silésie; l'Amazone; Essai sur J. J. Rousseau; Discours d'un paysan polonais. *Ferner hat Saint-Pierre ein Werk über Gallien hinterlassen, in welchem er sich als ein würdiger Nebenbuhler Fénélon's zeigen soll. Die* Harmonies de la nature *erschienen nach seinem Tode (herausgegeben*

*) Palissot, Mémoires pour servir à l'histoire de notre littérature, T. II, p. 378. 379.

**) M. J. de Chénier, Tableau de la litt. Éd. de 1821, p. 23.

von Louis Martin, Paris, 1815, 3 Vol. in 8, oder 4 Vol. in 12 *mit dem Bildnisse des Verfassers). Sie haben viele der Vorzüge der* Études de la nature, *stehen ihnen aber wesentlich hinsichtlich des Styls nach, an dem man das Alter des Verfassers bemerkt. — Die beste Ausgabe von Saint-Pierre's sämmtlichen Werken veranstaltete Louis Aimé Martin* (Paris, 1818—1820, 12 Vol. in 8, mit Kupf,; *neue Ausgaben*: 18 Vol. in 18 *und, mit verschiedenen bisher ungedruckten Stücken vermehrt*, 1825, 1830 bis 31, 12 Vol. in 8) *nebst einem vortrefflichen* Essai sur la vie et les ouvrages de l'auteur *(einzeln* Paris, 1821, in 8), *welcher bei der Biographie S. P.'s von Durozoir, in der* Biographie universelle T. XL, p. 51—67, *kritisch benutzt worden ist. Eine deutsche Biographie gab danach L. Wachler in seinen vermischten Schriften, Th.* 1, *S.* 123 *bis* 166. — *Die meisten Schriften Saint-Pierre's sind auch in deutschen Uebersetzungen vorhanden.*

Fragment de Paul et Virginie.*)

Vers les neuf heures du matin on entendit du côté de la mer des bruits épouvantables, comme si des torrens d'eau mêlés à des tonnerres eussent roulé du haut des

*) *Saint-Pierre gibt vor, dass ein Greis ihm während seines Aufenthalts auf Ile de France, die, in den Thatsachen wahre, Geschichte von* Paul et Virginie *erzählt habe. — Marguerite (die Mutter von Paul) und Madame de La Tour (die Mutter von Virginie) lebten zurückgezogen auf jener Insel. Ihre Kinder wuchsen wie Bruder und Schwester zusammen auf: das Band der Ehe sollte sie in kurzem vereinen. Da kommt aus Frankreich ein Brief von der Tante der Madame de La Tour, einer alten hartherzigen Frau, die ihrer Nichte jede Unterstützung bisher verweigerte, jetzt aber durch eine heftige Krankheit sich bewogen fühlt, Virginie nach Frankreich zu verlangen, um sie hier zu erziehen und standesmässig zu verheirathen. Auch Madame de la Tour und Virginie wollen anfangs nicht in die Reise willigen, werden aber endlich doch durch die Vorstellungen ihres Beichtvaters dazu bewogen. — Virginie bleibt indessen in Frankreich ihrem Paul getreu, und wird deshalb von ihrer Grosstante enterbt und in der stürmischen Jahreszeit nach Ile de France zurückgeschickt. Ein Brief bringt*

montagnes. Tout le monde s'écria: „Voilà l'ouragan!" et dans l'instant un tourbillon affreux de vent enleva la brume qui couvrait l'île d'Ambre*) et son canal. Le Saint-Géran parut alors à découvert avec son pont chargé de monde, ses vergues et ses mâts de hune amenés sur le tillac, son pavillon en berne, quatre câbles sur son avant et un de retenue sur son arrière. Il était mouillé entre l'île d'Ambre et la terre, en deçà de la ceinture de récifs qui entoure l'île de France, et qu'il avait franchie par un endroit où jamais vaisseau n'avait passé avant lui. Il présentait son avant aux flots qui venaient de la pleine mer, et, à chaque lame d'eau qui s'engageait dans le canal, sa proue se soulevait tout entière, de sorte qu'on en voyait la carène en l'air; mais, dans ce mouvement, sa poupe, venant à plonger, disparaissait à la vue jusqu'au couronnement, comme si elle eût été submergée. Dans cette position, où le vent et la mer le jetaient à terre, il lui était également impossible de s'en aller par où il était venu, ou, en coupant ses câbles, d'échouer sur le rivage, dont il était séparé par de hauts fonds semés de récifs. Chaque lame qui venait briser sur la côte s'avançait en mugissant jusqu'au fond des anses, et y jetait des galets à plus de cinquante pieds dans les terres; puis, venant à se retirer, elle découvrait une grande partie du lit du rivage, dont elle roulait les cailloux avec un bruit rauque et affreux. La mer, soulevée par le vent, grossissait à chaque instant, et tout le canal compris entre cette île et l'île d'Ambre n'était qu'une vaste nappe d'écumes blanches, creusées de vagues noires et profondes. Ces écumes s'amassaient dans

diese Nachricht und die von ihrer Abreise auf dem Schiffe Saint-Géran. Paul und der erzählende Greis fliegen an die Küste, wo sie das Schiff in Gefahr finden. Es erhebt sich ein Orkan, dessen Schilderung, so wie die vom Scheitern des Saint-Géran, das folgende Fragment enthält. — Paul starb zwei Monate darauf, Marguerite acht Tage, und Madame de La Tour vier Wochen später. Vergl. Étude littéraire sur la partie historique du roman Paul et Virginie; accompagnée de pièces officielles relatives au naufrage du vaisseau de Saint-Géran; par P. E. Lemontey, Paris, 1823, in 8.

*) *Eine kleine Insel, eine Viertelstunde von Ile de France.*

le fond des anses à plus de six pieds de hauteur, et le vent, qui en balayait la surface, les portrait, par-dessus l'escarpement du rivage, à plus d'une demi-lieue dans les terres. A leurs flocons blancs et innombrables, qui étaient chassés horizontalement jusqu'au pied des montagnes, on eût dit d'une neige qui sortait de la mer. L'horizon offrait tous les signes d'une longue tempête; la mer y paraissait confondue avec le ciel. Il s'en détachait sans cesse des nuages d'une forme horrible qui traversaient le zénith avec la vitesse des oiseaux tandis que d'autres y paraissaient immobiles comme de grands rochers. On n'apercevait aucune partie azurée du firmament; une lueur olivâtre et blafarde éclairait seule tous les objets de la terre, de la mer et des cieux. Dans les balancemens du vaisseau, ce qu'on craignait arriva. Les câbles de son avant rompirent; et, comme il n'était plus retenu que par une seule ansière*), il fut jeté sur les rochers à une demi-encâblure**) du rivage. Ce ne fut qu'un cri de douleur parmi nous. Paul allait s'élancer à la mer, lorsque je le saisis par le bras: „Mon fils, lui dis-je, voulez-vous périr? — Que j'aille à son secours, s'écria-t-il, ou que je meure!" — Comme le désespoir lui ôtait la raison, pour prévenir sa perte, Domingue***) et moi lui attachâmes à la ceinture une longue corde dont nous saisîmes l'une des extrémités. Paul alors s'avança vers le Saint-Géran, tantôt nageant, tantôt marchant sur les récifs. Quelquefois il avait l'espoir de l'aborder, car la mer, dans ses mouvemens irréguliers, laissait le vaisseau presque à sec, de manière qu'on en eût pu faire le tour à pied; mais bientôt après, revenant sur ses pas avec une nouvelle furie, elle le couvrait d'énormes voûtes d'eau qui soulevaient tout l'avant de sa carène, et rejetaient bien loin sur le rivage le malheureux Paul, les jambes en sang, la poitrine meurtrie, et à demi-noyé. A peine ce jeune homme avait-il repris l'usage de ses sens, qu'il se relevait et retournait avec une nouvelle ardeur

*) Ansière, *Buchtnetz.*
**) *Eine Länge von* 60 *Faden.*
***) *Marguerite's Sklave.*

vers le vaisseau, que la mer cependant entr'ouvrait par d'horribles secousses. Tout l'équipage, désespérant alors de son salut, se précipitait en foule à la mer, sur des vergues, des planches, des cages à poules, des tables et des tonneaux. On vit alors un objet digne d'une éternelle pitié: une jeune demoiselle parut dans la galerie de la poupe du Saint-Géran, tendant les bras vers celui qui faisait tant d'efforts pour la joindre. C'était Virginie. Elle avait reconnu son amant à son intrépidité. La vue de cette aimable personne exposée à un si terrible danger nous remplit de douleur et de désespoir. Pour Virginie, d'un port noble et assuré, elle nous faisait signe de la main, comme nous disant un éternel adieu. Tous les matelots s'étaient jetés à la mer. Il n'en restait plus qu'un sur le pont, qui était nerveux comme Hercule. Il s'approcha de Virginie avec respect: nous le vîmes se jeter à ses genoux, et s'efforcer même de lui ôter ses habits; mais elle, le repoussant avec dignité, détourna de lui sa vue. On entendit aussitôt ces cris redoublés des spectateurs: „Sauvez-la, sauvez-la; ne la quittez pas!“ Mais dans ce moment une montagne d'eau d'une effroyable grandeur s'engouffra entre l'île d'Ambre et la côte, et s'avança en rugissant vers le vaisseau, qu'elle menaçait de ses flancs noirs et de ses sommets écumans. A cette terrible vue, le matelot s'élança à la mer; et Virginie, voyant la mort inévitable, posa une main sur ses habits, l'autre sur son coeur, et, levant en haut des yeux sereins, parut un ange qui prend son vol vers les cieux. O jour affreux! hélas! tout fut englouti. La lame jeta bien avant dans les terres une partie des spectateurs qu'un mouvement d'humanité avait portés à s'avancer vers Virginie, ainsi que le matelot qui l'avait voulu sauver à la nage. Cet homme, échappé à une mort certaine, s'agenouilla sur le sable, en disant: „O mon Dieu! vous m'avez sauvé la vie; mais je l'aurais donnée de bon coeur pour cette digne demoiselle.“ Domingue et moi nous retirâmes des flots le malheureux Paul sans connaissance, rendant le sang par la bouche et par les oreilles. Le gouverneur le fit mettre entre les mains des chirurgiens; et nous cherchâmes de

notre côté, le long du rivage, si la mer n'y apporterait point le corps de Virginie: mais le vent ayant tourné subitement, comme il arrive dans les ouragans, nous eûmes le chagrin de penser que nous ne pourrions pas même rendre à cette fille infortunée les devoirs de la sépulture. Nous nous éloignâmes de ce lieu, accablés de consternation, tous l'esprit frappé d'une seule perte, dans un naufrage où un grand nombre de personnes avaient péri, la plupart doutant, d'après une fin aussi funeste d'une fille si vertueuse, qu'il existât une Providence; car il y a des maux si terribles et si peu mérités, que l'espérance même du sage en est ébranlée.

Cependant on avait mis Paul, qui commençait à reprendre ses sens, dans une maison voisine, jusqu'à ce qu'il fût en état d'être transporté à son habitation. Pour moi, je m'en revins avec Domingue, afin de préparer la mère de Virginie et son amie à ce désastreux événement. Quand nous fûmes à l'entrée du vallon de la rivière des Lataniers, des noirs nous dirent que la mer jetait beaucoup de débris du vaisseau dans la baie vis-à-vis. Nous y descendîmes; et un des premiers objets que j'aperçus sur le rivage fut le corps de Virginie. Elle était à moitié couverte de sable, dans l'attitude où nous l'avions vue périr. Ses traits n'étaient point sensiblement altérés. Ses yeux étaient fermés; mais la sérénité était encore sur son front: seulement les pâles violettes de la mort se confondaient sur ses joues avec les roses de la pudeur. Une de ses mains était sur ses habits, et l'autre, qu'elle appuyait sur son coeur, était fortement fermée et roidie. J'en dégageai avec peine une petite boîte: mais quelle fut ma surprise lorsque je vis que c'était le portrait de Paul, qu'elle lui avait promis de ne jamais abandonner tant qu'elle vivrait.

A cette dernière marque de la constance et de l'amour de cette fille infortunée je pleurai amèrement. Pour Domingue, il se frappait la poitrine, et perçait l'air de ses cris douloureux. Nous portâmes le corps de Virginie dans une cabane de pêcheurs, où nous le donnâmes à garder à de pauvres femmes malabares, qui prirent soin de le laver. Pendant qu'elles s'occupaient de ce triste office,

nous montâmes en tremblant à l'habitation. Nous y trouvâmes madame de La Tour et Marguerite en prières, en attendant des nouvelles du vaisseau. Dès que madame de La Tour m'aperçut, elle s'écria: „Où est ma fille, ma chère fille, mon enfant?“ Ne pouvant douter de son malheur à mon silence et à mes larmes, elle fut saisie tout-à-coup d'étouffement et d'angoisses douloureuses; sa voix ne faisait plus entendre que des soupirs et des sanglots. Pour Marguerite, elle s'écria: „Où est mon fils? je ne vois point mon fils!“ et elle s'évanouit. Nous courûmes à elle: et, l'ayant fait revenir, je l'assurai que Paul était vivant, et que le gouverneur en faisait prendre soin. Elle ne reprit ses sens que pour s'occuper de son amie, qui tombait de temps en temps dans de longs évanouissemens. Madame de La Tour passa toute la nuit dans ces cruelles souffrances; et, par leurs longues périodes, j'ai jugé qu'aucune douleur n'était égale à la douleur maternelle. Quand elle recouvrait la connaissance, elle tournait des regards fixes et mornes vers le ciel. En vain son amie et moi nous lui pressions les mains dans les nôtres, en vain nous l'appelions par les noms les plus tendres: elle paraissait insensible à ces témoignages de notre ancienne affection, et il ne sortait de sa poitrine oppressée que de sourds gémissemens.

Dès le matin on apporta Paul couché dans un palanquin. Il avait repris l'usage de ses sens; mais il ne pouvait proférer une parole. Son entrevue avec sa mère et madame de La Tour, que j'avais d'abord redoutée, produisit un meilleur effet que tous les soins que j'avais pris jusqu'alors. Un rayon de consolation parut sur le visage de ces deux malheureuses mères. Elles se mirent l'une et l'autre auprès de lui, le saisirent dans leurs bras, le baisèrent; et leurs larmes, qui avaient été suspendues jusqu'alors par l'excès de leur chagrin, commencèrent à couler. Paul y mêla bientôt les siennes. La nature s'étant ainsi soulagée dans ces trois infortunés, un long assoupissement succéda à l'état convulsif de leur douleur, et leur procura un repos léthargique, semblable, à la vérité, à celui de la mort.

Le Sentiment de la divinité.

(Études de la Nature.)

Avec le sentiment de la divinité, tout est grand, noble, invincible dans la vie la plus étroite; sans lui, tout est faible, déplaisant et amer au sein même des grandeurs. Ce fut lui qui donna l'empire à Sparte et à Rome, en montrant à leurs habitans vertueux et pauvres les Dieux pour protecteurs et pour concitoyens. Ce fut sa destruction qui les livra riches et vicieux à l'esclavage, lorsqu'ils ne virent plus d'autres dieux dans l'univers que l'or et les voluptés. L'homme a beau s'environner des biens de la fortune: dès que ce sentiment disparaît de son coeur, l'ennui s'en empare. Si son absence se prolonge, il tombe dans la tristesse, ensuite dans une noire mélancolie, et enfin dans le désespoir. Si cet état d'anxiété est constant, il se donne la mort. L'homme est le seul être sensible qui se détruise lui-même dans un état de liberté. La vie humaine, avec ses pompes et ses délices, cesse de lui paraître une vie, quand elle cesse de lui paraître immortelle et divine.

Quel que soit le désordre de nos sociétés, cet instinct céleste se plaît toujours avec les enfans des hommes. Il inspire les hommes de génie en se montrant à eux sous les attributs éternels. Il présente au géomètre les progressions ineffables de l'infini, au musicien des harmonies ravissantes, à l'historien les ombres immortelles des hommes vertueux. Il élève un Parnasse au poète, et un Olympe au héros. Il luit sur les jours infortunés du peuple. Il fait soupirer au milieu du luxe de Paris le pauvre habitant de la Savoie après les saints couverts de neige de ses montagnes. Il erre sur les vastes mers et rappelle des doux climats de l'Inde le matelot européen aux rivages orageux de l'occident. Il donne une patrie à des malheureux, et des regrets à ceux qui n'ont rien perdu. Il couvre nos berceaux des charmes de l'innocence, et les tombeaux de nos pères des espérances de l'immortalité.

Il repose au milieu des villes tumultueuses, sur les palais des grands rois et sur les temples augustes de la religion. Souvent il se fixe dans les déserts, et attire sur des rochers les respects de l'univers. C'est ainsi qu'il vous a couvertes de majesté, ruines de la Grèce et de Rome, et vous aussi, mystérieuses pyramides de l'Égypte! C'est lui que nous cherchons sans cesse au milieu de nos occupations inquiètes; mais, dès qu'il se montre à nous dans quelque acte inopiné de vertu, ou dans quelqu'un de ces événemens qu'on nomme des coups du ciel, ou dans quelques-unes de ces émotions sublimes indéfinissables qu'on appelle par excellence des traits de sentiment, son premier effet est de produire en nous un mouvement de joie très-vif, et le second de nous faire verser des larmes. Notre âme, frappée de cette lueur divine, se réjouit à la fois d'entrevoir la céleste patrie, et s'afflige d'en être exilée.

MIRABEAU.

HONORÉ GABRIEL RIQUETTI COMTE DE MIRABEAU, *ein Sohn von Victor Riquetti Marquis v. M., wurde am* 9. *März* 1749 *auf dem Schlosse Bignon bei Nemours geboren. Seine erste Erziehung vertraute man einem geistreichen Manne an, der ihn aber, mancherlei Entgegenwirkungen wegen, nur mittelmässig ausbilden konnte. Frühzeitig schon liess sich in dem Knaben der Keim der heftigen Leidenschaften entdecken, welche, zum Theil durch die übertriebene Strenge seines Vaters, sein ganzes Leben beunruhigt haben, so wie das Talent, welches sich später so ausserordentlich glänzend entwickelte. — Da er zum Soldatenstande Lust hatte, so wurde er in die Militair-Schule gebracht. Diese verliess er in seinem* 17*ten Jahre, wurde Officier, und sah sich ohne Führer und ohne Erfahrung in die Welt geworfen und seinen jugendlichen Trieben überlassen. Wegen einiger Schulden und einer Liebesintrigue veranlasste sein Vater einen Verhaftsbefehl gegen ihn, und er wurde in ein Gefängniss, auf der Insel Ré, gebracht. Befreit, machte er* 1770 *den Feldzug nach Corsica mit, in welchem er sich durch Tapferkeit auszeichnete. Er wurde*

Dragonerhauptmann; der Geiz seines Vaters hemmte ihn aber in der Verfolgung seiner Laufbahn, und da diese ihm auch nicht mehr zusagte, so nahm er seinen Abschied, kehrte zu seiner Familie zurück, versöhnte sich mit seinem Vater und verheirathete sich auch 1772 *mit der einzigen Tochter des reichen Marquis von Marignane. Durch seine Verschwendung vermehrten sich aber seine Schulden dermassen, dass er sie seinem Vater anzuzeigen beschloss, welcher, in seiner Strenge, ein Interdict gegen ihn auswirkte. Er wurde exilirt, und von seiner Gattin und seinem kleinen Sohne getrennt. Die Studien gaben ihm Trost. Aufgeregt durch Tacitus und J. J. Rousseau's Schriften schrieb er seinen* Essai sur le despotisme *(zuerst gedruckt:* Londres, 1776, in 8; *3te verb. Ausg. Paris,* 1792, *in 8), ein Werk der höchsten Begeisterung, aber auch grosser Verworrenheit. In Folge eines Rechtshandels brachte man ihn* 1774 *in ein Gefängniss auf dem einsamen Schlosse If, und später nach Pontarlier. Hier lernte er Sophie, die junge Gemahlin des* 79*jährigen Präsidenten Marquis de Monnier, kennen. Nach mehreren Vorfällen entfloh er mit ihr* 1776 *nach Holland, ward aber daselbst verhaftet und* 1777 *nach dem Donjon von Vincennes gebracht. In diesem Thurme war es, wo er seine berühmte Schrift:* Des lettres de cachet et des prisons d'état (Hambourg, 1782, 2 Vol. in 8) *und seine leidenschaftlich-begeisterten, schwärmerisch-zärtlichen* Lettres à Sophie *(nach seinem Tode von L. P. Manuel herausgegeben,* Paris, 1792, 4 Vol. in 8) *so wie ein ungedrucktes Werk:* Essai sur l'intolérance en matière de religion, *schrieb.* 1780 *wurde er endlich freigelassen, und damit beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens. Die durch seine vielen Leiden erworbene Erfahrung hatte seinen Verstand gereift und die Heftigkeit seiner Leidenschaften gedämpft; er fasste jetzt den Vorsatz, seinem bisherigen unsittlichen Lebenswandel zu entsagen und künftig mit allen Kräften der Menschheit zu nützen. Nachdem er von seiner Frau gerichtlich getrennt war, begab er sich* 1784 *nach London, studirte hier die englischen und amerikanischen Gesetze, und schrieb, im Verein mit Chamfort*) seine* Considérations sur l'ordre de Cincinnatus (Londres, 1784, in

**) Ein geistvoller Dichter und Verfasser von trefflichen Lobreden auf Molière und Lafontaine. Geb.* 1741, *gest.* 1794.

8; *neue Ausg.* Paris, 1815, in 8), *um die durch diesen Orden unter den Amerikanern aufkeimende Ungleichheit zu verhindern. Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, und zeigte durch Schriften* (De la caisse d'escompte, o. O. 1785, in 8; de la Banque d'Espagne, dite de Saint-Charles, in 8; Recueil de divers écrits de Mirabeau sur les eaux de Paris. Londres [Paris], 1786, in 8), *dass ihm nichts fremd sei, was das öffentliche Wohl betreffe. Der Minister Calonne fürchtete ihn, und schickte ihn, um ihn los zu werden, mit einer geheimen Sendung (Preussens neues Administrations-System kennen zu lernen) nach Berlin. Die Briefe, welche M. in Folge dieses Auftrages an den Minister schrieb, sind* 1789 *(vielleicht ohne M.'s Theilnahme) unter dem Titel:* Histoire secrète de la Cour de Berlin. 2 Vol. in 8, *erschienen. Während seines Aufenthalts in Berlin sammelte M. auch, mit Hülfe des Major Jac. v. Mauvillon, Materialien zu seinem Werke:* De la Monarchie prussienne sous Frédéric-le-Grand. (Londres [Paris], 1788, 4 Vol. in 8), *in dem er Preussens Regierung geistvoll zeichnet, und eine bewunderte Schilderung Friedrichs des Grossen entwirft. Im Jahre* 1787 *kehrte er nach Frankreich zurück, da er die Nachricht von der Zusammenberufung der Notabeln nach Versailles erhalten hatte und voraussah, dass diese Berufung eine National-Versammlung und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen werde. Seine Ankunft in Frankreich bezeichnete er durch seine* Dénonciation de l'Agiotage au Roi et à l'Assemblée des Notables (Paris, 1787, in 8), *deren Freimüthigkeit einen Verhaftsbefehl gegen ihn hervorrief. Doch wusste er sich dessen Vollstreckung zu entziehen und gab neue Broschüren heraus:* Suite de la dénonciation de l'Agiotage (Paris, 1788, in 8); *eine feurige beredte Adresse* Aux Bataves sur le Stadthoudérat (o. O. 1788, in 8), *und* Observations sur la maison de force (Bicêtre), suivies de Réflexions sur les effets de la sévérité des peines (Paris, 1788, in 8), *wo er die schlechte Einrichtung dieses Gefängnisses und die zweckmässigere Behandlung der Gefangenen darlegt, und die Grundsätze angibt, auf welche jede Criminalgesetzgebung basirt sein sollte. Durch diese und seine früheren Schriften, die seine freisinnigen Grundsätze und sein grosses Talent darthaten, war Mirabeau dem Publicum sehr bekannt geworden. Als nun zum* 27. *April* 1789 *die Generalstaaten zusammenbe-*

rufen wurden, und M. einer der Deputirten der Nation zu werden wünschte, begab er sich nach der Provence, wo er vom Volke mit Freuden empfangen wurde. In der Versammlung der dortigen Lehnbesitzer vertheidigte er unablässig die Rechte des dritten Standes, da er ihn für das Mark jedes Landes erkannte: hierdurch wurde er zwar von dieser Versammlung ausgeschlossen, aber ein Abgott des Volkes, das sich von seinem Willen völlig lenken liess. Nachdem er öffentlich dem Adelstande entsagt und Tuchhändler geworden war, wählten ihn die Städte Aix und Marseille zu ihrem Vertreter; er entschied sich für den erstern Ort. So trat er in die, bald sich zu einer National-Versammlung umbildenden Generalstaaten, und entwickelte hier eine so hinreissende Beredsamkeit, wie sie in Frankreich noch nie gehört worden war. Bei keiner wichtigen Handlung der Versammlung fehlt sein Name. Aber so wie er die Rechte des Volkes, der Menschheit und Freiheit eifrig vertheidigte, so setzte er sich auch kühn jeder Zügellosigkeit entgegen. Es ist daher nicht zu verwundern, dass ungebundene Leidenschaft und wilder Pöbel die Reinheit seiner guten Absichten antasteten. Die königliche Familie aber fand, dass, wenn irgend möglich, Mirabeau allein der Vermittler zwischen Freiheit und Königthum sein könnte, und warf sich ihm in die Arme. So kam M. an den Hof, und hätte er länger gelebt, so dürfte Frankreichs neuere Geschichte eine andere sein. — Von der Achtung seiner Collegen empfing Mirabeau einen vollgültigen Beweis dadurch, dass sie ihn am 1. Februar 1791 *zum Präsidenten der Versammlung erhoben, und diese Ehre schien sein Leben krönen zu sollen. Am* 27. *März, wo er bei Verhandlungen über die Minen fünf Mal das Wort ergriffen, stieg er zusammensinkend von der Rednerbühne. Ein Entzündungsfieber raffte ihn schon am* 2. *April* 1791 *dahin, und versetzte ganz Paris in tiefe Trauer. Seine Asche wurde in das Pantheon gebracht, aus dem sie aber* 1793, *auf Robespierre's Vorschlag, wieder herausgenommen wurde. Napoleon liess ihm* 1800 *eine Bildsäule in der Galerie der Tuilerien errichten. — Mirabeau war von kräftiger Gestalt, starkem Geiste und unerschrockener Seele. Er war ein Freund der Freiheit und des Rechts; er liebte das Volk und wollte das constitutionelle Königthum. Zum Redner besass er die meisten wesentlichen Eigenschaften: einen edlen, kraftvollen, einnehmenden Vortrag, andring-*

liche, hinreissende Dialektik, mancherlei Kenntnisse und ein leichtes Auffassungsvermögen; alle ausgezeichnete Männer wusste er an sich zu ziehen, sie zu Beförderern seines Ruhmes und zu Mitarbeitern an seinen Werken, und durch eine echte Ueberlegenheit auch zu seinen Untergebenen zu machen. Kurze Reden hielt er unvorbereitet; die längeren arbeitete er zuvor aus, oder benutzte und überarbeitete die von talentvollen Gehülfen (Duroveray, Pélin u. a.) entworfenen. In polemischen Stellen ist er am ausgezeichnetsten, und erreicht hier nicht selten die berühmtesten Redner des Alterthums. Man wirft ihm vor, dass sein Styl oft mit Ungleichheit und Neologismen befleckt wäre; doch dürften seine sämmtlichen Reden kaum zwölf bis funfzehn neue Wörter enthalten, von denen einige sogar zur Ausdrückung neuer Ideen nothwendig sind.) — In allen seinen mannigfaltigen Schriften herrscht Gedankenreichthum und jene Beredsamkeit, welche nur das Erzeugniss einer von seinem Gegenstande innig durchdrungenen Seele sein kann. Wir haben die wichtigsten derselben schon oben nach und nach angezeigt; ein vollständiges Verzeichniss enthält:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. VI, p. 155—159; *und die* Biographie universelle *in dem M. betreffenden Artikel,* T. XXIX, p. 90—112. *Von seinen Reden sind die bemerkenswerthesten:* Réponse à Mr. l'abbé Maury **) sur les biens ecclésiastiques; Discours sur la constitution civile du clergé; Discours sur le pacte de famille, base d'une longue alliance entre la France et l'Espagne; deux Discours sur la sanction royale; deux Discours sur le droit de faire la paix et la guerre. — *M.'s Reden sind mehrmals gesammelt, als in:* Mirabeau peint par lui-même. Paris, 1791, 4 Vol. in 8; Travail sur l'éducation publique, publié par P. J. G. Cabanis. Paris, 1791, in 8. *(enthält die Reden über Unterrichtsangelegenheiten u. dergl.);* Collection complète de travaux de Mr. Mirabeau l'aîné à l'assemblée nationale, préc. de tous les discours

*) *Palissot machte den gedachten Vorwurf* (Mémoires etc. T. II, p. 162. 163), *welchen M. J. de Chénier* (Tableau etc. p. 158. 159) *auf die bemerkte Art mildert.*

**) *Geb.* 1746, *gest.* 1817, *einer der ausgezeichnetsten Redner der* Assemblée constituante; *durch seine Zweizüngigkeit hat er sich in dem letztern Theile seines Lebens verächtlich gemacht.*

et ouvrages du même auteur prononcés ou publiés pendant le cours des élections, par Ét. Méjean. Paris, 1791, 5 Vol. in 8; Oeuvres oratoires, Paris, 1819, 2 Vol. in 8, *woran sich die* Oeuvres choisies, Paris, 1820—1821, 8 Vol. in 8. *anschliessen;* Discours et opinions de Mirabeau, précédées d'une notice historique par Mr. Barthe, Paris, 1820, 3 Vol. in 8 (Tom. 1—3 *der* Orateurs français). *Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien, mit einer biograph. Notiz von* Mérilhou, Paris, 1825—27, 9 Vol. in 8. *Einige seiner Schriften sind auch ins Deutsche übersetzt. — Ueber sein Leben enthalten vollständige Nachrichten:* Mémoires sur Mirabeau et son époque, sa vie littéraire et privée. Paris, 1824, 4 Vol. in 8; Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives, par Étienne Dumont; ouvrage posthume publié par Mr. J. L. Duval. Paris, 1832, in 8, *und:* Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils (Lucas Montigny), Paris, 1834 bis 1835, 8 Vol. in 8. (2. Auflage, Paris, 1841.)

Discours sur les biens ecclésiastiques.

(30 Octbr. 1789.)

Messieurs, lorsque une grande nation est assemblée, et qu'elle examine une question qui intéresse une grande partie de ses membres, une classe entière de la société, et une classe infiniment respectable; lorsque cette question paraît tenir tout à la fois aux règles inviolables de la propriété, au culte public, à l'ordre politique, et aux premiers fondemens de l'ordre social, il importe de la traiter avec une religieuse lenteur, de la discuter avec une scrupuleuse sagesse, de la considérer surtout, pour s'exempter même du soupçon d'erreur, sous ses rapports les plus étendus.

La question de la propriété des biens du clergé est certainement de ce nombre. Une foule de membres l'ont déjà discutée avec une solennité digne de son importance. Je ne crois pas cependant, qu'elle soit encore épuisée.

Les uns ne l'ont considérée que relativement à l'intérêt public; mais ce motif, quelque grand qu'il puisse

être, ne suffirait pas pour décréter que les biens du clergé appartiennent à la nation, si l'on devait par là violer les propriétés d'une grande partie de ses membres. On vous a dit qu'il n'y a d'utile que ce qui est juste, et certainement nous admettons tous ce principe.

Les autres ont parlé de l'influence qu'aurait sur le crédit public le décret qui vous a été proposé, de l'immense hypothèque qu'il offrirait aux créanciers de l'état, de la confiance qu'il ressusciterait dans un moment où elle semble se dérober chaque jour à nos espérances; mais gardez-vous encore, messieurs, de penser que ce motif fût suffisant, si la déclaration que l'on vous propose n'était destinée qu'à sanctionner une usurpation. Le véritable crédit n'est que le résultat de tous les genres de confiance, et nulle confiance ne pourrait être durable là où la violation d'une seule, mais d'une immense propriété menacerait par cela seul toutes les autres. Plutôt que de sauver l'empire par un tel moyen, j'aimerais mieux, quels que soient les dangers qui nous environnent, se confier uniquement à cette Providence éternelle qui veille sur les peuples et sur les rois. Aussi n'est-ce pas uniquement sous ce point de vue que je vais envisager la même question.

Ceux-ci ne l'ont traitée que dans ses rapports avec les corps politiques que la loi seule fait naître, que la loi seule détruit, et qui, liés par cela même à toutes les vicissitudes de la législation, ne peuvent avoir des propriétés assurées lorsque leur existence même ne l'est pas. Mais cette considération laisse encore incertain le point de savoir, si, même en dissolvant le corps du clergé pour le réduire à ses premiers élémens, pour n'en former qu'une collection d'individus et de citoyens, les biens de l'église ne peuvent pas être regardés comme des propriétés particulières.

Ceux-là ont discuté plus directement la question de la propriété: mais en observant que celui qui possède à ce titre a le droit de disposer et de transmettre; tandis qu'aucun ecclésiastique ne peut vendre, que le clergé, même en corps, ne peut aliéner, et que, si des individus possèdent des richesses, nul d'entre eux, du moins dans

l'ordre des lois, n'a le droit d'en hériter: ils n'ont peut-être pas senti que le principe qui met toutes les propriétés sous la sauvegarde de la foi publique, doit s'étendre à tout ce dont un citoyen a le droit de jouir, et que, sous ce rapport, la possession est aussi un droit, et la jouissance une propriété sociale.

Enfin, d'autres ont discuté la même question en distinguant différentes classes de biens ecclésiastiques; ils ont tâché de montrer qu'il n'est aucune espèce de ces biens à laquelle le nom de propriété puisse convenir. Mais ils n'ont peut-être pas assez examiné si les fondations ne devaient pas continuer d'exister, par cela seul que ce sont des fondations et qu'en suivant les règles de nos lois civiles, leurs auteurs ont pu librement disposer de leur fortune et faire des lois dans l'avenir.

C'est, messieurs, sous ce dernier rapport que je traiterai la même question. On vous a déjà cité sur cette matière l'opinion d'un des plus grands hommes d'état qu'aient produit ces temps modernes. Je ne puis ni l'approuver entièrement ni la combattre, mais je crois devoir commencer par la rappeler.

Il n'y a aucun doute, disait-il, sur le droit incontestable qu'ont le gouvernement dans l'ordre civil, le gouvernement et l'église dans l'ordre de la religion, de disposer des fondations anciennes, d'en diriger les fonds à de nouveaux objets, ou mieux encore de les supprimer tout-à-fait. L'utilité publique est la loi suprême, et ne doit être balancée ni par un respect superstitieux pour ce qu'on appelle intention des fondateurs, comme si des particuliers ignorans et bornés avaient eu le droit d'enchaîner à leur volonté capricieuse les générations qui n'étaient point encore, ni par la crainte de blesser les droits prétendus de certains corps, comme si les corps particuliers avaient quelques droits vis-à-vis de l'état. Les citoyens ont des droits et des droits sacrés pour le corps même de la société; ils existent indépendamment d'elle; ils en sont les élémens nécessaires; et ils n'y entrent que pour se mettre avec tous les droits sous la protection de ces mêmes lois auxquelles ils sacrifient leur liberté. Mais les corps

particuliers n'existent point ni par eux-mêmes ni pour eux; ils ont été formés par la société, et ils doivent cesser d'être au moment où ils cessent d'être utiles. Concluons qu'aucun ouvrage des hommes n'est fait pour l'immortalité. Puisque les fondations, toujours multipliées par la vanité, absorberaient à la longue tous les fonds et toutes les propriétés particulières, il faut bien qu'on puisse à la fin les détruire. Si tous les hommes qui ont vécu avaient eu un tombeau, il aurait bien fallu, pour trouver des terres à cultiver, renverser ces monumens stériles, et remuer les cendres des morts pour nourrir les vivans.

Pour moi, messieurs, je distingue trois sortes de fondations: celles qui ont été faites par nos rois, celles qui sont l'ouvrage des corps et des agrégations politiques, et celles des simples particuliers.

Les fondations de nos rois n'ont pu être faites qu'au nom de la nation. Démembrement du domaine de l'état, ou emploi de revenu public et des impôts payés par les peuples, voilà par quelle espèce de biens ils s'acquittèrent d'un grand devoir; et certainement la plus grande partie des biens de l'église n'ont point eu d'autre origine. Or, outre que les rois ne sont que les organes des peuples; outre que les nations sont héréditaires des rois, qu'elles peuvent reprendre tout ce que ceux-ci ont aliéné, et qu'elles ne sont aucunement liées par ces augustes mandataires de leurs pouvoirs, il est, de plus, évident que les rois n'ont point doté les églises dans le même sens qu'ils ont enrichi la noblesse, et qu'ils n'ont voulu pourvoir qu'à une dépense publique. Comme chrétiens et chefs de l'état, ils doivent l'exemple de leur piété; mais c'est comme rois, sans doute, que leur piété a été si libérale.

On a déjà dit que la nation avait le droit de reprendre les domaines de la couronne, par cela seul que, dans le principe, ces biens ne furent consacrés qu'aux dépenses communes de la royauté. Pourquoi donc la nation ne pourrait-elle pas se déclarer propriétaire de ses propres biens, donnés en son nom pour le service de l'église? Les rois ont des vertus privées; mais leur justice et leurs bienfaits appartiennent uniquement à la nation.

Ce que je viens de dire des fondations des rois, je puis le dire également de celles qui furent l'ouvrage des agrégations politiques. C'est de leur réunion que la nation se trouve formée, et elles sont solidaires entre elles, puisque chacune doit en partie ce que la nation doit en corps. Or, s'il est vrai que l'état doit à chacun de ses membres les dépenses du culte; s'il est vrai que la religion soit au nombre des besoins qui appartiennent à la société entière et qui ne sont les résultats de chacune de ses parties en particulier, les monumens de la piété des corps de l'état ne peuvent plus, dès lors, être regardés que comme une partie de la dépense publique.

Qu'ont fait les agrégations politiques lorsqu'elles ont bâti des temples, lorsqu'elles ont fondé des églises? Elles n'ont payé que leur portion d'une dette commune; elles n'ont acquitté que leur contingent d'une charge nationale; leur piété a pu devancer un plan plus uniforme de contribution; mais elle n'a pu priver la nation du droit de l'établir. Toutes les fondations de ce genre sont donc aussi, comme celles de nos rois, le véritable ouvrage, c'est-à-dire, la véritable propriété de l'état.

Quant aux biens qui dérivent des fondations faites par de simples particuliers, il est également facile de démontrer qu'en se les appropriant sous la condition inviolable d'en remplir les charges, la nation ne porte aucune atteinte au droit de propriété ni à la volonté des fondateurs, telle qu'il faut la supposer dans l'ordre des lois.

En effet, messieurs, qu'est-ce que la propriété en général?

C'est le droit que tous ont donné à un seul de posséder exclusivement une chose à laquelle, dans l'état naturel, tous avaient un droit égal; et d'après cette définition générale, qu'est-ce qu'une propriété particulière? C'est un bien acquis en vertu des lois. Je reviens sur ce principe, parce qu'un honorable membre, qui a parlé il y a quelques jours sur la même question, ne l'a peut-être pas posée aussi exactement que les autres vérités dont il a si habilement développé les principes et les conséquences. Oui, messieurs, c'est la loi seule qui constitue la pro-

priété, parce qu'il n'y a que la volonté publique qui puisse opérer la renonciation de tous, et donner un titre comme un garant à la jouissance d'un seul.

Si l'on se place hors de la loi, que découvre-t-on?

Ou tous possèdent, et dès lors, rien n'étant propre à un seul, il n'y a point de propriété.

Ou il y a usurpation, et l'usurpation n'est pas un titre.

Ou la possession n'est que physique et matérielle, si l'on peut s'exprimer ainsi; et dans ce cas, aucune loi ne garantissant une telle possession, on ne saurait la considérer comme une propriété civile.

Telles sont, messieurs, les fondations ecclésiastiques. Aucune loi nationale n'a constitué le clergé un corps permanent dans l'état; aucune loi n'a privé la nation du droit d'examiner s'il convient que les ministres de sa religion forment une agrégation politique existante par elle-même, capable d'acquérir et de posséder.

Or, de là naissent encore deux conséquences. La première, c'est que le clergé, en acceptant ces fondations, a dû s'attendre que la nation pourrait un jour détruire cette existence commune et politique, sans laquelle il ne peut rien posséder. La seconde, c'est que tout fondateur a dû prévoir également qu'il ne pouvait nuire au droit de la nation, que le clergé pourrait cesser d'être un jour dans l'état, que la collection des officiers du culte n'aurait plus alors ni propriété distincte ni administration séparée, et qu'ainsi aucune loi ne garantissait la perpétuité des fondations dans la forme précise qu'elles étaient établies. Prenez garde, messieurs, que si vous n'admettiez pas les principes, tous vos décrets sur les biens de la noblesse, sur la contribution proportionnelle, et sur l'abolition de ses priviléges, ne seraient plus que de vaines lois. Lorsque vous avez cru que vos décrets sur ces importantes questions ne portaient point atteinte au droit de propriété, vous avez été fondés sur ce que ce nom ne convenait point à des prérogatives et à des exemptions que la loi n'avait point sanctionnées, ou que l'intérêt public était forcé de détruire. Or, les mêmes principes ne s'appliquent-ils pas aux fondations particulières de l'église?

Si vous pensez que des fondateurs, c'est-à-dire, de simples citoyens, en donnant leurs biens au clergé, et le clergé en les recevant, ont pu créer un corps dans l'état, ui donner la capacité d'acquérir, priver la nation du droit de la dissoudre, la forcer d'admettre dans son sein, comme propriétaire, un grand corps à qui tant de sources de crédit donnent déjà tant de puissance, alors respectez la propriété du clergé; le décret que je propose y porterait atteinte.

Mais si, malgré les fondations particulières, la nation est restée dans tous ses droits; si vous pouvez déclarer que le clergé n'est pas un ordre, que le clergé n'est pas un corps, que le clergé dans une nation bien organisée ne doit pas être propriétaire, il suit de là que sa possession n'était que précaire et momentanée; que ses biens n'ont jamais été une véritable propriété; qu'en les acceptant des fondateurs, c'est pour la religion, les pauvres, et le service des autels qu'il les a reçus; et que l'intention de ceux qui ont donné les biens à l'église ne sera pas trompée, puisqu'ils ont dû prévoir que l'administration de ces biens passerait en d'autres mains, si la nation rentrait dans ses droits.

Je pourrais considérer la propriété des biens ecclésiastiques sous une foule d'autres rapports, si la question n'était pas déjà suffisamment éclaircie.

Je pourrais dire que l'ecclésiastique n'est pas même usufruitier*), mais simplement dispensateur**). J'ajouterais, si on pouvait prescrire contre les nations, que, les possesseurs de la plus grande partie des biens de l'église ayant été depuis un temps immémorial à la nomination du roi, la nation n'a cessé de conserver, par son chef, les droits qu'elle a toujours eus sur la propriété de ces mêmes biens.

Je dirais encore que, si les biens de l'église sont consacrés au culte public, les temples et les autels appartiennent à la société, et non point à leurs ministres; que, s'ils sont destinés aux panvres, les pauvres et leurs maux appartiennent à l'état; que, s'ils sont employés à la sub-

*) *Der Nutzniesser.* — **) *Der Ausspender.*

sistance des prêtres, toutes les classes de la société peuvent offrir des ministres au sacerdoce.

Je remarquerais que tous les membres du clergé sont des officiers de l'état; que le service des autels est une fonction publique, et que la religion appartenant à tous, il faut par cela seul que ses ministres soient à la solde de la nation, comme le magistrat qui juge au nom de la loi, comme le soldat qui défend au nom de tous des propriétés communes.

Je conclurais de ce principe que, si le clergé n'avait point de revenu, l'état serait obligé d'y suppléer; or, certainement un bien qui ne sert qu'à payer nos dettes est à nous.

Je conclurais encore que le clergé n'a pu acquérir des biens qu'à la décharge de l'état, puisqu'en les donnant, les fondateurs ont fait ce qu'à leur place, ce qu'à leur défaut, la nation aurait dû faire.

Je dirais que si les réflexions que je viens de présenter conviennent parfaitement aux biens donnés par des fondateurs, elles doivent s'appliquer à plus forte raison aux biens acquis par les ecclésiastiques eux-mêmes par le produit des biens de l'église, le mandataire ne pouvant acquérir que pour son mandat, et la violation de la volonté des fondateurs ne pouvant pas donner des droits plus réels que cette volonté même.

Je ferais observer que, quoique le sacerdoce, parmi nous, ne soit point uni à l'empire, la religion doit cependant se confondre avec lui; s'il prospère pour elle, il est prêt à la défendre.

Eh! que deviendrait la religion, si l'état venait à succomber? Les grandes calamités d'un peuple seraient-elles donc étrangères à ces ministres de paix et de charité qui demandent tous les jours à l'Être-Suprême de bénir un peuple fidèle? Le clergé conserverait-il ses biens, si l'état ne pouvait plus défendre ceux des autres citoyens? Respecterait-on ses prétendues propriétés, si toutes les autres devaient être violées?

Je dirais: Jamais le corps de marine ne s'est approprié les vaisseaux que les peuples ont fait construire pour la

défense de l'état; jamais, dans nos moeurs actuelles, une armée ne partagera entre les soldats les pays qu'elle aura conquis. Serait-il vrai du clergé seul, que des conquêtes faites par sa piété sur celle des fidèles doivent lui appartenir et rester inviolables, au lieu de faire partie du domaine indivisible de l'état?

Enfin, si je voulais envisager une aussi grande question sous tous les rapports qui la lient à la nouvelle constitution du royaume, aux principes de la morale, à ceux de l'économie politique, j'examinerais d'abord s'il convient au nouvel ordre des choses que nous venons d'établir, que le gouvernement, distributeur de toutes les richesses ecclésiastiques par la nomination des titulaires, conserve par cela seul des moyens infinis d'action, de corruption et d'influence.

Je demanderais si, pour l'intérêt même de la religion et de la morale publique, ces deux bienfaitrices du genre humain, il n'importe pas qu'une distribution plus égale des biens de l'église s'oppose désormais au luxe de ceux qui ne sont que les dispensateurs des biens des pauvres, à la licence de ceux que la religion et la société présentent aux peuples comme un exemple toujours vivant de la pureté des moeurs.

Je demanderais si, pour l'intérêt même de la religion et de la morale publique, ces deux bienfaitrices du genre humain, il n'importe pas qu'une distribution plus égale des biens de l'église s'oppose désormais au luxe de ceux qui ne sont que les dispensateurs des biens des pauvres, à la licence de ceux que la religion et la société présentent aux peuples comme un exemple toujours vivant de la pureté des moeurs.

Je dirais à ceux qui s'obstineraient à regarder comme une institution utile à la société celle d'un clergé propriétaire, de vouloir bien examiner si, dans des pays voisins du nôtre, les officiers du culte sont moins respectés pour n'être pas propriétaires; s'ils obtiennent et s'ils méritent moins de confiance; si leurs moeurs sont moins pures, leurs lumières moins étendues, leur influence sur le peuple moins salutaire. Ce n'est point, on le sent bien,

ni notre religion sainte, ni nos divins préceptes que je cherche à comparer avec des erreurs; je ne parle que des hommes; je ne considère les officiers du culte que dans leurs rapports avec la société civile; et certes, lorsque je m'exprime ainsi devant l'élite du clergé de France, devant ces pasteurs citoyens qui nous ont secondés par tant d'efforts, qui nous ont édifiés par tant de sacrifices, je suis bien assuré que nulle fausse interprétation ne pervertira mes intentions ni mes sentimens.

Je reviens maintenant sur mes pas. Qu'ai-je prouvé, messieurs, par les détails dans lesquels je suis entré?

Mon objet n'a point été de montrer que le clergé dût être dépouillé de ses biens, ni que d'autres citoyens, ni que des acquérans dussent être mis à sa place.

Je n'ai pas non plus entendu soutenir que les créanciers de l'état dussent être payés par les biens du clergé, puisqu'il n'y a pas de dette plus sacrée que les frais du culte, l'entretien des temples et les aumônes des pauvres.

Je n'ai pas voulu dire non plus qu'il fallût priver les ecclésiastiques de l'administration des biens et des revenus dont le produit doit leur être assuré. Eh! quel intérêt aurions-nous à substituer les agens du fisc à des économes fidèles, et des mains toujours pures à des mains si souvent suspectes?

Qu'ai-je donc, messieurs, voulu démontrer? Une seule chose: c'est qu'il est et qu'il doit être de principe que toute nation est seule et véritable propriétaire des biens de son clergé. Je ne vous ai demandé que de consacrer ce principe, parce que ce sont les erreurs ou les vérités qui perdent ou qui sauvent les nations. Mais en même temps, afin que personne ne pût douter de la générosité de la nation française envers la portion la plus nécessaire et la plus respectée de ses membres, j'ai demandé qu'il fût décrété qu'aucun curé, même ceux des campagnes, n'auraient moins de douze cents livres. —

VOLNEY.

CONSTANTIN FRANÇOIS CHASSEBOEUF (BOISGIRAIS), COMTE DE VOLNEY, *wurde am 3ten Febr.* 1757 *zu Craon, im Departement der Mayenne, wo sein Vater ein ausgezeichneter Advocat war, geboren. Den ersten Unterricht empfing er in den Collèges zu Ancenis und Angers. Dann,* 17 *Jahr alt, der väterlichen Gewalt entlassen, und dadurch Herr seiner Handlungen und reich, begab er sich nach Paris, um hier den Wissenschaften obzuliegen. Anfangs studirte er Medicin, darauf Naturwissenschaft, und endlich Geschichte und Linguistik. Eine Abhandlung über die Chronologie Herodot's, welche er der* Académie des Inscriptions *übergab, zog ihm einen Streit mit Larcher*) zu, welcher sein ganzes Leben gewährt hat. Durch die Freundschaft des Baron Holbach**) wurde er mit Franklin bekannt, welcher ihn bei Madame Helvetius einführte, deren gelehrte Zirkel erhebend auf ihn wirkten. Um diese Zeit erbte er* 6000 *Franken und beschloss, sie zu einer Reise durch Aegypten und Syrien zu verwenden.* 1783 *trat er dieselbe an, verweilte mehrere Monate in einem Kloster auf dem Libanon, um arabisch zu lernen, und durchwanderte zu Fuss dann jene Länder. Nach vier Jahren kehrte er zurück, und liess sein Werk:* Voyage en Égypte et en Syrie pendant les années 1783 — 85 (Paris, 1787, 2 Vol. in 8, 3e édit. 1799) *erscheinen. Er gibt darin nicht nur eine treue Beschreibung der besuchten Gegenden, sondern auch einen Bericht über die in denselben vorgefallenen politischen Umwälzungen. Die*

*) ***Pierre Henri Larcher, geb.* 1726, *gest.* 1812, *berühmter Alterthumsforscher, dessen geschichtlicher Commentar zum Herodot noch heute der beste ist.***

) *Paul Friedrich Freiherr von Holbach, geb.* 1723, *gest.* 1789, *Uebersetzer von deutschen und englischen naturwissenschaftlichen Werken, wird auch für den Verf. des berüchtigten atheistischen Buches:* Système de la nature, Londres, 1770, 2 Vol. in 8. *gehalten.***

Kaiserin Katharina II. von Russland belohnte ihn mit einer goldenen Medaille dafür. 1788 *gab Volney seine* Considérations sur la guerre actuelle des Turcs (Londres, in 8; nouv. édit. Paris, 1808) *heraus, worin er die wahrscheinlichen Folgen dieses Krieges zwischen Russland und der Türkei, und Frankreichs Interesse dabei untersucht. Seit der Rückkunft nach seinem Vaterlande war Volney bemüht gewesen, den Ackerbau auf der Insel Corsica zu vervollkommnen, und um den Corsen eine praktische Anweisung dazu geben zu können, wollte er selbst ein Landgut auf ihrer Insel kaufen, und hier das Zuckerrohr, den Caffee u. dergl. bauen. Die Nützlichkeit seiner Absichten erkennend, ernannte ihn die französische Regierung zum Director des Ackerbaues und des Handels von Corsica. Nach der Zusammenberufung der Generalstaaten* 1789 *wurde er aber zum Deputirten des dritten Standes des Landgerichts von Anjou gewählt, und er hielt es deshalb für seine Pflicht, jene Stelle aufzugeben. In den Sitzungen zeigte sich Volney, wie in seinen Schriften, als Freund der Freiheit, Anhänger der neuen Ideen, Feind aller bestehenden Culte und jeder Volkszügellosigkeit. Unter den Arbeiten, welche ihm sein neuer Wirkungskreis auferlegte, fand er noch Zeit, sich mit den strengen Wissenschaften zu beschäftigen.* 1790 *schrieb er in Folge einer Preisaufgabe der* Académie des Inscriptions *über die* Chronologie des douze siècles antérieurs au passage de Xerxès en Grèce, *welche Schrift zwar nicht den Preis erhielt, aber von Naigeon*) in das zur* Encyclopédie méthodique **) *gehörige* Dictionnaire d'antiquités *aufgenommen ist. Im September* 1791 *überreichte Volney der gesetzgebenden Versammlung sein berühmtes Buch:* Les Ruines, ou Méditations sur les révolutions des empires (Genève, 1791.

*) *Jacques André Naigeon, geb.* 1738, *gest.* 1810, *bekannt als Herausgeber der Werke von Diderot, Montaigne, Rousseau, etc.*

**) *Ein, von ausgezeichneten französischen Gelehrten bearbeitetes Werk über alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe.* Vol. 1 *erschien* Paris, 1782 *in* 4; *jetzt sind schon mehr als* 100 *Vol. vorhanden.*

in 8; 7e édit., *mit der unten erwähnten biograph. Notiz von Daru,* Paris, 1820, *und noch oft). Der Verf. versetzt sich in Gedanken auf die Ruinen von Palmyra, und überlässt sich dort seinen tiefen Betrachtungen über den Untergang so vieler Reiche, deren ungeheure Macht eine ewige Dauer zu versprechen schien, und die nichts desto weniger dem natürlichen Gesetze der Vergänglichkeit gehorcht haben. Ferner zeigt Volney in seinem Werke die Nothwendigkeit einer religiösen Toleranz, vertheidigt mit Beredsamkeit die Rechte der Völker und der Menschheit, und beweist, dass alle Religionen einen und denselben Ursprung haben, obgleich sie dem Anscheine nach unter einander so verschieden sind. —* 1792 *begleitete Volney Herrn Pozzo di Borgo nach Corsica, in der Absicht, die früher gefassten Culturpläne auszuführen; durch Unruhen wurden aber seine Anlagen zerstört, und er sah sich genöthigt, die Insel zu verlassen. Nach seiner Rückkunft in Paris gab er einen* Précis de l'état actuel de la Corse *und* La loi naturelle ou Catéchisme du citoyen français (Paris, 1793, in 16) *heraus. Letzteres Werk ist eine der besten Abhandlungen über die Moral.* Les idées en sont serrées, le style en est ferme: on y remarque ce choix sévère et cette propriété d'expressions dont les philosophes de l'école française ont donné tant de beaux exemples*). — *Während der Schreckensregierung wurde Volney eingekerkert, erhielt aber nach dem 9ten Thermidor seine Freiheit wieder. Bei Errichtung der Normalschule,* 1794, *ernannte man ihn zum Professor der Geschichte an derselben, und die Vorlesungen, welche er dem zufolge hielt (herausgegeben unter dem Titel:* Leçons d'histoire, etc. Paris, 1799, in 8) *haben nicht wenig zu seinem literarischen Ruhme beigetragen. Er dringt bei historischen Untersuchungen auf die strengste Kritik, und stellt in dieser Hinsicht manche neue und richtige Ideen, aber auch manche überspannte Anforderung auf. Als die Normalschule aufgehoben wurde, begab sich Volney* 1795 *nach den Vereinigten Staaten von*

*) M. J. de Chénier, Tableau etc. p. 83.

Nord-Amerika, um hier das Asyl zu suchen, welches er in seinem Vaterlande nicht gefunden hatte. Als ehemaliger Freund Franklin's wurde er von Washington gut empfangen; doch verbitterte ihm manches Andere den Aufenthalt, und schon im Frühjahr 1798 *trat er die Rückreise an, während der ihn die französische Akademie zum Mitgliede wählte. Als Napoleon, mit dem er in Corsica in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, an das Staatsruder gekommen war, wollte er Volney, der an der Revolution des* 18. *Brumaire Theil genommen hatte, zum Mit-Consul machen. Volney schlug dies jedoch aus, so wie auch die Stelle eines Ministers des Innern, und nahm nur die Senator-Würde an. Obgleich er im Senate zur ideologischen und republicanischen Opposition gehörte, so ernannte ihn Napoleon doch zum Grafen und Commandeur der Ordens der Ehrenlegion.* 1803 *gab er sein* Tableau du climat et du sol des États-Unis d'Amérique (Paris, 2 Vol. in 8) *heraus, ein Werk, in dem er einen mit Meisterhand entworfenen topographischen Abriss jener grossen Länderstrecke giebt. — Als Napoleon die Kaiserwürde annahm, zog Volney, unzufrieden damit, sich so viel als möglich von den öffentlichen Geschäften zurück und widmete seine Muse wieder historischen und philologischen Forschungen. Zeugniss davon gab er in seinem* Supplément à l'Hérodote de Larcher, Paris, 1808, in 8, *einer neuen Bearbeitung der oben erwähnten Abhandlung; seiner* Chronologie d'Hérodote, Paris, 1809, in 8; *seinen* Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne, Paris, 1814, 2 Vol. in 8, *in die er jene zwei Abhandlungen ebenfalls aufnahm. Im Juni* 1814 *ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Einen Gegenstand, mit dem er sich bis zu seinem Tode noch vielfach beschäftigte, und über den er bereits früher* (Simplification des langues orientales. Paris, 1795, in 8) *geschrieben hatte: die Anwendung des lateinischen als ausschliesslichen Alphabets in den asiatischen Sprachen, und die Erleichterung des Studiums dieser Sprachen durch Anwendung der grammatischen Bezeichnung der europäischen Sprachen, — behandelte er nochmals in:* l'Alphabet européen appliqué aux langues asiatiques, Paris 1819 in 8, *und* l'Hébreu sim-

plifié, Paris, 1820, in 8, *und setzte zu dessen weiterer Untersuchung, die er für den Handel und die Wissenschaft gleich wichtig erachtete, testamentarisch einen jährlichen Preis von* 1200 *Franken aus. Er starb am* 25*ten April* 1820. *Sein Nachfolger in der Akademie, Herr von Pastoret, hielt ihm am* 29*ten August die gewöhnliche Lobrede. Der Vortrag, welchen Graf Daru am* 14. *Juni* 1820 *in der Pairskammer über ihn hielt, ist oft gedruckt worden*: Paris, 1820, in 8, *mit bibliograph. Zusätzen in der* Revue encyclopédique T. VII, p. 34 — 48, *und vor den neueren Ausgaben der* Ruines. — *Volney war von Charakter ernst, fest und offen, einfach in Sitten, und freigebig für die Wissenschaften. Der ihm gemachte Vorwurf des Atheismus ist ungegründet.* — *Seine linguistischen Schriften haben vielen Widerspruch gefunden. Alle seine Werke sind jedoch in einem gedrängten, kraftvollen Styl geschrieben; die hauptsächlichsten haben wir oben nach und nach angezeigt; ein vollständiges Verzeichniss enthalten die ihm in Mahul's* Annuaire nécrologique, Ière Année, p. 222—235, *in der* Biographie universelle T. 49, p. 437—451, *und in der* France littéraire par J. M. Quérard (1839), T. 10, p. 270—272 *gewidmeten biographischen Artikel. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, mit einer Notiz über sein Leben und seine Schriften, von Adolph Bossange, erschien* Paris, 1821—1822, 2e édit. compl., Paris, 1825—1826, 8 Vol. in 8. Oeuvres choisis, 6 Vol. in 18, Paris, 1827 *und öfters.* — *Volney's Schriften sind grösstentheils (Reisen, Ruinen, über den Türkenkrieg) ins Deutsche übersetzt.*

Méditations sur les Ruines de Palmyre*).

(Les Ruines, chap. II.)

Ici, me dis-je, ici fleurit jadis une ville opulente: ici fut le siége d'un empire puissant. Oui! ces lieux main-

*) *Palmyra, d. h. die Palmenstadt, — erbaut vom König Salomo, erweitert oder verschönert von Odenathus und seiner Gemah-*

tenant si déserts, jadis une multitude vivante animait leur enceinte; une foule active circulait dans ces routes aujourd'hui solitaires. En ces murs où règne un morne silence, retentissaient sans cesse le bruit des arts et les cris d'alégresse et de fête: ces marbres amoncelés formaient des palais réguliers; ces colonnes abattues ornaient la majesté des temples; ces galeries écroulées dessinaient les places publiques. Là, pour les devoirs respectables de son culte, pour les soins touchans de sa subsistance, affluait un peuple nombreux: là, une industrie créatrice de jouissance appelait les richesses de tous les climats; et l'on voyait s'échanger la pourpre de Tyr pour le fil précieux de la Sérique; les tissus moelleux de Kaschemire pour les tapis fastueux de la Lydie; l'ambre de la Baltique pour les perles et les parfums arabes; l'or d'Ophir pour l'étain de Thulé*).

Et maintenant voilà ce qui subsiste de cette ville puissante, un lugubre squelette! voilà ce qui reste d'une vaste domination, un souvenir obscur et vain! Au con-

lin, der Königin Zenobia, ehemals Haupthandelsstadt aus Phönicien und Judaea nach Ostasien, und Hauptstadt des palmyrenischen Reichs in Syrien, — ist zweimal zerstört worden: das erste Mal vom Kaiser Aurelian 273, *das zweite Mal von den Sarazenen* 744. *Ihre prächtigen Ruinen wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Engländern Rob. Wood und Dawkins entdeckt, und in deren Werke:* The Ruins of Palmyra. London, 1753 gr. fol. *abgebildet und beschrieben. Die wenigen, von dürftigen Familien bewohnten Hütten, welche jetzt zwischen den Ruinen liegen, bilden ein Dorf, das Palmyra's ältern, hebräischen Namen: Thadmor führt.*

*) Le fil de la Sérique; c'est-à-dire la soie, originaire du pays montueux où se termine la grande muraille, et qui paraît avoir été le berceau de l'empire chinois. Les tissus de Kaschemire. Les Châles qu'Ézéchiel semble avoir désignés sous le nom de Choud-Choud. L'Or d'Ophir. Ce pays, tant et si mal cherché, et l'un des douze cantons arabes, a laissé sa trace dans Ofor, au pays d'Oman, sur le Golfe persique, près des Sabéens, riches en or, dit Strabon, et près de Haula ou Herila, où se faisait la pêche des perles. Voyez le 27e chapitre d'Ézéchiel, qui présente un tableau très-curieux et très-vaste du commerce de l'Asie à cette époque.

cours bruyant qui se pressait sous ces portiques, a succédé une solitude de mort. Le silence des tombeaux s'est substitué au murmure des places publiques. L'opulence d'une cité de commerce s'est changée en une pauvreté hideuse. Les palais des rois sont devenus le repaire des fauves; les troupeaux parquent au seuil des temples; et les reptiles immondes habitent les sanctuaires des dieux... Ah! comment s'est éclipsée tant de gloire?... Comment se sont anéantis tant de travaux?... Ainsi donc périssent les ouvrages des hommes! ainsi s'évanouissent les empires et les nations!

Et l'histoire des temps passés se retraçait vivement à ma pensée; je me rappelais ces siècles anciens, où vingt peuples fameux existaient en ces contrées; je me peignis l'Assyrien sur les rives du Tigre, le Kaldéen sur celles de l'Euphrate, le Perse régnant de l'Indus à la Méditerranée. Je dénombrai les royaumes de Damas et de l'Idumée, de Jérusalem et de Samarie, et les états belliqueux des Philistins et les républiques commerçantes de la Phénicie. Cette Syrie, me disais-je, aujourd'hui presque dépeuplée, comptait alors cent villes puissantes. Ses campagnes étaient couvertes de villages, de bourgs et de hameaux*). De toutes parts l'on ne voyait que champs cultivés, que chemins fréquentés, qu'habitations pressées... Ah! que sont devenus ces âges d'abondance et de vie? Que sont devenues tant de brillantes créations de la main de l'homme? Où sont-ils, ces remparts de Ninive, ces murs de Babylone, ces palais de Persépolis, ces temples de Balbek et de Jérusalem? Où sont ces flottes de Tyr, ces chantiers d'Arad, ces ateliers de Sidon, et cette multitude de matelots, de pilotes, de marchands, de soldats? et ces laboureurs, et ces moissons, et ces troupeaux, et toute cette création d'êtres vivans, dont s'enorgueillissait la face de la terre?

Hélas! je l'ai parcourue, cette terre ravagée! J'ai visité les lieux qui furent le théâtre de tant de splendeur:

*) *Siehe Strabo's Geographie c. XVI.*

et je n'ai vu qu'abandon et que solitude. J'ai cherché les anciens peuples et leurs ouvrages; et je n'en ai vu que la trace, semblable à celle que le pied du passant laisse à la poussière. Les temples sont écroulés, les palais sont renversés, les ports sont comblés, les villes sont détruites, et la terre nue d'habitans n'est plus qu'un lieu désolé de sépulcres.... Grand Dieu! d'où viennent de si funestes révolutions? Par quels motifs la fortune de ces contrées a-t-elle si fort changé? Pourquoi tant de villes se sont-elles détruites? Pourquoi cette ancienne population ne s'est-elle pas reproduite et perpétuée?

Ainsi livré à ma rêverie, sans cesse de nouvelles réflexions se présentaient à ma pensée. Tout, continuai-je, égare mon jugement, et jette mon coeur dans le trouble et l'incertitude. Quand ces contrées jouissaient de ce qui compose la gloire et le bonheur des hommes, c'étaient des peuples infidèles qui les habitaient; c'était le Phénicien, sacrificateur homicide de Molok, qui rassemblait dans ses murs les richesses de tous les climats; c'était le Kaldéen prosterné devant un serpent (le dragon Bel), qui subjugait d'opulentes cités et dépouillait les palais des rois et les temples des dieux; c'était le Perse adorateur du feu, qui recueillait les tributs de cent nations; c'étaient les habitans de cette ville même, adorateurs du soleil et des astres, qui élevaient tant de monumens de prospérité et de luxe.... Troupeaux nombreux, champs fertiles, moissons abondantes, tout ce qui devrait être le prix de la piété, était aux mains de ces idolâtres: et maintenant que les peuples croyans et saints occupent ces campagnes, ce n'est plus que solitude et stérilité. La terre, sous ces mains bénites, ne produit que des ronces et des absyntes. L'homme sème dans l'angoisse, et ne recueille que des larmes et des soucis; la guerre, la famine, la peste l'assaillent tour à tour.... Cependant, n'est-ce pas là les enfans des prophètes? Ce musulman, ce chrétien, ce juif, ne sont-ils pas les peuples élus du ciel, comblés de grâces et de miracles?

Pourquoi donc ces races privilégiées ne jouissent-elles plus des mêmes faveurs? Pourquoi ces terres, sanc-

tifiées par le sang des martyrs, sont-elles privées des bienfaits anciens? pourquoi en sont-ils comme bannis et transférés depuis tant de siècles à d'autres nations, en d'autres pays? . . .

Et à ces mots, mon esprit suivant le cours des vicissitudes qui ont tour à tour transmis le sceptre du monde à des peuples si différens de cultes et de moeurs, depuis ceux de l'Asie antique jusqu'aux plus récens de l'Europe, ce nom d'une terre natale réveilla en moi le sentiment de la patrie; et tournant vers elle mes regards, j'arrêtai toutes mes pensées sur la situation où je l'avais quittée*).

Je me rappelai ses campagnes si richement cultivées, ses routes si somptueusement tracées, ses villes habitées par un peuple immense, ses flottes répandues sur toutes les mers, ses ports couverts des tributs de l'une et de l'autre Inde; et comparant à l'activité de son commerce, à l'étendue de sa navigation, à la richesse des ses monumens, aux arts et à l'industrie de ses habitans, tout ce que l'Égypte et la Syrie purent jadis posséder de semblable; je me plaisais à retrouver la splendeur passée de l'Asie dans l'Europe moderne. Mais bientôt le charme de ma rêverie fut flétri par un dernier terme de comparaison. Réfléchissant que telle avait été jadis l'activité des lieux que je contemplais: qui sait, me dis-je, si tel ne sera pas un jour l'abandon de nos propres contrées? qui sait si sur les rives de la Seine, de la Tamise et du Suiderzée, là où maintenant, dans le tourbillon de tant de jouissances, le coeur et les yeux ne peuvent suffire à la multitude des sensations? qui sait si un voyageur comme moi ne s'asseoira un jour sur de muettes ruines, et ne pleurera pas, solitaire, sur la cendre des peuples et la mémoire de leur grandeur?

A ces mots, mes yeux se remplirent de larmes; et couvrant ma tête du pan de mon manteau, je me livrai à de sombres méditations sur les choses humaines. Ah!

*) En 1782, à la fin de la guerre d'Amérique.

malheur à l'homme, dis-je dans ma douleur; une aveugle fatalité*) se joue de sa destinée!

Une nécessité funeste régit au hasard le sort des mortels. Mais non: ce sont les décrets d'une justice céleste qui s'accomplissent! Un dieu mystérieux exerce ses jugemens incompréhensibles! Sans doute il a porté contre cette terre un anathème secret; en vengeance des races passées, il a frappé de malédictions les races présentes. Oh! qui osera sonder les profondeurs de la Divinité?

Et je demeurai immobile, absorbé dans une mélancolie profonde.

La chute de Niagara.

(Tableau des États-Unis d'Amérique, chap. 6.)

C'est un incident réellement étrange en géographie qu'un fleuve de 700 mètres de largeur**), sur une profondeur moyenne de 15 pieds de courant, à qui tout à coup manque le sol de la plaine où il serpente, et qui, d'un seul jet, précipite toute sa masse de 144 pieds de hauteur, dans un terrain inférieur où il poursuit son cours, sans que d'ailleurs l'oeil du spectateur aperçoive aucune montagne qui ait gêné ou barré sa route. L'on n'imagine point par quelle localité singulière la nature a disposé et nécessité cette scène prodigieuse; et quand on l'a reconnu, l'on demeure presque aussi surpris de la simplicité des moyens, que de la grandeur du résultat.

Pour que le lecteur saisisse facilement l'ensemble de ce tableau, il doit d'abord se rappeler que tout le pays compris entre le lac d'Érié et l'Ohio est un vaste plateau d'un niveau supérieur à presque tout ce continent, comme il est prouvé par les sources des différens fleuves qui en découlent, les uns au golfe du Mexique, les autres à la mer du Nord et à l'océan Atlantique. Du côté de

*) C'est le préjugé universel et enraciné des Orientaux. **Cela était écrit**, est leur réponse à tout; de là résulte une incurie et une apathie, qui sont le plus grand obstacle à toute instruction et civilisation.

**) 2226 *Preuss. Fuss.*

l'ouest et du nord-ouest, ce plateau vient sans interruption des Savanes situées par-delà le Missisippi et les lacs auxquels il sert d'appui; du côté du sud et de l'est, il se joint aux rampes des Alleghanys; mais du côté du nord, lorsqu'il a dépassé le lac Érié, environ six à sept milles avant le lac Ontario, le terrain subit tout à coup une forte dépression, et, par une pente brusque, il verse dans une autre plaine d'un niveau inférieur de plus de 230 pieds, dans laquelle s'assied le lac Ontario. Lorsqu'on vient du côté de ce lac, on saisit facilement cette disposition de terrain; de très-loin sur la nappe d'eau douce, l'on aperçoit devant soi comme un haut rempart, dont l'escarpement, garni de forêts, semble devoir interdire tout passage ultérieur: l'on entre dans le Saint-Laurent, que l'on remonte jusqu'au village de Queenstown, et bientôt l'on aperçoit sur la gauche une gorge étroite et profonde, d'où sort le fleuve assez rapide, mais calme: la cascade reste encore une énigme: cet escarpement vient de Toronto, ou même de plus loin, et côtoyant la rive nord du lac Ontario à la distance variable d'un et deux milles, il tourne par une courbe à l'est, sur la rive méridionale du lac, traverse le Saint-Laurent à sept milles de son embouchure, la rivière Génésee à huit de la sienne, puis se recourbe encore vers le sud, et par une ligne distante de cinq à six milles ouest du lac Seneca, où je reconnus sa rampe, il va se joindre, presque de plain-pied, aux rameaux des Alleghanys, d'où ce lac tire ses principales eaux.

L'on peut même dire que presque de niveau dans cette partie avec ces montagnes, le plateau se prolonge avec elles jusqu'au fleuve Hudson, où il se termine comme à Niagara par une rampe, également haute et rapide; ce qui présente un autre incident également remarquable en géographie, d'un terrain où la marée pénètre à plus de cent soixante-six milles précisément au pied d'un autre où viennent prendre leurs sources des rivières, telles que la Delaware, dont le cours en a plus de quatre cents.

L'artifice du local de Niagara est plus difficile à saisir pour ceux qui viennent du côté du lac Érié, ainsi

qu'il m'arriva le 24 octobre 1796. Depuis ce lac, et même voguant sur ses eaux, l'on n'a en vue aucune montagne, excepté par le travers de Presqu'ile, où l'on découvre quelques têtes basses et lointaines dans le nord-ouest de la Pensylvanie. Le pays où coule le Saint-Laurent ne présente qu'une vaste pleine couverte de forêts; et le cours du fleuve, qui file à peine trois milles à l'heure, n'indique point encore l'accident qui l'attend plus bas. Ce n'est que vers l'embouchure du ruisseau Chipéwas, six lieues au dessus du lac Érié, que l'eau devenant plus rapide, avertit les rameurs de serrer le rivage et de prendre port au village situé à cet endroit: là, le fleuve déploie une nappe d'environ 350 toises de large, de toutes parts bordée de futaies. L'on n'est plus qu'à 2000 toises (deux milles et demi) de la cascade: l'on entend un bruit sourd et lointain, comme des vagues de la mer; et ce bruit est plus ou moins grand, selon le vent régnant; mais l'oeil n'aperçoit encore rien. L'on suit à pied une route sauvage tracée par des charrettes, sur la rive gauche du fleuve, que les arbres empêchent de voir en avant. Au bout d'un mille l'on aperçoit le fleuve tournant sur sa gauche, et s'engageant un mille encore plus bas parmi les écueils qu'il couvre d'écume.... Par delà ces brisans, l'on voit sortir d'un enfoncement dans la forêt un nuage de vapeurs... et plus aucune trace de fleuve: le bruit est bien plus violent, mais l'on ne voit point encore la chute: l'on continue de marcher sur le rivage, qui d'abord n'excédait que de 10 à 12 pieds la surface de l'eau, mais qui bientôt s'approfondit à 20, à 30 et 50, et indique par cette pente l'accélération du courant. Alors quelques ravins obligent de faire encore sur la gauche un détour qui écarte du fleuve: pour y revenir, il faut traverser les terrains d'une ferme déjà établie, et enfin se dégageant des arbres et des broussailles, l'on arrive sur le flanc de la cataracte: c'est là qu'on voit le fleuve se précipiter tout entier dans un ravin ou canal creusé par lui-même, d'environ 66 mètres (200 pieds) perpendiculaires de profondeur sur une largeur d'environ 400 mètres (1200 pieds). Il y est encaissé comme entre deux murailles de rochers dont les parois sont tapissées

de cèdres, de sapins, de hêtres, de chênes, de bouleaux, etc. Ordinairement les voyageurs contemplent la chute de ce local, où un roc prééminent domine sur l'abîme: quelques voyageurs de la société dont je faisais partie lui donnèrent en effet la préférence; d'autres, auxquels je me joignis, informés que l'on pouvait descendre 5 à 600 toises plus bas, au fond du ravin, par les échelles du gouverneur Simcoe, pensèrent que l'on y jouirait mieux de toute la grandeur du spectacle, les objets de ce genre produisant plus d'effet lorsqu'ils sont vus de bas en haut. Nous descendîmes, non sans difficulté, par ces échelles qui ne sont que des troncs d'arbres entaillés et fixés contre la paroi du précipice: parvenus au fond, nous pûmes remonter vers la chute par une rive de roches écroulées et de sables déposés, où nous trouvâmes des cadavres de daims et de sangliers, que la cataracte avait entraînés lorsqu'ils voulaient passer à la nage au-dessus d'elle. Le courant près de nous était très-rapide sur un lit de rocs, mais il n'offrait aucun danger. Sur notre gauche, en avant, était une portion de la chute d'environ 200 pieds de large: une petite île la sépare de la grande cataracte. Au-delà, en avant et en face du spectateur, celle-ci forme un fer-à-cheval d'environ 1200 pieds de développement, masqué sur la droite par les rocs saillans du flanc du ravin. A plus de 300 toises de distance, la pluie causée par les rejaillissemens de l'eau qui se précipite et se relève en colonnes était déjà si forte, que nous en étions pénétrés. Convalescent d'une fièvre maligne que j'avais essuyée au fort Détroit, je n'eus ni la force ni le désir d'aller plus avant. —

Il me restait à savoir comment le fleuve se dégageait du ravin où il était captif. Je continuai ma route à pied à travers les bois, par un sentier toujours en pente, l'espace de six milles: je cherchais à deviner quelle en serait l'issue, lorsqu'enfin j'arrivai au bord de l'escarpement dont j'ai parlé: les Canadiens appellent cet endroit le Platon, au lieu du Plateau, et l'on dirait encore mieux la Plate-forme. Ma vue, alors dégagée des arbres, découvrit tout à coup un horizon immense; en avant, au nord, le lac Ontario semblable à une mer; plus près de

moi une longue prairie par laquelle le Saint-Laurent s'y rend, en formant trois coudes; sous mes pieds, et comme au fond d'une vallée, le petit village de Queenstown assis sur la rive ouest, tandis que vers ma droite le fleuve sortait enfin comme d'une caverne, par l'issue du ravin dont le bois me masquait le bord et l'ouverture. Pour quiconque examine avec attention toutes les circonstances de ce local, il devient évident que c'est ici que la chute a d'abord commencé, et que c'est en sciant, pour ainsi dire, les bancs du rocher, que le fleuve a creusé le ravin, et reculé d'âge en âge sa brèche jusqu'au lieu où est maintenant la cascade. Il y continue son travail séculaire avec une lente mais infatigable activité: les plus vieux habitans du pays se rappellent avoir vu la cataracte plus avancée de plusieurs pas: un officier anglais, stationné depuis trente ans au fort Érié, cita des faits positifs, prouvant que des rochers alors existans avaient été minés et engloutis: dans l'hiver qui suivit mon passage (1797), les dégels et le débordement détachèrent des blocs considérables qui gênaient l'élan de l'eau.

L'aspect des pyramides d'Égypte.

(Voyage en Égypte.)

La main du temps, et plus encore celle des hommes qui ont ravagé tous les monumens de l'antiquité, n'ont rien pu jusqu'ici contre les pyramides. La solidité de leur construction et l'énormité de leur masse les ont garanties de toute atteinte, et semblent leur assurer une durée éternelle. Les voyageurs en parlent tous avec enthousiasme, et cet enthousiasme n'est point exagéré. L'on commence à voir ces montagnes factices, dix-huit lieues avant d'y arriver. Elles semblent s'éloigner à mesure qu'on s'en approche; on en est encore à une lieue, et déjà elles dominent tellement sur la tête, qu'on croit être à leur pied; enfin, l'on y touche, et rien ne peut exprimer la variété des sensations qu'on y éprouve; la hauteur de leur sommet, la rapidité de leur pente, l'am-

pleur de leur surface, le poids de leur assiette*), la mémoire des temps qu'elles rappellent, le calcul du travail qu'elles ont coûté, l'idée que ces immenses rochers sont l'ouvrage de l'homme, si petit et si faible, qui rampe à leur pied, tout saisit à la fois le coeur et l'esprit d'étonnement, de terreur, d'humiliation, d'admiration, de respect. Mais, il faut l'avouer, un autre sentiment succède à ce premier transport; après avoir pris une si grande opinion de la puissance de l'homme, quand on vient à méditer l'objet de son emploi, on ne jette plus qu'un oeil de regret sur son ouvrage; on s'afflige de penser que, pour construire un vain tombeau, il a fallu tourmenter vingt ans une nation entière; on gémit sur la foule d'injustices et de vexations qu'ont dû coûter les corvées onéreuses et du transport, et de la coupe, et de l'entassement de tant de matériaux.

On s'indigne contre l'extravagance des despotes qui ont commandé ces barbares ouvrages; ce sentiment revient plus d'une fois, en parcourant les monumens de l'Égypte: ces labyrinthes, ces temples, ces pyramides, dans leur massive structure, attestent bien moins le génie d'un peuple opulent et ami des arts, que la servitude d'une nation tourmentée par le caprice de ses maîtres. Alors on pardonne à l'avarice qui violant leurs tombeaux, a frustré leur espoir: on accorde moins de pitié à ces ruines; et, tandis que l'amateur des arts s'indigne, dans Alexandrie, de voir scier les colonnes des palais pour en faire des meules de moulin, le philosophe, après cette première émotion que cause la perte de toute belle chose, ne peut s'empêcher de sourire à la justice secrète du sort, qui rend au peuple ce qui lui coûta tant de peines, et qui soumet aux plus humbles de ses besoins l'orgueil d'un luxe inutile.

*) *Ihrer auf einander liegenden Stücke.*

STAEL.

ANNE LOUISE GERMAINE NECKER, *später* BARONNE DE STAEL-HOLSTEIN, *wurde am 22ten April* 1766 *zu Paris geboren. Ihr liebreicher Vater, welcher damals noch Commis bei einem Banquier war und nicht daran dachte, einst Frankreichs Finanzminister zu werden, und ihre strenge Mutter, eines Predigers Tochter, leiteten ihre früheste Erziehung. Die nicht gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten, mit welchen die Natur sie ausgestattet hatte, entwickelten sich, zum Theil durch die erweckenden Gespräche mit den Hausfreunden ihrer Eltern: Thomas, Marmontel, Raynal, Grimm**) *u. A., ausserordentlich schnell. Schon als ein Mädchen von* 13 *Jahren machte sie Auszüge aus Montesquieu's* Esprit des lois, *und begleitete solche mit eigenen Betrachtungen. Auch ihre begeisterten* Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau (*zuerst gedruckt* Paris, 1788, in 12; *zweite Aufl.* 1789, in 8) *sind wahrscheinlich um diese Zeit geschrieben.* „Là, *sagt* Madame Necker de Saussure**), se trouve toute la vivacité de la jeunesse et son plus grand charme, ce qu'elle est et ce qu'elle promet. Là, on entrevoit un penseur, un moraliste, une femme capable de peindre les passions; mais tout cela confusément et dans le nuage. Là, est déposé le germe de toutes les opinions que madame de Staël a développées depuis.“ *Vor der französischen Revolution verfasste Frau v. Staël noch folgende Schriften:* 1786, Sophie, ou les Sentimens secrets, comédie en 3 actes et en vers, 1787; Jane Grey, tragédie en 5 actes et en vers (*beide zusammen gedruckt,* Paris, 1790, in 8.); Montmorency, *Tragödie, bis jetzt*

*) *Ant. Léonard Thomas, Dichter und Verf. berühmter Lobreden, geb.* 1732, *gest.* 1785. — *Jean Franç. Marmontel, beliebter Erzähler, geb.* 1719, *gest.* 1799. — *Guill. Thomas Raynal, geb.* 1711, *gest.* 1796, *der berühmte Verf. der* Histoire des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. Amsterdam (Paris) 1771. 7 Vol. in 8. — *Friedrich Melchior Freiherr v. Grimm, geb.* 1723, *gest.* 1807, *durch seine* Correspondance littéraire etc. *und seine Verbindung mit Diderot bekannt.*

**) Notice sur Mme. de Staël, p. 55. 56. éd. in 12.

ungedruckt; und einige Erzählungen, welche in dem Recueil de morceaux détachés, Lausanne, 1795. *stehen. In ihrem zwanzigsten Jahre wurde sie mit dem schwedischen Gesandten in Paris, Baron von Staël-Holstein (gest.* 1798*) verheirathet, und kam an den Hof. Wenn gleich ihre bisherigen Schriften schon die Aufmerksamkeit auf sie lenkten, so glänzte sie doch noch mehr durch ihre geistreiche Unterhaltung. Als die französische Revolution ausbrach, zeigte sie sich derselben ergeben, weil sie in ihr die Morgenröthe von Frankreichs Glück zu sehen glaubte; sie zog sich aber von der revolutionären Partei mit Abscheu zurück, als sie in den Führern die grausamsten Tyrannen erkannte. Zur Flucht des Königs entwarf sie einen Plan, und an die blutdürstigen Ungeheuer, welche damals Frankreich entvölkerten, richtete sie eine beredte, in würdevollem Ton das Mitgefühl ansprechende Vertheidigung der Königin* (Réflexions sur le procès de la Reine, par une femme. Paris, Août 1793, in 8.). *Nach Robespierre's Sturz gab sie zwei anonyme Brochüren:* Réflexions sur la paix, adressées à Mr. Pitt et aux Français, Paris 1795, *und* Réflexions sur la paix intérieure *heraus, deren erste der berühmte Fox ausserordentlich lobte. Sie trat in Verbindung mit mehreren bedeutenden Männern des damaligen Frankreichs (Barras, Benj. Constant, etc.) und war nicht ohne Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten. Ihr Werk:* Dix années d'exil, Paris 1822, in 8. *enthält darüber manche Einzelheiten.* 1796 *lernte sie Buonaparte persönlich kennen, den Mann, welcher später auf ihr Lebensschicksal so trübe eingewirkt hat. Als die Schweiz mit einem feindlichen Einfalle bedroht wurde, eilte sie zu ihrem Vater nach Coppet (dessen Landgute, in der Schweiz), kehrte aber nach Frankreich zurück, als Genf mit diesem Lande vereinigt wurde.* 1802 *gab Necker seine* Dernières vues de politique et de finances *heraus, welche Napoleon missfielen, und da dieser die Tochter für die Mitverfasserin hielt, so wurde Frau von Staël unter dem Vorwande, sie habe ihrem Vater falsche Berichte über Frankreich gemacht,* 40 *Lieues von Paris verbannt. Sie begab sich nach Weimar*), erlernte hier die deutsche Sprache, erfreute sich des Umgangs mit Goethe, Schiller und Wieland, und machte* 1804 *auch eine Reise nach Berlin, wo sie A. W. v. Schlegel*

*) *Ueber ihren Aufenthalt daselbst berichtet Goethe, Tag- und Jahreshefte. Werke. A. l. H. Bd.* 31, *S.* 164—176.

kennen lernte, welcher auf ihre Ansichten über deutsches Wesen vielen Einfluss gehabt hat. Der schnelle Tod ihres Vaters rief sie nach der Schweiz zurück. Bei der zärtlichen Anhänglichkeit, welche sie von früher Jugend an zu ihrem Vater, dessen Geistesstimmung der ihrigen so höchst verwandt war, hegte, musste dieser Verlust sie tief erschüttern. In einem trefflichen Aufsatze über sein häusliches Leben und einer Sammlung seiner nachgelassenen Schriften (Manuscrits de Mr. Necker publiés par sa fille. Paris, 1805, in 8.) *hat sie ihm ein würdiges Denkmal gesetzt. — Zu ihrer Erholung machte sie eine Reise nach Italien, kam* 1805 *nach Coppet zurück, fing* Corinne *an, und konnte dieses Werk durch Fouché's Nachsicht in ihrem geliebten Frankreich vollenden und drucken lassen* (1807). *Die Aufnahme desselben von Seiten des Publicums war ausserordentlich glänzend, der Verfasserin zog es eine neue Verbannung aus ihrem Vaterlande zu. Sie ging nach Coppet, begab sich aber bald zur Vollendung ihres Werkes* De l'Allemagne *nach Wien, wo sie den Winter* 1807 *verlebte. Alsdann kehrte sie nach Coppet zurück, ordnete hier die gesammelten Materialien, und schrieb und spielte in ihrem Schlosse die kleinen Theaterstücke, welche in ihren Werken unter dem Titel* Essais dramatiques *stehen. Darauf begab sie sich, mit Beobachtung der Bannvorschrift, nach Frankreich, um ihr Werk* De l'Allemagne *dem Drucke zu übergeben. Kaum war es vollendet, als der Polizeiminister sämmtliche Exemplare in Beschlag nehmen und vernichten liess, und der Verfasserin einen neuen, strengern Verbannungsbefehl zuschickte: alles deshalb, „weil ihr Werk nicht französisch wäre." Sie begab sich nach Coppet, wurde hier aber wie eine Gefangene gehalten, indem sie sich nicht über zwei Stunden davon entfernen durfte. Alle ihre Freunde mussten sie verlassen, und den trüben Aufenthalt verschönerte ihr nur die um diese Zeit mit einem Herrn de Rocca heimlich geschlossene eheliche Verbindung. Im Frühling* 1812 *gelang es ihr endlich, nach Wien und von da nach Moscau zu entkommen, das sie indessen wegen Annäherung des französischen Heeres bald mit Petersburg vertauschen musste. Von hier begab sie sich im Herbste* 1812 *nach Stockholm, wo sie mehrere Monate zubrachte, und ihr Buch* Dix années d'exil (Leipzig 1822) *anfing, und dann nach London, wo sie eine Schrift,* Réflexions sur le suicide, Londres 1313,

in 8. *herausgab und auch ihr Werk* De l'Allemagne *endlich dem Publicum vorlegen konnte. Nach der Restauration kehrte sie nach Frankreich zurück, wo ihr die von ihrem Vater im Staatschatze deponirten Gelder erstattet wurden. Im Jahre* 1816 *machte sie, schon leidend, eine neue Reise nach Italien. Als sie nach Frankreich zurückgekommen war, nahm ihre Krankheit einen bedenklichern Character an: ergeben in Gott entschlief sie sanft am* 14*ten Juli* 1817. *Ihr Leichnam wurde nach Coppet gebracht. — Frau v. Staël war eine der gebildetsten und vielseitigsten Frauen unserer Zeit, von edlem Character, leicht erregt in Freude wie in Schmerz, gottesfürchtig, mildthätig, liebevoll gegen ihre Kinder, und selbst ihren Feinden helfend, wo sie irgend konnte. „Unter allen Frauen, die geschrieben haben, sagt ein berühmter Schriftsteller*), hat sie unstreitig die grösste Fülle hoher und tiefer Gedanken, ein oft von Leidenschaften ergriffenes, aber auch von edlen, erhabenen Gefühlen durchdrungenes Gemüth, und eine lebendige, kraftvolle, eigenthümliche Sprache. Andere haben sie an Scharfsinn der Beobachtungen, an tiefer Menschenkenntniss, an Anmuth der Phantasie, oder an strenger Correctheit und leichter Eleganz des Styls übertroffen; aber in allem, was Energie des Denkens und Empfindens erfordert, kommt keine ihr gleich, und sie überflügelt ihr ganzes Geschlecht durch den Schwung des Geistes und die reichhaltige Ader einer sittlichen Begeisterung. Was sie über einen Gegenstand nicht weiss, ersetzt sie durch glückliche Combinationen des Verstandes; was sie nicht versteht, erräth sie öfters vermöge einer Art von Divination; was sie nicht durch eine methodische Auseinandersetzung sich und Anderen klar macht, zieht den Leser an durch das Helldunkel selbst, in welchem es erscheint, und befördert dessen eigenes Nachdenken. Das Licht ihrer Intelligenz wird manchmal von dem Feuer ihres Temperaments und der Gluth ihrer Gefühle getrübt; sie lässt mehr ahnen als sie deutlich auszudrücken vermag, und bringt mehr Gedanken hervor, als sie übersehen und beherrschen kann; aber dieses Vorgefühl einer Welt von Ansichten, die ihr immer vorschweben, obgleich dieselben ganz zu umfassen und dem Leser zu offenbaren ihr nicht gegeben ist, trägt viel zu dem*

*) *Friedr. Ancillon, zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen. Th. II, S.* 225 *ff.*

*Eindrucke ihrer Schriften bei.“ Eine geistvolle Engländerin**) *urtheilt folgendermassen über sie:* „The genius of Madame de Staël belongs to the day and age in which it dawned, and by which it was nurtured. It partakes of their boldness and their aspirations, their freedom and their force. Fostered amidst philosophical enquiries and political fermentation, its objects are naturally grand, its scope vast, its efforts vigorous. It has the energy of inspiration and its disorder. There is in the character of Madame de Staël's compositions, something of the Delphic priestess**).“ *Die wichtigsten Werke der Frau von Staël sind:* 1. De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations. Lausanne et Paris, 1796, in 8; 2e édit. 1797, 2 Vol. in 12. *Man findet darin eine Menge tiefer Bemerkungen über die Leidenschaften, aber das Ganze ermangelt einer guten Anordnung, und ist an einigen Orten nicht frei vom Parteigeiste.* 2. De la littérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. Paris, 1800, 2 Vol. in 8.; 2e édit. 1801. *Die Verfasserin betrachtet in dieser Schrift die Gesetze, die Sitten und die Literatur in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit; sie legt die zahlreichen und feinen Beziehungen dar, in welchen der Zustand der Gesellschaft mit dem der Religion und der Philosophie steht, und zeigt, wie die Schriftsteller, auf die immer der Character ihres Volkes Einfluss hat, auf eben diesen Character wieder einwirken. Manche ihrer Behauptungen darin sind zu gewagt, und haben ihr viele Widersacher zugezogen.* 3. Delphine. Paris, 1802, 3 Vol. in 12; 1803, 3 Vol. in 8; 1809, 6 Vol. in 12. 4. Corinne, ou l'Italie. Paris, 1807, 2 Vol. in 8, *oder* 3 Vol. in 12, *und noch oft. Es ist vorzüglich im Roman, wo die Talente der Frau von Staël sich am vortheil-*

*) Lady Morgan, France Vol. II, p. 382.

**) *Frau von Staël's Genie gehört der Zeit an, in der es hervortrat, und durch die es genährt ward. Es hat etwas von ihrer Kühnheit und ihrem Streben, ihrer Freiheit und ihrer Kraft. Unter philosophischen Forschungen und politischer Gährung entwickelt, sind dessen Gegenstände natürlich gross, seine Zwecke umfassend, seine Anstrengungen muthig. Es hat die Energie der Begeisterung und ihre Verworrenheit. Der Character ihrer Schriften besitzt etwas von der delphischen Priesterin.*

haftesten entfaltet haben. Delphine *enthält das treueste Abbild, wie sie selbst in ihrer Jugend war;* Corinne *stellt ihr Ideal auf. In ersterm Romane zeichnet sie ein durch Geist und Empfindung dem gewöhnlichen Maasse entweichendes Wesen, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geschlechts in einen unglücklichen Kampf geräth.* „Dans chaque lettre, à chaque page, *sagt M. J. de Chénier**), on trouve des idées fines ou profondes; mais nous ne saurions admettre le principe (Un homme doit savoir braver l'opinion, une femme s'y soumettre), qui sert de base à tout l'ouvrage.“ — Corinne *ist das vollendetste, glänzendste der Werke der Frau von Staël, besonders in Hinsicht auf Darstellung; ein Erzeugniss des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind.* 5. De l'Allemagne. Paris, 1810. Londres, 1813. Paris, 1814. 3 Vol. in 8. *und noch oft. Mit einer Einleitung von Charles de Villers und dem Original der übersetzten Stellen deutscher Dichter und Prosaisten: Leipzig,* 1814. 4 *Vol. in* 12. *Neue Aug.* 1823. *Die Verfasserin wollte durch dieses Werk das literarische Deutschland den Franzosen bekannter machen, und sicherlich hat sie diesen Zweck erreicht. Viele ihrer Ansichten, wie beredt und geschickt sie dieselben auch vertheidigt, erfuhren natürlich in Frankreich heftigen Widerspruch; aber auch die Deutschen waren mit ihren Behauptungen nicht immer zufrieden. „Denn bei aller Gerechtigkeit, welche sie im Ganzen genommen der deutschen Nation und Literatur widerfahren lässt, bei allem Witz und den vielen feinen und treffenden Bemerkungen, die sie in ihr Werk wie glänzende Perlen niederlegt, hat sie doch den deutschen Genius nicht in seiner Tiefe erfasst; sie ist oft freigebig mit ihrem Lobe, ohne recht zu loben; sie spürt Mängel auf, die keine sind, und übergeht hingegen wirkliche Gebrechen, die ihr entweder unbekannt geblieben, oder die sie aus Rücksichten mit schonender Hand zu bedecken suchte***).“ 6. Considérations sur les principaux évé-

*) Tableau etc. p. 258.

**) *Vergl. die ausführliche Recension des Werks in der Allg. Liter. Ztg.* 1815. *No.* 202. 203. 247. 248. 289—292. *Erg. Bl. No.* 141—144

nemens de la Révolution française; ouvrage posthume, publié par Mr. le duc de Broglie et Mr. le baron de Staël. Paris, 1818. 3 Vol. in 8. *Diese Betrachtungen wurden in den Jahren* 1813—1817 *geschrieben.* „C'est le fruit du passé le plus instructif dans une intelligence occupée d'avenir,“ *sagt Mad. Necker de Saussure*). Wenige waren besser als Frau von Staël im Stande, die Wichtigkeit der Gegenstände zu würdigen, die sie hier überschaute. Drei verschiedene Zwecke laufen darin neben einander: die Rechtfertigung des öffentlichen Lebens ihres Vaters; die treue Darstellung des Ganges und der Bedeutung der Revolution, und die Entwickelung einer Regierungs-Theorie. Die Verfasserin hat diese Zwecke mit geübter Denkkraft und lebendigem Geiste durchgeführt. Sehr ins Einzelne gehende Kritiken des Werks gaben Jacq. Chrét. Bailleul* (Examen etc. Paris, 1818. 2e édition augm. 1821. 2 Vol.) — *Eine vollständige Ausgabe der Schriften der Frau von Staël besorgte ihr Sohn:* Paris 1820—21. 17 Vol. in 12. *oder* 8. *mit einer geistvollen* Notice sur le caractère et les écrits de Mad. de Staël *von deren Freundin, Mad. Necker de Saussure (deutsch von A. W. v. Schlegel, Strasburg,* 1820). *In den trefflichen Artikeln, welche der Frau von Staël in der Allgemeinen deutschen Realencyclopädie, Leipzig, Brockhaus, 7te Aufl. Bd. X,* S. 604—613, *und in der* Biographie universelle, Tom. 43, p. 390—409, *gewidmet sind, ist jene* Notice *selbständig benutzt worden. Ausserdem erschien über Frau von Staël:* Esprit de Mad. la baronne de Staël-Holstein: analyse philosophique du génie, du caractère, de la doctrine et de l'influence de ses ouvrages, par Regnault de Warin. Paris 1818. 2 Vol. — *Eine* Table chronologique des écrits de Mad. de Staël *befindet sich am Ende des* 17. *Bandes der Werke, und eine* Liste des ouvrages de Mad. Staël *in der* Bibliographie de la France, 1817. p. 415. 416; 1818, p. 544. 674 ff. *Ihre meisten Sschriften sind in deutschen Uebersetzungen vorhanden. Eine geistreiche Kritik der Frau v. Staël enthält ferner der IIIte Band der* Critiques *und* Portraits littéraires *von* C. A. Saint Beuves (Paris, 1832—36. 3 Vol.). *Das vollständige Verzeichniss ihrer Schriften bis* 1838 *befindet sich in:* La France littéraire, par J. M. Quérard. Tome IX, p. 249—254.

*) Notice etc. p. 179, éd. in 12.

Pompéia.
(Corinne ou l'Italie. Liv. XI, Chap. 4.)

Les ruines de Pompéia sont du même côté de la mer que le Vésuve, et c'est par ces ruines que nos voyageurs*) commencèrent leur route. Ils virent Pompéia, la ruine la plus curieuse de l'antiquité. A Rome, l'on ne trouve guères que les débris des monumens publics, et ces monumens ne retracent que l'histoire politique des siècles écoulés; mais à Pompéia c'est la vie privée des anciens qui s'offre à vous telle qu'elle était. Le volcan qui a couvert cette ville de cendres**) l'a préservée des outrages du temps. Jamais des édifices exposés à l'air ne se seraient ainsi maintenus, et ce souvenir enfoui s'est retrouvé tout entier. Les peintures, les bronzes étaient encore dans leur beauté première, et tout ce qui peut servir aux usages domestiques est conservé d'une manière effrayante. Les amphores sont encore préparées pour le festin du jour suivant; la farine qui allait être pétrie est encore là; les restes d'une femme sont encore ornés des parures qu'elle portait dans le jour de fête que le volcan a troublé, et ses bras desséchés ne remplissent plus le bracelet de pierreries qui les entoure encore. On ne peut voir nulle part une image aussi frappante de l'interruption subite de la vie. Le sillon des roues est visiblement marqué sur les pavés dans les rues, et les pierres qui bordent les puits portent la trace des cordes qui les ont creusées peu à peu. On voit encore sur les murs d'un corps-de-garde les caractères mal formés, les figures grossièrement esquissées que les soldats traçaient pour passer le temps, tandis que ce temps avançait pour les engloutir.

Quand on se place au milieu du carrefour des rues, d'où l'on voit de tous les côtés la ville qui subsiste encore presque en entier, il semble qu'on attende quelqu'un,

*) *Corinne und Lord Oswald Nelvil.*

**) *Durch den Ausbruch des Vesuvs wurde Pompeji* 79 *nach Chr. verschüttet. Man sehe* C. Plinii Epist. VI, 16. — 1748 *wurde es wieder entdeckt und* 1763 *auszugraben begonnen.*

que le maître soit prêt à venir; et l'apparence même de vie qu'offre ce séjour fait sentir plus tristement sou éternel silence. C'est avec des morceaux de lave pétrifiée que sont bâties la plupart de ces maisons qui ont été ensevelies par d'autres laves. Ainsi, ruines sur ruines, et tombeaux sur tombeaux. Cette histoire du monde où les époques se comptent de débris en débris; cette vie humaine dont la trace se suit à la lueur des volcans qui l'ont consumée, remplit le coeur d'une profonde mélancolie. Qu'il y a longtemps qu'il vit, qu'il souffre et qu'il périt! Où peut-on retrouver ses sentimens et ses pensées? L'air qu'on respire dans ces ruines en est-il encore empreint, ou sont-elles pour jamais déposées dans le ciel où règne l'immortalité? Quelques feuilles brûlées des manuscrits qui ont été trouvés à Herculanum et à Pompéia, et que l'on essaye de dérouler à Portici, sont tout ce qui nous reste pour interpréter les malheureuses victimes que le volcan, la foudre de la terre, a dévorées. Mais en passant près de ces cendres que l'art parvient à ranimer, on tremble de respirer, de peur qu'un souffle n'enlève cette poussière où de nobles idées sont peut-être encore empreintes.

Les édifices publics dans cette ville même de Pompéia, qui était une des moins grandes de l'Italie, sont encore assez beaux. Le luxe des anciens avait presque toujours pour but un objet d'intérêt public. Leurs maisons particulières sont très-petites, et l'on n'y voit point la recherche de magnificence; mais un goût vif pour les beaux-arts s'y fait remarquer. Presque tout l'intérieur était orné de peintures les plus agréables et de pavés de mosaïque artistement travaillés. Il y a beaucoup de ces pavés sur lesquels on trouve écrit: — salut *(salve)*. — Ce mot est placé sur le seuil de la porte. Ce n'était pas sûrement une simple politesse que ce salut, mais une invocation à l'hospitalité. Les chambres sont singulièrement étroites, peu éclairées, n'ayant jamais de fenêtres sur la rue, et donnant presque toutes sur un portique qui est dans l'intérieur de la maison, ainsi que la cour de marbre qu'il entoure. Au milieu de cette cour est une citerne simplement décorée. Il est évident, par ce genre d'habitation,

que les anciens vivaient presque toujours en plein air, et que c'était ainsi qu'ils recevaient leurs amis. Rien ne donne une idée plus douce et plus voluptueuse de l'existence que ce climat, qui unit intimement l'homme avec la nature. Il semble que le caractère des entretiens et de la société doit être différent avec det elles habitudes que dans les pays où la rigueur du froid force à se renfermer dans les maisons. On comprend mieux les dialogues de Platon en voyant ces portiques sous lesquels les anciens se promenaient la moitié du jour. Ils étaient sans cesse animés par le spectacle d'un beau ciel: l'ordre social, tel qu'ils le concevaient, n'était point l'aride combinaison du calcul et de la force, mais un heureux ensemble d'institutions qui excitaient les facultés, développaient l'âme, et donnaient à l'homme pour but le perfectionnement de lui-même et de ses semblables.

L'antiquité inspire une curiosité insatiable. Les érudits qui s'occupent seulement à recueillir une collection de noms qu'ils appellent l'histoire, sont sûrement dépourvus de toute imagination. Mais pénétrer dans le passé, interroger le coeur humain à travers les siècles, saisir un fait par un mot, et le caractère et les moeurs d'une nation par un fait, enfin remonter jusqu'aux temps les plus reculés pour tâcher de se figurer comment la terre, dans sa première jeunesse, apparaissait aux regards des hommes, et de quelle manière ils supportaient alors ce don de la vie que la civilisàtion a tant compliquè maintenant, c'est un effort continuel de l'imagination qui devine et découvre les plus beaux secrets que la réflexion et l'étude puissent nous révéler. Ce genre d'intérêt et d'occupation attirait singulièrement Oswald, et il répétait souvent à Corinne, que, s'il n'avait pas eu dans son pays de nobles intérêts à servir, il n'aurait trouvé la vie supportable que dans les lieux où les monumens de l'histoire tiennent lieu de l'existence présente. Il faut au moins regretter la gloire quand il n'est plus possible de l'obtenir. C'est l'oubli seul qui dégrade l'âme; mais elle peut trouver un asile dans le passé, quand d'arides circonstances privent les actions de leur but.

De l'aspect de l'Allemagne.
(De l'Allemagne. Tom. I, Chap. I.)

La multitude et l'étendue des forêts indiquent une civilisation encore nouvelle: le vieux sol du midi ne conserve presque plus d'arbres, et le soleil tombe à plomb sur la terre dépouillée par les hommes. L'Allemagne offre encore quelques traces d'une nature non habitée. Depuis les Alpes jusqu'à la mer, entre le Rhin et le Danube, vous voyez un pays couvert de chênes et de sapins, traversé par des fleuves d'une imposante beauté et coupé par des montagnes dont l'aspect est très-pittoresque; mais de vastes bruyères, des sables, des routes souvent négligées, un climat sévère, remplissent d'abord l'âme de tristesse; et ce n'est qu'à la longue qu'on découvre ce qui peut attacher à ce séjour.

Le midi de l'Allemagne est très-bien cultivé; cependant il y a toujours dans les plus belles contrées de ce pays quelque chose de sérieux, qui fait plutôt penser au travail qu'aux plaisirs, aux vertus des habitans qu'aux charmes de la nature.

Les débris des châteaux forts qu'on aperçoit sur le haut des montagnes, les maisons bâties de terre, les fenêtres étroites, les neiges qui, pendant l'hiver, couvrent des pleines à perte de vue, causent une impression pénible. Je ne sais quoi de silencieux, dans la nature et dans les hommes, resserre d'abord le coeur. Il semble que le temps marche là plus lentement qu'ailleurs, que la végétation ne se presse pas plus dans le sol que les idées dans la tête des hommes, et que les sillons réguliers du laboureur y sont tracés sur une terre pesante.

Néanmoins, quand on a surmonté ces sensations irréfléchies, le pays et les habitans offrent à l'observation quelque chose d'intéressant et de poétique: vous sentez que des âmes et des imaginations douces ont embelli ces campagnes. Les grands chemins sont plantés d'arbres fruitiers, placés là pour rafraîchir le voyageur. Les paysages dont le Rhin est entouré sont superbes presque

partout; on dirait que ce fleuve est le génie tutélaire de l'Allemagne; ses flots sont purs, rapides, et majestueux comme la vie d'un ancien héros: le Danube se divise en plusieurs branches; les ondes de l'Elbe et de la Sprée se troublent facilement par l'orage; le Rhin seul est presque inaltérable. Les contrées qu'il traverse paraissent tout à la fois si sérieuses et si variées, si fertiles et si solitaires, qu'on serait tenté de croire que c'est lui-même qui les a cultivées, et que les hommes d'à présent n'y sont pour rien. Ce fleuve raconte en passant, les hauts faits des temps jadis, et l'ombre d'Arminius semble errer encore sur ces rivages escarpés.

Les monumens gothiques sont les seuls remarquables en Allemagne; ces monumens rappellent les siècles de la chevalerie; dans presque toutes les villes les musées publics conservent des restes de ces temps-là. On dirait que les habitans du Nord, vainqueurs du monde, en partant de la Germanie, y ont laissé leurs souvenirs sous diverses formes, et que le pays tout entier ressemble au séjour d'un grand peuple, qui depuis longtemps l'a quitté. Il y a dans la plupart des arsenaux des villes allemandes, des figures de chevaliers en bois peint, revêtus de leur armure; le casque, le bouclier, les cuissards, les éperons, tout est selon l'ancien usage, et l'on se promène au milieu de ces morts debout, dont les bras semblent prêts à frapper leurs adversaires, qui tiennent aussi de même leurs lances en arrêt. Cette image immobile d'actions jadis si vives, cause une impression pénible. C'est ainsi qu'après les tremblemens de terre, on a retrouvé des hommes engloutis qui avaient gardé pendant longtemps encore le dernier geste de leur dernière pensée.

L'architecture moderne en Allemagne n'offre rien qui mérite d'être cité; mais les villes sont en général bien bâties, et les propriétaires les embellissent avec une sorte de soin plein de bonhomie. Les maisons dans plusieurs villes, sont peintes en dehors de diverses couleurs: on y voit des figures de singes, des ornemens de tout genre, dont le goût n'est assurément pas parfait, mais qui varient l'aspect des habitations et semblent indiquer un désir

bienveillant de plaire à ses concitoyens et aux étrangers. L'éclat et la splendeur d'un palais servent à l'amour-propre de celui qui le possède, mais la décoration soignée, la parure et la bonne intention des petites demeures ont quelque chose d'hospitalier.

Les jardins sont presque aussi beaux dans quelques parties de l'Allemagne qu'en Angleterre; le luxe des jardins suppose toujours qu'on aime la nature. En Angleterre, des maisons trés-simples sont bâties au milieu des parcs les plus magnifiques; le propriétaire néglige sa demeure, et pare avec soin la campagne. Cette magnificence et cette simplicité réunies n'existent sûrement pas au même degré en Allemagne; cependant à travers le manque de fortune et l'orgueil féodal, on aperçoit en tout un certain air de beau qui, tôt ou tard, doit donner du goût et de la grâce, puisqu'il en est la véritable source. Souvent, au milieu des superbes jardins des princes allemands, l'on place des harpes éoliennes près des grottes entourées de fleurs, afin que le vent transporte dans les airs des sons et des parfums tout ensemble. L'imagination des habitans du Nord tâche de se composer une nature d'Italie; et pendant les jours brillans d'un été rapide, l'on parvient quelquefois à s'y tromper.

De l'art dramatique.

(De l'Allemagne, Tom. III, Chap. I.)

Le théâtre exerce beaucoup d'empire sur les hommes; une tragédie qui élève l'âme, une comédie qui peint les moeurs et les caractères, agissent sur l'esprit d'un peuple presque comme un événement réel; mais pour obtenir un grand succès sur la scène, il faut avoir étudié le public auquel on s'adresse, et les motifs de toute espèce sur lesquels son opinion se fonde. La connaissance des hommes est aussi nécessaire que l'imagination même à un auteur dramatique; il doit atteindre aux sentimens d'un intérêt général, sans perdre de vue les rapports particuliers qui influent sur les spectateurs; c'est la littérature en action qu'une

pièce de théâtre, et le génie qu'elle exige n'est si rare que parce qu'il se compose de l'étonnante réunion du tact des circonstances et de l'inspiration poétique. Rien ne serait donc plus absurde que de vouloir à cet égard imposer à toutes les nations le même système; quand il s'agit d'adapter l'art universel au goût de chaque pays, l'art immortel aux moeurs du temps, des modifications très-importantes sont inévitables, et de là viennent tant d'opinions diverses sur ce qui constitue le talent dramatique; dans toutes les autres branches de la littérature on est plus facilement d'accord.

On ne peut nier, ce me semble, que les Français ne soient la nation du monde la plus habile dans la combinaison des effets du théâtre; ils l'emportent aussi sur toutes les autres par la dignité des situations et du style tragique. Mais tout en reconnaissant cette double supériorité, on peut éprouver des émotions plus profondes par des ouvrages moins bien ordonnés; la conception des pièces étrangères est quelquefois plus frappante et plus hardie, et souvent elle renferme je ne sais quelle puissance qui parle plus intimement à notre coeur, et touche de plus près aux sentimens qui nous ont personnellement agités.

Comme les Français s'ennuient facilement, ils évitent les longueurs en toutes choses. Les Allemands, en allant au théâtre, ne sacrifient d'ordinaire qu'une triste partie de jeu, dont les chances monotones remplissent à peine les heures; ils ne demandent donc pas mieux que de s'établir tranquillement au spectacle, et de donner à l'auteur tout le temps qu'il veut pour préparer les événemens et développer les personnages: l'impatience française ne tolère point cette lenteur.

Les pièces allemandes ressemblent d'ordinaire aux tableaux des anciens peintres: les physionomies sont belles, expressives, recueillies; mais toutes les figures sont sur le même plan, quelquefois confuses, ou quelquefois placées l'une à côté de l'autre, comme dans les bas-reliefs, sans être réunies en groupes aux yeux des spectateurs. Les Français pensent, avec raison, que le théâtre, comme la peinture, doit être soumis aux lois de la perspective. Si

les Allemands étaient habiles dans l'art dramatique, ils le seraient aussi dans tout le reste; mais en aucun genre ils ne sont capables même d'une adresse innocente: leur esprit est pénétrant en ligne droite, les choses belles d'une manière absolue sont de leur domaine; mais les beautés relatives, celles qui tiennent à la connaissance des rapports et à la rapidité des moyens, ne sont pas d'ordinaire du ressort de leur facultés.

Il est singulier qu'entre ces deux peuples les Français soient celui qui exige la gravité la'plus soutenue dans le ton de la tragédie; mais c'est précisément parce que les Français sont plus accesibles à plaisanterie qu'ils ne veulent pas y donner lieu, tandis que rien ne dérange l'imperturbable sérieux des Allemands: c'est toujours dans son ensemble qu'ils jugent une pièce de théâtre, et ils attendent, pour la blâmer comme pour l'applaudir, qu'elle soit finie. Les impressions des Français sont plus promptes; et c'est en vain qu'on les préviendrait qu'une scène comique est destinée à faire ressortir une situation tragique: ils se moqueraient de l'une sans attendre l'autre, chaque détail doit être pour eux aussi intéressant que le tout: ils ne font pas crédit d'un moment au plaisir qu'ils attendent des beaux-arts.

La différence du théâtre français et du théâtre allemand peut s'expliquer par celle du caractère des deux nations; mais il se joint à ces différences naturelles des oppositions systématiques dont il importe de connaître la cause. Ce que j'ai déjà dit sur la poésie classique et romantique*) s'applique aussi au pièces de théâtre. Les tragédies puisées dans la mythologie sont d'une tout autre nature que les tragédies historiques; les sujets tirés de la fable étaient si connus, l'intérêt qu'ils inspiraient était si universel, qu'il suffisait de les indiquer pour frapper d'avance l'imagination.

Ce qu'il y a d'éminemment poétique dans les tragédies grecques, l'intervention des dieux et l'action de la fatalité, rend leur marche beaucoup plus facile; le détail des motifs, le développement des caractères, la diversité des faits, deviennent moins nécessaires qnand l'événement est expliqué

*) *Im 11ten Capitel des 2ten Bandes.*

par une puissance surnaturelle; le miracle abrège tout. Aussi l'action de la tragédie chez les Grecs est-elle d'une étonnante simplicité: la plupart des événemens sont prévus et même annoncés dès le commencement; c'est une cérémonie religieuse qu'une tragédie grecque. Le spectacle se donnait en l'honneur des Dieux, et des hymnes interrompus par des dialogues et des récits peignaient tantôt les dieux clémens, tantôt les dieux terribles, mais toujours le Destin planant sur la vie de l'homme. Lorsque ces mêmes sujets ont été transportés au théâtre français, nos grands poètes leur ont donné plus de variété: ils ont multiplié les incidens, ménagéles sur prises, et resserré le noeud. Il fallait en effet suppléer de quelque manière à l'intérêt national et religieux que les Grecs prenaient à ces pièces et que nous n'éprouvions pas; toutefois, non contens d'animer les pièces grecques, nous avons prêté aux personnages nos moeurs et nos sentimens, la politique et la galanterie modernes; et c'est pour cela qu'un si grand nombre d'étrangers ne conçoivent pas l'admiration que nos chefs-d'oeuvre nous inspirent. En effet, quand on les entend dans une autre langue, quand ils sont dépouillés de la beauté magique du style, on est surpris du peu d'émotion qu'ils produisent et des inconvenances qu'on y trouve; car ce qui ne s'accorde ni avec le siècle, ni avec les moeurs nationales des personnages que l'on représente, n'est-il pas aussi une inconvenance? et n'y a-t-il de ridicule que ce qui ne nous ressemble pas?

Les pièces dont les sujets sont grecs ne perdent rien à la sévérité de nos règles dramatiques; mais si nous voulions goûter, comme les Anglais, le plaisir d'avoir un théâtre historique, d'être intéressés par nos souvenirs, émus par notre religion, comment serait-il possible de se conformer rigoureusement, d'une part, aux trois unités, et de l'autre, au genre de pompe dont on se fait une loi dans nos tragédies?

C'est une question si rebattue que celle des trois unités, qu'on n'ose presque pas en reparler; mais de ces trois unités il n'y en a qu'une d'importante, celle de l'action,

et l'on ne peut jamais considérer les autres que comme lui étant subordonnées.

Or, si la vérité de l'action perd à la nécessité puérile de ne pas changer de lieu et de se borner à vingt-quatre heures, imposer cette nécessité, c'est soumettre le génie dramatique à une gêne dans le genre de celle des acrostiches, gêne qui sacrifie le fond de l'art à sa forme. Voltaire*) est celui de nos grands poètes tragiques qui a le plus souvent traité des sujets modernes. Il s'est servi, pour émouvoir, du christianisme et de la chevalerie, et si l'on est de bonne foi, l'on conviendra, ce me semble, qu'Alzire, Zaïre et Tancrède font verser plus de larmes que tous les chefs-d'oeuvre grecs et romains de notre théâtre. Dubelloy**), avec un talent bien subalterne, est pourtant parvenu à réveiller des souvenirs français sur la scène française; et quoiqu'il ne sût point écrire, on éprouve, par ses pièces, un intérêt semblable à celui que les Grecs devaient ressentir quand ils voyaient représenter devant eux les faits de leur histoire. Quel parti le génie ne peut-il pas tirer de cette disposition?

Et cependant il n'est presque point d'événemens qui datent de notre ère, dont l'action puisse se passer ou dans un même jour ou dans un même lieu; la diversité des faits qu'entraîne un ordre social plus compliqué, les délicatesses de sentiment qu'inspire une religion plus tendre, enfin, la vérité de moeurs, qu'on doit observer dans les tableaux plus rapprochés de nous, exigent une grande latitude dans les compositions dramatiques.

On peut citer un exemple récent de ce qu'il en coûte pour se conformer, dans les sujets tirés de l'histoire moderne, à notre orthodoxie dramatique. Les Templiers de M. Raynouard***) sont certainement l'une des pièces les

*) *Marie Franç. Arouet de Voltaire, berühmter französischer Dichter, geb.* 1694, *gest.* 1778.

**) *Pierre Laurent Buirette, genannt de Belloy, geb.* 1727, *gest.* 1775, *hat mehrere Theaterstücke geschrieben, deren Stoff aus der französischen Geschichte genommen ist; z. B.* le Siége de Calais, Gabrielle de Vergi, Gaston et Bayard, etc.

***) *Franç. Juste Marie Raynouard wurde* 1761 *geboren, und*

plus dignes de louange qui aient paru depuis longtemps; cependant qu'y a-t-il de plus étrange que la nécessité où l'auteur s'est trouvé, de représenter l'ordre des Templiers accusé, jugé, condamné et brûlé, le tout dans vingt-quatre heures? Les tribunaux révolutionaires allaient vite; mais quelle fût leur atroce bonne volonté, ils ne seraient jamais parvenus à marcher aussi rapidement qu'une tragédie française. Je pourrais montrer les inconvéniens de l'unité de temps, avec non moins d'évidence, dans presque toutes nos tragédies tirées de l'histoire moderne; mais j'ai choisi la plus remarquable de préférence, pour faire ressortir ces inconvéniens.

L'un des mots les plus sublimes qu'on puisse entendre au théâtre se trouve dans cette noble tragédie. A la dernière scène, l'on raconte que les Templiers chantent des psaumes sur leur bûcher; un messager est envoyé pour leur apporter leur grâce, que le roi se détermine à leur accorder;

Mais il n'était plus temps, les chants avaient cessé.

C'est ainsi que le poète nous apprend que ces généreux martyrs ont enfin péri dans les flammes. Dans quelle tragédie païenne pourrait-on trouver l'expression d'un tel sentiment? et pourquoi les Français seraient-ils privés au théâtre de tout ce qui est vraiment en harmonie avec eux, leurs ancêtres et leur croyance!

Les Français considèrent l'unité de temps et de lieu comme une condition indispensable de l'illusion théâtrale; les étrangers font consister cette illusion dans la peinture des caractères, dans la vérité du langage, et dans l'exacte observation des moeurs du siècle et du pays qu'on veut peindre. Il faut s'entendre sur le mot d'illusion dans les arts: puisque nous consentons à croire que des acteurs séparés de nous par quelques planches, sont des héros grecs morts il y a trois mille ans, il est bien certain que ce qu'on appelle l'illusion, ce n'est pas s'imaginer que ce qu'on voit existe véritablement; une tragédie ne peut nous

hat sich auch durch seine Forschungen über die Troubadours einen bedeutenden Namen erworben.

paraître vraie que par l'émotion qu'elle nous cause. Or, si, par la nature des circonstances représentées, le changement de lieu et la prolongation supposée du temps ajoutent à cette émotion, l'illusion en devient plus vive.

On se plaint de ce que les plus belles tragédies de Voltaire, Zaïre et Tancrède, sont fondées sur des malentendus; mais comment ne pas avoir recours aux moyens de l'intrigue, quand les développemens sont censés avoir lieu dans un espace aussi court? l'art dramatique est alors un tour de force; et pour faire passer les plus grands événemens à travers tant de gênes, il faut une dextérité semblable à celle des charlatans, qui escamotent aux regards des spectateurs les objets qu'ils leur présentent.

Les sujets historiques se prêtent encore moins que les sujets d'invention aux conditions imposées à nos écrivains: l'étiquette tragique, qui est de rigueur sur notre théâtre, s'oppose souvent aux beautés nouvelles dont les pièces tirées de l'histoire moderne seraient susceptibles.

Il y a dans les moeurs chevaleresques une simplicité de langage, une naïveté de sentiment pleine de charme; mais ni ce charme, ni le pathétique qui résulte du contraste des circonstances communes et des impressions fortes, ne peut être admis dans nos tragédies: elles exigent des situations royales en tout, et néanmoins l'intérêt pittoresque du moyen âge tient à toute cette diversité de scènes et de caractères, dont les romans des troubadours ont fait sortir des effets si touchans.

La pompe des alexandrins est un plus grand obstacle encore que la routine même du bon goût, à tout changement dans la forme et le fond des tragédies françaises: on ne peut dire en vers alexandrins qu'on entre ou qu'on sort, qu'on dort ou qu'on veille, sans qu'il faille chercher pour cela une tournure poétique; et une foule de sentimens et d'effets sont bannis du théâtre, non par les règles de la tragédie, mais par l'exigence même de la versification. Racine*) est le seul écrivain français qui, dans la scène

*) *Jean Racine, berühmter tragischer Dichter der Franzosen, geb.* 1639, *gest. den* 22*ten April* 1699.

de Joas avec Athalie, se soit une fois joué de ces difficultés, il a su donner une simplicité aussi noble que naturelle au langage d'un enfant; mais cet admirable effort d'un génie saus pareil n'empêche pas que les dificultés trop multipliées dans l'art ne soient souvent un obstacle aux inventions les plus heureuses.

M. Benjamin Constant*), dans la préface si justement admirée qui précède sa tragédie de Walstein, a fait observer que les Allemands peignaient les caractères dans leurs pièces, et les Français seulement les passions. Pour peindre les caractères, il faut nécessairement s'écarter du ton majestueux exclusivement admis dans la tragédie française; car il est impossible de faire connaître les défauts et les qualités d'un homme, si ce n'est en le présentant sous divers rapports; le vulgaire, dans la nature, se mêle souvent au sublime, et quelquefois en relève l'effet: enfin, on ne peut se figurer l'action d'un caractère que pendant un espace de temps un peu long, et dans vingt-quatre heures il ne saurait être question que d'une catastrophe. L'on soutiendra peut-être que les catastrophes conviennent mieux au théâtre que les tableaux nuancés, le mouvement excité par les passions vives plaît à la plupart des spectateurs plus que l'attention qu'exige l'observation du coeur humain. C'est le goût national qui seul peut décider de ces différens systèmes dramatiques; mais il est juste de reconnaître que, si les étrangers conçoivent l'art théâtrale autrement que nous, ce n'est ni par ignorance ni par barbarie, mais d'après des réflexions profondes et qui sont dignes d'être examinées.

Shakespeare**), qu'on veut appeler un barbare, a peut-être un esprit trop philosophique, une pénétration trop subtile pour le point de vue de la scène; il juge les caractères avec l'impartialité d'un être supérieur, et les représente quelquefois avec une ironie presqne machiavélique***); ses compositions ont tant de profondeur, que la

*) *S. den ihm in diesem Werke gewidmeten Artikel.*

**) *William Shakespeare, berühmtester dramatischer Dichter der Engländer, geb.* 1564, *gest.* 1616.

***) *Niccolo Macchiavelli, geb. zu Florenz* 1469, *gest.* 1527.

rapidité de l'action théâtrale fait perdre une grande partie des idées qu'elles renferment: sous ce rapport, il vaut mieux lire ses piéces que de les voir. A force d'esprit, Shakespeare refroidit souvent l'action, et les Français s'entendent beaucoup mieux à peindre les personnages, ainsi que les décorations, avec ces grands traits qui font effet à distance. Quoi, dira-t-on, peut-on reprocher à Shakespeare trop de finesse dans les aperçus, lui qui se permit des situations si terribles? Shakespeare réunit souvent des qualités et mêmes des défauts contraires; il est quelquefois en deçà, quelquefois en delà de la sphère de l'art, mais il possède encore plus la connaissance du coeur humain que celle du théâtre.

Dans les drames, dans les opéras comiques et dans les comédies, les Français montrent une sagacité et une grâce que seuls ils possèdent à ce degré; et d'un bout de l'Europe à l'autre on ne joue guère que des pièces françaises traduites: mais il n'en est pas de même des tragédies. Comme les règles sévères auxquelles on les soumet font qu'elles sont toutes plus ou moins renfermées dans un même cercle, elles ne sauraient se passer de la perfection du style pour être admirées. Si l'on voulait risquer en France, dans une tragédie, une innovation quelconque, aussitôt on s'écrierait que c'est un mélodrame; mais n'importe-t-il pas de savoir pourquoi les mélodrames font plaisir à tant de gens? En Angleterre, toutes les classes sont également attirées par les pièces de Shakespeare. Nos plus belles tragédies en France n'intéressent pas le peuple; sous prétexte d'un goût trop pur et d'un sentiment trop délicat pour supporter de certaines émotions on divise l'art en deux; les mauvaises pièces contiennent des situations touchantes mal exprimées, et les belles piéces peignent admirablement des situations souvent froides, à force d'être dignes: nous possédons peu de tragédies qui puissent ébranler à la fois l'imagination des hommes de tous les rangs.

Verfasser einer oft falsch beurtheilten Abhandlung: il principe (*der Fürst*), *der vortrefflichen* Istorie florentine, etc.

Ces observations n'ont assurément pas pour objet le moindre blâme contre nos grands maîtres. Quelques scènes produisent des impressions plus vives dans les pièces étrangères, mais rien ne peut être comparé à l'ensemble imposant et bien combiné de nos chefs-d'oeuvre dramatiques: la question seulement est de savoir si, en se bornant, comme on le fait maintenant, à l'imitation de ces chefs-d'oeuvre, il y en aura jamais de nouveaux. Rien dans la vie ne doit être stationnaire, et l'art est pétrifié, quand il ne change plus. Vingt ans de révolution ont donné à l'imagination d'autres besoins que ceux qu'elle éprouvait, quand les romans de Crébillon*) peignaient l'amour et la société du temps. Les sujets grecs sont épuisés; un seul homme, Lemercier**), a su mériter encore une nouvelle gloire dans un sujet antique, Agamemnon; mais la tendence naturelle du siécle, c'est la tragédie historique.

Tout est tagédie dans les événemens qui intéressent les nations; et cet immense drame, que le genre humain représente depuis six mille ans, fournirait des sujets sans nombre pour le théâtre, si l'on donnait plus de liberté à l'art dramatique. Les règles ne sont que l'itinéraire du génie; elles nous apprennent seulement que Corneille***), Racine et Voltaire ont passé par là; mais si l'on arrive au but, pourquoi chicaner sur la route? et le but n'est-il pas d'émouvoir l'âme en l'ennoblissant?

La curiosité est un des grands mobiles du théâtre; néanmoins l'intérêt qu'excite la profondeur des affections est le seul inépuisable. On s'attache à la poésie, qui révèle l'homme à l'homme; on aime à voir comment la créature semblable à nous se débat avec la souffrance, y succombe en triomphe, s'abat et se relève sous la puissance du sort. Dans quelques-unes de nos tragédies il y a des situations tout aussi violentes que dans les tragédies anglaises ou allemandes; mes ces situations ne

*) *Claude Prosper Jolyot de Crébillon, geb.* 1707, *gest* 1777.

**) *Geb.* 1770, *gest. den* 7*ten Juni* 1840. *Vergl. den poet. Theil dieses Werks S.* 166 *ff.*

***) *Pierre Corneille, berühmter tragischer Dichter der Franzosen, geb.* 1606, *gest.* 1684.

sont pas présentées dans toute leur force, et quelquefois c'est par l'affectation qu'on en adoucit l'effet, ou plutôt qu'on l'efface. L'on sort rarement d'une certaine nature convenue, qui revêt de ses couleurs les moeurs anciennes comme les moeurs modernes, le crime comme la vertu, l'assassinat comme la galanterie. Cette nature est belle et soigneusement parée, mais on s'en fatigue à la longue; et le besoin de se plonger dans des mystères plus profonds doit s'emparer invinciblement du génie.

Il serait donc à désirer qu'on pût sortir de l'enceinte que les hémistiches et les rimes ont tracée autour de l'art; il faut permettre plus de hardiesse, il faut exiger plus de connaissance de l'histoire; car si l'on s'en tient exclusivement à ces copies toujours plus pâles des mêmes chefs-d'oeuvre, on finira par ne plus voir au théâtre que des marionnettes héroïques, sacrifiant l'amour au devoir, préférant la mort à l'esclavage, inspirées par l'antithése dans leurs actions comme dans leurs paroles, mais aucun rapport avec cette étonnante créature qu'on appelle l'homme, avec la destinée redoutable, qui tour à tour l'entraîne et le poursuit.

Les défauts du théâtre allemand sont faciles à remarquer: tout ce qui tient au manque d'usage du monde, dans les arts comme dans la société, frappe d'abord les esprits les plus superficiels; mais, pour sentir les beautés qui viennent de l'âme, il est nécessaire d'apporter, dans l'appréciation des ouvrages qui nous sont présentés, un genre de bonhomie tout à fait d'accord avec une haute supériorité. La moquerie n'est souvent qu'un sentiment vulgaire traduit en impertinence. La faculté d'admirer la véritable grandeur, à travers les fautes de goût en littérature, comme à travers les inconséquences dans la vie, cette faculté est la seule qui honore celui du juge. En faisant connaître un théâtre fondé sur des principes très-différens des nôtres, je ne prétends assurément, ni que ces principes soient les meilleurs, ni surtout qu'on doive les adopter en France: mais des combinaisons étrangères peuvent exciter des idées nouvelles, et quand on voit de quelle stérilité notre littérature est menacée, il me paraît

difficile de ne pas désirer que nos écrivains reculent un peu les bornes de la carrière; ne feraient-ils pas bien de devenir à leur tour conquérans dans l'empire de l'imagination? Il n'en doit guère coûter à des Français pour suivre un semblable conseil.

BOUILLY.

JEAN NICOLAS BOUILLY *wurde* 1763 *zu Coudraye bei Tours in einer angesehenen Familie geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung empfing er im Collège royal zu Tours und auf der Universität Orleans. Dann liess er sich zum Advocaten beim Pariser Parlament aufnehmen, sah sich aber bald in dieser Laufbahn gehemmt, weil das Parlament nach Troyes verlegt wurde. Der glückliche Erfolg seiner komischen Oper:* Pierre le Grand, *welche er* 1788 *aufführen liess, eröffnete ihm indessen eine neue Richtung. Kurz darauf brach die Revolution aus, und Bouilly schloss sich den Ansichten Mirabeau's an. Als er während der Schreckensherrschaft sich genöthigt sah, nach Tours zurückzukehren, wurde er hier nach und nach als Administrator des Departements, Richter beim Civil-Tribunal und öffentlicher Ankläger angestellt, und wusste seinen Bezirk vor den Ausschweifungen der Vendée und den nicht minder beklagenswerthen Freveln der Anarchie zu bewahren. Nach dem* 9*ten Thermidor zum Mitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht in Paris ernannt, wirkte er viel zur Einrichtung der Primärschulen mit, gab aber sein Amt auf, als die gedachte Commission dem Polizei-Ministerio beigegeben wurde. Er widmete sich von nun an ausschliesslich der dramatischen Literatur und der Abfassung von Schriften für die Jugend. Als dramatischer Dichter besitzt er viel Geschick in Entwerfung eines Plans, Anordnung der Scenen und Herbeiführung interessanter Situationen. Als Jugendschriftsteller hat er in vielen Büchern, fast für jedes Alter, nützliche Lehren und Beispiele, zur Nacheiferung und Warnung, in anziehenden Erzählungen voll reinen moralischen Sinnes, gegeben. Sein Styl ist im Allgemeinen correct und belebt, nicht immer frei von Zie-*

rerei und Weitschweifigkeit. Seine besten und bekanntesten Theaterstücke sind: l'Abbé de l'Epée, drame historique en 5 actes et en prose. Paris, 1798; nouv. édit. 1820, in 8., *ein rührendes Gemälde aus dem Leben des um die Taubstummen so verdienten Abbé de l'Epée, geb.* 1712, *gest.* 1789. *August v. Kotzebue hat es* 1800 *unter dem Titel: der Taubstumme, auf die deutsche Bühne verpflanzt, so wie später auch:* Fanchon la vielleuse, comédie lyrique en 3 actes, Paris, 1803, in 8. — Une folie, opéra comique en 2 actes, Paris, 1802, in 8, *und* Madame de Sévigné, comédie en 3 actes. Paris, 1805, in 8, *werden noch jetzt in Paris gespielt.* — Les jeux floraux, opéra en 3 actes, Paris, 1822, in 8. etc. — *Seine Schriften für die weibliche Jugend haben folgende Titel:* Contes à ma fille. Paris, 1809 *und noch oft*, 2 Vol. in 12.; Conseils à ma fille. Paris, 1811 *und noch oft*, 2 Vol. in 12.; Les jeunes femmes. Paris, 1819 *und öfters*, 2 Vol. in 12.; Les mères de famille, Paris, 1823 *und öfters*, 2 Vol. in 12.; Contes à mes petites amies ou trois mois à Touraine, Paris, 1827. 1828, 2 Vol. in 12. — *Für Knaben, welche sich einst den Wissenschaften widmen werden, gab er heraus:* Les encouragemens de la jeunesse. Paris, 1814, 1 Vol., *vermehrte Ausgabe, zuletzt* Paris, 1825, 2 Vol. in 12., *ermunternde anziehende Erzählungen aus dem Leben berühmter französischer Schriftsteller: Delille, u. s. w. Den königlichen Kindern Frankreichs widmete Bouilly* 1824 *und* 1825 *seine, auf Anregung der Herzogin von Berry verfassten* Contes offerts aux Enfans de France (Paris, 2 Vol. in 8.), *und* 1830 *dem Volke seine* Contes populaires (Paris, 2 Vol. in 12.) *Er hat das Volk gut beobachtet, kennt dessen Tugenden und Laster, und so zeichnet er denn beide mit treffenden Zügen in seinem Buche. — Die meisten der angeführten Jugendschriften sind ins Deutsche übertragen.* — 1836 *erschien von ihm:* Mes Récapitulations *(Denkwürdigkeiten seines Lebens)*, Tome I. Paris, in 12, *mit* 9 *Portr., womit er von dem Publicum Abschied nehmen zu wollen schien.* 1837 *erschien jedoch der zweite und dritte Band dieses Werks, so wie die zweite Ausgabe seiner* Adieux du vieux conteur. *Die* Causeries d'un vieillard, Paris, 1837, in 12. 5 grav. *wurden von ihm unter dem Titel:* Nouvelles causeries d'un vieillard, Paris, 1838, in 12, 6 lith. *fortgesetzt und erhielten eine günstige Aufnahme. Er starb den*

23*ten April* 1842. — *Eine Biographie Bouilly's enthält die* Biographie nouvelle des Contemporains, Tome III, p. 354 — 56. *Ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften bis* 1827 *findet sich in*: La France littéraire, par J. M. Quérard. Tome I, p. 453 — 54.

Le Cocher de Place. Fait historique.

(Contes populaires, Tome II.)

On s'expose à de graves erreurs, à d'étranges mécomptes, en jugeant et traitant les gens d'après leurs dehors et la profession qu'ils exercent. Il est dans la vie de ces coups du sort, de ces revers de fortune qui nous font descendre aux fonctions pour lesquelles nous n'étions pas nés, mais qui deviennent une ressource indispensable au soutien d'une famille nombreuse; quelquefois même une nécessité de se confondre parmi le peuple, où jamais on ne déroge tant qu'on sait y garder de nobles sentimens, y tenir une conduite irréprochable. Il est donc nécessaire d'étudier ceux qu'on ne connaît pas, afin de prendre le ton qui leur convient et de les mesurer avec soi-même. La dignité de l'âme se couvre si souvent d'une enveloppe commune et la petitesse d'esprit se gourme quelquefois sous un si brillant étalage! N'oublions donc jamais de voir notre semblable dans celui-là même que le sort réduit à nous servir; et vous, gens du peuple dont on voudrait méconnaître les droits à l'estime publique, ne vous laissez jamais humilier, et rappelez-vous ces paroles d'un écrivain moraliste qui s'occupa de votre bonheur:

„La modeste vertu qu'on cite et qu'on renomme,
Vaut à mes yeux l'éclat du plus haut rang:
La casquette de cuir peut couvrir un digne homme
Aussi bien que le plumet blanc."

Parmi les nombreux cochers de place dans Paris, ceux qui conduisent des cabriolets se font remarquer par une tournure leste et gracieuse; ils ont une certaine aisance dans les manières, dans les paroles, qui semble les distinguer de la foule commune. Leur costume, devenu

l'uniforme de rigueur, est composé d'une veste et d'un pantalon bleus, d'une casquette de drap de même couleur, à visière de cuir; ce qui leur donne une tournure de jockei, tout à fait en harmonie avec leur profession. On est quelquefois surpris de les entendre parler correctement leur langue et faire aux demandes qu'on leur adresse des réponses pleines d'esprit et de sens. Il en est même qui prouvent des connaisances dans l'économie politique, l'art militaire et le mouvement du commerce. J'en ai rencontré plusieurs qui n'étaient pas étrangers à la littérature, et savaient employer leurs instans de repos à lire nos meilleurs auteurs, nos poëtes les plus célèbres. Combien de fois, en m'asseyant auprès d'eux, n'ai-je pas remarqué un volume de Corneille, de Molière, de Voltaire et de Buffon! Le bon La Fontaine y tenait aussi très-souvent sa place; et jusqu'à Montaigne essayait d'y propager sa morale naïve et son aimable philosophie. Ce qu'on rencontre le plus communément parmi ces hommes, la plupart très-remarquables, ce sont des militaires, entre autres ceux qui ont servi dans la cavalerie. L'habitude du cheval et d'une austère discipline les rend fort adroits, et surtout d'une grande exactitude dans leur service. Mais autant ils sont serviables, respectueux même pour la personne qui leur témoigne quelques égards, autant ils deviennent difficiles, exigeans et bourrus pour celui qui leur commande avec dédain et leur fait sentir la distance qui les en sépare. On dirait qu'alors le cheval s'entend avec son conducteur; et que partageant la souffrance qu'éprouve son maître, il ralentit sa marche, afin de le venger du sot orgueilleux ou du fat opulent qui l'humilie.

Un de ces cochers, connu dans Paris sous le nom d'Hippolyte, était très-renommé pour son adresse à traverser les rues de la capitale, à se sauver d'une bagarre. Il portait sur sa figure ouverte et riante l'indice du plus heureux caractère; mais en même temps son coup-d'oeil plein de feu, sa démarche ferme, assurée, et ses longs favoris*)

*) Les favoris, *der Backenbart.*

noirs qui se rejoignaient sous le menton, lui donnaient l'air martial et l'aplomb d'un ancien militaire. Il avait environ cinquante ans; était vêtu proprement; et son adresse à manier, à faire claquer son fouet, annonçait qu'il n'était pas étranger à l'art de l'équitation. Il comptait pour amis tous ses camarades, parmi lesquels il en avait obligé plusieurs de son temps et de sa bourse, principalement les pères de famille. Son cheval était parfaitement enharnaché, son cabriolet bien tenu, tout en un mot se réunissait pour lui donner une grande vogue. Aussi restait-il rarement dans l'inaction; et quand le hasard l'obligeait à stationner quelque temps sur place, ou lorsque son cheval, qu'il aimait beaucoup, mangeait l'avoine, il se tenait dans son cabriolet, où il s'occupait à lire un traité de tactique, la Vie de Turenne, ou l'Art de défendre les places fortes*).

Un jour qu'il était vacant sur le boulevard Italien, il aperçoit un élégant qui lui fait signe; il descend aussitôt, fait monter l'inconnu, en préservant sa redingote à taille coupée, de la roue un peu crottée du cabriolet; il se place, le plus de côté qu'il est possible, auprès de sa nouvelle pratique, qu'il juge à son costume, à ses bottes éperonnées, et surtout à ses petites moustaches blondes, être un jeune officier de cavalerie. A ce titre, il se dispose à le bien servir, non dans l'intention d'un gain usuraire, mais par cet intérêt naturel que toujours se portent entre eux les militaires.

„Vous menez mal, cocher; cela ne me convient pas," dit l'officier avec humeur et un certain ton qui déjà blessait Hippolyte. — Pourtant monsieur doit voir que mon cheval va le grand trot; je ne saurais le mener plus vite. — „Qu'est ce que vous dites là?"

— Je dis à monsieur que je remplis mon devoir, et que je croyais être à l'abri de tout reproche. — „Et moi je vous répète que vous n'allez pas à ma guise. Passez-moi les rênes de votre cheval." — Impossible; je ne le laisse jamais conduire à un autre que moi... d'ailleurs ce sont les ordres de la police. — „Eh! que me font à moi les

*) *Von Sébastien le Prestre de Vauban, Frankreichs grösstem Ingenieur, geb.* 1633, *gest.* 1707.

ordres de la police?" — Il peut se faire que monsieur les ignore; mais nous autres nous ne pouvons les enfreindre. — „Vous faites le raisonneur, je crois." — Je ne raisonne pas; je dis la vérité. — „Comment! encore..... allons, taisez-vous." — Si monsieur n'est pas content de mon service, il est libre de descendre; et je lui ferai même grâce de la course. — „Qu'appelles-tu me faire grâce?" — Et de quel droit me tutoyez-vous? nous ne nous connaissons ni l'un ni l'autre; et quand il n'y aurait que la distance d'âge entre vous et moi... — „Ah! tu veux faire le drôle!" — Le drôle! dites-vous... Tenez, jeune homme, descendez; cela finirait mal. — „Moi, descendre! à qui crois-tu donc parler?" — A un étourdi dont j'ai pitié! — „Ah! je fais pitié à monsieur... Allons, marcheras-tu?" — Je ne bougerai pas: vous m'avez traité de drôle, vous ne pouvez plus rester à mes côtés: descendez, vous dis-je. — „Tu ne sais pas à qui tu t'adresses." — Fussiez-vous dieu ou diable, vous m'avez insulté; vous descendrez. — „Insulter un cocher de place!..." — Pourquoi non? c'est un homme comme un autre. —

„Apprends que je suis le comte de Saint-Marc, officier dans les lanciers de la garde." — Apprends à ton tour, que je suis un officier de la vieille garde! — A ces mots, Hippolyte ouvre sa veste et fait voir une croix de la Légion-d'honneur qu'il porte sur la poitrine, et qu'il recouvre aussitôt; puis il ajoute: „J'ai vainement essayé, par égard pour votre jeunesse et votre inexpérience, d'éviter une affaire entre nous; maintenant vous devez sentir, monsieur le comte, que, forcé par vous de me faire connaître, je suis dans l'indispensabilité de vous prouver que je ne suis point un drôle, mais un homme d'honneur, victime, comme tant d'autres, d'un licenciement qui a fané tant de lauriers... Époux, et père de trois enfans, et réduit à la plus modique retraite, j'ai couvert mes cicatrices de cet habit qui n'a rien de déshonorant, et j'y trouve, à force de travail et de privations, de quoi donner du pain à ma famille... Mais pour moi, le premier aliment c'est l'honneur. Vous m'avez insulté; vous m'en rendrez raison.

„Demain donc à huit heures du matin: je vous attends à la barrière de Clichy, avec les témoins dont il vous plaira de vous faire assister. — Les miens seront deux cochers de place, anciens militaires que moi.

„Quoique le choix des armes m'appartienne, je vous offre l'arme à feu ou l'arme blanche... Mais si vous aviez quelques dispositions à faire, quelques devoirs de famille à remplir, je vous conseille de vous en occuper dans la journée; car je vous préviens que vous aurez affaire avec forte partie... Maintenant que l'ancien militaire a rempli son devoir, le cocher de place doit achever le sien: où monsieur le comte veut-il que je le conduise?" — A l'hôtel de mon père, le marquis de Saint-Marc, rue de la Planche, faubourg Saint-Germain, — répond celui-ci les yeux attachés sur Hippolyte qu'il traite alors avec les égards qu'on doit à un digne rival, et dont il se sépare en lui répétant qu'il peut être sûr de le trouver au rendez-vous.

Le lendemain, en effet, le cocher de place, sous son costume d'officier de cavalerie, et accompagné de deux anciens militaires, arrive à la barrière indiquée, à l'heure convenue, muni de son épée, d'un sabre et de deux pistolets à double détente. Ils y trouvent le jeune comte de Saint-Marc qui n'avait pas voulu s'y rendre le dernier, et qu'accompagnaient deux jeunes officiers de la garde royale. On arrive sur le terrain où l'on s'explique selon l'usage. Hippolyte dit qu'il a été traité de drôle par le comte, et qu'il lui faut réparation d'une pareille insulte. Le jeune officier de lanciers garde le silence; mais ses deux champions prétendent qu'il ne doit pas se battre, parce que l'ancien officier étant sous le costume et dans les fonctions d'un cocher de place, Saint-Marc avait bien le droit de le traiter comme tel. „En ce cas, répond Hippolyte, ce n'est plus l'ancien militaire à qui monsieur le comte doit avoir affaire, mais au cocher de cabriolet, qui tout cocher qu'il soit, n'en est pas moins un homme d'honneur auquel il faut réparation de l'insulte qu'il a reçue." — Il a raison, s'écrie Saint-Marc, et je suis prêt à le satisfaire. — On propose le choix des armes, et le cocher

de place reprend: „Comme le premier feu m'appartient, et que jamais je n'ai manqué mon homme, je conseille à monsieur le comte de s'en tenir à l'arme blanche...... Mais je dois le prévenir de ne point choisir le sabre: je fus dix ans maître d'espadon dans un régiment de hussards; et j'aurais sur lui trop d'avantage.“ — Eh bien! reprend vivement Saint-Marc, impatient d'en venir aux mains, c'est donc l'épée qui décidera de notre sort. — A ces mots chaque adversaire met habit bas, et fait le salut des armes: au moment où ils croisent les fers, un des témoins de Saint-Marc, son proche parent, et qui sans doute craignait pour les jours de celui-ci, s'élance entre les deux combattans et propose encore de tout concilier, si le comte reconnaît ses torts. „J'y consens, réplique Hippolyte, à qui le jeune brave inspirait un vif intérêt; mais il me faut un écrit conçu en ces termes: Je reconnais avoir traité de drôle l'ex-lieutenant de hussards, Hippolyte Vaillant, réduit à se faire cocher de place, et lui en fais mes excuses.“ — Je ne signerai jamais cela, dit Saint-Marc avec fierté; je suis fâché de m'être mépris, et je reconnais un homme de coeur dans le cocher Hippolyte: voilà tout ce que me permettent de faire le nom que je porte et le rang que j'occupe. — „Cela ne peut me suffire, reprend le cocher, et j'en appelle à mes deux témoins.“ — Il faut l'écrit, répondent ceux-ci; il y va de l'honneur de tous les anciens militaires et que nous représentons. — „En ce cas, je suis en garde, reprend Saint-Marc.“ — Cependant, messieurs, s'écrie de nouveau le premier témoin du comte, vous devez reconnaître qu'il y a eu méprise de profession. — „Soit, répondent les témoins d'Hippolyte; mais non pas de personne. Un cocher qu'on traite de drôle a le droit d'exiger une réparation, ou de couper à coups de fouet la figure de celui qui la lui refuse.“ — Enfin, messieurs, je dois vous déclarer ici que monsieur le comte de Saint-Marc est l'unique rejeton d'une famille illustre, le fils unique d'un pair de France. — „Et moi je suis père de trois enfans! s'écrie Hippolyte: l'un vaut bien l'autre... Allons, en garde!“

Les deux combattans croisent de nouveau le fer, et se tâtent. Hippolyte s'aperçoit bientôt de l'immense avantage qu'il a sur son rival que sa jeunesse et son inexpérience exposeraient à une mort certaine, si l'ancien officier de hussards ne se tenait sur la défensive. Cet excellent homme ne voudrait point priver ce jeune brave de la vie; lui-même est père, et l'idée de jeter une famille honorable dans le désespoir, arrête son bras vigoureux et d'une adresse redoutable. Les doubles témoins s'en aperçoivent et l'admirent.

Cependant le cocher de place doit laver son injure, et se trouve par honneur obligé de donner au brillant étourdi la leçon qu'il mérite. Il fait donc une fausse attaque en tierce, pare au demi-cercle, et donne au jeune comte, au-dessus du sein droit, un coup d'épée qui, sans pénétrer avant dans les chairs, en fait couler du sang qu'arrête bientôt la blessure qui se gonfle et se ferme. Le comte pâlit et tombe sans connaisance. Le deux témoins le croient privé de la vie; mais Hippolyte, certain que le fer n'avait pas pénétré fort avant, et qui connaissait par expérience l'effet du gonflement d'une blessure, dit aux témoins du jeune officier de lanciers: „Eh bien! messieurs, vous ne vous empressez pas de secourir votre camarade? Vous ignorez, je le vois, que l'épanchement intérieur du sang pourrait achever de l'éteindre.... Il n'y a pas une minute à perdre... mais quand l'honneur est satisfait, l'humanité commande.“ Il se précipite à ces mots sur le comte, appuie fortement ses lèvres sur la blessure, aspire le sang qui ne pouvait couler, et qu'il crache à différentes reprises, en rétablit l'effusion, et rend par degrés la vie à son adversaire. Après avoir rempli ce qui pour les braves est un devoir, il s'éloigne avec ses deux témoins, en disant à ceux du blessé: „Messieurs, je vous le recommande; je l'ai ménagé dans le combat autant qu'il m'a été possible: c'est à vous d'achever par vos soins ce que j'ai commencé. Puisse, jeunes gens à la mode, qui vous croyez tout permis, puisse cette leçon ne s'effacer jamais de votre mémoire, et vous prouver que sous le costume le plus obscur il existe parfois au-

tant de véritable grandeur que sous les plus riches vêtemens, et que c'est au coeur qu'il faut sonder tout ce qui porte le nom d'homme!“

Les témoins de Saint-Marc restèrent stupéfaits et des paroles et de l'héroïque dévouement du cocher de place. Ils prodiguèrent leurs soins au blessé, firent avancer un brancard, afin d'éviter la moindre secousse, et parvinrent à le transporter chez ses parens, où les secours de l'art et les plus tendres soins achevèrent de cicatriser sa blessure. Quoique la défaillance où il était tombé sur le lieu du combat, lui eût ravi l'usage de la parole, il avait entendu tout ce qu'avait dit Hippolyte; il avait senti ses bienfaisantes lèvres aspirer le sang de sa blessure, et son coeur en tressaillait encore d'attendrissement et de reconnaissance. Ses deux témoins ne purent aussi lui dissimuler que, dans le combat, ce brave homme l'avait ménagé tres-visiblement; et, qu'au risque d'être blessé lui-même, il s'était tenu constamment à la parade. Saint-Marc n'eut plus qu'un désir, ce fut de chercher dans Paris celui qu'il avait si étrangement méconnu, et de lui offrir son amitié, l'appui de sa famille auprès du ministre de la guerre, pour le faire rétablir sur les cadres des officiers en activité de service. Ce qui vint encore augmenter le besoin qu'éprouvait le comte de revoir son digne adversaire, c'est que, sur la liste des personnes qui venaient en foule chez le concierge s'informer de son état, il lut, parmi les noms les plus distingués par le rang et par la naissance, le cocher de place. Il donna l'ordre qu'on lui remît, s'il revenait encore, un billet ainsi conçu: „Entre vous et moi, c'est à la vie à la mort. Si vous désirez que je me rétablisse promptement, vous seul en avez le pouvoir: venez me serrer la main!“

Hippolyte ne put résister à une aussi cordiale invitation. Il suit le concierge qui le conduit à l'appartement du jeune comte entouré de ses parens et des deux témoins qui l'avaient assisté dans le combat. A son aspect, tout le monde se lève, comme s'il eût été un grand personnage. Saint-Marc lui tend les bras, et sa mère la marquise le presse dans les siens, en lui disant: „Je vous

dois mon fils, mon bien le plus cher et mon unique espoir.“ — Madame, répond Hippolyte, je ne me serais consolé, si monsieur le comte eût succombé dans la leçon qu'il m'a forcé de lui donner. — „Je le méritais, s'écrie le convalescent; ce que vous avez fait pour moi me la rend plus précieuse encore. Mais vous ne pouvez me refuser de vous en témoigner toute ma gratitude, en réclamant par le crédit de ma famille, les droits que vous avez à rentrer dans les rangs de l'armée française: j'aurais tant de plaisir à vous appeler mon camarade!“ — Monsieur le comte, je vous remercie beaucoup de l'honorable intérêt que vous me témoignez; mais je suis époux et père; j'idolâtre ma femme et mes enfans. Habitué depuis quinze ans à cette existence populaire qui convient à mes goûts, j'y resterai. Ma fidèle compagne est une habile ouvrière. En joignant le fruit de son travail à mon gain de la journée, nous trouvons amplement de quoi fournir à nos besoins, à l'éducation de notre petite famille. L'état militaire n'offre plus les mêmes avantages: l'avancement est devenu difficile; il faut un nom, de puissantes protections pour l'obtenir. On verrait toujours en moi le cocher de place, et je resterais en stagnation. J'aime donc mieux honorer mon état, que d'en exercer un autre par faveur. J'en serai quitte pour cacher sous ma veste cette étoile de l'honneur, prix du sang que j'ai versé, et pour répéter à ceux qui ne me jugeraient que sur mon costume, ce passage d'un vieux conteur populaire, dont je relis souvent les écrits:

„La casquette de cuir peut couvrir un digne homme,
Aussi bien que le plumet blanc.“

SOUZA.

ADÈLE MARQUISE DE SOUZA, *geb. Filleul, erblickte zu Paris um* 1765 *das Licht der Welt. Um* 1784 *verheirathete sie sich mit dem Grafen Flahaut, der* 1792 *durch das Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt wurde. Deshalb verliess seine Gemahlin Frankreich, und begab sich*

mit ihrem Sohne, dem jetzigen General Flahaut (geb. 21. *April* 1785*), nach England. Hier lebte sie in einer sehr hülflosen Lage: ihr ganzes Vermögen bestand aus zwanzig Pistolen. Diese wollte sie aber nicht für ihren Unterhalt angreifen, sondern allein zur Erziehung ihres Sohnes, den sie in Pension gegeben hatte, verwenden. Unter diesen trüben Verhältnissen kam ihr der Gedanke, einen Roman zu vollenden, den sie zum Zeitvertreib begonnen hatte, als sie noch in Reichthum und Ueberfluss lebte. So entstand:* Adèle de Sénange, ou lettres de Lord Sydenham (Londres, 1798, in 8; édition finie par des additions de l'auteur, Hambourg, 1796, 2 Vol. in 8, *und noch oft; auch ins Deutsche und mehrere andere Sprachen übersetzt). Sie verkaufte das Manuscript für ein ziemlich bedeutendes Honorar (etwa* 2500 *Thaler) und widmete dasselbe gänzlich der Erziehung ihres Sohnes. Ein paar Jahre darauf begab sie sich nach Altona, wo sie Klopstock kennen lernte und sich dessen Achtung und Freundschaft erwarb. Dann kehrte sie nach Paris zurück, gab* Émilie et Alphonse, ou le danger de se livrer à sès premières impressions, Paris, 1799, 3 Vol. in 12 *heraus, und vermählte sich* 1802 *mit dem portugiesischen Gesandten am Pariser Hofe, Marquis Joseph Maria de Souza (gest.* 1825*). Dadurch wurde sie jedoch nicht unthätig als Schriftstellerin, sondern erfreute das Publicum nach und nach, ausser einer verbesserten Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke, noch mit folgenden Erzeugnissen ihrer Muse:* Charles et Marie. Paris, 1802, in 12. — Eugéne de Rothelin. Paris, 1808, 2 Vol. in 12. — Eugénie et Mathilde, ou Mémoires de la famille du comte de Revel. Paris, 1811, 3 Vol. in 12. — La comtesse de Fargy. Paris, 1822, 4 Vol. in 12. *(deutsch von K. L. M. Müller, Leipzig,* 1823, 2 *Thle. in* 8*).* — Mademoiselle de Tournon. Paris, 1822, 2 Vol. in 12. — La duchesse de Guise, ou Intérieur d'une famille illustre dans le temps de la Ligue, drame en trois actes *(in Prosa),* Paris, 1831, in 8, *und:* Être et Paraître, roman, Paris, 1832, 2 Vol. *sind ihre neuesten Schriften und von den genannten die einzigen, welche nicht in der unten verzeichneten Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke stehen.* La Duchesse de Guise *ist mehr eine*

gut erfundene und angenehm durchgeführte Skizze als ein Drama. — Frau von Souza starb am 16*ten April* 1836. *wurde in den höhern Zirkeln von Paris ihres Geistes und ihrer Liebenswürdigkeit wegen allgemein geschätzt. In ihrer Persönlichkeit stellte sie, eben so würdig als anmuthig, den Typus der feinern Gesellschaft aus den Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts dar. Ihre edle Ruhe und Zartheit des Characters hat sie ganz auf ihre Schriften übertragen. Sie zeichnen sich durch eine ihnen eigenthümliche Anmuth, durch einen anziehenden Styl, tiefes Gefühl und eben so feine als pikante Beobachtungen aus.* Adèle de Sénange *und* Eugène de Rothelin *sind die besten. Ersteres gewährt noch ein grösseres Interesse dadurch, dass es gerade zur Zeit des furchtbarsten revolutionairen Paroxysmus,* 1793, *erschien. Klopstock soll öfter gesagt haben: die „Adele" sei der einzige Roman, den er mit einem sich immer gleichbleibenden Vergnügen zu Ende gelesen habe. M. J. de Chénier*) urtheilt folgendermassen über die vier ersten Schriften der Frau von Souza:* Ces jolis romans n'offrent pas, il est vrai, le développement des grandes passions; on n'y doit pas chercher non plus l'étude approfondie des travers de l'espèce humaine: on est sûr au moins d'y trouver partout des aperçus très-fins sur la société, des tableaux vrais et bien terminés, un style orné avec mesure, la correction d'un bon livre et l'aisance d'une conversation fleurie, l'usage du monde, mais cet usage exquis et rare qui observe et ne s'exagère point les convenances; des sentimens délicats, des tours ingénieux, des expressions choisies, l'esprit qui ne dit rien de vulgaire et le goût qui ne dit rien de trop." — *Die oben erwähnte Ausgabe der Werke der Frau von Souza erschien unter dem Titel:* Oeuvres complètes de Madame de Souza, revues, corrigées et augmentées, imprimées sous les yeux de l'auteur, etc. Paris, 1821-22, 6 Vol. in 8 *oder* 12 Vol. in 12, *und hat mehrere Auflagen erlebt. — Kurze Biographien dieser Schriftstellerin enthalten die* Biographie nouvelle des Contemporains. Tome 19, p. 303, *und Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie. Siebente Aufl. Bd.* 10, *S.* 397—398. *Das vollstän-*

*) Tableau etc. p. 255. 256.

dige Verzeichniss ihrer Schriften bis 1838 *enthält:* La France littéraire par J. M. Quérard, Tome IX, p. 235—236.

ADÈLE DE SÉNANGE, OU LETTRES DE LORD SYDENHAM.

Lettre XXIV.

Neuilly, ce 1er septembre, 2 heures après-midi.

Vous, mon cher Henri, qui avez eu si souvent à supporter ma détestable humeur, jouissez de la situation nouvelle dans laquelle je me trouve. Je suis content de moi, content des autres: j'aime, j'estime tout ce qui m'environne; je reçois des preuves continuelles que j'ai inspiré les mêmes sentimens. Que faut-il de plus pour le bonheur?... Ce matin, l'esprit encore fortement occupé de tout ce que j'avais vu dans le couvent d'Adèle, j'ai écrit à la supérieure, pour lui demander la permission d'augmenter la fondation de l'hôpital. On y garde, comme je vous l'ai dit, les voyageurs pendant trois jours, et le quatrième ils sont obligés de quitter cette maison; c'est de ce quatrième jour que je me suis occupé. J'ai offert une somme assez considérable pour que l'on puisse leur donner de quoi faire deux jours de route. A l'obligation qu'ils doivent avoir pour l'asile qui leur a été accordé, ils ajouteront une reconnaissance, peut-être plus vive encore, pour le secours qu'ils recevront au moment de leur départ. Quand un homme se trouve seul, il est bien plus sensible aux services qu'on lui rend et dont il jouit, que lorsqu'il partage la même obligation avec beaucoup d'autres: car alors, il croit seulement que c'est un devoir qui a été rempli. — J'ai prié l'abbesse de donner cette aumône au nom d'Adèle de Joyeuse, pour une bonne oeuvre, pour des prières, pour des voeux. Quoique j'aime M. de Sénange, j'ai eu plus de plaisir à employer le nom de famille d'Adèle. — Adèle m'occupe uniquement: parle-t-on d'un malheur, d'une peine vivement sentie? je tremble que le cours de sa vie n'en soit pas exempt; je voudrais qu'il me fût possible de supporter toutes celles qui lui sont réservées. — S'attendrit-on sur la maladie, la mort d'une jeune personne enlevée au monde avant le temps? je frémis pour Adèle; je voudrais lui donner de ma vie, —

et si le mot de bonheur est prononcé devant moi, mon coeur s'émeut; je forme le voeu sincère qu'elle jouisse de tout celui qui m'est destiné! — enfin je l'aime jusqu'à sentir que je ne puis plus souffrir que de ses peines, ni être heureux que par elle. — Après avoir fait partir ma lettre pour le couvent, je suis descendu chez M. de Sénange. J'avais apparemment cet air satisfait qui suit toujours les bonnes actions; car il a été le prêmier à le remarquer et à m'en faire compliment. Pour Adèle, elle m'en a tout simplement demandé la raison; je n'ai pas voulu la donner, quoique je convinsse qu'il y en eût une qui me touchait vivement. Elle s'est épuisée en recherches, en conjectures. Sa curiosité amusait beaucoup le bon vieillard; mais elle est restée confondue de me voir rire, de m'entendre la prier de me féliciter, et l'assurer en même temps que non-seulement je n'avais vu personne, mais que je n'avais reçu aucune lettre. Alors feignant d'être effrayée, elle m'a dit que mes accès de tristesse et de gaieté avaient des symptômes de folie auxquels il fallait prendre garde. Elle s'est moquée de moi avec beaucoup de grâces; sa bonne humeur ajoutait encore à la mienne. Le déjeûner durant trois fois plus qu'à l'ordinaire, mon valet de chambre a eu le temps de revenir avec la réponse de la supérieure, qu'il m'a remise sans me dire de quelle part. — C'est pour le coup que la curiosité d'Adèle a été à son comble: mais voulant continuer le badinage, j'ai mis cette lettre dans ma poche sans l'ouvrir. — Adèle me regardait avec inquiétude, me traitant toujours comme un homme en démence. Enfin, cette plaisanterie s'est prolongée sans perdre de sa grâce. Mais, mon cher Henri, malgré votre goût pour les détails, je ne vous répèterai point toutes les bêtises qu'elle nous a fait dire, et dont nous nous sommes amusés également tous les trois. Qui sait si, lorsque vous lirez cette lettre, vous ne serez point triste, de mauvaise humeur, et si les éclats de notre joie ne vous donneront point votre sourire dédaigneux? — Du reste, j'étais si disposé à m'amuser, que M. de Sénange a été obligé de

nous avertir plusieurs fois, qu'ayant du monde à dîner, Adèle aurait à peine le temps de faire sa toilette.

Lettre XXV.

Neuilly, ce 2 september.

Notre journée. mon cher Henri, se termina hier aussi ridiculement qu'elle avait commencé. Lorsque j'entrai dans le salon, Adèle courut au-devant de moi et me dit, tout bas, de venir écouter la personne du monde la plus extraordinaire, une personne qui ne parle point sans placer trois mots presque synonymes l'un après l'autre; toujours trois, me dit-elle, jamais plus, jamais moins: et se rapprochant d'un homme jeune encore, ayant l'air froid, même un peu sauvage, dont tous les mouvemens étaient lents et toutes les expressions exagérées. elle me le présenta comme un parent de M. de Sénange. — „Monsieur, me dit-il, vous pouvez compter sur ma considération, ma déférence, et mes égards." Je m'assis près de lui: Adèle me demanda si enfin j'avais lu cette lettre que j'avais reçue avec tant de mystère? Ce monsieur s'empressa d'assurer que j'étais certainement trop poli, gracieux et civil, pour ne pas prévenir ses désirs. — Je lui répondis que les Anglais n'étaient pas si galans. — „Ils ont raison, dit-il, car peut-être plaisent-ils davantage par leur sincérité, leur ingénuité, leur rudesse." — Pourquoi rudesse, lui demandai-je avec étonnement? — „Monsieur, me répondit-il, nous appelons souvent rudesse, et sûrement mal-à-propos, leur vérité, leur franchise et leur loyauté." — Adèle riait aux éclats, jusqu'au point de m'embarrasser; mais au lieu de s'apercevoir qu'elle se moquait de lui, il trouvait sa gaieté, son enjouement et sa joie, admirables. Enfin on avertit qu'on avait servi; Adèle le fit asseoir à table près d'elle, et s'en occupa tout le dîner. Elle avait cependant assez de peine à le faire causer, car il est extrêmement sérieux; ne parlant presque jamais que lorsqu'on l'interroge, mais répondant toujours avec la même éloquence. Pendant le repas, il ne mangea ni ne refusa rien indifféremment: ce qu'il préférait était toujours

sain, salubre et fortifiant; ce qui lui faisait mal était positivement indigeste, pesant et lourd. Au moment de son départ, Adèle lui demanda de revenir souvent; il l'assura que la gratitude, la reconnaissance et l'inclination l'y portaient, autant que sa soumission, son respect et son dévouement. Après m'avoir demandé la permission de soigner, rechercher, cultiver ma connaissance, il se retourna vers M. de Sénange, et lui dit que le mariage, qui chez les autres lui avait toujours paru mériter la la raillerie, la plaisanterie, le ridicule, chez lui inspirait le désir, l'envie et la jalousie; et mettant ses pieds à la troisième position, une main dans sa veste, de l'autre saluant tout le monde avec satisfaction, il s'en alla. Adèle le conduisit, en le priant encore de revenir souvent. Je voulus lui parler un peu de cette disposition à la moquerie, de cette manière de s'en préparer les occasions; je lui en fis quelques reproches: mais prenant le même ton que ce monsieur, elle me pria de la laisser rire, s'amuser, se divertir, et de n'être pas plus pédant, prêchant, grondant, qu'il ne l'était lui-même. Elle faisait des rires si extravagans, que sa gaieté me gagna; en dépit de moi je lui abandonnai ce parent, qui malgré ses ridicules me paraît un fort bon homme. — Que je suis devenu faible, Henri! Autrefois ce persiflage m'aurait été insupportable, et aujourd'hui, non-seulement il m'a amusé, mais je l'ai même imité un instant.

Lorsque tout le monde fut parti, Adèle voulut profiter du peu de jour qui restait pour aller se promener. A peine fûmes-nous seuls, qu'elle me reparla de cette lettre. Je m'amusai à l'impatienter encore quelques momens; puis tirant la lettre de ma poche, je la lui présentai telle qu'on me l'avait remise le matin; car je ne sais quelle complaisance m'avait empêché de l'ouvrir. Elle brisa le cachet: nous nous assîmes au bord de la rivière, et nous la lûmes tous deux ensemble. La supérieure me mandait qu'elle avait fait assembler la communauté; que ses religieuses acceptaient avec gratitude, la donation que je leur faisais au nom d'Adèle. Sa reconnaissance avait quelque chose de noble et d'affectueux, qui

n'était point mêlé de cet étonnement dont les gens du monde accompagnent presque toujours leurs éloges ou leurs remercîmens. Je présentai aussi à Adèle une copie de la lettre que j'avais écrite à la supérieure. „Pardonnez-moi, lui dis-je, vivement, pardonnez-moi d'avoir pris votre nom sans vous le dire. Cette bonne oeuvre eût été plus parfaite si vous l'eussiez dirigée; mais je n'ai pas eu le temps de vous consulter. Entraîné par mon coeur, j'ai désiré, et aussi j'ai voulu que votre nom fût connu et invoqué par les malheureux... Que le pauvre, lui dis-je, que le pauvre fatigué regarde s'il ne découvre point votre demeure! Qu'il tâche d'y arriver, la quitte avec regret, et se retourne souvent, en s'en allant, pour la revoir encore et vous combler de bénédictions!“ Adèle m'écoutait avec une espèce de ravissement. Elle était si émue, que lorsque j'eus cessé de parler, elle laissa tomber sa tête sur moi. Nous promîmes ensemble de ne jamais manquer l'occasion d'une bonne action... et nous regagnâmes doucement la maison, où nous passâmes le reste de la soirée, contens l'un de l'autre, occupés de M. de Sénange, et désirant également de le rendre heureux.

L. PH. DE SÉGUR.

LOUIS PHILIPPE COMTE DE SÉGUR, *der älteste Sohn des Marschalls von Ségur, wurde am* 11*ten December* 1753 *zu Paris geboren, Nachdem er seine Studien glänzend beendigt hatte, betrat er* 1769 *als Unter-Lieutenant die militairische Laufbahn. Bis zum Jahre* 1776 *schwang er sich zum Second-Obersten hinauf, liess sich dann als Commandeur zu einem Infanterie-Regiment versetzen, und machte an dessen Spitze den nordamericanischen Unabhängigkeitskrieg mit.* 1783 *kehrte er in sein Vaterland zurück, und übernahm das Commando des Dragoner-Regiments, welches seinen Namen führte. Kurz darauf ernannte ihn Ludwig XVI. zum bevollmächtigten Minister am russischen*

*Hofe. Er wusste hier durch seinen edlen Character und seine Talente als Diplomat das seit einiger Zeit gstrübte gute Vernehmen zwischen Russland und Frankreich wieder herzustellen, und durch einen Allianz-Tractat zu befestigen. Bei der Kaiserin Katharina II. sehr beliebt, begleitete er dieselbe auf ihrer Reise in die Krimm, und hatte eben die Annahme der Vermittlung Frankreich's bei der Kriegserklärung der Kaiserin gegen die Pforte erwirkt, als er in der Folge der ersten Ereignisse der Revolution nach Frankreich zurükgerufen wurde. Ludwig XVI. ernannte ihn (*1791*) zum Maréchal-de-camp (General Major) und zum Gesandten in Rom, wohin er sich jedoch wegen der Differenzen des heiligen Stuhles mit Frankreich nicht begeben konnte. Der König liess ihm daher die Wahl zwischen dem Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten und dem Gesandten-Posten in Berlin. Ségur zog den letztern vor, und trotz mancher Hindernisse, erreichte er glücklich den Zweck seiner Mission: den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Darauf kehrte er nach Paris zurück und lebte hier allein der Literatur, als ihn der Wohlfahrtsausschuss am* 10*ten August* 1792 *verhaften liess. Er erhielt indess bald seine Freiheit wieder, und obgleich er nicht auswanderte, so entging er doch glücklich den blutigen Proscriptionen der Schreckensherrschaft. Aber sein ganzes Vermögen hatte er in Frankreich und auf Sanct-Domingo verloren, und nur seine schriftstellerischen Arbeiten sicherten ihm, seinem alten Vater und seiner ganzen Familie die ehrenvolle Existenz. Unter dem Consulat trat er wieder in's öffentliche Leben, wurde Mitglied des gesetzgebenden Körpers, und, da er sich für das lebenslängliche Consulat erklärt hatte,* 1803 *Staatsrath, so wie auch bald darauf Mitglied des National-Instituts. Als Napoleon die Kaiserwürde angenommen hatte, ertheilte dieser ihm die Stelle eines Ober-Ceremonienmeisters und den Grafen Titel.* 1813 *wurde er Senator; im Januar* 1814 *ausserordentlicher Commissar in der* 18*ten Militair-Division, und kurz nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVI. zum Pair. Während der hundert Tage nahm ihn Napoleon wieder zum Ober-Ceremonienmeister an, und unter die Zahl seiner Pairs auf. Nach der zweiten Restauration,* 1815, *wurde er von der Pairskammer ausgeschlossen,* 1818 *trat er jedoch wieder in dieselbe ein. Bei der neuen Organisation des Instituts,* 1816,

wurde er zum Mitgliede der Académie française ernannt. In den letzten Jahren seines Lebens hat er seine Zeit fast nur schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Er starb am 27ten August 1830. — *Ségur war ein Anhänger constitutioneller Freiheit, ein guter Bürger und Familienvater, ein treuer Freund und ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen. Als Schriftsteller nimmt er einen ziemlich hohen Rang eie. In seinen jüngern Jahren verfasste er eine grosse Anzahl anmuthiger Gedichte und geistreicher Lieder* (Contes, fables, chansons et vers, Paris, 1801. Romances et chansons, Paris, 1819, in 18.) *und mehrere Theaterstücke; seine historischen und moral-philosophischen Schriften sind aber seine Hauptwerke. Jene zeichnen sich durch mannigfaltige und tiefe Kenntnisse, sicheres Urtheil und gesunde Philosophie aus; diese machen ebenso sehr seinem Herzen und seinen Grundsätzen, als seinem Geiste Ehre.* „M. de Ségur, *urtheilt ein geachteter Kritiker*)*, est un homme de beaucoup d'esprit; il écrit avec élégance, grâce et clarté; il a autant de justesse dans le jugement que de droiture dans le coeur." — *Ségurs Schriften sind vollständig gesammelt:* Paris, 1824 *bis* 1830, 33 Vol. — T. 1 — 3, *enthalten seine* Mémoires, Souvenirs et Anecdotes *(zuerst einzeln erschienen*: Paris 1825 — 26, 3 Vol. *zweimal in's Deutsche übersetzt);* T. 4 — 6. Décade historique *(zuerst einzeln unter dem Titel:* Histoire des principaux événemens du règne de Frédéric - Guillaume II, et Tableau politique de l'Europe depuis 1786 jusqu'en 1796, Paris, 1800, 3 Vol. 2*te durchgesehene und vermehrte Ausgabe unter dem Titel:* Tableau hist. et polit. de l'Europe depuis 1786 jusqu'en 1796, etc. Paris, 1801, 3 Vol etc.; *deutsch im Auszuge);* T. 7 — 9. Politique de tous les Cabinets de l'Europe pendant les règnes de Louis XV. et de Louis XVI. *(Der Hauptheil dieses Werkes rührt von dem Publicisten und Diplomaten Favier, gest. zu Paris* 2. *April* 1784, *her; Ségur hat nur die werthvollen Anmerkungen verfasst. Einzeln erschien es* Paris, 1801, 3 Vol. *und, vermehrt mit Noten und Abhandlungen,* Paris, 1803, 3 Vol. T. 10 — 12. Histoire ancienne; T. 13 — 15, *(letzterer*

**) Jean Jos. Dussault.*

2 Vol.). Histoire romaine, 4 Vol.; T. 16 — 19. Histoire du Bas-Empire; T. 20 — 25, 31 — 33. Histoire de France (*diese Werke erschienen früher unter den Titeln:* Abrégé de l'Histoire universelle ancienne et moderne; à l'usage de la jeunesse, avec 150 cartes ou gravures. Paris; 1817 ff., 44 Vol. in 18.; Histoire universelle, ancienne moderne. Paris, 1821 ff. 20 Vol.). *Die 5te Ausgabe dieses Werks erschien,* Paris, Furne, 1835, 12 Vol., avec cartes et gravures, *und wurde nochmals* 1837 *auf Subscription herausgegeben.* T. 26 — 28. Galérie morale et politique. (*Einzeln zuerst* T. I. Paris, 1817, T. II. 1818, T. III. 1823); T. 29 *existirt nicht; die Bändezahl wird durch die* 2 *Abtheilungen von* T. 15 *ausgeglichen;* T. 30, Mélanges; Poésies, etc. — *Biographien von Ségur enthalten die:* Biographie nouvelle des Contemporains. T. XIX. p. 123 — 125; *und die:* Biographie des Quarante de l'Académie française (Paris, 1826,) p. 333 — 344. *Ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften enthält:* La France littéraire, par J. M. Quérard. Tome IX. p. 27 — 32.

Tableau de la situation politique de l'Europe a l'époque où Frédéric-Guillaume II monta sur le trône de Prusse. 1786.

(Histoire des pr. événemens du règne de Fréd. Guill. II. T. I. chap. I.)

Jamais l'Europe ne fut plus tranquille qu'au moment où Frédéric-Guillaume II prit d'une main faible les rênes du gouvernement, que son oncle avait si vigoureusement tenues et si brillamment agitées. L'empereur*), découragé, avait renoncé à reconquérir la Silésie, et s'était vu forcé d'ajourner ses projets sur la Bavière. La Pologne se résignait aux pertes honteuses qu'elle avait faites, et n'osait exhaler le ressentiment qu'elle en conservait. La France, gouvernée par un roi pacifique, et fière d'avoir enlevé treize provinces à la Grande-Bretagne, était garantie de toute crainte d'attaque par son alliance avec

*) *Joseph II* (1765 — 1790).

les Espagnols et les Autrichiens, et jouissait, dans la mollesse et dans l'incurie, d'un éclat trompeur et d'une prospérité apparente, que le désordre de ses finances et la faiblesse de son monarque devaient bientôt faire évanouir. L'Angleterre, fatiguée d'une guerre de cinq ans et humiliée par la perte de ses colonies, attendait l'occasion de se venger, et se préparait en silence à regagner dans l'Inde ce qu'elle avait perdu en Amérique.

La Russie, arrêtée dans ses projets ambitieux, en suspendait l'exécution. Catherine II avait d'ailleurs suffisamment agrandi ses états par le premier partage de la Pologne et par l'envahissement de la Crimée. L'Italie était loin de craindre les désastres qui la menaçaient. Et depuis longtemps à peine entendait-on de loin, dans ce pays voluptueux, le bruit des orages qui avaient agité l'Europe! La politique habile de Venise, concentrée dans son étroit territoire, ne s'occupait qu'à maintenir l'autorité non disputée d'un sénat tyrannique et méfiant. La superbe Gênes soutenait la fierté de la noblesse par a richesse de ses industrieux commerçans; la protection de la France mettait ces deux républiques à l'abri de toutes craintes. Le roi de Sardaigne, dont les prédécesseurs avaient eu tant de peine à maintenir leur existence lorsque l'Autriche et la France se faisaient la guerre, n'avait plus à employer cette politique astucieuse qui les avait si souvent fait changer de parti. L'alliance des cours de Vienne et de Versailles assurait sa tranquillité. Le gouvernenent de Naples s'endormait au sein des voluptés, et voyait avec insouciance la dimination de son agriculture, la chute de son commerce, la désorganisation de ses troupes, l'anéantissement de sa marine et la corruption de ses sujets. Le duc de Toscane Léopold, haï par les grands, aimé par le peuple, estimé par les savans, se préparait, en faisant le bonheur d'un petit état, à gouverner habilement un grand empire. La capitale du monde chrétien, devenue celle des vices, ne brillait plus que par l'éclat de son nom; le voyageur n'y cherchait que de vieux monumens et de grands souvenirs: les tributs de la crédulité cessaient presque partout d'alimenter sa puissance;

aucune couronne ne redoutait la tiare; on baisait encore les pieds des papes, mais leurs mains n'osaient plus lancer la foudre.

Les Portugais et les Espagnols même en recevant encore avec respect les bulles de Rome, ne soumettaient plus leur politique aux ordres du chef de l'église, et le successeur de Saint-Pierre, encore placé à la tête des princes, avait cessé d'être compté au nombre des puissances influentes de l'Europe. Le Portugal s'était rendu tributaire et dépendant de l'Angleterre, et se consolait orgueilleusement de sa pauvreté par la beauté de son climat et la sécurité dont la faiblesse de ses voisins le laissait jouir. La Suisse était loin de prévoir, dans son heureuse sagesse, que des hommes libres viendraient ensanglanter l'antique temple de la liberté. Le Danemarck, gouverné par un ministre sage*), profitait d'une paix que, dans tous les cas, il était décidé à conserver par une habile neutralité, pour étendre son commerce et augmenter sa prospérité. Le roi de Suède, condamné momentanément au repos par le système général de l'Europe, s'enivrait de la gloire d'une révolution qui avait mis l'autorité du prince au-dessus de celle du sénat. Il venait de parcourir l'Europe, pour en redire partout les détails et jouir de sa célébrité mais comme son esprit était aussi ardent que sa puissance était faible, il attendait avec impatience que quelqu'embrasement nouveau troublant la tranquillité universelle, lui donnât l'occassion de réaliser ses projets de conquêtes, soit contre le Danemarck, soit contre la Russie. L'électeur de Saxe réparait sagement les malheurs dont la guerre avait accablé son pays. Le duc de Brunswick, jouissant de la réputation du premier général de l'Europe, attendait peut-être impatiemment des événemens qui devaient accroître sa gloire, et qui, contre ses espérances, en ont depuis pâli l'éclat. Le landgrave de Hesse, riche des soldats qu'il avait vendus, ne s'occupait que de l'espoir d'être électeur. L'électeur de Bavière, assoupi sur son trône et gouverné par l'Autriche, lui aurait cédé

*) *Andreas Peter Graf v. Bernstorff, geb.* 1735, *gest.* 1796.

ses états, si le Duc de Deux-Ponts, qui devait lui succéder, refusant l'offre trompeuse de la possession des Pays-Bas et d'une couronne illusoire, ne s'était pas délivré de la crainte d'une échange forcée par la protection de la Prusse. La Hollande avait renoncé à être belliqueuse, depuis qu'elle était devenue uniquement commerçante. Elle avait sacrifié la gloire à la richesse; elle pouvait payer toutes les armées de l'Europe, et n'était en état de résister à aucune. L'empereur, par quelques prétentions sur la navigation de l'Escaut, avait menacé de troubler son repos, et elle venait d'acheter la paix par un honteux sacrifice d'argent que la France avait conseillé et partagé. D'illustres souvenirs lui laissaient cependant quelques illusions qu'entretenait la politique rivale de l'Angleterre et de la France: elle croyait que ces deux nations se disputaient son alliance, tandis qu'il ne s'agissait que de décider par laquelle des deux elle serait dominée.

Ce tableau rapide, mais fidèle, suffit pour prouver que jamais une époque plus orageuse ne fût précédée par un calme plus universel. Et le politique le plus prévoyant pouvait à peine alors discerner quelques-unes des faibles étincelles qui, peu de temps après, allumèrent un embrasement si terrible. On était surtout loin de prévoir, au moment où la politique se tournant du côté du commerce, paraissait renoncer partout au système ruineux et insensé des conquêtes, que l'Europe allait être bouleversée par cette philantropique et paisible philosophie qui avait si constamment prêché la paix, et dont l'éloquence, amie de la raison et de l'humanité, avait si souvent et si justement condamné le machiavélisme des ministres, l'arbitraire des princes, l'intolérance des prêtres, et l'ambition des conquérans.

Les seuls nuages qui paraissaient dans ce temps sur l'horizon politique étaient si légers, que le moindre effort semblait devoir les dissiper. L'empereur Joseph II, d'après quelques mémoires qu'on lui avait présentés dans ses voyages, avait résolu de faire dans l'administration des provinces Belgiques, des changemens qui avaient mécontenté le clergé et une partie de la noblesse, et avaient donné

lieu à quelques plaintes. Le prince d'Orange voulait conserver quelques prérogatives que les états de Hollande lui disputaient. L'Angleterre soutenait les prétentions du prince, la France approuvait le mécontentement des patriotes, et la Prusse paraissait vouloir concilier ce différend. La Russie accusait les Turcs de faire soutenir, par le pacha d'Achalzig, les attaques des Lesgis contre la Géorgie, et de favoriser les incursions fréquentes des Tartares du Cuban, et des Cabardiens sur le territoire russe. La porte reprochait à l'impératrice ses prétentions à la souveraineté sur la Géorgie, et ses hostilités contre les habitans du Caucase. On se plaignait à Pétersbourg des efforts de la Porte pour exciter la Perse contre la Russie; le Grand-Seigneur accusait les Russes de fomenter, par leurs intrigues, l'esprit de révolte dans l'Archipel et dans la Gréce. Les Ambassadeurs de France, Choiseul et Ségur, étaient parvenus, par leur entremise, à assoupir cette querelle.

L'Angleterre, qui espérait renouveler son traité de commerce avec la Russie et empêcher la conclusion de celui qui négociait le ministre de France*), craignait d'aigrir l'impératrice, et donnait encore, à la Porte, des conseils pacifiques; et le roi de Prusse, quoiqu'irrité contre le cabinet de Pétersbourg, qui avait préféré l'alliance de l'Autriche à la la sienne, semblait craindre de voir commencer une guerre qui l'aurait peut-être entraîné, et qui pouvait exposer une gloire certaine à des chances nouvelles. Ainsi lorsque Frédéric-Guillaume succéda à son oncle, il n'eut, dans les premiers momens, aucune inquiétude politique qui pût troubler le plaisir de monter sur un trône si tristement et si longtemps attendu.

Fragment de la guerre d'indépendance des États-Unis de l'Amérique (1778).

(Mémoires, ou Souvenirs et Anecdotes Tom. 1)

Autant nous avions été attristés jusque-là par la lenteur de notre navigation, autant désormais l'heureuse issue

*) *Unser Autor.*

de notre combat et l'approche du terme de notre voyage nous rendaient joyeux. Le 11 septembre, nous découvrîmes la terre; nous n'en étions qu'à cinq lieues. La côte était en cet endroit fort basse, et nous ne distinguâmes d'abord que quelques arbres qui semblaient sortir de l'eau.

Nous reconnûmes bientôt le cap James, qui forme la pointe sud de l'entrée dans la baie de la Delaware, et nous nous dirigeâmes avec difficulté vers cette baie, parce qu'elle nous restait au nord-ouest, d'où précisément le vent venait. Cependant nous nous croyons au moment d'atteindre notre but, et nous ne prévoyons pas qu'il nous faudrait échouer au port. En approchant de la baie, nous aperçûmes une corvette qui en sortait, et, au large*) sous le vent, nous vîmes plusieurs gros bâtiments que nous jugeâmes bâtimens de guerre anglais.

La corvette, qui était aussi anglaise, nous prit apparemment pour des frégates de sa nation qu'elle avait quittées la veille. Elle vint à nous avec une imprudente confiance, et nous ne fit que d'assez près ses signaux de reconnaisance.

Bientôt elle s'aperçut aisément par les nôtres que nous étions ennemis, et elle se mit à fuir, mais il était trop tard: en voulant éviter l'approche de la Gloire qui la chassait, elle se vit forcée de passer à portée de l'Aigle, qui la canonna vivement. Après quelques boulets elle se rendit; mais, comme la mer était très-grosse, nous perdîmes deux heures à l'amariner, et ce retard nous devint funeste.

L'escadre ennemie, qui était au large se trouvait contrariée par le vent, et ne pouvait secourir à temps la corvette. Cependant, après avoir amariné notre prise, nous continuâmes notre route vers la baie, mais lentement; car nous n'avious pas de pilote, et, la rivière étant remplie de bancs de sable qui changent fréquemment de place, on ne peut hasarder d'y entrer sans être dirigé par des marins qui la pratiquent journellement.

Ces difficultés décidèrent M. de La Touche**) à

*) Au large, *in der offenen See.*

**) *Der Befehlshaber des Schiffs.*

mouiller le soir en dehors du cap James, et à envoyer un canot à terre pour chercher un pilote. Mais le sort, qui jusque-là nous avait si bien servis, se déclara contre nous. Le vent devint violent, le ciel s'obscurcit, la mer se démonta, et les vagues submergèrent notre canot. L'officier qui le commandait et deux matelots gagnèrent la côte à la nage, le reste de ce petit équipage périt.

Nous ignorions ce malheur, et M. de La Touche, craignant que la cause qui retardait le retour du canot ne fût l'épaisse obscurité de la nuit, et l'embarras où il pouvait se trouver pour rejoindre la frégate, alluma des feux et tira des fusées.

Cette imprudence apprit à l'escadre ennemie que nous n'étions pas encore entrés dans la Delaware. Pour comble de malheur le vent changea, il vint du large, et fut par conséquent très-favorable aux Anglais pour les faire arriver sur nous.

En effet, au point du jour, nous vîmes deux vaisseaux de guerre et plusieurs frégates qui s'approchaient à toutes voiles; alors nous coupâmes promptement nos câbles, nous prîmes chasse, et nous entrâmes ainsi forcément, sans pilote, dans la rivière.

Les bancs de sable partagent le lit en quatre ou cinq canaux: pour y naviguer heureusement, il aurait fallu prendre d'abord la partie du sud près du rivage, traverser eusuite diagonalement la rivière du sud au nord-ouest entre deux bancs, et nous nous serions trouvés, près de la rive nord, dans un fort bon chenal, où nous aurions navigué sans risque jusqu'à Philadelphie. Mais c'est ce que nous ne pouvions savoir, étant sans pilote, et ne pouvant voir les bancs qui étaient cachés sous l'eau.

Nous nous engageâmes donc dans le milieu de la rivière, espérant y trouver plus d'eau qu'ailleurs, et ce fut malheureasement le mauvais chenal que nous choisîmes. La crainte d'échouer nous contraignit à marcher lentement, la sonde à la main et avec très-peu de voiles.

Les Anglais, au contraire, qui avaient à bord des pilotes, nous suivaient rapidement, gagnaient à chaque instant sur nous, et nous voyions à toute minute leurs bâtimens

grossir, et la distance qui nous séparait s'effacer. C'était comme un véritable cauchemar.

L'Aigle toucha d'abord sur un banc, et après quelques efforts, se releva. Au moment où nous passions près de lui, M. de La Touche nous ordonna, lorsque nous échouerions, de couper nos mâts, de couler bas notre frégate, et de sauver, dans notre chaloupe et nos canots, le plus de monde que nous pourrions.

Cependant les Anglais n'étaient plus qu'à deux portées de canon de nous. Déjà, dans cette position désespérée, nous projetions de nous embosser et de nous préparer à un combat trop inégal dont l'issue n'était pas douteuse; puisque nous avions affaire à sept ou huit bâtimens ennemis, parmi lesquels on comptait des vaisseaux de ligne. Le prince Williams d'Angleterre*) se trouvait à bord de l'un deux.

Nos avions allumé nos mêches, la consternation se répandait dans nos équipages, lorsque soudain nous vîmes les vaisseaux anglais, qui jusque-là nous avaient suivis sans crainte d'échouer, puisque nous leur servions pour ainsi dire de pilotes; lorsque, dis-je, nous vîmes cette escadre virer de bord et s'éloigner de nous. Deux de leurs gros bâtimens, qui tiraient beaucoup d'eau, avaient touché, et l'amiral Elphingston, leur commandant, n'osa pas s'enfoncer plus avant dans ce dangereux canal.

Rassurés par la cessation de leur poursuite, et voyant que la corvette que nous avions prise marchait devant nous sans trouver d'obstacle qui l'arrêtât, nous continuâmes lentement notre route. Cependant, lorsque nous nous trouvâmes à six ou sept portées de canon des Anglais, nous jetâmes l'ancre, et de leur côté les ennemis en firent autant.

Alors les chefs de terre et de mer qui étaient à bord de nos frégates se réunirent sur l'Aigle, et y tinrent conseil. Les uns étaient d'avis de s'embosser et de périr en combattant; les autres, de poursuivre encore notre route, dans l'espoir qu'au moins quelqu'un de nos bâti-

* *Später als Wilhelm IV.* (1830–1837) *König v. Grossbritannien.*

mens parviendrait à franchir les obstacles qui nous arrêtaient.

Dans ce moment, l'officier de notre canot submergé, l'intrépide M. Gandeau, nous amène de la côte deux pilotes américains; mais les lumières de ces deux hommes, qui nous auraient comblés de joie deux heures plutôt, nous ôtèrent alors toute espérance. Après avoir observé notre position, ils nous apprirent que nous étions dans un étroit chenal qui allait toujours en se rétrécissant, et que nous trouverions fermé plus loin par un banc de sable impossible à passer; ils ajoutèrent que, pour regagner le bon chenal, il nous faudrait redescendre la rivière précisément jusqu'à l'endroit où les Anglais étaient mouillés.

Alors on décida que les officiers de terre s'embarqueraient sur des canots avec les dépêches. Enfin M. de La Touche et M. de Vallongue résolurent de s'enfoncer dans la rivière le plus avant possible, et, quand on ne pourrait aller plus loin, de s'embosser et de vendre chèrement leur vie et leurs frégates à l'ennemi.

On délibérait encore quand tout à coup nous vîmes l'escadre anglaise couverte de voiles, et ses frégates s'approcher de nous assez rapidement; aussitôt nous levâmes l'ancre et nous recommençâmes à marcher; une demi-heure après, ayant vu le baron de Vioménil, le marquis de Laval, le duc de Lauzun, le comte Bozon de Talleyrand, MM. de Chabannes, de Fleury, de Melfort et quatre soldats descendre de l'*Aigle* et s'embarquer dans un canot, je les imitai et je descendis dans un autre canot avec MM. de Broglie, de Lameth, de Montesquieu, de Vaudreuil, de Loménie et nos autres passagers, de sorte qu'en une heure nous traversâmes la rivière, et nous débarquâmes sur la rive droite, sentant peu le bonheur de nous trouver à terre, tant nous étions inquiets à la vue de nos frégates qui de plus en plus se trouvaient pressées entre les bancs qui devaient les arrêter, et les Anglais qui s'approchaient pour les détruire.

Nous avions encore dans ce moment d'autres sujets de contrariété; nous nous trouvions à terre, à la vérité, et touchant ce sol dont tant d'accidens nous avaient éloignés;

mais nous nous y trouvions sans bagages, sans domestiques, sans porte-manteaux et sans autres chemises que celles que nous portions sur le corps; d'ailleurs, nous descendions sur une côte inconnue pour nous, et que nous savions habitée par un grand nombre de partisans de la cause anglaise, que l'on nommait alors torys.

Le terrain qui se déployait devant nous, n'offrait à nos regards que des bois épais et des marais dangereux. Nous n'avions point de chevaux; depuis vingt-quatre heures, la chasse que nous donnaient les Anglais, et notre pénible marche au milieu des écueils, ne nous avaient permis ni de manger ni de dormir. Cependant, quoique accablés de lassitude, sans perdre un seul instant, nous nous mîmes en route en suivant le premier sentier frayé que nous aperçûmes.

Après avoir erré quelque temps dans les bois, nous vîmes des barrières qui nous indiquèrent une habitation, et nous arrivâmes dans la maison d'un Américain nommé M. Mandlaw. M. le baron de Vioménil et les autres passagers de l'*Aigle* nous y joignirent promptement; là, notre hôte nous apprit que nous étions dans un petit canton de l'État de Maryland.

Notre premier soin fut de renvoyer à nos frégates leurs canots et quelques provisions. M. de Vioménil écrivit à M. de La Touche; il le priait de lui faire passer la nuit sur une chaloupe, l'argent destiné à l'armée, et il l'assurait, ainsi qu'à M. de Vallongue, que nous allions employer tous nos soins pour leur dépêcher des bateaux, afin qu'ils eussent la possibilité, en cas de désastre, de sauver une partie de leurs équipages et de leurs effets.

MM. de Vioménil, de Laval, de Lauzun, et quatre soldats attendirent dans la maison de M. Mandlaw, la réponse des commandans des frégates, afin d'être prêts à recevoir nos deux millions cinq cent mille livres lorsqu'ils arriveraient.

MM. de Loménie, de Chabannes, de Melfort, de Talleyrand et de Fleury furent envoyés sur différens points, avec l'ordre de prendre des informations le long de la côte, et de se pourvoir de boeufs ainsi que de charrettes.

MM. de Lameth, de Broglie et moi, ainsi que les autres passagers de la Gloire, nous partîmes avec un nègre pour chercher et retenir des bateaux dans une petite rivière, qui se jette dans la Delaware, et qu'on disait située à trois milles de l'endroit où nous étions débarqués.

Mais notre conducteur nous fit faire à pied, et fort vite, au moins huit milles à travers les bois et les marais, et ce ne fut qu'au bout de deux heures que nous arrivâmes à la taverne d'un Américain nommé M. Pedkies, peu distante de la petite rivière. Il nous accueillit froidement, nous montra peu de confiance, et ce ne fut qu'après beaucoup de promesses, et en lui donnant quelque argent et des billets tirés sur les commandans de nos frégates, que nous déterminâmes le maître de la maison à décider les patrons de plusieurs bateaux à remplir notre intention.

Ils partirent en emportant notre argent; et descendirent la rivière; mais la vue des frégates anglaises les effraya, et ils ne voulurent ou ne purent exécuter leur promesse.

Après tant de fatigues, un morceau de boeuf rôti et une jatte de grog, boisson composée de rhum et d'eau, me parurent, avec un méchant lit, les délices du paradis de Mahomet. Cependant ces délices et notre sommeil furent courts; l'inquiétude nous réveilla, et de très-grand matin, nous nous dispersâmes pour chercher des chevaux afin de rejoindre notre général.

Plus nous mettions de chaleur à trouver des montures, plus on affectait de froideur pour nous en offrir, afin de nous les faire payer plus cher.

Le prince de Broglie réussit le premier, il partit et s'égara, je crois, en route. Une demi-heure après, ayant enfin acheté un coursier, je perdis aussi mon chemin, et j'arrivai sur le bord de la Delaware dans un endroit fort marécageux, où mon cheval s'enfonçait jusqu'aux sangles.

Je ne sais trop comment j'aurais pu m'en tirer, si je n'eusse rencontré un jeune Américain à cheval, qui voulut bien me servir de guide. Il me dit qu'une troupe d'Anglais venait de descendre à terre, ce qui me donna de vives inquiétudes pour le général et pour ses compagnons.

Mon cheval était vigoureux, et je crus pouvoir, avec

son secours, approfondir la vérité de cette nouvelle, quitte à piquer des deux, si le bruit répandu était vrai, et si je rencontrais quelques pelotons en habit rouge.

En conséquence, mon guide et moi nous rentrâmes dans le bois, en nous dirigeant vers la maison de M. Mandlaw.

A trois milles de là, ayant entendu quelques bruits de pas et d'armes, nous nous cachâmes derrière des buissons épais pour nous assurer de la cause de ce bruit. Bientôt nous aperçûmes le baron de Vioménil à pied, avec ses aides-de-camp et quatre soldats; ils s'avançaient, suivant une charrette qui portait les tonnes d'or débarquées de nos frégates.

Je me rendis aussitôt auprès de lui; il me raconta qu'à la pointe du jour, s'étant porté sur la rivière, il avait vu arriver la chaloupe et l'argent qu'il attendait; mais qu'en même temps il avait découvert une autre chaloupe pleine d'habits rouges et de fusils, qui accourait pour empêcher le débarquement.

Ayant envoyé deux soldats pour les observer de plus près, il était parvenu à faire débarquer et charger deux tonnes d'or. Notre chaloupe avec quelques coups tirés d'un pierrier, intimidait et arrêtait l'ennemi; mais soudain, deux autres chaloupes anglaises, pleines de gens armés, s'avançant encore pour attaquer la nôtre, celle-ci s'était vue obligée de jeter dans l'eau les tonnes d'argent et de se sauver.

Pour lui, ayant placé l'or sur une charrette, il s'était mis en route pour la ville de Douvres, où Lauzun, Laval et les autres passagers devaient le rejoindre par des sentiers différens. Lauzun s'était mis en marche le premier, afin de rassembler à Douvres et de lui envoyer tous les moyens d'escorte qu'il pourrait réunir.

Je suivis le général jusqu'à peu de distance de Douvres, et je revins en arrière pour chercher mes compagnons, afin de leur apprendre ce que m'avait dit le général et la probabilité d'un débarquement de soldats anglais.

En peu de temps, nous nous trouvâmes réunis; notre

cavalcade, renforcée par MM. de Langeron et de Talleyrand, reprit avec moi la route de Douvres.

Nous regagnâmes bientôt la charrette précieuse qui portait notre or; mais le général n'y était plus: un de ses aides-de-camp me dit que M. le baron de Vioménil, ayant appris par deux officiers du bord de l'Aigle nouvellement débarqués, que les chaloupes ennemies avaient disparu, et qu'il était possible, à la marée basse, de repêcher nos tonnes d'argent qu'on avait jetées dans un endroit peu profond, il était retourné à toute bride vers la rivière avec Laval et quelques autres officiers, laissant aux autres, ainsi qu'à nous, l'ordre d'escorter notre or jusqu'à Douvres.

Nous arrivâmes dans cette petite ville à trois heures après-midi. Lauzun en avait déjà fait partir des charrettes, et rassemblait quelques milices que Montesquieu fut chargé de conduire au général.

A minuit, M. de Vioménil nous rejoignit avec ses charrettes. Malgré l'excès de la chaleur et de ses fatigues, il avait réussi avec M. de Laval à faire repêcher l'argent. Ainsi, nous retrouvâmes notre trésor, et, quoique nous fussions nus comme des vers, sans équipages et sans valets, nous nous serions estimés les plus heureux du monde, sans la situation déplorable et le péril extrême de nos frégates.

Le lendemain matin nous apprîmes assez vaguement que deux de nos bâtimens étaient hors de danger, mais que l'Aigle avait été obligé de se rendre après un combat d'une heure contre les frégates anglaises, dont nous avions entendu toute la nuit les coups du canon.

Le général me chargea de porter tout de suite ces nouvelles à M. de La Luzerne, dans la ville de Philadelphie, et de lui remettre les dépêches que la cour adressait à ce ministre. Je portais aussi les dépêches de mon père*) pour M. de Rochambeau; mais M. de Vioménil me dit de les garder, et d'attendre avec elles, à Philadelphie, qu'il m'envoyât les autres lettres destinées à l'armée.

*) *Damals französischer Kriegsminister, gest. den 8ten October* 1801.

Avant d'exécuter cet ordre, il me fut enfin permis de me livrer au sommeil deux ou trois heures, chose très-nécessaire après tant de fatigues, tant de jeûnes, un naufrage et de si longues courses.

Je me mis en route de grand matin pour Philadelphie. Ainsi je ne pus voir Douvres qu'en la traversant; c'était la première ville américaine où le sort m'avait conduit. Son aspect me frappa; elle était environnée de bois épais, parce que, là, comme dans les autres parties des Treize États, la population était encore éparse sur un vaste territoire dont une faible partie était cultivée.

Toutes les maisons de Douvres présentaient aux regards des formes simples mais élégantes; elles étaient bâties en bois et peintes avec des couleurs variées: cette variété des bâtimens, la propreté qui y régnait, les marteaux de porte d'un cuivre brillant et poli, annonçaient à la fois l'ordre, l'activité, l'intelligence et la prospérité des habitans.

Un oeil accoutumé au spectacle de nos magnifiques cités, à l'afféterie de nos jeunes élégans, et au contraste que présente chez nous le luxe des premières classes, avec la grossièreté des costumes de nos paysans et les haillons de la foule innombrable de nos pauvres, est surpris, en arrivant dans les États-Unis, de n'y voir nulle part l'excès du faste ni celui de la misère.

Tous les Américains que nous rencontrions portaient des habits bien coupés et d'une bonne étoffe; leur maintien libre, franc, familier, également éloigné d'une rudesse grossière et d'une politesse maniérée, nous montrait l'homme indépendant, mais soumis aux lois, fier de ses droits, et respectant ceux des autres. Leur aspect vous disait que vous vous trouviez dans la patrie de la raison, de l'ordre et de la liberté.

La route que je suivais était large, fort bien tracée et soigneusement entretenue. Dans tous les lieux où je m'arrêtais, les habitans m'accueillaient avec obligeance, et s'empressaient de procurer des chevaux à moi ainsi qu'à mon guide.

Étant entré dans une taverne près de Christianbridge, le maître de la maison, que j'eus quelque peine à réveiller,

car la nuit était avancée, me dit qu'il ne pouvait me loger, parce que sa maison était occupée par des Français.

Ne pouvant imaginer qu'aucun de mes compagnons de naufrage m'eût ainsi devancé, j'allai droit à la chambre de ces Français, je les réveillai, et je reconnus avec autant de surprise que de joie le marquis de Champcenetz, aide-de-camp de M. de Vioménil.

Cet officier, lorsque nous quittâmes nos frégates, avait consenti, d'après les instances de M. de La Touche, à rester à bord de l'Aigle. M. de Champcenetz parlait parfaitement la langue anglaise, et son secours était fort nécessaire à M. de La Touche, pour s'entendre avec les pilotes américains, tant que durerait sa périlleuse navigation.

J'appris par lui tous les détails du désastre de l'Aigle. Il me dit que le 14 au soir, au moment où nos frégates, très-enfoncées dans la rivière, n'étaient plus poursuivies que par trois frégates ennemies, on sentit tout-à-coup le fond diminuer; ce qui annonçait l'approche de l'obstacle insurmontable prédit par les pilotes.

M. de La Touche voulait alors s'embosser; mais, dans cet instant, la corvette que nous avions prise ayant légèrement franchi le funeste banc de sable qui fermait le chenal, le capitaine donna l'ordre à la Gloire de tenter aussi ce passage, ce qu'après beaucoup d'efforts elle fit avec succès.

Ce bonheur laissa quelque espoir à M. de La Touche de se sauver; mais, comme il tirait plus d'eau que la Gloire, il toucha l'écueil plus fortement, resta engagé dans le sable, et sa frégate même s'y coucha de manière à lui ôter toute possibilité de se servir de ses canons, qui dès ce moment ne tiraient plus qu'en l'air.

Alors une frégate anglaise, qui était dans le bon chenal, se mit en travers derrière la poupe de l'Aigle, et le canonna vivement; d'autres frégates arrivaient par le chenal du milieu de la rivière. M. de La Touche ne put répondre à leur feu terrible que par le feu inutile de deux petits canons, et même il ne tirait ainsi que pour l'honneur de son pavillon.

Lorsque les frégates anglaises s'approchèrent, il coupa

ses mâts et fit faire à son bâtiment un large trou qui l'aurait coulé bas, s'il y avait eu assez d'eau. Après cette triste opération, pendant laquelle le feu de l'ennemi redoublait, il dit à M. de Champcenetz de se jeter, avec les pilotes américains et quelques matelots, dans le seul canot qui lui restait; et, dès que ce canot eut quitté le bord, l'*Aigle* amena son pavillon.

Cependant la frégate anglaise, voyant le canot à la rame, dirigea tout son feu sur lui. Déjà les pilotes intimidés voulaient se rendre; mais M. de Chamcenetz, l'épée à la main, les força de braver cette grêle de boulets et de passer la rivière. Enfin, après mille dangers, il arriva à terre et se rendit à l'endroit où je le rencontrai.

CHATEAUBRIAND.

FRANÇOIS AUGUSTE VICOMTE DE CHATEAUBRIAND, *aus einer alten Familie der Bretagne, wurde* 1769 *zu Combourg im Departement Ille-et-Vilaine geboren. Die romantische Natur dieser Gegend erregte in ihm frühzeitig einen Hang zur Dichtkunst, und ist nicht ohne Einfluss auf die Farbe seiner späteren Schriften gewesen. In seinem siebzehnten Jahre kam er nach Paris, trat als Unter-Lieutenant in das Regiment Navarra und dichtete nebenbei für den* Almanach des Muses. *Bald brach die Revolution aus, die Soldaten seines Corps gingen zu den Aufrührern über, und er entschloss sich, den schon früher gehabten Vorsatz, nach America zu gehen, ins Werk zu richten. Im März* 1790 *reiste er ab, unterstützt von seinem Onkel, dem Herrn von Malesherbes*), kam glücklich in Baltimore an, durchreiste einen Theil von Nord-America, besuchte dessen Wild-*

*) *Chrétien Guillaume de Lamoignon de Malesherbes, geb.* 1721, *guillot.* 1793, *unter Ludwig XVI. Minister des Innern, ein Beschützer der Gelehrten und der Literatur.*

nisse, lebte zusammen mit deren Bewohnern, namentlich den Natchez, schiffte sich endlich, nachdem er auch einen Theil von Mittel-America gesehen hatte, in Philadelphia ein, und kehrte 1792 *nach Frankreich zurück. Von den Zwecken seiner Reise, geographische Entdeckungen zu machen und Stoff zu einer Epopöe über den Naturmenschen zu sammeln, scheint er nur den letztern im Auge behalten zu haben. Mehr noch als seine vaterländischen Haiden mussten die grossartigen Scenen der neuen Welt auf den jungen Dichter wirken: alle seine späteren schönwissenschaftlichen Werke wurden hier im Geiste empfangen. — Bei seiner Rückkunft nach Frankreich fand er die Emigration im besten Gange. Er stellte sich unter das Banner der Ausgewanderten, wurde bei der Belagerung von Thionville verwundet, und dieser Umstand und einige andere Gründe bewogen ihn, sich nach England zu begeben. Ohne andere Nahrungsquellen gab er hier seinen* Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leur rapport avec la révolution française de nos jours (Londres, 1797) *heraus, ein liberales, von ihm selbst später verworfenes Werk, das viele Verläumdungen gegen ihn hervorgerufen hat*). Die freigeistischen Ideen, denen er in diesem Buche noch anhängt, vertauschte er bald nachher, durch den Tod seiner Mutter erschüttert, mit pietistischen. — Chateaubriand gehört überhaupt zu denjenigen Männern, die in ihren Ansichten, religiösen und politischen, und namentlich den letzteren, oft gewechselt haben: in seiner letzten Zeit ist er erst fest und consequent geblieben. Derjenige, welcher den Charakter dieses Mannes und seiner Geistesprodukte genau zeichnen will, darf vorzüglich zwei scharfe Hauptzüge nicht vergessen, welche sich durch das Leben wie durch die Schriften Ch.'s im ganzen Laufe beider streng geltend machten: edles, menschenliebendes, grossartiges Wollen auf der einen Seite; masslose Eitelkeit, Haschen nach Aeusserlichem und Gleichgültigkeit gegen die Mängel gründlichen Wissens und der festen Haltung der Ansichten auf der anderen Seite. Der Erfolg seiner Politik in Wort und That ward stets*

*) *Das Literarische darüber findet sich bei* Quérard, T. II, p. 151.

durch diese zwei Hauptzüge bedingt) — Nach dem* 18*ten Brumaire, und zwar im Mai* 1800, *kehrte er unter einem angenommenen Namen nach Frankreich zurück, übernahm mit Fontanes**) und La Harpe***) die Redaction des* Mercure de France, *und theilte darin zuerst seinen Roman* Atala *mit.* 1802 *trat er mit seinem* Génie du Christianisme *hervor. Er hätte keinen günstigeren Zeitpunkt dazu finden können: Buonaparte selbst wünschte die Religion vertheidigt, das Ansehen der Kirche wieder hergestellt zu sehen; die Geistlichkeit, welche früher sein Werk für ketzerisch gescholten haben würde, betrachtete ihn jetzt freudig als ihren Beschützer gegen das Gespött der Encyclopädisten. Zur Belohnung ernannte ihn Buonaparte noch* 1802 *zum französischen Gesandtschafts-Secretär in Rom, und* 1804 *zum bevollmächtigten Minister in Wallis. Als Chateaubriand aber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien* †) *vernahm, legte er seine Stelle nieder und widmete sich der Literatur. Um seine* Martyrs *vollenden zu können, reiste er in der Mitte des Jahres* 1806 *durch Griechenland nach Jerusalem, von wo er über Africa und Spanien im Mai* 1807 *nach Paris zurückkehrte, und jenes Werk herausgab.* 1811 *wurde er zum Mitglied des Instituts ernannt. Die Rede, welche er bei seiner Aufnahme halten wollte, urtheilte bitter über seinen Vorgänger Joseph Chénier, und behandelte, unpassend, politische Gegenstände, was Buonaparte gegen den Verfasser aufbrachte. Vielleicht sollten die Lobsprüche auf den Kaiser, welche der in eben dem Jahre erschienene* Itinéraire de Paris à Jérusalem *enthält, denselben besänftigen. — Nach der ersten Restauration, im Jahre* 1814, *gab Chateaubriand seine Broschüre:* De Buonaparte, des Bourbons, et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes pour le bonheur de la France et de l'Europe (Paris) *heraus, die einer seiner Biographen* ††) „l'écrit le plus hardi qu'on puisse signer

*) *Magazin für die Literatur des Auslandes, N.* 45. 1837.

**) *Vergl. über ihn den poetischen Theil dieses Werks S.* 61 *ff.*

***) *Jean Franç. de la Harpe, geb.* 1740, *gest.* 1803, *vornehmlich als Kritiker durch sein Werk:* Lycée ou Cours de littérature ancienne et moderne, Paris, 1798 ff. 16 Vol. in 12, *bekannt.*

†) *Louis Antoine Henri de Bourbon, Duc d'Enghien, geb.* 1772, *erschossen* 21 *März* 1804.

††) *In der* Biographie nouvelle des Contemporains T. IV, p. 352 b.

contre un pouvoir qui n'est plus" *nennt, und zu Ende desselben Jahres seine* Réflexions politiques sur quelques écrits du jour et sur les intérêts de tous les Français (Paris). *Während der hundert Tage folgte er Ludwig XVIII. nach Gent, und wurde bei der Rückkehr nach Paris am* 19*ten August* 1815 *zum Staatsminister und Pair ernannt. Am* 21*ten März* 1816 *nahm ihn die Académie française zum Mitgliede auf. Sechs Monate später gab er seine Schrift:* La Monarchie selon la Charte (Paris, 1816) *heraus, und wurde wegen einiger darin enthaltenen Zweifel über den persönlichen Willen des Königs in Ansehung der Ordonnanz vom* 5*ten Sept. von der Liste der Staatsminister gestrichen. Er schwor den Untergang des Ministeriums Decazes, und focht in dem* Conservateur *mit Beredsamkeit gegen dasselbe.* 1820 *wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen, gab seine* Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort du Duc de Berry (Paris) *heraus, und ging als ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den preussischen Hof.* 1821 *kehrte er wieder nach Paris zurück, wo er am* 30*ten April desselben Jahres zum Staatsminister und Mitglied des geheimen Raths ernannt wurde, jedoch schon im August seine Entlassung von dem erstern Amte nahm.* 1822 *wurde er als Gesandter an den Londoner Hof geschickt, kehrte aber bald nach Paris zurück, folgte dem Herzog von Montmorency auf den Congress zu Verona, und wurde nach der Rückkehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten (*28. *December* 1822*). Wie diese Anstellung deshalb geschah, weil er mit Villèle übereinstimmend über die spanische Sache dachte, so erfolgte auch sein Sturz, als er in der Pairskammer gegen Villèle's Gesetzentwurf: die Renten herabzusetzen, sprach (*5. *Juni* 1824*). Nach Ludwigs XVIII. Tode gab er seine meisterhafte Flugschrift:* Le roi est mort, vive le roi (Paris) *heraus, und obgleich er sich damit die Gunst des Hofes erwarb, so kam er doch nicht wieder ins Ministerium. Er ging zur Opposition über, beurtheilte in dem* Journal des Débats *scharf die Massregeln der Regierung, sprach sich für Pressfreiheit* (De l'Abolition de la Censure. Paris, 1824) *und Unterstützung der Griechen* (Note sur la Grèce. Paris, 1825) *in beredten und freimüthigen Broschüren und Reden aus, und besorgte eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke.* 1828, *unter dem Ministerium*

Martignac, wurde er zum Gesandten in Rom ernannt, von wo er 1829 *bereits zurückkehrte, und seitdem kein öffentliches Amt mehr bekleidete. Er hat überhaupt als Dichter, Historiker und Religions-Philosoph eben so grosses Glück gehabt, wie er als Staatsmann und Beamter unglücklich war. An der Juli-Revolution* 1830 *nahm er keinen Antheil, sprach aber in der Pairskammer zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, und gab wider den in der Deputirtenkammer gemachten Vorschlag, ein ewiges Verbannungsurtheil gegen die ältere Linie auszusprechen, seine Broschüre:* De la Restauration et de la Monarchie élective *heraus. Dann begab er sich nach der Schweiz, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück, und gab zwei neue Schriften:* De la nouvelle proposition, relative au bannissement de Charles X et de sa famille, Octbr. 1831; — Aux lecteurs, Novbr. 1831, *heraus, als die Verbannung der Bourbons nochmals zur Sprache kam. Auch als im Novbr.* 1832 *die Gefangennehmung der Herzogin von Berry erfolgte, war er einer derjenigen, welche sich ihr zu Vertheidigern anboten. Er gab darauf sein* Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry (Paris, Décbr. 1832) *heraus, das ihm wegen der Stelle:* „Madame, votre fils est mon roi!“ *einen Prozess zuzog, in dem er aber freigesprochen wurde. — Er lebte in letzterer Zeit zurückgezogen, aber hochgeachtet bis an seinen Tod. Er starb,* 79 *Jahr alt, am* 4. *Juli* 1848 *an einer Lungenentzündung bei vollem Bewusstsein. Noch kurz vor seinem Tode äusserte er, dass die socialen Fragen der Gegenwart nur vom Standpunkte des Christenthums zu lösen seien, was gewiss bemerkenswerth ist. — Chateaubriand ist einer der vorzüglichsten Schriftsteller des neuern Frankreichs. Sein Styl ist blühend, zuweilen zu bilderreich, jedoch klar und oft von einer eigenthümlichen Kraft. In allen seinen Schriften herrscht ein wahres Gefühl für das Glänzende und Hohe, für die Erhabenheit des Alterthums, die Würde der Religion, den Ruhm der Gegenwart*). In dem* Génie du Christianisme, ou les Beautés de la Religion chrétienne (Paris, 5 Vol.; 7e. édit. Paris, 1823, 5 Vol.; édition illustrée de 1000 gravures, d'après les dessins de Théophile Fragouard, gravées par Porret, en 38 livraisons, Paris, 1840) *sucht er zu beweisen:* que de toutes les religions qui ont jamais existé,

*) *Leop. Ranke, hist.-polit. Zeitschrift, Bd. I, S.* 125.

la religion chrétienne est la plus poétique, la plus humaine, la plus favorable à la liberté, aux arts et aux lettres; que le monde moderne lui doit tout, depuis l'agriculture jusqu'aux sciences abstraites, depuis les hospices pour les malheureux jusqu'aux temples bâtis par Michel-Ange et décorés par Raphaël; — qu'il n'y a rien de plus divin que sa morale, rien de plus aimable, de plus pompeux que ses dogmes, sa doctrine et son culte; qu'elle favorise le génie, épure le goût, développe les passions vertueuses, donne de la vigueur à la pensée, offre des formes nobles à l'écrivain, et des moules parfaits à l'artiste*). *Ist zwar dieser Plan etwas überspannt, und die Ausführung fehlervoll, so muss man doch zugeben, dass das Werk mit Kenntniss geschrieben ist, und* que l'auteur est inspiré par une brillante imagination; qu'il peint, qu'il colore, qu'il a le sentiment du pouvoir du mot mis à la place, de l'harmonie de la phrase et du balancement de ses parties**). — *Chateaubriand hat fünf Romane geschrieben, die sich dem* Génie du Christianisme *anschliessen; ihre Titel sind*: Atala, ou les Amours de deux sauvages dans le désert (*zuerst* Paris, 1801, in 18.; *in zwölf Auflagen gedruckt, und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt*). — René (*mit* Atala *zusammen* Paris, 1807. in 12 *und noch oft*). — Les Natchez (*zuerst in* T. 19. 20 *der unten angezeigten Ausgabe der sämmtlichen Werke des Verfassers*). *Diese drei Romane sind Theile der oben erwähnten Epopöe vom Naturmenschen. Sie behandeln das Leben der Wilden in den Wäldern Nord-Americas, und stellen vortreffliche Gemälde aus der Natur dieses Erdtheils in einer harmonischen Sprache dar.* Atala *ist der beste und schon während des Verfassers Aufenthalt in America geschrieben. Sein Plan ist einfach, und nur drei Hauptpersonen treten darin auf, worunter Atala, die Tochter eines Europäers. In* René *soll der Verfasser sich selbst gezeichnet haben. Zu den* Natchez *bildet die Niedermetzelung der Colonie der Natchez in Louisiana, im Jahre* 1727, *die Grundlage. — Der vierte Roman Chateaubriand's:* Les Martyrs, ou le Triomphe de la Religion chrétienne (Paris, 1809. 2 Vol. *und noch oft*), *zeichnet sich durch einen guten Plan, Neuheit der Charaktere,*

*) Génie du Christianisme. T. I. Introduction.

**) *Vergl. die Kritik des Abbé Morellet in dessen* Mélanges T. 2.

reizende Beschreibungen und eine schöne Einfachheit des Styls aus. Der fünfte: Les Aventures du dernier Abencerrage *(zuerst im 16ten Bande der unten angezeigten Ausgabe der sämmtlichen Werke) stellt den letzten Abencerragen dar, wie er lieber seiner Geliebten, einem Christenmädchen, entsagt, als seiner Religion ungetreu wird.* — Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris, en allant par la Grèce, et revenant par l'Égypte, la Barbarie et l'Espagne. Paris, 1811. 3 Vol. *und noch oft. Chateaubriand's Hauptstärke besteht in Beschreibungen, und die Beschreibung des todten Meeres in diesem Werke ist sein Meisterstück dieser Art.* — Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et de l'Amérique, suivis de morceaux inédits de morale et de littérature. Londres, 1815. 2 Vol. — Mélanges de politique. Paris, 1816. 2 Vol. — Études historiques. Paris, 1831. 4 Vol. *Ueber dieses letzte grössere Werk Chateaubriands sagt ein geschätzter deutscher Historiker*): „Grossartige Auffassung des Lebens, edler Sinn für das, was recht und gut und löblich, freimüthiges Urtheil über Gegenstände, die durch den Geist der Parteiung gewöhnlich in ein falsches Licht treten, bekunden sich durch das gesammte Buch, und selbst der trübe Blick auf die Gegenwart wird durch hellen Gegenschein ausgeglichen."* — Congrès de Vérone. Négociations. Colonies espagnoles. 2 Vol. Paris, 1838. *Es enthält die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit als Minister der auswärtigen Angelegenheiten von* 1822—1824, *und als Gesandter auf dem* Congrès de Vérone. *Interessant ist dieses Werk besonders dadurch, dass es sich als Einleitung zu Chateaubriand's Mémoiren herausstellt und die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit skizzirt. Es erschien auch in demselben Jahre unter dem Titel:* Congrès de Vérone, Guerre d'Espagne, Négociations, Colonies espagnoles. Leipzig *bei* Brockhaus *und* Avenarius. *Zuletzt lebte Chateaubriand in der* Abba-yeaux-Bois *bei Paris in Gesellschaft der durch ihre geistreichen Zirkel berühmten Mme. Récamier mit Abfassung seiner Memoiren beschäftigt, von denen wir weiter unten ein Fragment mittheilen und die nach seinem Tode unter dem Titel:* Mémoires d'outre-tombe, 14 Vol. 1851 *erschienen.* — *Eine vollständige Ausgabe von Chateaubriand's Werken, nebst den*

**) Wachsmuth in Jahrb. für wissensch. Kritik.* 1832, *No.* 31.

darüber erschienenen Recensionen, kam Paris, 1826—1831, *in* 28 Vol. *heraus; ferner,* Paris, 1829—1831, 20 Vol. etc. (*deutsch von Prof. Schneller und K. v. Kronfels. Freiburg,* 1827—1830, 52 *Bändchen*). *Neu sind in der Ausgabe von* 1826—1831, *ausser einigen, oben bereits erwähnten Werken* (T. 4. 5) Discours servant d'introduction à l'histoire de France; (T. 21) Mélanges littéraires (*Chateaubriand's Recensionen, bisher nur in Journalen gedruckt*); (T. 23) Opinions et Discours (*Ch.'s Reden in der Pairskammer*); etc. *In einem Supplement ist sein Trauerspiel:* Moïse, *enthalten.* — *Von Ch.'s Memoiren sollte schon* 1836 *die* 1. *Lieferung erscheinen, das Ministerium von* 1822 *und den span. Krieg betreffend. Die neueste Auflage seiner sämmtlichen Werke erschien unter dem Titel:* Oeuvres complètes de M. le Vicomte de Chateaubriand, membre de l'Académie française, augmentées d'un essai sur la vie et les ouvrages de l'auteur. A Paris, chez F. Didot, 5 Vol. 1840, *und noch oft. Der fünfte Theil dieser Ausgabe enthält:* Essai sur la littérature anglaise; le Paradis perdu; Mélanges littéraires; Poésies. — *Vergl.* Histoire de la vie et des ouvrages de M. de Chateaubriand, considéré comme poëte, voyageur et homme d'état, avec l'analyse de ses ouvrages: par Scipion Marin. Paris, 1832. 2 Vol. *Die Biographie Chateaubriand's in der* Biographie nouvelle des Contemporains, T. IV, p. 349—353 (*deutsch im Auszuge in der Allgem. deutschen Real-Encyclopädie Bd. II, S.* 583—586) *ist höchst parteiisch. Der Artikel in der* Biographie des Quarante de l'Académie française (Paris, 1826) p. 44—62 *ist gemässigter. Ueber Chateaubriand's Leben seit* 1826 *enthält das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur Bd.* I, *S.* 393—399 *einen guten Aufsatz.* — *Ein vollständiges Verzeichniss von Chateaubriand's Schriften bis* 1827 *findet sich in:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. II, p. 149—155.

Fragment d'Atala.

Les Funérailles.

Je n'entreprendrai point, ô René*), de te peindre aujourd'hui le désespoir qui saisit mon âme, lorsque Atala

*) *Chactas, der alte Wilde, erzählt dem jungen Europäer*

eut rendu le dernier soupir. Il faudrait avoir plus de chaleur qu'il ne m'en reste, il faudrait que mes yeux fermés se pussent rouvrir au soleil, pour lui demander compte des pleurs qu'ils versèrent à sa lumière. Oui, cette lune qui brille à présent sur nos têtes se lassera d'éclairer les solitudes de Kentucky; oui, le fleuve qui porte maintenant nos pirogues suspendra le cours de ses eaux, avant que mes larmes cessent de couler pour Atala! Pendant deux jours entiers je fus insensible aux discours de l'ermite. En essayant de calmer mes peines, cet excellent homme ne se servait point des vaines raisons de la terre, il se contentait de me dire: „Mon fils, c'est la volonté de Dieu;“ et il me pressait dans ses bras. Je n'aurais jamais cru qu'il y eût tant de consolation dans ce peu de mots du chrétien résigné, si je ne l'avais éprouvé moi-même.

La tendresse, l'onction, l'inaltérable patience du vieux serviteur de Dieu, vainquirent enfin l'obstination de ma douleur. J'eus honte des larmes que je lui faisais répandre. „Mon père, lui dis-je, c'en est trop: que les passions d'un jeune homme ne troublent plus la paix de tes jours. Laisse-moi emporter les restes de mon épouse; je les ensevelirai dans quelque coin du désert, et si je suis encore condamné à la vie, je tâcherai de me rendre digne de ces noces éternelles qui m'ont été promises par Atala.“

A ce retour inespéré de courage, le bon père tressaillit de joie; il s'écria: „O sang de Jésus-Christ, sang de mon divin Maître, je reconnais là tes mérites! Tu sauveras sans doute ce jeune homme. Mon Dieu, achève ton ouvrage; rends la paix à cette âme troublée, et ne lui laisse de ses malheurs que d'humbles et utiles souvenirs.“

Le juste refusa de m'abandonner le corps de la fille de Lopez, mais il me proposa de faire venir ses néophytes et de l'enterrer avec toute la pompe chrétienne; je m'y refusai à mon tour. „Les malheurs et les vertus d'Atala,

René seine Geschichte. Das hier mitgetheilte Fragment enthält die Beschreibung des Begräbnisses der Atala, seiner zufällig wiedergefundenen Schwester.

lui dis-je, ont été inconnus des hommes; que sa tombe, creusée furtivement par nos mains, partage cette obscurité."

Nous convînmes que nous partirions le lendemain au lever du soleil pour enterrer Atala sous l'arche du pont naturel à l'entrée des Bocages de la mort. Il fut aussi résolu que nous passerions la nuit en prières auprès du corps de cette sainte.

Vers le soir, nous transportâmes ses précieux restes à une ouverture de la grotte qui donnait vers le nord. L'ermite les avait roulés dans une pièce de lin d'Europe, filé par sa mère: c'était le seul bien qui lui restât de sa patrie, et depuis long-temps il le destinait à son propre tombeau. Atala était couchée sur un gazon de sensitives de montagnes; ses pieds, sa tête et ses épaules étaient découverts. Ses lèvres, comme un bouton de rose cueilli depuis deux matins, semblaient languir et sourire. Dans ses joues d'une blancheur éclatante, on distinguait quelques veines bleues. Ses beaux yeux étaient fermés, ses pieds modestes étaient joints, et ses mains d'albâtre pressaient sur son coeur un crucifix d'ébène; le scapulaire de ses voeux était passé à son cou. Elle paraissait enchantée par l'Ange de la mélancolie, et par le double sommeil de l'innocence et de la tombe. Je n'ai rien vu de plus céleste. Quiconque eût ignoré que cette jeune fille avait joui de la lumière, aurait pu la prendre pour la statue de la Virginité endormie.

Le religieux ne cessa de prier toute la nuit. J'étais assis en silence au chevet du lit funèbre de mon Atala. Que de fois, durant son sommeil, j'avais supporté sur mes genoux cette tête charmante! Que de fois je m'étais penché sur elle pour entendre et pour respirer son souffle! Mais à présent aucun bruit ne sortait de ce sein immobile, et c'était en vain que j'attendais le réveil de la beauté!

La lune prêta son pâle flambeau à cette veillée funèbre. Elle se leva au milieu de la nuit, comme une blanche vestale qui vient pleurer sur le cercueil d'une compagne. Bientôt elle répandit dans les bois ce grand secret de mélancolie qu'elle aime à raconter aux vieux chênes et aux rivages antiques des mers. De temps en temps le reli-

gieux plongeait un rameau fleuri dans une eau consacrée; puis secouant la branche humide, il parfumait la nuit des baumes du ciel. Parfois il répétait sur un air antique quelques vers d'un vieux poëte nommé Job*); il disait:

„J'ai passé comme une fleur; j'ai séché comme l'herbe des champs.
Pourquoi la lumière a-t-elle été donnée à un misérable, et la vie à ceux qui sont dans l'amertume du coeur?"

Ainsi chantait l'ancien des hommes. Sa voix grave et un peu cadencée, allait roulant dans le silence des déserts. Le nom de Dieu et du tombeau sortait de tous les échos, de tous les torrens, de toutes les forêts. Les roucoulemens de la colombe de Virginie, la chute d'un torrent dans la montagne, les tintemens de la cloche qui appelait les voyageurs, se mêlaient à ces chants funèbres: et l'on croyait entendre dans les Bocages de la mort le choeur lointain des décédés, qui répondait à la voix du solitaire.

Cependant une barre d'or se forma dans l'orient. Les éperviers criaient sur les rochers, et les martres rentraient dans le creux des ormes: c'était le signal du convoi d'Atala. Je chargeai le corps sur mes épaules; l'ermite marchait devant moi, une bêche à la main. Nous commençâmes à descendre de rochers en rochers; la vieillesse et la mort ralentissaient également nos pas. A la vue du chien qui nous avait trouvés dans la forêt, et qui maintenant, bondissant de joie, nous traçait une autre route, je me mis à fondre en larmes. Souvent la longue chevelure d'Atala, jouet des brises matinales, étendait son voile d'or sur mes yeux; souvent pliant sous le fardeau, j'étais obligé de le déposer sur la mousse, et de m'asseoir auprès, pour reprendre des forces. Enfin, nous arrivâmes au lieu marqué par ma douleur; nous descendîmes sous l'arche du pont. O mon fils, il eût fallu voir un jeune sauvage et un vieil ermite, à genoux l'un vis-à-vis de l'autre dans un désert, creusant avec leurs mains un tombeau pour une pauvre fille dont le corps était étendu près de là, dans la ravine desséchée d'un torrent!

*) Job, *Hiob.*

Quand notre ouvrage fut achevé, nous transportâmes la beauté dans son lit d'argile. Hélas, j'avais espéré de préparer une autre couche pour elle! Prenant alors un peu de poussière dans ma main, et gardant un silence effroyable, j'attachai, pour la dernière fois, mes yeux sur le visage d'Atala. Ensuite je répandis la terre du sommeil sur un front de dix-huit printemps; je vis graduellement disparaître les traits de ma soeur, et ses grâces se cacher sous le rideau de l'éternité: „Lopez, m'écriai-je alors, vois ton fils inhumer ta fille!" et j'achevai de couvrir Atala de la terre du sommeil.

Nous retournâmes à la grotte, et je fis part au missionnaire du projet que j'avais formé de me fixer près de lui. Le saint, qui connaissait merveilleusement le coeur de l'homme, découvrit ma pensée et la ruse de ma douleur. Il me dit: „Chactas, fils d'Outalissi, tandis qu'Atala a vécu, je vous ai sollicité moi-même de demeurer auprès de moi; mais à présent votre sort est changé: vous vous devez à votre patrie. Croyez-moi, mon fils, les douleurs ne sont point éternelles; il faut tôt ou tard qu'elles finissent, parce que le coeur de l'homme est fini; c'est une de nos grandes misères: nous ne sommes pas même capables d'être longtemps malheureux. Retournez au Meschacebé: allez consoler votre mère, qui vous pleure tous les jours, et qui a besoin de votre appui. Faites vous instruire dans la religion de votre Atala, lorsque vous en trouverez l'occasion; et souvenez-vous que vous lui avez promis d'être vertueux et chrétien. Moi, je veillerai ici sur son tombeau. Partez, mon fils; Dieu, l'âme de votre soeur et le coeur de votre vieil ami vous suivront."

Telles furent les paroles de l'homme du rocher; son autorité était trop grande, sa sagesse trop profonde, pour ne lui obéir pas. Dès le lendemain je quittai mon vénérable hôte qui, me pressant sur son coeur, me donna ses derniers conseils, sa dernière bénédiction et ses dernières larmes. Je passai au tombeau; je fus surpris d'y trouver une petite croix qui se montrait au-dessus de la mort, comme on aperçoit encore le mât d'un vaisseau qui a fait naufrage. Je jugeai que le solitaire était venu prier au

tombeau pendant la nuit; cette marque d'amitié et de religion fit couler mes pleurs en abondance. Je fus tenté de rouvrir la fosse et de voir encore une fois ma bien-aimée; une crainte religieuse me retint. Je m'assis sur la terre fraîchement remuée. Un coude appuyé sur mes genoux et la tête soutenue dans ma main, je demeurai enseveli dans la plus amère rêverie. O René, c'est là que je fis pour la première fois des réflexions sérieuses sur la vanité de nos jours et la plus grande vanité de nos projets! Eh! mon enfant, qui ne les a point faites ces réflexions! Je ne suis plus qu'un vieux cerf blanchi par les hivers; mes ans le disputent à ceux de la corneille: eh bien! malgré une si longue expérience de la vie, je n'ai point encore rencontré d'homme qui n'eût été trompé dans ses rêves de félicité, point de coeur qui n'entretînt une plaie cachée. Le coeur le plus serein en apparence ressemble au puits naturel de la savane Alachua: la surface en paraît calme et pure, mais quand vous regardez au fond du bassin, vous apercevez un large crocodile que le puits nourrit dans ses eaux.

Ayant ainsi vu le soleil se lever et se coucher sur ce lieu de douleur, le lendemain, au premier cri de la cigogne, je me préparai à quitter la sépulture sacrée. J'en partis comme de la borne d'où je voulais m'élancer dans la carrière de la vertu. Trois fois j'évoquai l'âme d'Atala; trois fois le Génie du désert répondit à mes cris sous l'arche funèbre. Je saluai ensuite l'orient, et je découvris au loin, dans les sentiers de la montagne, l'ermite qui se rendait à la cabane de quelque infortuné. Tombant à genoux et embrassant étroitement la fosse, je m'écriai: „Dors en paix dans cette terre étrangère, fille trop malheureuse! Pour prix de ton amour, de ton exil et de ta mort, tu vas être abandonnée, même de Chactas!“ Alors, versant des flots de larmes, je me séparai de la fille de Lopez. Alors je m'arrachai de ces lieux, laissant au pied du monument de la nature un monument plus auguste: l'humble tombeau de la vertu.

Vices et vertus selon la religion.

(Génie du Christianisme. Ière partie. Livr. 2. Chap. 1.)

La plupart des anciens philosophes ont fait le partage des vices et des vertus; mais la sagesse de la religion l'emporte encore ici sur celle des hommes.

Ne considérons d'abord que l'orgueil, dont l'Église fait le premier des vices. C'est le péché de Satan, c'est le premier péché du monde. L'orgueil est si bien le principe du mal, qu'il se trouve mêlé aux diverses infirmités de l'âme: il brille dans le souris de l'envie, il éclate dans les débauches de la volupté, il compte l'or de l'avarice, il étincelle dans les yeux de la colère, et suit les grâces de la mollesse.

C'est l'orgueil qui fit tomber Adam; c'est l'orgueil qui arma Caïn de la massue fratricide; c'est l'orgueil qui éleva Babel et renversa Babylone. Par l'orgueil, Athènes se perdit avec la Grèce; l'orgueil brisa le trône de Cyrus, divisa l'empire d'Alexandre, et écrasa Rome enfin sous le poids de l'univers.

Dans les circonstances particulières de la vie, l'orgueil a des effets encore plus funestes. Il porte ses attentats jusque sur Dieu.

En recherchant les causes de l'athéisme, on est conduit à cette triste observation, que la plupart de ceux qui se révoltent contre le ciel, ont à se plaindre en quelque chose de la société ou de la nature (excepté toutefois des jeunes gens séduits par le monde, ou des écrivains qui ne veulent faire que du bruit). Mais comment ceux qui sont privés des frivoles avantages que le hasard donne ou ravit dans ses caprices, ne savent-ils pas trouver le remède à ce léger malheur, en se rapprochant de la Divinité? Elle est la véritable source des grâces: Dieu est si bien la beauté par excellence, que son nom seul prononcé avec amour suffit pour donner quelque chose de divin à l'homme le moins favorisé de la nature, comme on l'a remarqué de Socrate. Laissons l'athéisme à ceux qui, n'ayant pas assez da noblesse pour s'élever au-dessus des injustices du sort, ne montrent dans leurs blasphèmes que le premier vice de l'homme chatouillé dans la partie la plus sensible.

Si l'Église a donné la première place à l'orgueil dans

l'échelle des dégradations humaines, elle n'a pas classé moins habilement les six autres vices capitaux. Il ne faut pas croire que l'ordre où nous les voyons rangés soit arbitraire: il suffit de l'examiner pour s'apercevoir que la religion passe excellemment de ces crimes qui attaquent la société en général, à ces délits qui ne retombent que sur le coupable. Ainsi, par exemple, l'envie, la luxure, l'avarice et la colère suivent immédiatement l'orgueil, parce que ce sont des vices qui s'exercent sur un sujet étranger, et qui ne vivent qu'au milieu des hommes, tandis que la gourmandise et la paresse, qui viennent les dernières, sont des inclinations solitaires et honteuses, réduites à chercher en elles-mêmes leurs principales voluptés.

Dans les vertus préférées par le christianisme, et dans le rang qu'il leur assigne, même connaissance de la nature. Avant Jésus-Christ, l'âme de l'homme était un chaos; le Verbe se fit entendre, aussitôt tout se débrouilla dans le monde intellectuel, comme à la même Parole tout s'était jadis arrangé dans le monde physique: ce fut la création morale de l'univers. Les vertus montèrent comme des feux purs dans les cieux: les unes, soleils éclatans, appelèrent les regards par leur brillante lumière; les autres, modestes étoiles, cherchèrent la pudeur des ombres, où cependant elles ne purent se cacher. Dès lors, on vit s'établir une admirable balance entre les forces et les faiblesses; la religion dirigea ses foudres contre l'orgueil, vice qui se nourrit de vertus: elle le découvrit dans les replis de nos coeurs, elle le poursuivit dans ses métamorphoses; les sacremens marchèrent contre lui en une armée sainte, et l'humilité, vêtue d'un sac, les reins ceints d'une corde, les pieds nus, le front couvert de cendre, les yeux baissés et en pleurs, devint une des premières vertus du fidèle.

De la Foi.

(ibid. Chap. 2.)

Et quelles étaient les vertus tant recommandées par les Sages de la Grèce? La Force, la tempérance et la prudence.

Jésus-Christ seul pouvait enseigner au monde que la foi, l'espérance et la charité sont des vertus qui conviennent à l'ignorance comme à la misère de l'homme.

C'est une prodigieuse raison, sans doute, que celle qui nous a montré dans la Foi la source des vertus. Il n'y a de puissance que dans la conviction. Un raisonnement n'est fort, un poëme n'est divin, une peinture n'est belle, que parce que l'esprit ou l'oeil qui en juge, est convaincu d'une certaine vérité cachée dans ce raisonnement, ce poëme, ce tableau. Un petit nombre de soldats persuadés de l'habileté de leur général, peuvent enfanter des miracles. Trente-cinq mille Grecs suivent Alexandre à la conquête du monde; Lacédémone se confie en Lycurgue, et Lacédémone devient la plus sage des cités; Babylone se présume faite pour les grandeurs, et les grandeurs se prostituent à sa foi mondaine; un oracle donne la terre aux Romains, et les Romains obtiennent la terre; Colomb, seul de tout un monde, s'obstine à croire à un nouvel univers, et un nouvel univers sort des flots. L'amitié, le patriotisme, l'amour, tous les sentimens nobles, sont aussi une espèce de foi. C'est parce qu'ils ont cru, que les Codrus, les Pylade, les Régulus, les Arrie, ont fait des prodiges. Et voilà pourquoi ces coeurs qui ne croient rien, qui traitent d'illusions les attachemens de l'âme, et de folie les belles actions, qui regardent en pitié l'imagination et la tendresse du génie; voilà pourquoi ces coeurs n'achèveront jamais rien de grand, de généreux: ils n'ont de foi que dans la matière et dans la mort, et ils sont déjà insensibles comme l'une, et glacés comme l'autre.

Dans le langage de l'ancienne chevalerie, bailler sa foi, était synonyme de tous les prodiges de l'honneur. Roland, Duguesclin, Bayard, étaient de féaux chevaliers, et les champs de Roncevaux, d'Auray, de Bresse, les descendans des Maures, des Anglais, des Lombards, disent encore aujourd'hui quels étaient ces hommes qui prêtaient foi et hommage à leur Dieu, leur dame et leur roi. Que d'idées antiques et touchantes s'attachent à notre seul

mot de foyer, dont l'étymologie est si remarquable! Citerons-nous les martyrs, „ces héros qui, selon saint Ambroise, sans armées, sans légions, ont vaincu les tyrans, adouci les lions, ôté au feu sa violence, et au glaive sa pointe"?*) La foi même, envisagée sous ce rapport, est une force si terrible, qu'elle bouleverserait le monde, si elle était appliquée à des fins perverses. Il n'y a rien qu'un homme, sous le joug d'une persuasion intime, et qui soumet sans condition sa raison à celle d'un autre homme, ne soit capable d'exécuter. Ce qui prouve que les plus éminentes vertus, quand on les sépare de Dieu, et qu'on les veut prendre dans leurs simples rapports moraux, touchent de près aux plus grands vices. Si les philosophes avaient fait cette observation, ils ne se seraient pas tant donné de peine pour fixer les limites du bien et du mal. Le christianisme n'a pas eu besoin, comme Aristote, d'inventer une échelle, pour y placer ingénieusement une vertu entre deux vices; il a tranché la difficulté d'une manière sûre, en nous montrant que les vertus ne sont des vertus qu'autant qu'elles refluent vers leurs sources, c'est-à-dire vers Dieu.

Cette vérité nous restera assurée, si nous appliquons la foi à ces mêmes affaires humaines, mais en la faisant survenir par l'entremise des idées religieuses. De la foi vont naître les vertus de la société, puisqu'il est vrai, du consentement unanime des sages, que le dogme qui commande de croire en un Dieu rémunérateur et vengeur, est le plus ferme soutien de la morale et de la politique.

Enfin, si vous employez la foi à son véritable usage, si vous la tournez entièrement vers le Créateur, si vous en faites l'oeil intellectuel par qui vous découvrez les merveilles de la Cité sainte et l'empire des existences réelles, si elle sert d'ailes à votre âme, pour vous élever au-dessus des peines de la vie, vous reconnaîtrez que les Livres saints n'ont pas trop exalté cette vertu, lorsqu'ils ont parlé des prodiges qu'on peut faire avec elle. Foi céleste! foi consolatrice! tu fais plus que de transporter les mon-

*) Ambros. de Off. cap. 35.

tagnes, tu soulèves les poids accablans qui pèsent sur le coeur de l'homme!

De l'espérance et de la charité.
(ibid. Chap. 3.)

L'Espérance, seconde vertu théologale, a presque la même force que la foi: le désir est le père de la puissance; quiconque désire fortement, obtient. „Cherchez, a dit Jésus-Christ, et vous trouverez; frappez, et l'on vous ouvrira." Pythagore disait, dans le même sens: La puissance habite auprès de la nécessité; car nécessité implique privation, et la privation marche avec le désir. Père de la puissance, le désir ou l'espérance est un véritable génie; il a cette virilité qui enfante, et cette soif qui ne s'éteint jamais. Un homme se voit-il trompé dans ses projets, c'est qu'il n'a pas désiré avec ardeur; c'est qu'il a manqué de cet amour qui saisit tôt ou tard l'objet auquel il aspire, de cet amour qui, dans la Divinité, embrasse tout et jouit de tous les mondes, par une immense espérance toujours satisfaite et qui renaît toujours.

Il y a cependant une différence essentielle entre la foi, et l'espérance considérée comme force. La foi a son foyer hors de nous; elle nous vient d'un objet étranger; l'espérance, au contraire, naît au dedans de nous, pour se porter au dehors. On nous impose la première, notre propre désir fait naître la seconde; celle-là est une obéissance, celle-ci un amour. Mais comme la foi engendre plus facilement les autres vertus, comme elle découle directement de Dieu, que par conséquent étant une émanation de l'Éternel, elle est plus belle que l'espérance, qui n'est qu'une partie de l'homme, l'Église a dû placer la foi au premier rang.

Mais l'espérance offre en elle-même un caractère particulier: c'est celui qui la met en rapport avec nos misères. Sans doute elle fut révélée par le ciel, cette religion qui fit une vertu de l'espérance! Cette nourrice des infortunés, placée auprès de l'homme, comme une mère auprès de son enfant malade, le berce dans ses

bras, le suspend à sa mamelle intarissable, et l'abreuve d'un lait qui calme ses douleurs. Elle veille à son chevet solitaire, elle l'endort par des chants magiques. N'est-il pas surprenant de voir l'espérance, qu'il est si doux de garder, et qui semble un mouvement naturel de l'âme, de la voir se transformer, pour le chrétien, en une vertu rigoureusement exigée? En sorte, que, quoi qu'il fasse, on l'oblige de boire à longs traits à cette coupe enchantée, où tant de misérables s'estimeraient heureux de mouiller un instant leurs lèvres. Il y a plus (et c'est ici la merveille), il sera récompensé d'avoir espéré, autrement d'avoir fait son propre bonheur. Le fidèle, toujours militant dans la vie, toujours aux prises avec l'ennemi, est traité par la religion, dans sa défaite, comme ces généraux vaincus*) que le Sénat romain recevait en triomphe, par la seule raison qu'ils n'avaient pas désespéré du salut final. Mais si les anciens attribuaient quelque chose de merveilleux à l'homme que l'espoir n'abandonne jamais, qu'auraient-ils pensé du chrétien qui, dans son étonnante langage, ne dit plus entretenir, mais pratiquer l'espérance?

Quant à la Charité, fille de Jésus-Christ, elle signifie, au sens propre, grâce et joie. La religion, voulant réformer le coeur humain, et tourner au profit des vertus nos affections et nos tendresses, a inventé une nouvelle passion: elle ne s'est servie, pour l'exprimer, ni du mot d'amour, qui n'est pas assez sévère, ni du mot d'amitié, qui se perd au tombeau, ni du mot de pitié, trop voisin de l'orgueil; mais elle a trouvé l'expression de charitas, charité, qui renferme les trois premières, et qui tient en même temps à quelque chose de céleste.

Par là, elle dirige nos penchans vers le ciel, en les épurant et les reportant au Créateur; par là, elle nous enseigne cette vérité merveilleuse, que les hommes doivent, pour ainsi dire, s'aimer à travers Dieu qui spiritualise

*) *Terentius Varro, nach der Schlacht bei Cannä (*216 *vor Chr.)*

leur amour, et n'en laisse que l'immortelle essence, en lui servant de passage.

Mais si la charité est une vertu chrétienne, directement émanée de l'Éternel et de son Verbe, elle est aussi en étroite alliance avec la nature. C'est à cette harmonie continuelle du ciel et de la terre, de Dieu et de l'humanité, qu'on reconnaît le caractère de la vraie religion. Souvent les institutions morales et politiques de l'antiquité sont en contradiction avec les sentimens de l'âme. Le christianisme, au contraire, toujours d'accord avec les coeurs, ne commande point des vertus abstraites et solitaires, mais des vertus tirées de nos besoins et utiles à tous. Il a placé la charité comme un puits d'abondance dans les déserts de la vie. „La charité est patiente, dit l'apôtre; elle est douce, elle ne cherche à surpasser personne, elle n'agit point avec témérité, elle ne s'enfle point.

„Elle n'est point ambitieuse; elle ne suit point ses intérêts; elle ne s'irrite point; elle ne pense point le mal.

„Elle ne se réjouit point dans l'injustice; mais elle se plaît dans la vérité.

„Elle tolère tout, elle croit tout, elle espère tout, elle souffre tout." *)

Athènes.

(Itinéraire de Paris à Jérusalem. Ière partie.)

Enfin, le grand jour de notre entrée à Athènes se leva. Le 23, à trois heures du matin, nous étions tous à cheval; nous commençâmes à défiler en silence par la voie Sacrée: je puis assurer que l'initié le plus dévot à Cérès n'a jamais éprouvé un transport aussi vif que le mien. Nous avions mis nos beaux habits pour la fête; le janissaire avait retourné son turban, et par extraordinaire on avait frotté et pansé les chevaux. Nous traversâmes le lit d'un torrent appelé Saranta-Potamo ou les Quarante Fleuves, probablement le Céphise Éleusinien:

*) S. Paul. ad Corinth. cap. 13, v. 4 et seq.

nous vîmes quelques débris d'églises chrètiennes; ils doivent occuper la place du tombeau de ce Zarex qu'Apollon lui-même avait instruit dans l'art des chants. D'autres ruines nous annoncèrent les monumens d'Eumolpe et d'Hippothoon; nous trouvâmes les Rhiti ou les courans d'eau salée: c'était là que pendant les fêtes d'Éleusis, les gens du peuple insultaient les passans, en mémoire des injures qu'une vieille femme avait dites autrefois à Cérès. De là passant au fond, ou au point extrême du canal de Salamine, nous nous engageâmes dans le défilé que forment le mont Parnès et le mont Aegalée; cette partie de la voie Sacrée s'appelait le Mystique. Nous aperçûmes le monastère de Daphné, bâti sur les débris du temple d'Apollon, et dont l'église est une des plus anciennes de l'Attique. Un peu plus loin nous remarquâmes quelques restes du temple de Vénus. Enfin, le défilé commencc à s'élargir; nous tournons autour du mont Poecile placé au milieu du chemin, comme pour masquer le tableau; et tout à coup nons découvrons la plaine d'Athènes.

Les voyageurs qui visitent la ville de Cécrops arrivent ordinairement par le Pirée ou par la route de Négrepont. Ils perdent alors une partie du spectacle, car on n'aperçoit que la citadelle quand on vient de la mer; et l'Anchesme coupe la perspective quand on descend de l'Eubée. Mon étoile m'avait amené par le véritable chemin pour voir Athènes dans toute sa gloire.

La première chose qui frappa mes yeux, ce fut la citadelle éclairée du soleil levant: elle était juste en face de moi, de l'autre côté de la plaine, et semblait appuyée sur le mont Hymette qui faisait le fond du tableau. Elle présentait, dans un assemblage confus, les chapiteaux des Propylées, les colonnes du Parthénon et du temple d'Érechthée, les embrasures d'une muraille chargée de canons, les débris gothiques des Chrétiens, et les masures des Musulmans.

Deux petites collines, l'Anchesme et le Musée, s'élevaient au nord et au midi de l'Acropolis. Entre ces deux collines et au pied de l'Acropolis, Athènes se montrait à moi; ses toits aplatis entremêlés de minarets, de cyprès,

de ruines, de colonnes isolées, les dômes de ses mosquées couronnés par de gros nids de cigognes, faisaient un effet agréable aux rayons du soleil. Mais si l'on reconnaissait encore Athènes à ces débris, on voyait aussi, à l'ensemble de son architecture et au caractère général des monumens, que la ville de Minerve n'était plus habitée par son peuple.

Une enceinte de montagnes, qui se termine à la mer, forme la plaine ou le bassin d'Athènes. Du point où je voyais cette plaine au mont Poecile, elle paraissait divisée en trois bandes ou régions, courant dans une direction parallèle du nord au midi. La première de ces régions, et la plus voisine de moi, était inculte et couverte de bruyères; la seconde offrait un terrain labouré où l'on venait de faire la moisson; la troisième présentait un long bois d'oliviers qui s'étendait un peu circulairement depuis les sources d'Ilissus, en passant au pied de l'Anchesme, jusque vers le port de Phalère. Le Céphise coule dans cette forêt qui, par sa vieillesse, semble descendre de l'olivier que Minerve fit sortir de la terre. L'Ilissus a son lit desséché de l'autre côté d'Athènes, entre le mont Hymette et la ville. La plaine n'est pas parfaitement unie; une petite chaîne de collines détachées du mont Hymette, en surmonte le niveau, et forme les différentes hauteurs sur lesquelles Athènes plaça peu-à-peu ses monumens.

Ce n'est pas dans le premier moment d'une émotion très-vive que l'on jouit le plus de ses sentimens. Je m'avançais vers Athènes avec une espèce de plaisir qui m'ôtait le pouvoir de réflexion; non que j'éprouvasse quelque chose de semblable à ce que j'avais senti à la vue de Lacédémone. Sparte et Athènes ont conservé jusque dans leurs ruines leurs différens caractères: celles de la première sont tristes, graves et solitaires; celles de la seconde sont riantes, légères, habitées. A l'aspect de la patrie de Lycurgue, toutes les pensées deviennent sérieuses, mâles et profondes; l'âme fortifiée semble s'élever et s'agrandir; devant la ville de Solon, on est comme enchanté par les prestiges du génie; on a l'idée de la perfection de l'homme considéré comme un être intelligent et immortel. Les

hauts sentimens de la nature humaine prenaient à Athènes quelque chose d'élégant qu'ils n'avaient point à Sparte. L'amour de la patrie et de la liberté n'était point pour les Athéniens un instinct aveugle, mais un sentiment éclairé, fondé sur ce goût du beau dans tous les genres, que le ciel leur avait si libéralement départi; enfin, en passant des ruines de Lacédémone aux ruines d'Athènes, je sentis que j'aurais voulu mourir avec Léonidas, et vivre avec Périclès.

Des trois bandes ou régions qui divisaient devant nous la plaine d'Athènes, nous traversâmes rapidement les deux premières, la région inculte et la région cultivée. On ne voit plus sur cette partie de la route le monument du Rhodien et le tombeau de la courtisane; mais on aperçoit des débris de quelques églises. Nous entrâmes dans le bois d'oliviers: avant d'arriver au Céphise, on trouvait deux tombeaux et un autel de Jupiter-l'Indulgent. Nous distinguâmes bientôt le lit du Céphise entre les troncs des oliviers qui le bordaient comme de vieux saules: je mis pied à terre pour saluer le fleuve et pour boire de son eau; j'en trouvai tout juste ce qu'il m'en fallait dans un creux sous la rive; le reste avait été détourné plus haut pour arroser les plantations d'oliviers. Je me suis toujours fait un plaisir de boire de l'eau des rivières célèbres que j'ai passées dans ma vie: ainsi j'ai bu des eaux du Missisippi, de la Tamise, du Rhin, du Po, du Tibre, de l'Eurotas, du Céphise, de l'Hermus, du Granique, du Jourdain, du Nil, du Tage et de l'Èbre. Que d'hommes au bord de ces fleuves peuvent dire comme les Israélites: sedimus et flevimus.

J'aperçus à quelque distance sur ma gauche les débris du pont que Xenoclès de Linde avait fait bâtir sur le Céphise. Je remontai à cheval, et je ne cherchai point à voir le figuier sacré, l'autel de Zéphire, la colonne d'Antémocrite; car le chemin moderne ne suit plus dans cet endroit l'ancienne voie Sacrée. En sortant du bois d'oliviers, nous trouvâmes un jardin environné de murs, et qui occupe à peu près la place du Céramique extérieur. Nous mîmes une demi-heure pour nous rendre à Athénes,

à travers un chaume de froment. Un mur moderne nouvellement réparé, et ressemblant à un mur de jardin, renferme la ville. Nous en franchîmes la porte, et nous pénétrâmes dans de petites rues champêtres, fraîches et assez propres: chaque maison a son jardin planté d'orangers et de figuiers. Le peuple me parut gai et curieux, et n'avait point l'air abattu des Moraïtes. On nous enseigna la maison du consul.

Nous employâmes la matinée entière à visiter la citadelle. Les Turcs avaient autrefois accolé le minaret d'une mosquée au portique du Parthénon. Nous montâmes par l'escalier à moitié détruit de ce minaret; nous nous assîmes sur une partie brisée de la frise du temple, et nous promenâmes nos regards autour de nous. Nous avions le mont Hymette à l'est; le Pentélique au nord; le Parnès au nord-ouest; les monts Icare, Cordyalus ou Égalée à l'ouest; et par-dessus le premier on apercevait la cime du Cithéron; ou sud-ouest et au midi, on voyait la mer, le Pirée, les côtes de Salamine, d'Égine, d'Épidaure, et la citadelle de Corinthe.

Au-dessus de nous, dans le bassin dont je viens de décrire la circonférence, on distinguait les collines et la plupart des monumens d'Athènes: au sud-ouest, la colline du Musée, avec le tombeau de Philopappus; à l'ouest, les rochers de l'Aréopage, de Pnyx, et du Lycabettus; au nord, le petit mont Anchesme, et à l'est les hauteurs qui dominent le Stade. Au pied même de la citadelle, on voyait les débris du théâtre de Bacchus et d'Hérode-Atticus. A la gauche de ces débris venaient les grandes colonnes isolées du temple de Jupiter-Olympien; plus loin encore, en tirant vers le nord-est, on apercevait l'enceinte du Lycée, le cours d'Ilissus, le Stade, et un temple de Diane ou de Cérès. Dans la partie de l'ouest et du nord-ouest, vers le grand bois d'oliviers, M. Fauvel (le consul) me montrait la place du Céramique extérieur, de l'Académie et de son chemin bordé de tombeaux. Enfin, dans la vallée formée par l'Anchesme et la citadelle, on découvrait la ville moderne.

Il faut maintenant se figurer tout cet espace tantôt

nu et couvert d'une bruyère jaune, tantôt coupé par des bouquets d'oliviers, par des carrés d'orges, par des sillons de vignes; il faut se représenter des fûts de colonnes et des bouts de ruines anciennes et modernes, sortant du milieu de ces cultures, des murs blanchis et des clôtures de jardins traversant les champs: il faut répandre dans la campagne des Albanoises qui tirent de l'eau ou qui lavent à des puits les robes des Turcs; des paysans qui vont et viennent, conduisant des ânes, ou portant sur leur dos des provisions à la ville; il faut supposer toutes ces montagnes dont les noms sont si beaux, toutes ces ruines si célèbres, toutes ces îles, toutes ces mers non moins fameuses, éclairées d'une lumière éclatante. J'ai vu du haut de l'Acropolis le soleil se lever entre les deux cimes du mout Hymette: les corneilles qui nichent autour de la citadelle, mais qui ne franchissent jamais son sommet, planaient au-dessous de nous; leurs ailes noires et lustrées étaient glacées de rose par les premiers reflets du jour; des colonnes de fumée bleue et légère montaient dans l'ombre, le long des flancs de l'Hymette, et annonçaient les parcs ou les chalets des abeilles; Athènes, l'Acropolis, et les débris du Parthénon se coloraient des plus belles teintes de la fleur du pêcher; les sculptures de Phidias, frappées horizontalement d'un rayon d'or, s'animaient et semblaient se mouvoir sur le marbre par la mobilité des ombres du relief; au loin, la mer et le Pirée étaient tout blancs de lumière; et la citadelle de Corinthe, renvoyant l'éclat du jour nouveau, brillait sur l'horizon du couchant, comme un rocher de pourpre et de feu.

Du lieu où nous étions placés, nous aurions pu voir, dans les beaux jours d'Athènes, les flottes sortir du Pirée pour combattre l'ennemi ou pour se rendre aux fêtes de Délos; nous aurions pu entendre éclater au théâtre de Bacchus les douleurs d'Oedipe, de Philoctète et d'Hécube*); nous aurions pu ouïr les applaudissemens des citoyens aux discours de Démosthène. Mais, hélas, aucun son ne frappait notre oreille. A peine quelques cris, échappés à une populace esclave, sortaient par intervalles

*) *Personen in den Trauerspielen von Sophokles und Euripides.*

de ces murs qui retentirent si longtemps de la voix d'un peuple libre. Je me disais, pour me consoler, ce qu'il faut se dire sans cesse: Tout passe, tout finit dans ce monde. Où sont allés les génies divins qui élevèrent le temple sur les débris duquel j'étais assis? Ce soleil, qui peut-être éclairait les derniers soupirs de la pauvre fille de Mégare, avait vu mourir la brillante Aspasie. Le tableau de l'Attique, ce spectacle que je contemplais, avait été contemplé par des yeux fermés depuis deux mille ans. Je passerai à mon tour; d'autres hommes aussi fugitifs que moi viendront faire les mêmes réflexions sur les mêmes ruines. Notre vie et notre coeur sont entre les mains de Dieu: laissons-le donc disposer de l'une comme de l'autre.

Je pris, en descendant de la citadelle, un morceau de marbre du Parthénon; j'avais aussi recueilli un fragment de la pierre du tombeau d'Agamemnon; et depuis j'ai toujours dérobé quelque chose aux monumens sur lesquels j'ai passé. Ce ne sont pas d'aussi beaux souvenirs de mes voyages que ceux qu'ont emportés M. de Choiseul et lord Elgin*); mais il me suffisent. Je conserve aussi soigneusement de petites marques d'amitié que j'ai reçues de mes hôtes, entre autres un étui d'os que me donna le père Munoz à Jaffa. Quand je revois ces bagatelles, je me retrace sur-le-champ mes courses et mes aventures; je me dis: „J'étais là, telle chose m'advint.“ Ulysse retourna chez lui avec de grands coffres pleins des riches dons que lui avaient faits les Phéaciens; je suis rentré dans mes foyers avec une douzaine de pierres de Sparte, d'Athènes, d'Argos, de Corinthe, trois ou quatre petites têtes en terre cuite que je tiens de M. Fauvel, des chapelets, une bouteille d'eau du Jourdain, une autre de la mer Morte, quelques roseaux du Nil, un marbre de Car-

*) *Choiseul-Gouffier, geb.* 1752, *gest.* 1817, *hat mehrmals Griechenland durchreist und seine Entdeckungen in einem Prachtwerke:* Voyage pittoresque de la Grèce. Paris, 1782 ff. *niedergelegt.* — *Lord Elgin, geb.* 1769, *hat eine Menge Werke griechicher Sculptur durch Ankauf während seiner Reise in Griechenland von dem Untergange gerettet. S. Denkschrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland. Leipzig,* 1817, 8.

thage et un plâtre moulé de l'Alhambra. J'ai dépensé cinquante mille francs sur ma route, et laissé en présent mon linge et mes armes. Pour peu que mon voyage se fût prolongé, je serais revenu à pied, avec un bâton blanc. Malheureusement, je n'aurais pas trouvé en arrivant un bon frère qui m'eût dit, comme le vieillard des Mille et une Nuits: „Mon frère, voilà mille sequins, achetez des chameaux, et ne voyagez plus."

Chute d'Artevelle *).
(Études historiques. T. 4.)

Artevelle, usé dans les troubles populaires, las peut-être de ses orgies démocratiques qui n'avaient plus pour lui l'attrait de la nouveauté, n'ayant point agi par la conviction forte, mais par l'entraînement d'une petite jalousie plébéïenne contre l'inégalité des rangs, Artevelle ne pensait plus qu'à mettre à l'abri ses trésors; il aurait pu dire à ses fils: „Cet or sent-il le sang?" comme Vespasien demandait à Titus si la pièce de monnaie qu'il lui présentait sentait l'impôt dont elle était provenue. Mais pour rire en paix des victimes qu'il avait faites et du peuple qu'il avait trompé, il fallut qu'Artevelle changeât de position. Il lui restait deux partis à prendre: s'emparer du pouvoir suprême, ou descendre de sa puissance tribunitienne et se perdre dans la foule. S'emparer du suprême pouvoir demandait un génie qu'Artevelle n'avait pas; se démettre de la puissance tribunitienne, Artevelle ne l'osait. Il n'y a pas sûreté à abdiquer le crime; cette couronne-là laisse des marques sur le front qui l'a portée; il en faut subir la terrible légitimité.

Artevelle, ne s'arrêtant ni à l'un ni à l'autre parti,

*) *Jacob von Artevelle, ein Bierbrauer aus Gent, hatte sich der Herrschaft über seine Landsleute zu bemächtigen gewusst, und wollte aus Hass gegen den Grafen von Flandern, den er zur Flucht nöthigte, Flandern dem König Eduard von England unterwerfen. Doch die Genter empörten sich, und Artevelle wurde* 1345 *ermordet.*

eut recours à un expédient qui montrait ce qu'il y avait de vulgaire dans la nature de cet homme: après avoir déchaîné la foule, il songea à lui donner un maître; mais non l'ancien prince du pays qu'il haïssait et qu'il croyait avoir trop outragé. Il arrive souvent qu'un despote populaire, après s'être livré aux débauches de la liberté, se retire à l'abri sous le joug d'un autre tyran, pourvu que ce tyran soit de son choix et qu'il ait participé à ses excès: Artevelle jeta les yeux sur Édouard qui avait trempé dans tous ses complots, servi et approuvé toutes ses fureurs. Plus il était ignoble pour un monarque, selon les idées du temps, d'avoir été l'allié et le courtisan d'un marchand de bière, plus le monarque devait entrer dans les projets de ce marchand. Artevelle machina de faire le jeune prince de Galles duc des Flamands, comme il avait fait Édouard roi des Français.

Pour négocier cette affaire, Édouard débarqua au port de l'Écluse vers le milieu du mois de juin de l'année 1345; il menait avec lui son fils et grande foison de barons et de chevaliers. Les députés de Flandre se rendirent de leur côté à l'Écluse avec Artevelle; ils ignoraient ce qu'on devait traiter dans cette entrevue. On tint conseil à bord du grand vaisseau que montait le roi d'Angleterre et qui s'appelait Catherine. Là Artevelle proposa de déshériter le comte Louis de Flandre et son jeune fils Louis, et de donner le comté de Flandre sous le nom de duché au prince de Galles, fils d'Édouard.

Il y a dans le coeur de l'homme un fonds de justice qui reparaît toutes les fois que les passions ne sont pas émues. Dans ce moment les députés de Flandre étaient de sang-froid; ils s'indignèrent à cette proposition qui blessait l'esprit de bonté des uns et le caractère de loyauté des autres. Ils répondirent qu'ils ne pouvaient prendre sur eux une chose aussi pesante, qui au temps à venir pourrait toucher à leur pays, et qu'il fallait prendre l'avis des Communes de Flandre; et ils se retirèrent.

Artevelle, se laissant devancer à Gand par les députés, commit une de ces fautes qui décident du sort d'un homme: s'il eût parlé le premier, peut-être eût-il entraîné

les bourgeois; mais son crédit commençait à s'affaiblir. Un rival dangereux, Gérard Denis, chef des tisserands, s'élevait sur les débris de sa fortune. Soit que ce nouveau tribun fût gagné par l'argent de la France, soit qu'il embrassât un parti généreux par son propre penchant, soit qu'il agît par esprit d'opposition à Artevelle, il ne manquait jamais de repousser les propositions de ce dernier. Artevelle sentait si bien ce que Gérard Denis avait pour lui de fatal, qu'il était résolu de s'en défaire.

Les députés arrivés à Gand convoquent le peuple à la place du marché; ils rendent compte des conférences de l'Écluse. Le peuple, aussi ardent dans le bien que dans le mal, manifeste son mécontentement par ses murmures; alors Gérard Denis prend la parole:

„Bonnes gens, nous avons jusqu'ici combattu pour nos franchises; Artevelle, qui s'en disait le défenseur, vous propose aujourd'hui de les trahir. Mais si nous ne cessons d'être libres, à l'instant tout nous accuse. Comment nous justifierons-nous? Que nous restera-t-il de nos sanglantes rebellions? des crimes et des chaînes! Cet homme qui vous a entraînés veut vous livrer à l'Angleterre. Prince pour prince, n'en avons-nous pas un né de notre sang, élevé parmi nous, que nous connaissons, qui nous connaît, qui parle notre langue, pour lequel nous avons prié, dont nos enfans savent le nom comme celui de leurs voisins, dont les pères vécurent et moururent avec les nôtres? Parce que nous avons réduit nos anciens comtes à être voyageurs, notre pays sera-t-il une propriété forfaite, et doit-il demeurer à l'Anglais par droit d'aubaine? Ah! pour Dieu, si nous voulons un maître, ne soyons pas trouvés en telle déloyauté de déshériter notre naturel seigneur, pour donner son lit au premier compagnon qui le demande.“

A de semblables discours, Denis et ses partisans ajoutent ce qui devait agir plus immédiatement sur la foule, depuis neuf ans passés qu'Artevelle gouvernait la Flandre- il avait amassé un trésor, tant des forfaitures et des amendes, que des revenus du domaine; cet amour de l'argent, passion des âmes communes, le perdit.

Artevelle, en quittant Édouard à Écluse, s'était rendu à Bruges et ensuite à Ypres, qu'il fit entrer dans ses desseins. De là il revint à Gand. En chevauchant par les rues, accompagné de ses amis et de la garde étrangère qu'Édouard lui avait donnée, il s'aperçut qu'il se tramait contre lui quelque chose, car ceux qui avaient coutume de le saluer lui tournaient le dos et rentraient dans leurs maisons. Le peuple murmurait et disait: „Voyez celui qui est trop grand maître et qui veut ordonner de la comté de Flandre." Arrivé à son hôtel, il en fit barricader les portes et les fenêtres, car l'habitude qu'il avait du peuple, lui fit, aux premiers signes, prévoir la tempête. A peine s'était-il renfermé, que tout le quartier se souleva; la maison du brasseur est assaillie. Les serviteurs d'Artevelle lui demeurèrent fidèles, ce qui arrive rarement aux malheureux; ils se défendirent bien, tuèrent et blessèrent plusieurs hommes; mais enfin les portes sont brisées, et la foule se répand dans l'intérieur de l'hôtel en poussant des hurlemens. Alors Artevelle paraît à une fenêtre, la tête nue, et en posture de suppliant. „Bonnes gens, que vous faut-il? Qui vous meut? Pourquoi êtes-vous si troublés sur moi? En quoi puis-je vous avoir courroucés?" — „Où est le trésor de Flandre?" s'écrièrent les attroupés. — „Je n'en ai rien pris, dit Artevelle. Revenez demain, je vous satisferai." — „Non, non, vous ne nous échapperez pas ainsi; vous avez envoyé le trésor en Angleterre, et pour cela il vous faut mourir."

A cette menace, Artevelle joignit les mains et commença à pleurer: „Seigneurs, dit-il, je suis ce que vous m'avez fait. Vous me jurâtes jadis que vous me défendriez contre tout homme, et maintenant vous prétendez me tuer sans raison. Rappelez-vous le temps passé; considérez mes courtoisies. Je vous ai gouvernés en si grande paix que vous avez eu toutes choses à souhait, blé, avoine et toutes autres marchandises. Vous voulez me rendre petit guerdon des grands biens que je vous ai faits."

Il ne toucha point le peuple par des larmes; c'était le cerf pleurant aux veneurs. La foule cria tout d'une voix: „Descendez, et ne nous sermonnez plus de si haut."

Dans ces paroles Artevelle ouït son arrêt. Il ferme la fenêtre et se veut sauver par une porte de derrière pour se réfugier dans une église voisine; il espérait trouver un asile aux pieds de celui dont la miséricorde ne se lasse pas comme la pitié des hommes. Mais déjà plus de quatre cents forcenés remplissaient la maison: Artevelle, tombé au milieu d'eux, est déchiré. Il reçut la mort de la main de Gérard Denis qui paraissait agir pour une cause meilleure, et qui ne valait peut-être pas mieux que lui. Dans une république, le peuple étant législateur, juge, et souverain, pour faire la loi, prononcer l'arrêt, et l'exécuter, le massacre par la démocratie est inique, mais légal: Artevelle avait consenti à un pareil gouvernement.

Édouard apprit à l'Écluse la fin de celui qui était, selon Froissard*), son grand ami et son cher compère. Il fit voile pour l'Angleterre, menaçant la Flandre, et se déclarant toujours le vengeur de la mort des traîtres. Il n'avait plus d'envie de se brouiller avec les Flamands que les Flamands avec lui. Ils allèrent en députation le trouver à Londres. „Cher sire, lui dirent-ils, vous avez de beaux enfans, fils et filles. Le prince de Galles ne peut manquer d'être encore un grand seigneur, sans l'héritage de Flandre. Et vous avez une damoiselle à fille moins aînée, et nous un jeune damoisel, que nous nourrissons et gardons, et qui est héritier de Flandre; si ce pourrait encore bien faire un mariage d'eux deux.“ Ces paroles adoucirent la feinte douleur d'Édouard, et Artevelle fut oublié, comme tous ceux dont la renommée n'est fondée ni sur le génie ni sur la vertu.

*) *Jean Froissard, geb. zu Valenciennes um* 1334, *gest.* 1401, *ist Verfasser einer Chronik vom Jahre* 1326—1400. *Sie ist, urtheilt L. Wachler* (*Geschichte der Literatur* 2*te Umarb. Th. II, S.* 231), *mit sorgfältiger Genauigkeit und lehrreich über den Zustand des südwestlichen Europas und Britanniens, weitschweifig und ohne strenge Chronologie, in nicht ungefälliger Sprache geschrieben. J. A. Buchon hat sie zuletzt mit Anmerkungen und Erläuterungen* Paris 1824, 9 Vol., *herausgegeben.*

Le chateau de Combourg.*)

Fragment des mémoires inédits de Châteaubriand.

(Si un homme, placé au premier rang dans l'opinion des hommes par son génie poétique, sa haute carrière, et les actes et les orages de sa vie; si un écrivain qui a remué les plus anciens sentimens et les plus nouvelles idées dans le plus pur et le plus hardi langage; si un ministre qui a porté dans la politique la courtoisie du gentilhomme et la loyauté chevaleresque, noble diplomatie, fort habile pourtant, parce qu'on s'en méfie moins; si cet homme, déchu tantôt de la fortune, tantôt de la puissance, jamais de la gloire, fait annoncer un jour qu'il s'occupe de ses Mémoires, l'attention de tous les publics ne sera plus elle-même occupée que des Mémoires de M. de Châteaubriand.

Émile Deschamps.)

En arrivant de Saint-Malo, nous aperçûmes un étang, le clocher de l'église d'une bourgade; à l'éxtrémité occidentale de cette bourgade, les tours d'un château féodal montaient dans les arbres d'une futaie éclairée par le soleil couchant.

J'ai été obligé de m'arrêter après ces lignes; mon coeur battait à agiter ma main et à repousser la table sur laquelle j'écris. Les souvenirs qui se réveillent dans ma mémoire m'accablent de leur force et de leur multitude; mais n'interrompons pas mon récit; à chaque souffrance son ordre et sa place.

Descendus de la colline, nous guéâmes un ruisseau; après avoir cheminé une demi-heure, nous quittâmes la grande route, et la voiture roula au bord d'un quinconce, dans une allée de charmilles, dont les cimes s'entrelaçaient au-dessus de nos têtes; je me souviens encore du mo-

*) *Dieses Schloss, in welchem Châteaubriand seine Jugendzeit verlebte, wurde gegen das Jahr* 1032 *erbaut, und hiess damals Schloss Combron. Erst im Jahre* 1761 *kaufte es der Vicomte de Chateaubriand, der Vater des berühmten Legitimisten.*

ment où j'entrai sous cet ombrage et de la joie effrayée que j'éprouvai.

En sortant de l'obscurité du bois, nous franchîmes une avant-cour plantée de noyers, attenant au jardin et à la maison du régisseur; de là nous débouchâmes, par une porte bâtie, dans une cour de gazon, appelée la Cour-Verte. A droite, étaient de longues écuries et un bosquet de marronniers; à gauche, un autre bosquet de marronniers. Au fond de la cour, dont le terrain s'élevait insensiblement, le château se montrait entre les deux groupes d'arbres.

Sa triste et sévère façade présentait une courtine portant une galerie à mâchicoulis, denticulée et couverte Cette courtine liait ensemble deux tours inégales en âge, en matériaux, en hauteur et en grosseur, lesquelles tours se terminaient par des créneaux surmontés d'un toit pointu, comme un bonnet posé sur une couronne gothique. Quelques fenêtres grillées, d'un goût mauresque, apparaissaient çà et là sur la nudité des murs. Un large perron raide et droit, de vingt-neuf marches, sans rampes, sans gardefous, remplaçait sur les fossés comblés l'ancien pont-levis; il atteignait la porte du château, percée au milieu de la courtine: au-dessus de cette porte étaient les armes des seigneurs de Combourg, sculptées dans la pierre, et les ouvertures à travers lesquelles sortaient jadis les bras et chaînes du pont-levis.

La voiture s'arrêta au pied du perron: mon père vint au devant de nous. La réunion de la famille dans le lieu de son choix adoucit si fort son humeur pour le moment, qu'il nous fit la mine la plus gracieuse. Nous montâmes le perron, nous pénétrâmes dans un vestibule sonore à voûte ogive, et de ce vestibule dans une petite cour intérieure. Cette cour était formée par le corps de logis d'entrée, par un autre corps de logis parallèle, qui réunissait également deux tours plus petites que les premières, et par deux autres courtines qui rattachaient la grande et la grosse tour aux deux petites tours. Le château entier avait la figure d'un char à quatre roues.

Dans la petite cour on remarquait un puits d'une pro-

fondeur immense, et en face, une tourelle, cage d'un escalier de granit, en spirale.

De la cour intérieure passant dans le bâtiment jointif des deux petites tours, nous nous trouvâmes de plain-pied dans une galerie jadis appelée la salle des gardes. Une fenêtre s'ouvrait à chacune de ses extrémités, deux autres coupaient la ligne latérale. Pour agrandir ces quatre fenêtres, il avait fallu excaver des murs de huit à dix pieds d'épaisseur. Deux corridors à plan incliné, comme le corridor de la grande pyramide, partaient des deux angles extérieurs de la salle et conduisaient aux deux petites tours; un escalier serpentant dans l'une de ces tours, établissait des relations entre la salle des gardes et l'étage supérieur: tel était ce corps de logis.

Celui de la façade de la grande et de la grosse tour, du côté de la cour Verte, se composait d'une espèce de dortoir carré et sombre servant de cuisine, du vestibule, du perron et d'une chapelle. Au-dessus de ces pièces, se déployait le salon des archives, ou armoiries, ou des chevaliers, ainsi nommé d'un plafond semé d'écussons coloriés. Les embrasures des fenêtres étroites et treflées étaient si profondes, qu'elles formaient des espèces de cabinets autour desquels régnait un banc de granit. Mêlez à cela, dans les diverses parties de l'édifice, des passages et des escaliers secrets, des cachots et des donjons, un labyrinthe de galeries couvertes et découvertes, des souterrains murés, dont les ramifications étaient inconnues, et partout silence, obscurité et visage de pierre: voilà le château de Combourg.

Un repas copieux, pris dans la salle des gardes, où je mangeai sans contrainte, termina pour moi la première journée heureuse de ma vie: le vrai bonheur coûte peu; quand il est cher, il n'est pas de bonne espèce.

A peine fus-je éveillé le lendemain, que j'allai visiter les dehors du château et célébrer mon avénement à la solitude. Le perron faisait face au nord et à l'ouest; quand on était assis sur le diazome de ce perron, on avait devaut soi la cour Verte, et au delà de cette cour un potager étendu entre deux futaies; l'une à droite (le quinconce par

lequel nous étions arrivés) s'appelait le Petite-Mail, l'autre à gauche, le Grand-Mail: celle-ci était un bois de chênes, de hêtres, de sycomores, d'ormes et de châtaigniers. Mme de Sévigné vantait, de son temps, ces vieux ombrages. Depuis cette époque, cent quarante années avaient été ajoutées à leur beauté.

Du côté opposé, au midi et à l'est, le paysage offrait un tout autre tableau. Par les fenêtres de la grande salle, on apercevait les maisons confuses de Combourg, un étang, la chaussée de cet étang sur laquelle passait le grand chemin de Rennes, un moulin à eau, une prairie couverte de troupeaux de vaches et séparée de l'étang par la chaussée; le long de cette prairie, un hameau dépendant d'un prieuré fondé en 1149 par Rivallon, seigneur de Combourg, et où l'on voyait sa statue mortuaire, couchée sur le dos, en armure de chevalier. Depuis l'étang, le terrain s'élevant par degrés, formait un amphithéâtre d'arbres d'où sortaient des campanilles de village et des tourelles gentilhommières. Sur un dernier plan de l'horizon, entre le couchant et le midi, se profilaient les hauteurs de Bécherel; une terrasse, bordée de grands bois taillés, circulait au pied du château de ce côté, passait derrière les écuries, et allait à divers replis rejoindre le jardin des bains qui communiquait au Grand-Mail.

Si, d'après cette description, un peintre prenait son crayon, produirait-il une esquisse ressemblante au vieux château? Je ne le crois pas. Et cependant ma mémoire voit l'objet comme s'il était sous mes yeux. Telle est dans les choses matérielles l'impuissance de la parole et la puissance du souvenir. En commençant à parler de Combourg, je chante les premiers couplets d'une complainte qui ne charmera que moi, et dans laquelle rien ne sera oublié. Demandez au pâtre du Tyrol pourquoi il se plaît aux trois ou quatre notes qu'il répète du matin au soir à ses chèvres. Le sait-il? Non. Ce sont notes de montagne jetées d'écho en écho, pour retentir d'une roche à l'autre, du bord d'un torrent au bord opposé.

CONSTANT.

Benjamin Constant de Rebecque *wurde am* 25. *October* 1767 *zu Lausanne geboren, und stammt von einer nach der Schweiz ausgewanderten protestantischen Familie Frankreichs ab. Frühzeitig kam er an den Hof zu Brüssel, machte dann eine Reise durch Grossbritannien und studirte auf mehreren Universitäten die Rechtswissenschaft. Sein Vater, ehemals holländischer General, der in Brüssel den Herzog von Braunschweig wohl gekannt hatte, suchte darauf bei diesem Fürsten um die Erlaubniss nach, seinen Sohn an den Braunschweigischen Hof senden zu dürfen. Diese wurde ihm gewährt, und so kam Constant* 1788 *nach Braunschweig, wurde daselbst gut aufgenommen, und durch die Herzogin sogar mit einer Ehrendame derselben ehelich verbunden. Aber sein grosser Geist konnte sich nicht in die engen Formen der Etiquette zwängen. Er trennte sich bald von seiner Gemahlin, verliess Braunschweig, reiste umher, und siedelte sich endlich* 1795 *in Frankreich an. Er verband sich mit den ausgezeichnetsten Männern der damaligen Zeit, und machte sich durch eine Rede bekannt, in der er die Reintegration seiner durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen Landsleute von dem Rathe der Fünfhundert verlangte. Dann gab er* 1797 *drei Broschüren:* De la force du gouvernement actuel de la France *(des Directoriums),* et de la nécessité de s'y rallier (Strasbourg); Des réactions politiques (2 *Auflagen*); Des effets de la terreur, *heraus, welche sich durch die Art der Untersuchung und durch den Styl bemerklich machten. Er spricht darin ernst gegen die Ausschweifungen der Anarchie, und zeigt wie Verbrechen nicht durch neue Verbrechen bestraft werden dürfen. — Einige Monate vor dem* 18. *Fructidor* (4. *Sept.* 1797) *wurde er Mitglied des Cercle constitutionnel, und erregte durch seine hohen politischen Einsichten und seine begeisterten Reden allgemeine Aufmerksamkeit. Buonaparte berief ihn* 1799 *ins Tribunat. Er war hier eines der entschiedensten Glieder der Opposition und liess sich durch des ersten Consuls Siege weder einschüchtern noch blenden. Mit muthiger Beredsamkeit erklärte er sich gegen*

ein willkürliches Rechtsverfahren, gegen Verletzung des Repräsentativsystems u. dgl. Dadurch zog er sich den Hass Napoleons zu: er wurde 1802 *seiner Würde als Tribun entsetzt und aus Frankreich verbannt. Er schloss sich an seine ebenfalls exilirte Freundin, Frau von Staël (s. S.* 44) *an, begleitete dieselbe auf ihrer Reise durch Deutschland, und kam im December* 1803 *nach Weimar. Hier studirte er die deutsche Literatur, übersetzte Schillers Wallenstein ins Französische, und legte in einer Vorrede dazu mit sicherm Geschmack den Unterschied des klassischen und romantischen Systems dar.* (Walstein, tragédie en 5 actes et en vers, précédée de quelques Réflexions sur le théâtre allemand. Genève, 1809.) *Darauf lebte er zwei Jahre in Göttingen, vermählte sich* 1808 *mit einer Nichte des Fürsten Hardenberg, und arbeitete an dem Werke, das er* 1824 *ff. unter dem Titel:* De la Religion considérée dans sa source, ses formes et ses développemens *herausgegeben hat. Danach wohnte er in Hannover und publicirte hier* 1813 *seine Schrift:* De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne (3e édit. Paris, 1814). *Auch machte er in dieser Stadt die Bekanntschaft Bernadotte's, des damaligen Kronprinzen von Schweden, in dessen Gefolge er* 1814 *nach Paris zurückkehrte. Für die neue Regierung, theilte er in dem* Journal des Débats *mehrere Aufsätze über die Bedürfnisse des damaligen Frankreichs mit, und liess bei Napoleons Wiedererscheinen in Paris einen muthigen Protest in jener Zeitung abdrucken. Doch er blieb allein; zehn Tage nachher nahm er auf Zureden seiner Freunde die Stelle eines Staatsraths an. Nach der zweiten Restauration,* 1815, *begab er sich nach Brüssel, von wo ihm im November* 1816 *die Rückkehr nach Paris verstattet wurde. — Im Jahre* 1819 *wurde er vom Departement der Sarthe zum Deputirten erwählt, und betrat zum erstenmal die Tribüne, auf der seitdem seine Beredsamkeit so oft glänzende Triumphe gefeiert hat. Auch wurde ihm* 1824, *wo er abermals zum Deputirten erwählt wurde, das französische Bürgerrecht verliehen. Seine grossen Anstrengungen in der Kammer wirkten indess höchst nachtheilig auf seinen Körper. Doch kaum von einer schmerzhaften Operation hergestellt, nahm er Theil an der Revolution vom Juli* 1830, *und war einer der Ersten, welche Ludwig Philipp als König be*

grüssten. Aber die Schwächung aller seiner Kräfte nahm schnell zu, und er starb schon den 8ten December 1830. *Sein Leichenbegängniss war eines der feierlichsten, welches Paris jemals sah. — Constant hat seinen Namen nie Lügen gestraft Beständig, während seines ganzen Lebens, sieht man ihn als Freund constitutioneller Freiheit und muthigen Vertheidiger derselben, der lieber Verbannung oder Armuth wählt, als den in seiner Ueberzeugung feststehenden Grundsätzen untreu wird. Als Redner gehört er zu den ausgezeichnetsten Frankreichs. Zwar fehlte es ihm an einem deutlichen Organe, und wenn auch nicht an Begeisterung, doch an jener Kraft und jenem Feuer, die durch sich schon alles fortreissen. Dagegen verstand er aber besser als irgend jemand, die Blössen seines Gegners aufzufassen, ihn in ein Gewebe von Argumenten, starken, ironischen und feinen, zu verstricken, und ihn so zu schlagen. Seine bewundertsten Vorträge sind die gegen die Ausnahmegesetze, gegen die Abänderungen des Wahlgesetzes* (1819), *über das Journalpolizeigesetz, über das Budget* (13. *März* 1822), *u. m. a. Seine* Discours à la Chambre des députés *erschienen unter diesem Titel gesammelt,* Paris, 1828, 2 Vol. — *Als Schriftsteller hat er sich durch geistreiche Broschüren und mehrere Werke von wissenschaftlichem Werthe rühmlichst bekannt gemacht. Sein Styl ist lebendig und klar, und nur hin und wieder fällt er ins Declamatorische und Witzelnde. Seine Flugschriften bis* 1819 *wurden in eine Sammlung vereinigt unter dem Titel:* Collection complète des ouvrages publiés sur le gouvernement représentatif et la constitution actuelle, terminée par une Table analytique; ou Cours de politique constitutionnelle, par M. B. Constant. Paris, 1817—1820. 4 Vol. (*deutsch von F. J. Buss. Freiburg,* 1835*ff.*) *Andere seiner kleinen Aufsätze finden sich in:* Mélanges de littérature et de politique. Paris, 1829. — *Der 7te Theil des* Livre des Cent-et-un *enthält einige historische Portraits aus seinem Nachlasse. — Von seinen grösseren, wissenschaftlichen Werken nennen wir:* Principes de politique applicables à tous les gouvernemens représentatifs et particulièrement à la constitution actuelle de la France. Paris, 1815. — Commentaire sur la Science de la législation de Filangiéri *). Paris, 1822—24. 2 Vol.

*) *Gaetano Filangieri, berühmter ital. Staatsmann und Jurist,*

Von diesem Werke erschien später eine neue Ausgabe unter dem Titel: Oeuvres de G. Filangiéri, traduites de l'italien. Nouvelle édition accompagnée d'un Commentaire par B. Constant, et de l'Eloge de Fil., par M. Salfé. Paris, 1840. 3 Vol. — Mémoires sur les cent jours, en forme de lettres. Paris, 1820. 2 Cahiers. 2e édit., augmentée d'une introduction. Paris, 1829. *Wichtiger Beitrag zur Geschichte dieser Zeit!* — De la Religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développemens. Paris, 1824 — 31. 5 Vol. *Der Verfasser hat das Verdienst, in die verworrene Masse der Religionen, wie sie bei älteren Schriftstellern vorliegt, ein helleres Licht, ein kritisches Princip gebracht zu haben. Er sucht zu beweisen, dass auch die Religion in der Art, wie die Aufklärung fortschreitet, sich läutert und in ihren äusserlichen Formen verbessert. — Nach seinem Tode erschien:* Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne. Ouvrage posthume; précédé d'une introduction de M. J. Matter. Paris, 1833. 2 Vol. — *Auch einen Roman hat Constant geschrieben. Er führt den Titel:* Adolphe, anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu (Paris, 1816. 4e édit. 1828. in 32). *Dieses kleine Werk ist mehr als ein Roman; es ist die prophetisch treue und wahre Schilderung eines wahren Leides, an dem die heutige junge Welt nur allzu häufig krankt. Der Held, Adolphe, repräsentirt jene seitdem in Büchern und im Leben häufig vorkommenden Charaktere, die beim höchsten Raffinement der Geistesbildung an der inneren Herzensleere und Langeweile zu Grunde gehen. Ein Gemälde von erschütternder, unbarmherziger psychologischer Wahrheit und Tiefe macht den Inhalt dieses Romans aus. Benjamin Constant hat hierdurch zuerst in Frankreich die Bahn zu dem Genre gebrochen, welches man seitdem den psychologischen oder den Empfindungsroman,* le roman intime, *genannt hat (J. Janin's literarische Portraits). Die neueste Auflage dieses Romans erschien unter dem Titel:* Adolphe, anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu; par B. Const., suivi des ouvrages

geb. 1752, *gest.* 1788. *Seine* Scienza della legislazione *erschien zu Neapel* 1781—85. 6 Vol.

du même écrivain: Quelques réflexions sur le théâtre allemand et sur la tragédie de Walstein, et De l'esprit de conquête et de l'usurpation. Paris, 1839. in 18. — *Biographien dieses Autors finden sich in:* Biographie nouvelle des Contemporains. T. V, p. 38—41; *Allgem. deutsche Real-Encyklopädie, 7te Aufl. Bd. II, S.* 826—827; Notice hist. et biograph. sur B. Constant. Paris. 1830; *Blätter aus der Gegenwart. Leipzig,* 1831. *Nr.* 46—47 *(nach einer uns unbekannten franz. Quelle). Vergl. noch: Briefe über die Staatsmänner Frankreichs in der Beilage zur Allgem. Ztg.* 1833. *Febr. März. — Ein Verzeichniss von Constant's sämmtlichen Schriften enthält:* La France littéraire, par J. M. Quérard. Tome II. p. 274—276.

Discours sur les Sociétés populaires.

(Séance du samedi 25 septembre 1830.)

Je rends grâce au préopinant (M. de Laborde) qui me paraît avoir fait descendre la question sur son véritable terrain; qui a reconnu que les craintes étaient fort exagérées, et qu'il fallait tout au plus régulariser un droit qui appartient à nos citoyens; qui a reconnu enfin que ces citoyens étaient bien intentionnés, et que les soupçons très-sincères dont je ne veux pas désapprouver le motif, qui ont été élevés contre eux à cette tribune, ne sont eux-mêmes nullement fondés. Je n'aurais donc pas pris la parole, si je n'avais voulu répondre à quelques assertions d'un ministre*) pour lequel j'éprouve une véritable amitié, et que je suis toujours fâché de contredire. Mais il m'a paru que, dans plusieurs de ses assertions, il y avait, à bonne intention, un peu d'injustice, et que, dans d'autres, il y avait un peu d'exagération.

Il a reconnu, et je le proclame avec lui, que les craintes sur les Sociétés populaires sont un héritage du passé. Il y a quarante ans, les Sociétés populaires étaient composées d'hommes qui avaient tout à conquérir par la violence, d'hommes dont nos pères avaient été froissés par un arbitraire immémorial. Lorsque du dénûment,

*) M. Guizot, ministre de l'intérieur.

de la misère et de la servitude, s'élançaient en 89 à la liberté des hommes qui n'en avaient jamais joui, dont les bras étaient encore meurtris de fers, et qui éprouvaient des sentimens de rapacité et de vengeance, alors les Sociétés populaires ont eu le plus grand danger; et encore, parce qu'un gouvernement perfide, un gouvernement qui tâchait toujours de pousser la violence anarchique à son plus haut point, en même temps qu'il négociait avec les étrangers pour punir cette violence anarchique.

Aujourd'hui, que voyez-vous dans ces Sociétés populaires? Vous voyez des hommes qui discutent, j'en conviens, toutes les questions, mais qui ne proposent pas une chose illégale pour donner de la force à leurs décisions, si l'on peut appeler décisions des discours et l'assentiment d'une Société. Ces hommes sont des propriétaires; ces hommes, je le répète, malgré l'improbation qu'un des préopinans*) a éprouvée, sont ceux qui, sans nous ou avec nous, comme vous le voudrez, — quant à moi, je vous déclare que c'est en grande partie sans moi, — ont sauvé les citoyens, la liberté, la capitale, la France tout entière.

Eh bien, ces hommes, par un mouvement tout naturel, sans mauvaise intention quelconque, ont vu qu'on promettait des institutions, et ils se sont assemblés pour discuter sur les institutions établies, et sur les promesses faites; et vous voudriez empêcher quelques citoyens de communiquer leurs opinions par la parole à quelques citoyens. Il me semble que ce serait tout à fait un contre-sens.

M. le ministre de l'intérieur nous a dit qu'on prolongeait l'état révolutionnaire. Je ne le crois pas. Une population qui s'est arrêtée devant tous les désordres, qui pouvait en commettre d'immenses et qui au contraire a fait preuve de tant de désintéressement et a déployé tant de vertu, une telle population que la voix de la raison a

*) *M. Salverte, als Gelehrter und Deputirter gleich berühmt; geb. 18. Juli 1771, gest. am 27. October 1839.*

toujours le pouvoir de faire rentrer dans l'ordre, ne peut être considérée comme étant dans un état révolutionnaire. Il y a peut-être erreur dans quelques propositions, mais il n'y a aucune volonté, aucune tendance à changer l'état des choses, à ébranler le trône actuel, à troubler la paix qui est fondée sur ce trône.

M. le ministre est convenu lui-même que la France ne voulait pas de révolution. Eh bien! pourquoi ne pas laisser s'éteindre une agitation qu'il est bien naturel de voir se prolonger après une révolution qui n'a pas encore deux mois de date? Certes, s'il y a quelque chose de dangereux, c'est de vouloir comprimer cette agitation. Le véritable danger, c'est de faire croire aux départemens que ces associations, auxquelles la plus grande partie de la population prend peu d'attention, sont un ferment de désordre et de trouble.

Cet hommage rendu à des malheureux condamnés, la population l'a regardé non comme un hommage rendu à ces mêmes condamnés, mais à la pitié qui s'attachait naturellement à des hommes courageux. Je reconnaîtrai, et je le dis avec la même franchise, parce qu'il m'est égal de parler contre un parti ou contre un autre, je reconnaîtrai qu'il y a quelque chose de fâcheux à rattacher la révolution actuelle, cette glorieuse révolution, non préméditée, mais provoquée par l'injustice, à des conspirations que je ne juge pas: car il est toujours fâcheux de rattacher l'établissement du gouvernement à des conspirations.

Moi, par exemple, j'ose me citer, j'ai estimé, admiré le courage de ceux qui voulaient résister au pouvoir arbitraire, mais comme je l'ai dit en d'autres temps à cette tribune, et je le répète aujourd'hui, je n'ai jamais voulu entrer dans aucun projet contre le Gouvernement tombé, parce que j'étais sûr qu'aucun projet ne pouvait réussir; il fallait un accident. J'ai dit plus d'une fois: vous ne ferez rien avec des associations. Il faut attendre un accident: alors on ne conspire pas dans l'ombre, mais tout le monde conspire. La tyrannie a attaqué, on a conspiré, on a vaincu.

J'aime donc mieux cette source de notre délivrance

et de notre révolution que toute espèce de manière de la rattacher à d'autres hommes dont j'admire le courage, dont je plains le malheur, mais qui, je crois, n'ont pu contribuer en rien à la grande révolution qui s'est faite.

On a dit que les Sociétés populaires feraient violence à la France. Je vous le demande, quand la France ne veut pas la révolution, de l'aveu même du Ministère, quelques centaines d'hommes réunis pourraient-ils lui faire violence? Il n'y a qu'un mal, c'est la terreur qu'on témoigne, parce qu'on fait croire alors qu'il y a quelque chose de redoutable.

Laissez ces Sociétés populaires aller; elles ne feront aucun mal. Je ne vois pas qu'elles fassent beaucoup de bien; mais en les laissant aller, elles s'éteindront faute d'alimens, et il n'en restera que les bonnes intentions, le patriotisme, le mouvement heureux des esprits: car quoi qu'on en dise, le mouvement des esprits est naturel dans un gouvernement libre, représentatif. Dès que vous le reconnaissez comme naturel, dès que vous dites comme M. le ministre de l'intérieur que c'est un mouvement de progrès, il faut laisser tout le monde essayer du progrès. Beaucoup se trompent, beaucoup s'égarent, beaucoup désirent des choses ou exagérées ou intempestives; mais ce qu'il y a d'erroné, d'intempestif, tombe, et le tribut que porte toute la nation vers ce mouvement de progrès est fécond en améliorations.

Il est fâcheux, que pour réprimer des Sociétés qui, libres et paisibles, s'éteindraient doucement elles-mêmes, on ait recours à l'article le plus absurde qui ait existé dans les lois*). Je suis d'avis que les citoyens doivent obéir aux lois. Mais quand les hommes qui sont au pouvoir, ont dit et répété pendant des années, que l'article 291 était la chose la plus tyrannique, la plus stupide qu'ait jamais inventée le despotisme; n'est-il pas triste de les voir exhumer cette petite loi astucieuse et tyrannique, et jeter sur le Gouvernement actuel une partie du ridicule que cette loi avait imprimé au Gouvernement impérial!

*) Art. 291 du Code pénal.

Oui, sans doute, les citoyens doivent obéir, même à une mauvaise loi; mais le Gouvernement ne doit pas se servir d'une loi qui lui-même reconnaît mauvaise.

Je finirai par une observation, ou, pour mieux dire, par une question adressée au ministre.

Il n'y a pas, jusqu'à présent, dans le parti contraire à nos institutions, de Société populaire patente. Mais il y a des articles qui manifestent des passions, qui vont jusqu'à saper toutes les bases du gouvernement actuel, qui vont jusqu'à la racine du trône; qui prêchent une autre dynastie, qui prononcent l'illégitimité de celle-ci, qui présentent des moyens de parjure. Si MM. les ministres veulent y réfléchir, ils verront qu'il y a là beaucoup plus de provocation que dans tout ce qui se dit dans les Sociétés populaires. Je leur demanderai si nous devons respecter nos ennemis jusqu'à leur laisser imprimer des choses que les lois raisonnables réprouvent. Assurément, la dynastie, la Charte, doivent être à l'abri de toute attaque. Comment se fait-il qu'on laisse ces choses impunies, et qu'on tourne les armes contre des hommes qui ont été dévoués à la chose publique, dont le désintéressement est encore présent dans nos esprits, qui ont sauvé nos ennemis après les avoir vaincus?

Faut-il que pour quelques insinuations sur des pouvoirs existans, des pouvoirs incomplets, des pouvoirs qui n'ont pas encore toute la force que leur rendrait une réélection qui les compléterait; faut-il, dis-je, que nos amis, nos défenseurs, les citoyens qui ont perdu leurs pères, leurs enfans, leurs femmes, qui les ont vu mitrailler tandis qu'on garde un respectueux silence envers les provocateurs de toutes les machinations qui peuvent faire tomber le trône, qui peuvent renverser les institutions!

Il y a erreur dans cette marche. Je le dis dans ma conscience, comme je dirai à tout citoyen qui s'écarterait des voies légales, qu'il commet un délit; et à tout prix, je ne voudrais le défendre. Je crois que nous donnons trop d'importance à ces Sociétés. Le mouvement qui les pousse me paraît bon; il ne faut pas les détruire, mais les éclairer.

La discussion à laquelle j'ai pris part n'ayant aucun rapport à la pétition dont il s'agit, je ne puis prendre à cet égard aucune conclusion.

DARU.

PIERRE ANTOINE NOEL BRUNO COMTE DE DARU *wurde im Jahre* 1767 *zu Montpellier, wo sein Vater Intendanz-Secretär war, geboren. Er erhielt eine sehr gute Schulbildung, trat dann, in seinem sechzehnten Jahre, in den Militärdienst, nnd ward nach und nach, von* 1783 *bis zur Revolution, Lieutenant und Kriegscommissär. Ein Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, wurde er* 1792 *beim Ausbruch des Krieges als Intendant angestellt, unter der Schreckensherrchaft aber verhaftet. Nach dem* 9. *Thermidor erhielt er seine Freiheit wieder, und* 1796 *die Stelle eines Chefs einer Abtheilung im Kriegs-Ministerio. Er gab zwar schon nach einem Jahre seine Entlassung ein, wurde aber bald wieder als General-Intendant der Armee angestellt, und am* 18. *Brumaire* (9. *Nov.* 1799) *zum Büreau-Vorsteher im Kriegs-Ministerio ernannt. Mitten unter solchen trockenen Arbeiten verliess ihn indess nie die Liebe zu den Studien, die Beschäftigung mit den Musen. Bereits in seinem zwanzigsten Jahre war er als Schriftsteller aufgetreten, mit einer französischen Uebersetzung von Cicero's* Orator (Amsterdam, *eigentlich* Lyon, 1787, *in* 12.), *hatte dann während seiner zehnmonatlichen Gefangenschaft eine heitere und gemüthliche Epistel an seinen* Sans-Culotte *gedichtet, und endlich* 1798 *eine französische Uebersetzung von Horazens Werken* (Paris, 2 Vol.; *seitdem noch oft gedruckt*) *herausgegeben, durch welche er sich einen bedeutenden Ruf als Dichter erworben. Sie ist in Versen, für nicht philologisch gebildete Leser des heitern Venusiners bestimmt, und erreicht öfters die Leichtigkeit, Eleganz und* (*in den Oden*) *die Kraft und Hoheit des Originals. Im*

Jahre 1800 *erschien sein geistvolles Gedicht:* La Cléopédie, ou Théorie des réputations littéraires, suivie du Poëme des Alpes, et de l'Épître à mon Sans-Culotte (Paris) *und erwarb ihm neuen Ruhm. Um diese Zeit wurde er General-Secretär im Kriegs-Ministerio, und bald darauf, durch das Vertrauen Napoleons, der seine bedeutenden Talente für die Verwaltung erkannt hatte, mit der Ausführung der Convention von Marengo beauftragt. Zur Belohnung für die geleisteten Dienste erhielt er nach seiner Rückkehr die Würde eines Tribuns, wurde* 1804 *Staatsrath, in den Grafenstand erhoben, und General-Intendant der Civilliste.* 1805 *nahm ihn das Institut zum Mitgliede auf; auch wurde er in diesem Jahre zum General-Intendanten der grossen Armee und der eroberten Länder, und Commissarius für die Ausführung der Tractate von Pressburg, Tilsit und Wien ernannt. Als er* 1807 *bevollmächtigter Minister in Preussen war, verlieh ihm die Universität Königsberg die philosophische Doctorwürde*) und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin nahm ihn zu ihrem Ehrenmitgliede auf. Als der Herzog von Bassano zum Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten überging, bekam er* 1811 *dessen Stelle als Minister-Staats-Secretär. Der Rückzug aus Russland* 1812 *zeigte seine administrativen Talente und seine Thätigkeit auf eine ausgezeichnete Weise; die Verläumdung hat ihm seine Verdienste schmälern wollen. Er blieb seit dieser Katastrophe bis* 1814 *beständig um Napoleon, dann zog er sich von der politischen Laufbahn zurück, und erschien während der hundert Tage nur im Staatsrath, um den Beschluss vom* 25. *März zu unterzeichnen.* 1816 *wurde er einer der Vierzig der Académie française, und* 1818 *erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair. In eben diesem Jahre gab er seine* Histoire de Venise *heraus, ein Werk, das wesentlichen Einfluss auf die neuere französische Geschichtschreibung gehabt und seinem Verfasser einen hohen Rang unter den Historikern verschafft hat. Sodann beschäftigte er sich in der Zeit, welche ihm die Sitzungen der Pairskammer übrig liessen, mit der Ab-*

*) *F. W. Schubert, Vorrede zu s. Uebersetzung der Geschichte der Bretagne, Bd. I, S. X.*

fassung seiner Histoire des ducs de Bretagne, *die er* 1826 *erscheinen liess. Er starb auf seinem Landsitze Becheville bei Meulan am* 5. *December* 1829. — *Daru gehört als Administrator und Litterat zu den ausgezeichnetsten Männern, welche Frankreich in der neuern Zeit hervorgebracht hat. Napoleon sagt von ihm:* C'est un homme d'une extrême probité, sûr et grand travailleur. A la retraite de Moscou, la fermeté de M. Daru s'est fait particulièrement remarquer. Au travail du boeuf, Daru joignait le courage du lion: le travail semblait l'élément de M. Daru: il avait toujours rempli ses instans*). *Ein Freund constitutioneller Freiheit, vertheidigte er deren Principien in der Pairskammer in mehreren Reden, welche hinsichtlich des Styls und der Ausführung musterhaft zu nennen sind. Wir erwähnen hier nur diejenigen über die Rechnungen der Minister* (1819), *über das Petitions-Recht, über die persönliche Freiheit, über die Wahlen* (1820), *über das Budget, die Freiheit der Presse* (1822), *etc.* — *Seine* Histoire de la République de Venise, Paris, 1819, 7 Vol.; 2e édit. Paris, 1822, 8 Vol.; 3e édit. Paris, 1827, 8 Vol. in 18 *und noch oft* (*deutsch bearb. von Bolzenthal, Leipzig,* 1825—27, 3 *Th.*) *erzählt in einer würdevollen Sprache die Geschichte der wechelreichen Schicksale Venedig's. Sie besitzt einen eigenthümlichen Werth durch die fleissige Benutzung vieler bis dahin unzugänglich gewesenen Urkunden und Staatsschriften, von denen der Verfasser in den zwei letzten Theilen seines Werkes mehrere mittheilt***). *Seine* Histoire des ducs de Bretagne, Paris, 1826, 3 Vol. *stellt in einem mässigen Umfange die ganze Geschichte der Provinz dar, um welche sich Frankreich und England so lange gestritten haben. Der Verf. hat dazu eine Menge Quellen benutzt, welche selbst auf die Geschichte Frankreichs und des übrigen Europas manch neues Licht werfen. Die deutsche Literatur besitzt eine kritisch-berichtigte Ueber-*

*) Las Cases, Mémorial de St. Hélène, T. VI, p. 31.

**) *Eine wichtige Berichtigung einiger Abschnitte enthält des gelehrten Forschers, Lp. Ranke, Schrift: Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre* 1618. *Mit Urkunden aus dem venezianischen Archiv. Berlin*, 1831.

tragung dieses Werks, von F. W. Schubert, Leipzig, 1831 — 1832. 2 *Bände.* — *Zu der* 1821 *erschienenen Ausgabe von Sully's Memoiren hat Daru ein* Éloge de Sully *geschrieben; von seiner* Notice sur Volney *sprachen wir bereits S.* 32. *Nach seinem Tode erschien noch von ihm:* L'Astronomie, poëme en six chants. Paris, 1830. *Ein Anonymus hat dies Werk in lateinische Verse übersetzt unter dem Titel:* Astronomicon Libri sex. L'Astronomie. Poëme en six chants, de feu M. le comte Daru, de l'académie française, traduit en vers latins. Méru, 1839. in 18. — *Biographien von Daru enthalten die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. V, p. 212—214, *und die* Biographie des Quarante de l'Académie française (Paris, 1826) p. 76—83. — *Ein vollständiges Verzeichniss von Daru's Schriften bis* 1828 *findet sich in:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. II, p. 396—397.

Siége de Candie par les Turcs.

(Histoire de Venise, Liv. 33.)

La place de Candie, qui d'un côté s'appuie à la mer, avait une forte enceinte, flanquée de sept bastions, dont les approches étaient défendues par quelques ouvrages avancés. Les fossés étaient larges et profonds; des travaux souterrains rendaient les assiégés maîtres de détruire en un moment les ouvrages extérieurs, lorsqu'ils ne pourraient plus les disputer à l'ennemi. Il y avait sur les remparts plus de quatre cents pièces de canon, et dans la ville, des munitions de guerre et de bouche considérables, que d'ailleurs on avait la facilité de renouveler.

Ce fut le 22 mai*) que le grand-visir**) vint établir son quartier-général devant la place, à la portée du canon des assiégés. L'artillerie des assiégeans lançait des boulets de plus de cent livres. Dès le 10 juin, cinq batteries de canons et trois de mortiers commencèrent à couvrir la place de feux. Voltaire a fait remarquer que

*) *Des Jahres* 1667.
**) *Mehemed Kiupergli.*

les Turcs, dans ce siége, se montrèrent supérieurs aux Chrétiens dans l'art militaire. Les plus gros canons qu'on eût vus en Europe furent fondus dans leur camp*); ils firent, pour la première fois, des lignes parallèles dans leurs tranchées, usage que nous avons pris d'eux, mais qu'ils tenaient d'un ingénieur italien. On va voir si la résistance fut digne de l'attaque. A partir de ce moment, il ne se passa pas un jour qui ne fût marqué par quelque entreprise des assiégeans, ou par quelque invention des assiégés pour multiplier les moyens de défense. Le capitaine-général**) avait établi son logement sur un bastion; il inventa une machine pour déblayer les fossés. Il se tenait toujours à portée de suivre par ses yeux le succès des affaires de quelque importance; là ses soldats venaient lui apporter les têtes des infidèles, car ils en avaient emprunté ce barbare usage. Le marquis de Ville***) fut blessé trois ou quatre fois. Le journal du siége atteste l'incroyable activité des travaux, les tentatives, toujours opiniâtrément renouvelées et repoussées, pour s'emparer des moindres ouvrages ou pour les détruire: on ne cheminait que dans des flots de sang et sur des décombres. Jamais on ne fit un aussi grand usage des fourneaux de mine; c'était la mode du temps, on en peut juger par les relevés qui ont été publiés du journal de ce siége: ils portent que, dans cette campagne, c'est-à-dire dans l'intervalle du 22 mai au 18 novembre, il y eut trente-deux assauts, dix-sept sorties, et que de part ou d'autre on fit sauter la mine six cent dix-huit fois. Aussi la garnison perditelle en six mois quatre cents officiers, trois mille deux cents soldats, et l'armée ottomane plus de vingt mille hommes.

Qu'on se figure ce que devait être un terrain bouleversé par tant d'explosions, combien d'hommes devaient

*) Philibert de Jarry dit que les Turcs lançaient des bombes du poids de huit cents livres.

**) *Francesco Morosini, einer der berühmtesten Feldherrn des* 17. *Jahrhunderts, geb. zu Venedig* 1606, 1688 *Doge von Venedig, gest.* 1694.

***) *Der Befehlshaber der Infanterie.*

y être ensevelis, et quelle vigueur il fallait pour s'y maintenir. Cependant les Turcs, toujours très-près du corps de la place, n'étaient maîtres d'aucun ouvrage, après quatre mois et demi d'efforts continus. Vers la fin du cinquième, leurs mines eurent produit un tel effet que l'un des bastions avancés ne se trouva plus tenable pour les assiégés, et les assiégeans se préparèrent à effectuer la descente du fossé. Le 9 novembre, le généralissime ordonna une vigoureuse sortie, qui s'effectua par quatre colonnes, l'une composée d'Italiens, l'autre de Français, une troisième d'Allemands, et une quatrième de milices du pays. Il en était spectateur du haut d'une courtine, exposée à tout le feu des ennemis, tandis que le marquis de Ville se tenait dans le fossé pour diriger les attaques de plus près. On parvint à déloger momentanément les Turcs de leurs réduits, à renverser leurs ouvrages et leurs drapeaux; mais il n'y avait pas moyen de s'établir dans cette position, et lorsque les troupes se retirèrent, les ennemis accoururent fièrement pour y replanter leurs étendards; alors trois mines, dont une était chargée de soixante-dix barils de poudre, éclatèrent et firent sauter en l'air une surface immense, et plusieurs bataillons*).

Les pluies, qui tombèrent cette année en abondance, vinrent mettre obstacle à cette guerre souterraine, et rendre les lignes inhabitables. Les assiégeans se bornèrent à y laisser des corps-de-garde, et se retirèrent dans leur camp. Alors les assiégés se mirent à travailler avec une ardeur infatigable à réparer leurs fortifications. Ils creusèrent leurs fossés presque comblés par les éboulemens, relevèrent leurs murs et construisirent, en arrière, des retranchemens nouveaux.

Les Turcs ne restaient pas oisifs; ils élevaient des redoutes, de nouvelles batteries, des cavaliers qui domi-

*) L'auteur de l'Histoire de la républiqne de Venise en abrégé, qui peut avoir eu des notions assez exactes sur ces détails du siége de Candie, parce qu'il était parent du chevalier Vernede, parle d'un fourneau chargé de cent soixante barils de poudre, pesant dix-huit mille livres: aussi dit-il que la première mine qui joua, tua 600 hommes et en blessa 400.

naient les ouvrages des assiégés. Ils continuaient de tirer sur la place, s'avançaient pour déranger les Vénitiens dans leurs travaux, les fatiguaient par des alertes continuelles; mais eux-mêmes étaient épuisés et affaiblis: une escadre, qu'ils firent partir vers ce temps-là, emmena quatre mille estropiés. La peste régnait dans le camp. Le généralissime, craignant que quelques-uns de ses soldats ne l'apportassent dans la ville, leur avait défendu de faire des prisonniers et de rentrer avec du butin.

La saison avait ralenti, mais non suspendu les attaques. Presque tous les jours on allumait des fourneaux, on combattait dans les tranchées, et quelques habitans étaient atteints dans l'intérieur de la place par les bombes ou les boulets des ennemis; mais on ne pouvait rien entreprendre de sérieux avant d'avoir reçu de nouveaux renforts. Les galères vénitiennes étaient en mer, pour intercepter les convois qui se dirigeaient sur la Canée. Ainsi se passa l'hiver, qui, comme on voit, ne fut pas un temps de repos.

Averti d'une entreprise que le grand-visir projetait sur l'île de Standia, le capitaine-général se mit à la tête de vingt galères, alla au-devant de l'ennemi, lui livra un combat de nuit, d'autant plus terrible que presque tous les bâtimens s'abordèrent, prit cinq vaisseaux, dispersa les autres, et rentra dans Candie avec quelques centaines de prisonniers et un millier d'esclaves chrétiens qui lui devaient leur liberté.

Mais après cette bataille, on s'aperçut de quelques symptômes de peste sur la flotte, et il fallut interdire toute communication entre la ville et l'armée navale.

Cependant les assiégeans voyaient arriver des escadres qui leur amenaient tantôt mille Égyptiens, tantôt quinze cents hommes partis de Constantinople, puis un millier de spahis, ensuite c'était le capitan-pacha qui entrait dans le port de la Canée, avec vingt-cinq vaisseaux, portant quinze cents janissaires, qui allaient être suivis de dix-huit cents.

Le duc de Savoie voulut même en retirer ses deux

régimens. Le pape*), qui venait au contraire d'y envoyer cinq cents hommes de ses troupes, lui fit sentir tout ce que cet abandon avait d'odieux. Le duc insista au moins pour le rappel de son général, et le marquis de Ville quitta, au mois de mai 1668, cette colonie, dont il avait glorieusement prolongé la défense aux dépens de son sang.

Le gouvernement vénitien remplaça ce général par un Français, le marquis de Saint-André Montbrun. Ce choix était l'ouvrage de la politique; on voulait intéresser Louis XIV à la défense de Candie. Ce prince accorda en effet quelques secours d'argent aux Vénitiens, et leur permit de lever des troupes dans ses états.

Un brillante élite de volontaires se fit inscrire pour cette expédition. L'empereur fournit à la république un renfort de trois mille hommes. Le pape, par ses exhortations, soutint et encouragea le zèle de tous les princes d'Italie, et lorsque les chevaliers de Malte apprirent qu'une troupe d'officiers français se préparait à aller combattre les infidèles, ils ne voulurent point qu'on pût les accuser d'être demeurés spectateurs indifférens de la belle défense de Candie: soixante des leurs allèrent établir, avec cette jeune noblesse, une glorieuse rivalité de courage et de dévouement.

La cour de France, qui ne voulait pas rompre son alliance avec la Porte, et qui même profitait des disgraces des Vénitiens pour les supplanter dans le commerce du Levant, avait pris ce terme moyen pour fournir un secours à la république, sans sortir des limites de neutralité. Le duc de la Feuillade se mit à la tête d'un corps de cinq cents officiers, engagés à raison de vingt sols par jour, et dont il payait la majeure partie, quoique sa fortune fût très-médiocre.

Le nom de quelques-uns des chefs de l'entreprise, ce qu'il y avait de romanesque dans cette expédition, les yeux de toute l'Europe attachés sur Candie, tout cela suffisait pour exalter l'imagination d'une jeunesse amou-

*) *Clemens IX* (1667—69).

reuse de la gloire, et semblait lui offrir une occasion brillante de se signaler. Les ducs de Château-Thierry et de Caderousse, le comte de Villemor et le comte de Saint-Pol, prince de Neuchâtel, à peine âgé de dix-sept ans, étaient les lieutenans du duc de la Feuillade. Une centaine de volontaires demandèrent à marcher avec ce corps d'officiers. On y comptait plusieurs Aubusson, des Beauvau, des Langeron, des Créquy, des Tavanes et des Fénélon.

Cette troupe traversa la Méditerranée sous le pavillon de Malte. Le grand-maître lui envoya un drapeau, sur lequel étaient les armes de l'ordre et celles d'Aubusson, armes qui en effet pouvaient s'allier, depuis qu'un grand-maître de ce nom avait défendu Rhodes.

Le successeur de marquis de Ville était arrivé à Candie, quatre ou cinq mois avant le corps du duc de la Feuillade; il avait amené quelques troupes, mais la république était réduite aux expédiens: on avait accordé la grâce aux bannis, aux malfaiteurs, pour les attirer sous les drapeaux. Un régiment français levé par le duc de Lorraine était entré dans la place. La renommée grossissait l'importance du nouveau renfort qu'on attendait. Les Turcs en avaient reçu aussi de considérables; et le grand-seigneur, qu'irritait la longueur du siége, s'avançait vers la Morée, pour se trouver plus à portée de presser l'embarquement des troupes et des munitions. Un des bastions de la place avait été ruiné par les batteries et par les mines; les Turcs finirent par s'y établir, et malgré les torrens de pluie qui vinrent inonder leurs lignes dès le commencement de l'automne, il fut impossible de les en déloger totalement; à force de combattre, on se partagea ce monceau de ruines. Le grand-visir, qui sentait combien pouvait être dangereuse pour lui l'impatience de son maître, ne se donna plus de repos. A peine établi sur un bastion, il en attaqua trois autres à-la-fois. L'entrée du port était encore libre, il entreprit d'y élever un môle. Les brèches étaient réparées, il fit jouer toute son artillerie pour en faire de nouvelles. La ville était abondamment approvisionnée, il la couvrit d'un déluge de feux

pour incendier les magasins. La garnison était renforcée, il la fatigua par des assauts.

Pendant que les assiégés avaient à soutenir tant d'attaques, leur flotte effectuait une descente dans le voisinage de la Canée et détruisait les moissons, pour ôter cette ressource à l'armée ottomane.

Les travaux entrepris par les Turcs étaient prodigieux. Ce môle, qu'ils voulaient élever à l'entrée du port, pour en battre la passe et pour foudroyer la ville assez faible de ce côté, leur coûtait des fatigues et des pertes inouïes. Tant d'efforts et de dangers firent éclater la révolte dans leur camp; le grand-visir la comprima par sa fermeté, et le sultan fit dire à son armée, qu'il n'y aurait de repos pour elle que lorsqu'elle serait dans Candie. Dans un des assauts, elle perdit jusqu'à deux mille hommes. C'était une guerre de géans, comme disait le marquis de Montbrun, qui s'était trouvé à presque tous les siéges fameux de son temps. Il fut lui-même grièvement blessé sur la brèche.

Les galères auxiliaires des princes d'Italie se retirèrent de fort bonne heure cette année, au mépris de toutes les instances que les assiégés purent faire pour les retenir. Comme elles s'en retournaient, elles rencontrèrent les galères d'Espagne qui avaient attendu jusqu'au mois de septembre, pour se mettre en route, et qui, à leur exemple, rebroussèrent chemin.

Les Vénitiens éprouvèrent combien il faut peu compter, dans le malheur, sur la constance de ses alliés. Ce ne fut qu'au mois de novembre qu'ils virent arriver la troupe du duc de la Feuillade. A peine débarqués, ces jeunes officiers furent chargés de la défense de l'un des ouvrages extérieurs de la place.

S'ils n'eussent cherché que le danger, ils étaient servis à souhait; mais il leur fallait aussi de l'éclat: il n'y en avait guère à se traîner sur le ventre, pour arriver, sans être aperçus, jusqu'à un réduit avancé très-périlleux, et là, à se tenir immobiles, en silence à l'affût, jusqu'à ce que l'ennemi voulût bien se montrer. Pour sortir de

cette immobilité, il fallait attendre que les Turcs commençassent une attaque de vive force.

Peu capables de modération, ils ne virent dans la circonspection vénitienne que de la politique, et se plaignirent hautement de ce que la garnison ne voulait pas se joindre à eux pour tenter un glorieux effort. Le comte de Saint-Pol alla trouver le généralissime, qui, disait-on, baragouinait le français pour faire semblant de ne pas entendre, et le pressa avec les plus vives instances d'ordonner une sortie générale, mais il ne put émouvoir le flegme vénitien. Alors le duc de la Feuillade annonça qu'il exécuterait la sortie avec sa troupe seule, dût-on ne lui fournir aucun secours. Les chevaliers de Malte, excités par les volontaires français, crurent qu'il y allait de leur honneur de prendre part à cette entreprise, et offrirent de sortir aussi avec un bataillon de soldats maltais, que le grand-maître avait envoyé dans la place. Morosini leur fit signifier l'ordre de rester à leur poste, et tout ce qu'on put obtenir de lui, ce fut une centaine de grenadiers italiens, pour soutenir la troupe du duc de la Feuillade.

Le 16 décembre, à la tête de cette troupe, déjà réduite à deux cent quatre-vingts combattans, la Feuillade, un fouet à la main, comme si cette arme eût suffi pour chasser les ennemis, Villemor, Château-Thierry, la Mothe-Fénélon, Saint-Pol, qui s'était dépouillé de ses armes défensives pour être plus agile, s'élancèrent au point du jour sur les retranchemens ennemis. Les Turcs, après une vigoureuse résistance, furent forcés de leur abandonner quelques redoutes et deux cents pas de terrain, dont cette poignée de braves resta maîtresse pendant deux heures. Quatre capucins et deux pères de l'Oratoire, qui avaient suivi cette noble élite en qualité d'aumôniers, étaient sortis avec elle, le crucifix à la main; et signalant leur courage apostolique, exhortaient les combattans et assistaient les blessés. Les batteries de la place faisaient un feu terrible sur les ennemis, qui se rassemblaient en bon ordre pour regagner le terrain qu'ils avaient perdu. Un corps d'à-peu-près deux mille hommes venait d'être repoussé. Un bataillon de janissaires s'avança et ne put

parvenir à faire plier cette vaillante noblesse. Elle avait tué huit cents hommes à l'ennemi, et en avait mis quatre cents hors de combat; mais, à force de tenir ferme, elle était sur le point d'être enveloppée, il fallut se résoudre à opérer la retraite, qui s'exécuta en bon ordre*).

Les comtes de Villemor, de Tavanes et quatre autres étaient tués. Le marquis de Fénélon avait eu la douleur de voir son fils tomber à ses côtés. On comptait soixante et quelques blessés, parmi lesquels étaient le marquis d'Aubusson, Montmorin, les marquis de Créquy; la Feuillade, qui avait reçu trois blessures, rentra le dernier.

Cet exploit, dont on parla fort diversement, les uns ne voulant voir que ce qu'il y avait de brillant, les autres que son inutilité, réduisit à presque rien la troupe que le duc de la Feuillade avait amenée. Il semblait que ces braves volontaires ne fussent venus de si loin que pour faire une brillante folie, en dépit de tous les conseils qu'on avait pu leur donner. Dès qu'ils l'eurent exécutée, ils ne montrèrent plus d'impatience que pour sortir de la place qu'ils étaient venus secourir, et se rembarquèrent quelques jours après, emportant les germes de la peste, qui se déclara dans la traversée, et qui moissonna les tristes restes de cette expédition.

Pour aider les Vénitiens à subvenir à tant de dépenses, le pape Clément IX, qui, dans tout le cours de son pontificat, se montra animé d'un zèle plus sincère que celui qu'affectait son prédécesseur, supprima quelques ordres religieux dans le territoire de la république, et permit de vendre leurs biens pour les appliquer aux besoins de l'état: on en tira quatre ou cinq millions. Une partie du trésor de Saint-Marc reçut la même destination. Cependant l'argent manquait pour solder la garnison de Candie; Morosini, le provéditeur Cornaro, et quelqnes autres, se dépouillèrent de tout ce qu'ils avaient pour donner quelques à-compte aux soldats. On attendait les renforts

*) „A la vérité l'action fut très-vigoureuse, mais de nulle utilité, puisqu'elle n'avait pas la fin principale que doit avoir une sortie, qui ne se fait que pour in qui éterles ennemis ou interrompre leurs travaux.“

avec une extrême impatience, car la défense était d'autant plus difficile qu'on n'avait pas assez de bras pour élever quelques nouveaux retranchemens derrière les ouvrages ruinés. Les Turcs étaient maîtres de la moitié d'un bastion, dont les assiégés avaient conservé l'autre moitié; Morosini entreprit de faire sauter la partie de cet ouvrage, dont il n'avait pu chasser l'ennemi. L'effet de la mine fut terrible; les hommes, la terre, les canons même, furent lancés au loin; mais les Turcs s'acharnèrent à détruire le reste du bastion occupé par les Vénitiens, et sous le feu de l'artillerie et de la mousqueterie, ils eurent la constance de le démolir et d'emporter les terres; de sorte qu'au prix d'un torrent de sang, cet ouvrage fut entièrement rasé et la place se trouva ouverte.

Le danger croissait de jour en jour: la république avait envoyé à la Porte un nouveau négociateur, que le visir, lorsqu'il voyait s'éloigner l'espérance de prendre Candie, faisait venir de temps en temps, pour lui proposer, tantôt de céder cette forteresse, tantôt de la garder en s'obligeant à la démanteler, tantôt d'abandonner la moitié de l'île, c'est-à-dire les Grabuses, la Canée, Rettimo, le port de la Suda, et de démolir les fortifications de l'île de Tine. Mais le sénat, qui se flattait toujours de lasser la constance des Ottomans, n'avait pas autorisé son ministre à de pareilles concessions.

On était cependant au dernier terme de la résistance, lorsque, le 19 juin 1669, on signala une flotte de quatorze voiles, commandée par les ducs de Beaufort et de Navailles. Ils amenaient près de cinq mille hommes, qui furent mis à terre la nuit suivante, excepté les mousquetaires de la garde du roi, qui voulurent absolument attendre le jour pour passer sous les batteries des Turcs.

„C'était, dit un des officiers de cette expédition, c'était une chose déplorable de voir l'état où cette ville était réduite: les rues étaient couvertes de boulets, de balles, d'éclats de bombes et de grenades; il n'y avait pas une église, pas un bâtiment, dont les murailles ne fussent percées et presque ruinées par le canon. Toutes les maisons n'étaient plus que de tristes masures. Il y sen-

tait mauvais partout. De quelque côté que l'on tournât, on rencontrait des soldats tués, blessés ou estropiés."

Morosini voulait employer ces nouvelles troupes à opérer une diversion du côté de la Canée, pour y attirer une partie de l'armée des Turcs; mais ces officiers français, aussi peu disposés que leurs prédécesseurs à en croire les conseils de l'expérience des hôtes qu'ils venaient secourir, s'obstinèrent à vouloir faire une sortie dès le lendemain sans même attendre la seconde division de leur armée, qui consistait en quinze cents ou deux mille hommes. Morosini ne put gagner qu'un délai de quatre jours.

Il fallut donc consentir qu'ils effectuassent leur sortie le 25 juin. Le capitaine-général, dit un témoin oculaire, offrit au duc de Navailles de faire sortir avec lui quelques troupes de la république, comme gens accoutumés à la manière de combattre les Turcs, et qui connaissaient mieux le terrain d'autour de Candie que les siens. Il ne voulut pas recevoir cet offre, ni même se consulter en rien avec M. de Saint André. On convint de les faire soutenir par un corps de la garnison, et de faire avancer une partie de la flotte, pour prendre part au combat, si le vent le permettait, ce qui n'eut pas lieu.

Le 25, avant le jour, ces cinq mille hommes attendaient le signal, en silence, ventre à terre, entre les murs et l'ennemi. On y remarquait le duc de Navailles, commandant de cette petite armée; le duc de Beaufort, amiral, qui avait voulu être mis à terre pour prendre part au combat; le comte de Dampierre, à la tête des officiers volontaires; un Choiseul; un Castelane, major des gardes; un Colbert.

Dès qu'ils reçurent l'ordre de s'ébranler, ils fondirent sur un corps de troupes qu'ils apercevaient dans l'obscurité. C'était un détachement d'Allemands qui marchait pour les appuyer. Revenus de cette méprise, qui avait mis quelque désordre dans les rangs, ils se précipitèrent dans la tranchée. Les Turcs surpris l'abandonnèrent. On en avait déjà tué douze ou treize cents, lorsque tout à coup le feu prend à quelques barils de poudre restés dans les batteries. Les Français, qui, depuis trois ans, n'avaient

entendu parler que des mines qu'on faisait sauter à Candie, crurent que cette explosion était celle d'un fourneau. On crie: Gare la mine; on croit qu'on marche sur un terrain qui va s'entr'ouvrir; la terreur s'empare des soldats; tout le monde s'écarte: il n'y a plus d'ordre, plus de chefs qui puissent se faire entendre: les premiers rangs se précipitent sur ceux qui les suivaient: la déroute devient générale, et cette troupe, si audacieuse un moment auparavant, se met à courir vers la place, sans être poursuivie. Les Turcs s'ébranlent aussitôt, la serrent de près; et le feu des remparts, l'arrivée de toute la garnison suffisent à peine pour favoriser cette déplorable retraite. Cinq cents têtes, parmi lesquelles étaient celles du duc de Beaufort, du comte de Rosan, neveu du maréchal de Turenne, des marquis de Lignière, d'Uxelles, et de Tabert, de Castelane, de cinquante mousquetaires, et d'un capucin, aumônier d'un régiment, furent étalées aux yeux du grand-visir, promenées autour de la place.

La perte de cinq cents hommes n'aurait pas été irréparable, car la seconde division française arriva quatre jours après, et on attendait d'autres renforts; mais il n'y eut plus moyen de rendre de la confiance à ces troupes désorganisées. Le 24 juillet on voulut faire avancer les vaisseaux, qui étaient au nombre de plus de cent dans le port de Standia, pour canonner le camp des ennemis; ceux-ci répondirent avec vigueur, et un beau vaisseau français de soixante-dix canons prit feu et sauta en l'air.

Alors on apprit avec étonnement que le général français, le duc de Navailles, se disposait à repasser la mer avec ses troupes. Ni les représentations de Morosini, ni les instances de tous les officiers de la garnison, ni les supplications d'une population éplorée et du clergé en corps, rien ne put le retenir. Il s'embarqua le 21 août, quitta l'île, deux mois après son arrivée, et cet exemple occasionna bientôt la défection des galères de l'église, des Allemands, des Maltais; de sorte que les Vénitiens se voyaient réduits à trois mille hommes, lorsque les Turcs, informés de ce qui se passait dans la place, donnèrent un assaut général.

Cet inexplicable départ de l'armée française, que les historiens vénitiens ne rapportent qu'avec les expressions d'un excusable ressentiment, et que Louis XIV désapprouva, si l'on en juge par l'exil qu'il imposa au duc de Navailles, mit à une terrible épreuve la constance du capitaine-général. Le courage d'esprit, bien plus rare que la bravoure militaire, ne lui manqua pas. Il repoussa le nouvel effort des assiégeans, et le lendemain se vit encore abandonné de tout ce qui restait dans la place de troupes auxiliaires.

Beaucoup de vaisseaux des alliés étaient retenus par les vents dans la rade de Standia. Le capitaine-général écrivit aux commandans, pour les supplier de lui laisser, en partant, seulement un corps de trois mille hommes, avec lequel il pourrait prolonger sa défense jusqu'à l'hiver et attendre de nouveaux renforts. Tous furent sourds à cette prière, et mirent à la voile, laissant le défenseur de Candie sans moyens et sans espérance.

La place pouvait être emportée au premier moment: elle n'offrait plus qu'un monceau de ruines arrosé du sang de trente mille chrétiens, et de cent dix mille Ottomans, qui avaient péri dans ce siége. Il s'agissait de savoir si on pouvait prolonger la résistance. Il n'y en avait qu'un moyen, c'était de mettre à terre tous les équipages de la flotte, et d'en composer une nouvelle garnison; mais alors la flotte était perdue, il fallait la brûler. Les Turcs devenaient maîtres de la mer, et la place, sans communication avec le dehors, était obligée de se rendre faute de subsistances. Il restait à sauver quatre mille habitans, faible débris de la population de cette capitale, et une poignée de braves, qui avaient survécu à soixante-neuf assauts, à quatre-vingts sorties et à mille trois cent soixante-quatre explosions de la mine.

Morosini sentit qu'il était inévitable de capituler; mais il conçut le projet de convertir cette capitulation en un traité de paix. C'est là une de ces idées qui n'appartiennent qu'aux esprits élevés et aux âmes intrépides. Il n'avait point de pouvoirs pour traiter. Il savait que son gouvernement n'avait pas accoutumé ses généraux à sortir

des limites de leurs fonctions, et qu'il n'y avait aucune indulgence à en espérer. Son conseil de guerre ne pouvait ni couvrir ni partager sa responsabilité; mais il compta noblement sur l'opinion que les ennemis devaient avoir de son caractère, et il fit demander au grand-visir la permission de lui envoyer un officier pour négocier. Kiupergli, qui avait si longtemps éprouvé la fermeté de Morosini, saisit avec empressement cette occasion de se rendre maître enfin d'une place qui lui avait coûté tant de sang.

Les pourparlers durèrent depuis le 28 août jusqu'au 6 septembre 1669. Le généralissime imposa tellement aux ennemis qu'il obtint des conditions honorables non seulement pour sa garnison, mais pour la république.

CUVIER.

GEORGES LÉOPOLD CHRÉTIEN FRÉDÉRIC DAGOBERT BARON DE CUVIER) *wurde am* 23. *August* 1769 *in dem, damals zu Würtemberg, jetzt zu Frankreich gehörigen Städtchen Montbéliard, wo sein Vater als Officier stand, geboren. Schon in seiner Kindheit zeichnete er sich durch einen grossen Ernst und eine beständige Hinneigung zu geistiger Beschäftigung aus, so dass er bereits in seinem* 14*ten Jahre das Gymnasium verlassen konnte. Er bezog* 1784 *die Karls-Akademie in Stuttgard, wo Friedrich Schiller sein Mitschüler war, studirte hier Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz, beschäftigte sich aber nebenbei auch eifrig mit der Anatomie und Physiologie, da die Naturgeschichte seit seinem zehnten Jahre sein Lieblingsstudium war.* 1787 *kehrte er zu seiner Familie zurück, sah sich aber wegen der bedrängten Lage derselben genöthigt,* 1788 *eine Privatlehrerstelle beim Grafen d'Héricy in der Normandie anzunehmen. Hier war es, wo er, durch die Nähe des Meeres veranlasst, seine grossen anatomischen Entdeckungen über die Mollusken machte, und den ersten Grund zu seiner natürlichen Eintheilung*

derselben legte. Durch seine in der Décade philosophique *abgedruckten Arbeiten war er mehreren Gelehrten in Paris bekannt geworden, welche ihn bewogen, nach dieser Hauptstadt zu kommen. Gleich nach seiner Ankunft* (1795) *wurde er zum Mitgliede der Commission der Künste ernannt, und kurze Zeit darauf zum Professor an der Centralschule des Pantheon. Als Leitfaden für seine Vorträge an dieser Anstalt verfasste er sein* Tableau élémentaire de l'histoire des animaux (Paris, 1798; *deutsch mit Anmerkungen von C. R. W. Wiedemann, Berlin,* 1800, 2 *Bde.* 8.*), ein Werk, das, durch die tiefste Kenntniss der vergleichenden Anatomie unterstützt, viele zweckmässige Veränderungen in der Classification gemacht hat, und die Quelle aller späteren Verbesserungen des Linnéischen Natursystems geworden ist.* 1796 *war er schon bei Errichtung des Instituts zum Mitgliede desselben aufgenommen, und zwei Jahre später wurde auch sein lebhafter Wunsch, an dem schätzereichen naturhistorischen Museo angestellt zu werden, erfüllt, indem man ihn zum Adjuncten des bejahrten Mertrud, Professors der vergleichenden Anatomie an dieser Anstalt, ernannte. Cuvier war von der Zeit an unausgesetzt bemüht, die schöne anatomische Sammlung und Bibliothek anzuschaffen, welche noch als einzig dastehen. In seinen Vorlesungen (herausgegeben unter dem Titel:* Leçons d'anatomie comparée de G. Cuvier recueillies et publiées sous ses yeux par Const. Duméril et G. L. Duvernoy, Paris, 1800 — 1804, 5 Vol.; *deutsch mit Anm. von L. F. Froriep und J. F. Meckel, Leipzig,* 1808 — 1810, 4 *Bde.* 8.), *die sich durch Beredsamkeit und Klarheit auszeichneten, folgte er der Ansicht, die Beschaffenheit eines jeden thierischen Theils möglichst weit durch alle Thierclassen zu vergleichen, dann die Regel aufzustellen und zuletzt die Abweichungen anzugeben. Durch dieses Verfahren hat er der Wissenschaft ungemein genützt.—Im Jahre* 1800 *ward Cuvier als Nachfolger von Daubenton*) an das Collége de France berufen, und weniger Professoren Vorlesungen haben sich einer solchen Theilnahme wie die seinigen zu er–*

*) *Jean Louis Marie Daubenton, geb.* 1716, *gest.* 31. *Dec.* 1799, *berühmt als Naturforscher und Arzt. Cuvier's Lobrede auf ihn steht im* 1. *Bande der unten angeführten* Éloges historiques.

freuen gehabt. Um diese Zeit fing er schon an, seine Aufmerksamkeit auf die genauere Untersuchung der fossilen Ueberreste der Säugethiere, und besonders der zahlreichen Fossilien in der Umgegend von Paris zu richten. Durch seinen Scharfsinn und seine Ausdauer ist aus diesen Studien eine ganz neue Wissenschaft entstanden, welche die Geologie bedeutend erhellt, und ihr eine mehr philosophische Richtung gegeben hat. Seine Forschungen, welche er nach und nach in den Annales du Muséum d'histoire naturelle *mittheilte, erschienen gesammelt unter dem Titel:* Recherches sur les Ossemens fossiles des Quadrupèdes, Paris, 1812, 4 Vol. in 4; 2e édit. entièrement refondue et considérablement augmentée, Paris, 1821 ff. 7 Vol. in 4. *Die Einleitung zu diesem Werke, welche einzeln unter dem Titel:* Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changemens qu'elles ont produits dans le règne animal (6e édit. Paris, 1830) *erschien, hat Prof. J. Nöggerath deutsch mit vielen Zusätzen (Bonn,* 1830, 2 *Bde.* 8.) *herausgegeben. — Unter Napoleons Consulat und Kaiserherrschaft wurde Cuvier von einem wichtigen Posten in der Verwaltung des öffentlichen Unterrichts zum andern befördert.* 1802 *war er einer der sechs General-Inspectoren, welchen die Aufsicht über die Einrichtung von Lyceen oblag;* 1808 *Rath an der kaiserl. Universität;* 1809 *und* 1811 *mit der Organisation der Akademien in den mit Frankreich vereinigten italienischen Provinzen beauftragt.* 1811 *zum General-Studien-Inspector ernannt, machte er mit Noël eine Reise durch Holland und Nord-Deutschland, um die Unterrichts-Anstalten dieser Länder kennen zu lernen und dann das französische Unterrichts-System danach zu ordnen.* 1813 *wurde er nach Rom zur Einrichtung der Universität gesandt, und bei der Zurückkunft mit dem Amte eines Requetenmeisters belohnt. Nach der Restauration blieb er nicht allein in seinem Amte, sondern wurde auch zum wirklichen Staatsrath erhoben, anfangs für die Abtheilung der Gesetzgebung, später für die Verwaltung des Innern.* 1818 *nahm ihn die Académie française zu ihrem Mitgliede auf;* 1819 *wurde er Präsident der Abtheilung des Innern im Staatsrath, und* 1831 *ward er zum Pair von Frankreich ernannt. — Nachdem Cuvier noch mehrere seiner wichtigen Untersuchungen in periodischen Schriften publicirt hatte, fühlte er das Bedürfniss,*

seine Forschungen zu einem Ganzen zu verbinden, und gab demzufolge sein Werk: Le Règne animal distribué d'après son organisation, pour servir de base à l'histoire naturelle des animaux et d'introduction à l'Anatomie comparée, Paris, 1816, 4 Vol.; *2te Ausgabe* Paris, 1829 — 1830, 5 Vol. (*deutsch von F. S. Voigt, Leipzig,* 1831 *ff.*) *heraus, das jetzt die Grundlage für alle künftige zoologische Arbeiten ist. Bei der Bearbeitung der zweiten Ausgabe dieses Werkes hatte Cuvier gefunden, wie sehr noch das Studium der Zoologie der Fische, durch die über deren Anatomie herrschende Dunkelheit, zurück sei, und sein ganzes Thun wurde jetzt auf dessen Beförderung gerichtet. In einer, nach den Resultaten beurtheilt, unglaublich kurzen Zeit brachte er mit Unterstützung von Valenciennes die Materialien zu seiner grossen* Histoire des poissons (Strasbourg et Paris, 1828 — 1840, 15 Vol., *noch oft gedruckt*) *zusammen, über deren Herausgabe und der Veranstaltung einer neuen Auflage seiner* Leçons d'anatomie comparée *ihn am* 13. *Mai* 1832 *der Tod ereilte. Am* 30. *August* 1832 *hielt ihm Dupin d. ä. in der Académie française eine geistreiche Gedächtnissrede. — Cuvier war geehrt als Mensch, Freund und Gatte, deshalb war sein Leichenbegängniss eines der feierlichsten, welche Paris gesehen hat. Er ist einer der ausgezeichnetsten Naturforscher, der die Wissenschaft durch seine tiefen Forschungen vielfach bereichert, und einen bedeutenden Theil zur reifern Gestaltung der vergleichenden Anatomie beigetragen hat. Man bewundert*) sein ungeheures Gedächtniss, das die einmal erblickte Form eines Thieres sicher behielt, und welches nie von dem Vielen, das er während seines ganzen Lebens gelesen und gesehen hatte, etwas vergass. — Doch nicht blos als Naturforscher hat sich Cuvier berühmt gemacht, sondern auch als Redner. Die Gedächtnissreden, welche er als beständiger Secretär der Academie der Wissenschaften seit* 1800 *gehalten hat* (Recueil des Éloges historiques des membres de l'Académie royale des sciences, Strasbourg et Paris, 1819 — 1827, 3 Vol.), *zeichnen sich wie durch den Styl, so auch durch Unparteilich-*

*) De Candolle, Bibliothèque universelle. Genève, 1832, Avril. Partie des Sc. p. 447. (Pages 442 — 448 *enthalten eine* Notice sur Cuvier.)

keit, Tiefe, Kenntnissreichthum, Empfindung und Geschmack aus. Sie verschafften ihm die Stelle in der Académie française. Im öffentlichen Leben entwickelte er dieselbe Thätigkeit wie auf dem geräuschlosern Felde der Naturforschung und gewann hierbei das seltene Lob, nie einer Partei sich blind ergeben, sondern zu allen Zeiten als gerechter und pflichttreuer Mann gewirkt zu haben. — Cuvier's Schriften bis 1828 *sind in:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. II, p. 363 — 365 *vollständig verzeichnet. Wir nennen von denselben und den spätern noch:* Discours sur les révolutions de la surface du globe, et sur les changemens qu'elles ont produits dans le régne animal. 8e édit. Paris, 1840, 1 Vol.; Rapport historique sur les sciences naturelles depuis 1789, et sur leur état actuel, présenté au gouvernement le 6 févr. 1808, Paris, 1810, in 4.; Histoire des progrès des sciences naturelles, depuis 1789 jusqu'à ce jour. Paris, 1826 — 1828, 4 Vol. (*deutsch von F. A. Wiese. Leipzig* 1827 — 29, 4 *Bde.* 8.); Cours de l'histoire des sciences naturelles, professé au collége de France. Paris, 1830 — 1832, 3 Vol.: *Werke, durch die Cuvier sich auch um die Geschichte der Naturwissenschaften verdient gemacht hat. Nach seinem Tode gab M. Duméril die zweite Auflage seiner* Leçons d'anatomie comparée, 8 Vol., *heraus. Von seinem Werke:* Recherches sur les ossemens fossiles, 10 Vol. in 8, 2 Vol. in 4, Paris, *erschien* 1838 *die* 4. *Auflage, der* 1846 *die sechste folgte. — Biographien von Cuvier enthalten die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. V. p. 138 — 142; Notice historique sur les ouvrages et la vie de M. le Baron de Cuvier par G. L. Duvernoy. Strasbourg, 1833; Éloge de M. le Baron de Cuvier par C. L. Laurillard. Paris, 1833. — *Sein jüngerer Bruder,* Frédéric Cuvier, *der zuweilen mit ihm verwechselt wird, geb. zu Mömpelpard am* 27. *Juni* 1773, *gest. als Professor und Conservator des Cabinets für vergleichende Anatomie im* Jardins des plantes *zu Paris am* 25*ten Juli* 1838 *in Strasburg, war Mitglied des Instituts und des protestantischen Consistoriums, und hat sich als Schriftsteller namentlich durch die Werke* Des dents mammifères, considérées comme caractères zoologiques (Paris, 1825) *und die mit* Geoffroy Saint-Hilaire *herausgegebene* Histoire na-

turelle des mammifères *rühmlichst bekannt gemacht. Seine selbstverfasste Grabschrift lautet:* Frédéric Cuvier, frère de Georges Cuvier.

Éloge historique de M. André Thouin.

lu le 20 Juin 1825.

(Recueil des éloges historiques, T. III.)

Rien ne prouve mieux à quel point l'existence toute entière peut dépendre de l'appui accordé à la jeunesse que l'exemple de M. Thouin, comparé à celui de M. Richard*). La position de leur enfance fut semblable; leur jeunesse fut livrée à des difficultés presque égales: mais l'un eut à lutter contre des contrariétés précoces, et se fit un caractère qui les multiplia jusqu'à la fin de sa vie; l'autre, secondé dans ses premiers efforts par une main bienveillante, se créa un sort doux et honorable, et exerça sans obstacle, pendant plus d'un demi-siècle, une influence aussi heureuse qu'étendue.

André Thouin, professeur de culture au Jardin du Roi, membre de l'Académie des sciences, était, comme M. Richard, d'une famille vouée depuis longtemps à la culture des jardins. Son père, Jean-André, qui s'était fait une réputation comme pépiniériste, fut nommé par Buffon, en 1745, jardinier en chef du Jardin du Roi. C'est pendant qu'il exerçait cet emploi, et dans le jardin même, que naquit M. André Thouin, le 10 février 1747. Le modeste logement de sa famille était une annexe des serres, et il vit le jour pour ainsi dire au milieu des arbustes étrangers. On le berça à l'ombre des palmiers et des bananiers; il y fit ses premiers pas, et il connut les plantes de la Chine et de l'Amérique bien avant celles de l'Europe. Dès ses premières années ses petites mains

*) *Claude Louis Richard, berühmter Naturforscher, gest. den 7. Juni 1821, 67 Jahr alt. Cuvier's Lobrede auf ihn steht im* Recueil des éloges historiques T. III, p. 229 – 257.

s'exerçaient à les soigner, en même temps que sa mémoire se meublait de leurs noms scientifiques. Tout jeune encore, en portant ces plantes aux leçons publiques et en prêtant son attention à ce que le professeur en disait, il s'habitua à saisir leurs rapports, leurs caractères distinctifs et les règles de leur distribution. Il devint donc un savant botaniste par une voie toute particulière. Ce fut de la pratique qu'il remonta à la théorie; son instruction commença par où elle finit d'ordinaire; mais cette éducation, faite en quelque sorte en rétrogradant, n'en fut que plus prompte sans en être moins solide; car, pour les avoir appris après-coup, il n'en a pas moins très-bien possédé les élémens des sciences, et même tout ce qui appartient aux lettres et aux humanités.

Ce fut pour lui un grand bonheur de s'être formé si vite: car son père mourut en 1764, et il se vit à dix-sept ans chargé seul de sa mère et de cinq frères et soeurs, dont plusieurs étaient encore en bas âge. La position de M. Thouin était donc bien difficile, mais il trouva des coeurs humains et des amis généreux. Buffon*) l'avait vu naître et grandir, il avait été témoin de ses progrès. Il pensa que, dirigé par lui, un jeune homme qui montrait de telles dispositions, se formerait mieux à ses idées, et remplirait ses vues plus complètement qu'un jardinier venu du dehors et déjà habitué à des routines que l'on aurait peine à vaincre. Ces motifs et l'intérêt que lui inspirait une famille malheureuse, le décidèrent à confier à cet enfant la place qu'avait occupée son père. Le roi Louis XV, qui était lui-même amateur de botanique, et qui prenait part à tout ce qui la regardait, fut surpris d'une telle résolution, et il eut besoin, pour ne pas s'y opposer, que Bernard de Jussieu, et même son vieux jardinier de Trianon**), Richard, lui apprissent que M. Thouin n'était pas un enfant ordinaire. Il ne l'était pas en effet; aussi arrêté dans sa conduite qu'il avait été ar-

*) George Louis le Clerc comte de Buffon, *ausgezeichneter Naturforscher, geb.* 1707, *gest.* 1788.

**) *Königl. Lustschloss bei Versailles.*

dent dans ses études, dès ce moment il crut avoir contracté les devoirs d'un père envers la famille dont il était devenu le chef; mais dès ce moment aussi il crut devoir à M. de Buffon l'obéissance et la fidélité d'un fils. Tout son temps, toutes ses forces furent consacrés à l'exécution des projets conçus par ce grand homme pour le perfectionnement de l'institution à laquelle il était préposé.

Le Jardin du Roi, lorsqu'en 1739 l'intendance en fut confiée à M. de Buffon, était déjà célèbre par le grand nombre d'hommes de mérite qui en avaient dirigé les diverses parties, ou qui y avaient fait des leçons publiques; mais on doit se garder de croire qu'il approchât de l'étendue et de la magnificence qui en font aujourd'hui l'un des principaux objets de l'admiration des naturalistes, et nous osons le dire, de la reconnaissance de l'Europe envers le Gouvernement français. Considéré comme une sorte d'accessoire de la Faculté de médecine, on le supposait seulement destiné aux plantes pharmaceutiques, et même sa dénomination légale était: Jardin du Roi pour les plantes médicinales. Le cabinet n'était au fond qu'un droguier. Dufay, qui s'était fait des idées plus élevées de la destination d'un pareil établissement, avait eu à peine le temps, pendant sa courte administration, d'en faire agrandir les serres. Buffon lui-même, nommé, sur la seule recommandation de Dufay mourant, n'était encore connu que par quelques Mémoires de géométrie et quelques expériences de physique.

Les trois premiers volumes de son Histoire naturelle, qui lui valurent*) une réputation si rapide et des suffrages si universels, ne parurent qu'en 1749, et ce ne fut que par degrés qu'il acquit la considération et le crédit nécessaires pour engager le ministère à condescendre à ses vues; car, il ne faut pas s'y tromper, un administrateur est rarement en état d'apprécier par lui-même des vues scientifiques, surtout lorsqu'elles devancent le siècle et se portent au-delà des idées vulgaires: il ne juge les plans les mieux conçus que d'après l'opinion qui s'est

*) Valoir, *verschaffen*.

faite de celui qui les présente; et trop souvent même la déférence qu'il croit devoir à la position de l'auteur est encore pour lui un motif de détermination plus puissant que tous les autres. Buffon avait donc été pendant longtemps obligé de sacrifier aux puissances passagères, arbitres nécessaires du monde extérieur. L'amitié de madame de Pompadour lui avait concilié la faveur du prince et les égards des ministres: il en avait profité pour enrichir le cabinet et pour faire quelques premières améliorations au jardin; et cependant, après une administration de plus de trente ans, il avait encore si peu fait comprendre à l'autorité ce qu'était sa place et ce que pouvait devenir son établissement, qu'étant tombé dangereusement malade en 1771, on n'hésita point à accorder sa survivance au comte d'Angivilliers, surintendant des bâtimens du Roi, homme de mérite et de probité, mais complètement étranger à tout ce qui a le moindre rapport avec l'histoire naturelle. On conçoit à quel point un homme tel que Buffon dut être blessé d'un pareil procédé, et cependant ce chagrin devint pour lui une occasion de nouvelles faveurs, et pour son établissement une source de prospérité. M. d'Angivilliers avait trop de délicatesse pour ne pas sentir qu'il avait eu un tort, et trop d'honneur pour ne pas vouloir le réparer. Les moyens dont il disposait comme surintendant des bâtimens furent désormais à la disposition de Buffon. Il poussa même l'attention jusqu'à lui faire ériger aux frais du Roi la belle statue que l'on voit encore au Muséum d'histoire naturelle.

Dès lors l'agrandissement et l'embellissement du jardin marchèrent d'un pas égal; on en doubla l'étendue, on y construisit des serres proportionnées au nombre des plantes que les voyageurs recueillaient chaque jour; l'Ecole de botanique, où, ce que l'on croirait à peine avoir été possible à l'époque dont nous parlons, les végétaux étaient encore rangés et nommés selon la méthode de Tournefort, fut replantée et disposée selon la méthode de Jussieu: les plantes furent désignées d'après la nomenclature de Linnaeus; dans le reste du jardin, des arbres

étrangers utiles furent multipliés; on y créa des pépinières propres à les répandre dans le royaume: et ce fut M. Thouin qui devint l'agent principal, presque le seul mobile de ces nombreuses opérations. Jamais on n'avait vu une plus heureuse activité; il se fit à la fois homme d'affaires pour les échanges et les achats, architecte pour les plans et les constructions, jardinier pour tout ce qui avait rapport aux végétaux vivans, botaniste pour ce qui regardait leur disposition et leur nomenclature; et il mit dans des soins si divers une telle intelligence que tout lui réussit également, et les plantations, et les opérations financières, et les édifices. Toutefois, parmi tant de travaux, ceux qui regardaient directement les plantes, s'attiraient surtout son affection. Il devint par degrés le centre d'une correspondance qui s'étendait à toutes les parties du monde, et dont l'objet n'était pas moindre que d'en faire circuler de toutes parts et dans tous les sens les productions végétales. C'est ainsi du moins que M. Thouin conçut la nature de sa place, et d'après ce plan qu'il s'en traça les devoirs. La botanique, toute l'histoire naturelle, lui paraissaient telles qu'elles doivent être, telles que Linnaeus et Buffon les avaient envisagées, non plus comme des études partielles et fragmentaires d'objets curieux par quelques singularités ou par quelques propriétés utiles, trop souvent sujettes à contestation, mais comme la science générale qui identifie l'homme avec la nature, comme la connaissance et la recherche de tout ce qui existe sur le globe et dans ses entrailles. Rien ne doit lui échapper, ni la moindre mousse, ni le moindre insecte, pas même l'animalcule infusoire que l'on ne commence à apercevoir qu'à l'aide d'un microscope qui grossit cinq cents fois. Non pas que dans cette élévation d'où elle contemple tout, elle doive négliger ce qui est utile: au contraire, c'est de là seulement qu'elle est en état de

*) *Joseph Pitton Tournefort* (*geb. zu Aix in der Provence* 1656, *gest.* 1708), *ordnete das Pflanzensystem nach der Gestalt der Blumenkrone; Antoine Laurent de Jussieu* (*geb. zu Lyon* 1748) *nahm dagegen die natürliche Classification nach den Organen an.*

saisir tout ce qui l'est, ou ce qui peut l'être. Mille usages des productions de la nature nous seraient encore inconnus si nous n'avions étudié ces productions d'une manière désintéressée, et cette attention même qu'on leur prête ne découvre pas seulement leurs propriétés utiles; souvent elle leur en donne. L'action qu'on exerce sur elles pour les mieux observer; leur changement de climat, de sol, d'exposition; la nourriture plus ou moins abondante qu'on leur fournit, leur procurent souvent à l'improviste des qualités avantageuses qu'elles n'avaient pas naturellement. Qui aurait cru que la pêche, vénéneuse en Perse, deviendrait autour de Paris le plus délicieux des fruits; que la vigne sauvage, ces grains acerbes et détestables, se changeraient sous la main de l'homme dans ces milliers de sortes diverses de raisins, et produiraient ces vins innombrables dans leurs variétés qui font la joie de la société; que l'art du distillateur en extrairait encore ces esprits, bases d'une infinité de liqueurs agréables, de remèdes salutaires, agens importans d'une infinité d'arts utiles? Qui aurait pensé qu'une solanée*) d'Amérique, qui, dans l'état sauvage n'a que des propriétés suspectes, était destinée par le grossissement de ses tubercules et leur étonnante multiplication, à préserver, pour toujours, l'Europe de ces famines qui ont si souvent décimé sa population; qu'elle peuplerait des provinces longtemps désertes; qu'elle entrerait dans des mets de tous les genres, depuis les plus grossiers jusqu'aux plus délicats; qu'elle fournirait jusqu'à du sucre et de l'eau-de-vie?

C'est d'après des pensées de cet ordre élevé que M. Thouin se dirigeait dans ses travaux. Toutes les plantes nouvelles lui paraissaient avoir un droit égal à ses premiers soins. Des milliers dans le nombre n'intéressaient que la botanique; mais parmi elles il s'en trouvait toujours quelqu'une susceptible de contribuer à l'avantage ou aux agrémens de la société, et toute son attention était dirigée alors vers les moyens de la multiplier et de la répandre. L'énumération complète de celles qu'il a don-

*) Solanum tuberosum, *die Kartoffel.*

nées à la France excéderait de beaucoup les bornes qui nous sont prescrites: mais plusieurs de mes auditeurs peuvent se rappeler ce qu'étaient il y a soixante et cinquante ans nos bosquets, nos parterres, nos plantations, et remarquer ce qu'ils sont aujourd'hui. C'est du Jardin du Roi pendant le temps de la grande activité de M. Thouin que sont sorties ces fleurs si belles ou si suaves, qui ont donné au printemps des charmes nouveaux, les hortensia, les datura, les verbena triphylla, les banisteria, et ces fleurs tardives, les chrysanthemum, les dahlia*), qui ont prêté à l'automne les couleurs du printemps, et ces beaux arbres qui ombragent et varient nos promenades, les robinias glutineux, les marronniers à fleurs rouges, les tilleuls argentés, et vingt autres espèces. Il en est sorti une multitude de variétés de beaux fruits, une quantité d'arbres forestiers. Le chêne à glands doux, le pin laricio ont surtout excité le zèle de M. Thouin, qui en a fait l'objet de Mémoires particuliers. On sait qu'autrefois le Jardin du Roi avait donné le cafier à nos colonies. Sous M. Thouin, il leur a procuré la canne d'Otaïti, qui a augmenté d'un tiers le produit des sucreries, et surtout l'arbre à pain, qui sera probablement pour le Nouveau-Monde un présent équivalent à celui de la pomme de terre, le plus beau de ceux qu'il a faits à l'ancien. M. de La Billardière**) avait apporté cet arbre à Paris; mais ce sont les instances et les directions de M. Thouin qui l'ont fait réussir à Cayenne, où il donne maintenant des fruits plus beaux que dans son pays natal. C'est aussi à M. Thouin, après M. de La Billardière, que la France continentale devra de posséder le phormium tenax, ou lin de la Nouvelle-Zélande, dont les filamens sont si supérieurs au chanvre en force et en élasticité.

Je n'ai pas besoin de dire quel immense travail exigeaient les correspondances qui procuraient tant de richesses, et les instructions nécessaires pour en assurer la

*) *Georginen.*

**) *Jean Julien de La Billardière, geachteter Botaniker, geb.* 28. *Oct.* 1755, *gest.* 8. *Januar* 1834.

conservation. Chaque fois qu'un envoi de végétaux partait pour les provinces ou pour les colonies, M. Thouin l'accompagnait de renseignemens sur la manière de soigner chaque espèce pendant la route, de l'établir au lieu de sa destination, d'en favoriser la reprise et le développement, de faire d'une manière avantageuse la récolte que l'on devait en attendre, de la multiplier enfin, soit de graines, soit de boutures ou de marcottes. C'est d'après ces instructions que se dirigeaient les cultivateurs et les colons français ou étrangers. Les hommes même qui accompagnaient ses envois, ou que l'on faisait venir pour diriger les plantations, étaient ses élèves et avaient travaillé sous ses yeux dans le Jardin du Roi. Cayenne, le Sénégal, Pondichéry, la Corse, ne recevaient de jardiniers que de sa main. Son nom retentissait partout où existait une culture nouvelle. Cette influence s'étendit encore, lorsqu'en 1795, dans la nouvelle organisation de l'établissement, il fut nommé professeur, et chargé d'enseigner publiquement l'art qu'il pratiquait avec tant de bonheur. Avec sa modestie ordinaire, il voulait réserver ses leçons aux jardiniers, et dans ce but il les faisait à six heures du matin; mais cette précaution n'effraya point une multitude de propriétaires et d'amateurs étonnés d'apprendre ainsi, outre les secrets de la culture, celui du plaisir et de la santé que donne l'air du matin. Vingt années de suite cette école a distribué l'instruction à des hommes de tous les rangs, qui l'ont disséminée à leur tour sur tous les points de la France et de l'Europe. Une grande partie du jardin a été appropriée à cet usage. On y a disposé dans des carrés distincts des plantes céréales, potagères ou autres. On y a donné des exemples des diverses sortes de haies vives; toutes les greffes imaginables y ont été pratiquées, et il en est résulté des faits très-importans pour la physiologie végétale, en même temps que des variétés nouvelles et agréables de fruits et de fleurs. M. Thouin y a fait, en un mot, tout ce qu'il était possible de faire dans un petit espace, et a donné à pressentir le parti que l'on pourrait tirer d'un établissement plus étendu.

Dans l'antiquité payenne de pareils bienfaits se récom-

pensaient par des autels ou par des statues. M. Thouin ne rechercha pas même les honneurs plus humbles que nous leur décernons, ou ne les reçut qu'avec regret. Sa modestie et sa réserve ont été sans égales. Jamais il ne se refusa à aucun travail, et jamais il ne demanda aucune récompense. Ni à l'époque où il eût été plus facile qu'à personne de s'appuyer de la faveur du peuple, ni à celle où les hommes en pouvoir n'auraient pas mieux demandé que de s'honorer eux-mêmes en l'élevant, il n'a voulu être ou paraître que ce qu'il avait été dès l'enfance. Les moyens qui lui avaient suffi à dix-sept ans pour nourrir et élever sa famille, devaient, disait-il, lui suffire, lorsque, ayant placé chacun de ses frères et soeurs, il n'avait plus à songer qu'à lui-même. La vanité n'agissait pas plus sur lui que l'intérêt: sa mise fut toujours aussi simple que sa vie; il trouvait que des décorations et des broderies allaient mal à un jardinier, et nous l'avons vu, un jour qu'il devait haranguer un souverain au nom de l'Institut, obligé d'en emprunter l'uniforme. On se souvient qu'un de ses anciens amis, élevé subitement à une position toute-puissante, continuait de venir du Luxembourg passer ses soirées chez lui. Il le reçut toujours au même foyer, l'éclaira de la même lampe, comme s'il eût voulu ne pas lui laisser perdre les habitudes de la vie privée. Que de gens à cette époque d'un luxe extravagant auraient voulu pouvoir approcher de ce foyer antique et enfumé! Quelques-uns, cependant, en approchèrent; mais ce furent seulement des hommes qui, dans de grands dangers, n'avaient point d'autres ressources. Il nous est connu qu'après le 18 Fructidor*), plus d'un proscrit y a trouvé la vie.

Cette liaison ne fut pas la seule dont M. Thouin dédaigna en profiter. Il n'aurait tenu qu'à lui de plaire dans tout le sens du mot: sa figure était belle, son maintien noble et doux, sa conversation pleine d'intérêt. Les personnages les plus élevés aimaient à parcourir avec lui le Jardin et à l'entendre parler sur les végétaux remarquables par leurs formes ou leurs propriétés. Il n'est

*) 4 *September* 1797.

aucun des souverains étrangers venus à Paris, qui n'ait pris plaisir à ces entretiens, et nous avons vu un grand monarque vouloir en jouir à bien des reprises; mais aucune de ces tentations ne put attirer M. Thouin hors de ce jardin où il était né, dont il s'était fait une patrie et comme un domaine héréditaire, où il avait en un mot placé toute son existence. Il est vrai qu'il y régnait en quelque sorte. Personne n'a su se donner autant que lui sur ses subordonnés ce genre d'autorité que l'amour et le respect prennent sur les coeurs; ses moindres signes étaient des ordres; nulle fatigue ne coûtait pour répondre à ses désirs: mais c'est que rien ne lui coûtait non plus pour servir ceux en qui il reconnaissait du mérite et du zèle. Il leur accordait les mêmes soins que jadis il avait donnés à ses frères; et c'est ainsi que, demeuré célibataire, il n'en exerça pas moins, pendant toute sa vie, les devoirs et jouit des plaisirs d'un père de famille, sans en avoir les chagrins.

L'égalité d'humeur qui devait résulter d'une existence si douce, se montra dans tous ses rapports avec les hommes; il n'a jamais eu de ces discussions qui ont répandu tant d'amertume sur la vie de quelques savans. Ses leçons ressemblaient à ses actions: simples, mais substantielles, on n'y apercevait d'autre tendance que celle d'être utile. Sa description des cultures du Jardin du Roi*) a fait connaître un beau monument des sciences; son traité des greffes a étendu les idées que l'on se faisait de cette disposition à renaître et à s'unir par toutes leurs parties, qui caractérise les végétaux. Sans ennemis, sans rivaux, sans critiques, il est arrivé paisiblement au terme d'une vie longue et honorable. Les souffrances d'une maladie singulière, le prurit sénile**), ont seules troublé ses derniers jours. Il s'est endormi le 23 septembre 1824, au milieu de parens, d'amis, d'élèves qui le chérissaient et dont sa sollicitude avait assuré l'avenir, qui ne per-

*) Dans les Annales du Muséum d'histoire naturelle.

**) *Das Hautjucken der Greise.*

daient à sa mort que le bonheur de lui exprimer leur reconnaissance. Heureux les hommes qui ont une telle vie et une telle fin!

Les oiseaux et les poissons).

(Liv. II, chap. 1.)

Jusques dans les derniers détails, l'économie tout entière des poissons contraste avec celle des oiseaux. L'être aérien découvre nettement un horizon immense; son ouïe subtile apprécie tous les sons, toutes les intonations; sa voix les reproduit: si son bec est dur, si son corps a dû être enveloppé d'un duvet qui le préservât du froid des hautes régions qu'il visite, il retrouve dans ses pattes toute la perfection du toucher le plus délicat. Il jouit de toutes les douceurs de l'amour conjugal et paternel; il en remplit les devoirs avec courage: les époux se défendent, défendent leur progéniture. Un art surprenant préside à la construction de leur demeure; quand le temps est venu, ils y travaillent ensemble et sans relâche: pendant que la mère couve ses oeufs avec une constance si admirable, le père, d'amant passionné devenu tendre époux, charme par ses chants les ennuis de sa compagne. Dans l'esclavage même l'oiseau s'attache à son maître; il se soumet à lui et exécute sous ses ordres les actes les plus adroits, les plus délicats: il chasse pour lui comme le chien, et il revient à sa voix du plus haut des airs; il imite jusqu'à son langage, et ce n'est qu'avec peine qu'on se décide à lui refuser une espèce de raison.

L'habitant des eaux, au contraire, ne s'attache point, n'a point de langage, point d'affection; il ne sait ce que c'est que d'être époux et père, ni que de se préparer un abri: dans le danger, il se cache sous les rochers de la mer ou se précipite dans la profondeur des eaux; sa vie est silencieuse et monotone; sa voracité seule l'occupe, et ce n'est que par elle qu'on peut lui enseigner à diriger ses mouvemens par des signes venus du dehors. Et cependan tces êtres, à qui il a été ménagé si peu de jouissances, ont été ornés par la nature de tous les genres de beauté: variété dans les formes,

élégance dans les proportions, diversité et vivacité de couleurs, rien ne leur manque pour attirer l'attention de l'homme, et il semble que ce soit cette attention qu'en effet la nature eût eu le dessein d'exciter; l'éclat de tous les métaux, de toutes les pierres précieuses dont ils resplendissent, les couleurs de l'iris qui se brisent, se reflètent en bandes, en taches, en lignes onduleuses, anguleuses, et toujours régulières, symétriques, toujours de nuances admirablement assorties ou contrastées, pour qui auraient-ils reçu tous ces dons, eux qui ne peuvent au plus que s'entrevoir dans ces profondeurs où la lumière a peine à pénétrer, et quand ils se verraient, quel genre de plaisirs pourraient réveiller en eux de pareils rapports? —

COTTIN.

MARIE JOSÉPHINE RISTEAU*), *später Mad.* COTTIN, *wurde zu Tonneins, im Departement Lot und Garonne, im Jahre* 1773 *geboren. Ihre Jugendjahre verlebte sie zu Bordeaux, wo sie von ihrer Mutter, einer die Künste und Wissenschaften liebenden Frau, mit grosser Sorgfalt erzogen wurde. Ernst und nachdenkend, fand sie wenig Geschmack an den Spielen und Vergnügungen der Kindheit, und benutzte alle ihre Zeit zum Studiren. Doch kündigte nichts das Talent an, welches später so anziehende Werke hervorgebracht hat. — In ihrem siebzehnten Jahre wurde sie mit dem reichen Banquier Cottin vermählt und zog nach Paris. Aber ihr eheliches Glück dauerte nicht lange: schon drei Jahre nach ihrer Verbindung starb der von ihr innig geliebte Gatte. Dieser Verlust, welcher sie mitten unter den Stürmen der Revolution traf, vermehrte ihre Neigung zur Einsamkeit: Freundschaft und Lecture sollten ihren Gram verscheuchen. Begabt mit einer lebhaften Einbildungskraft und*

*) *Nach* Quérard T. II, p. 304. *Petitot in der unten angeführten* Notice *nennt sie Sophie Ristaud.*

einer grossen Leichtigkeit ihre Gedanken wiederzugeben, unterhielt sie sich in ihrer Zurückgezogenheit damit, dieselben aufzuschreiben; doch dachte sie dabei weder an den Werth ihrer Aufsätze, noch auch, jemals vor dem Publico als Schriftstellerin aufzutreten. Einst war ihr ein Plan in den Sinn gekommen, und mit der ihr eigenen Leichtigkeit führt sie ihn auf 200 *Seiten aus: es war ihr Roman* Claire d'Albe. *Einer ihrer Freunde, welcher proscribirt worden war, bedurfte* 50 *Louisd'or, um Frankreich verlassen und so sein Leben erhalten zu können. Madame Cottin sucht ihr Manuscript zusammen, verkauft es an einen Buchhändler, und rettet mit dem empfangenen Gelde ihren Freund. Diese gute Handlung war ihr erster Schritt auf der schriftstellerischen Laufbahn, über den und dessen Veranlassung sie das tiefste Schweigen beobachtete. Mit gleicher Unbefangenheit hörte sie auf Lob und Tadel, und als endlich ihr Geheimniss entdeckt war, bedauerte sie aufrichtig das verlorene Incognito. — Weniger durch die günstige Aufnahme ihres Products von Seiten des Publicums, als durch das innere Bedürfniss sich mitzutheilen, fühlte sie sich zur Abfassung ihrer anderen Romane hingezogen. In den letzten Jahren ihres Lebens begann sie ein Buch über die christliche Religion, und ein Werk über die Erziehung, in Form eines Romans, zu schreiben, in welcher Beschäftigung sie durch eine schmerzhafte Krankheit unterbrochen wurde, die ihrem Leben nach dreimonatlichen Leiden, am* 25. *Aug.* 1807, *ein Ende machte. — Mad. Cottin war von Charakter ein echt weibliches Wesen: häuslich und doch den Gesellschaften sich nicht ganz entziehend, streng sittlich, voll Zartsinn und Mitgefühl. Sie tadelte das Bücherschreiben der Frauen, und um, wie sie es nannte, ihren eigenen Fehler wieder gut zu machen, gab sie jedes empfangene Honorar den Armen. Chénier*) urtheilt folgendermassen über sie als Schriftstellerin:* „En général, les effets tragiques dominent dans ses productions. Hors des scènes de passion, son style se traîne, et l'on voit qu'elle ne connaît point assez l'art d'écrire; mais elle fut douée d'une sensibilité rare; elle sait peindre l'amour, surtout l'amour entouré de malheurs; elle ne prêche ni ne régente, et dans chacun de ses bons romans l'héroïne

*) Tableau etc. 253. 254.

est aussi tendre qu'aimable: elle établit et soutient bien un caractère qu'elle affectionne; elle compose enfin sans timidité, mais sans audace, et l'on doit regretter cette dame enlevée à la littérature dans un âge où son talent, déjà très-remarquable, pouvait encore se perfectionner.“ *Jules Janin in seinen* Portraits littéraires *sagt ferner über Madame Cottin: „Wir sind immer geneigt, und besonders wenn von weiblichen Autoren die Rede ist, die Achtung und Vorliebe, welche der persönliche Charakter der Verfasserin uns einflösst, auf ihre Schriften zu übertragen. So glauben wir auch in den Werken der Madame Cottin den sanften und reinen Charakter, den tadellosen Lebenslauf dieser würdigen Frau wieder zu erkennen. Ihr Vortrag gleitet schlicht und angenehm dahin, und in der Schilderung menschlicher Leidenschaften verweilt sie nur bei dem, was auf edle und wohlthuende, auf tugendhafte Weise anregt.“ (Magazin für die Literatur des Auslandes, No.* 65. 1837.) *Man hat von ihr folgende Romane:* Claire d'Albe (*zuerst, ohne ihren Namen, Paris,* 1799) *erregte nur mittelmässige Hoffnungen: die Fabel ist gewöhnlich und nicht gut angelegt. Viel besser, wenn gleich noch lange nicht fehlerfrei, ist* Malvina (*zuerst ebenfalls anonym,* Paris, 1801, 4 Vol. in 12; *neueste Auflage* Paris, 1839, 3 Vol. in 18. avec 3 grav.), *dessen Heldin eine der schönsten Charaktere in allen neueren Romanen sein dürfte.* Amélie Mansfield (*zuerst noch anonym,* Paris 1803) *ist ein Gemälde, in dem die Liebe eben so zart, wie der unbiegsame barbarische Stolz kräftig gezeichnet sind.* Mathilde, ou Mémoires tirés de l'histoire des Croisades (Paris, 1805, 6 Vol. in 12; *neuste Ausg.*) 1839, 4 Vol. in 18, *ist im Anfange gezwungen und schwerfällig, aber bald wird die Verfasserin Herr ihres Stoffes, die Diction natürlicher, das Interesse beginnt und steigert sich zuweilen aufs höchste.* Élisabeth, ou les Exilés de Sibérie (Paris, 1806, 2 Vol. in 12; *in* 10 *Lieferungen* 1840 *von M. Amar herausgegeben*) *ist anziehend durch den Muth und die kindliche Liebe der jungen Heldin. Diesem Roman ist beigedruckt:* La Prise de Jéricho, *ein prosaisches Gedicht ohne Werth, das zuerst in den* Mélanges de littérature par J. Bt. Ant. Suard (Paris, 1804—5, 5 Vol.) *erschien. — Die Werke der Madame Cottin sind einzeln und gesammelt oft gedruckt worden. Die erste und beste Gesammtausgabe veranstaltete*

A. Petitot, avec une Notice sur la vie et les écrits de l'auteur (*einzeln* Paris, 1818. in 12.), Paris, 1817 ff. 5 Vol. in 8. *mit Kupfern, oder* 8 Vol. in 12. *Ausserdem nennen wir die Ausgaben:* Paris, 1823. 9 Vol. in 18.; Paris, 1824. 12 Vol. in 18. *oder* in 12. *und noch oft, welche sich durch Nettigkeit auszeichnen. — Ein vollständiges Verzeichniss der Schriften der Madame Cottin enthält:* La France littéraire, par J. M. Quérard, Tom. II, p. 304—305. *A. G. Meissner, W. A. Lindau u. A. haben dieselben ins Deutsche übertragen.*

Fragmens d'Élisabeth ou les Exilés de Sibérie.

1. La Famille d'Exilés.

A deux ou trois verstes de Saïmka*), au milieu d'une forêt marécageuse et remplie de flaques d'eau, sur le bord d'un lac circulaire, profond et bordé de peupliers noirs et blancs, habitait une famille d'exilés. Elle était composée de trois personnes, d'un homme de quarante-cinq ans, de sa femme, et de sa fille, belle et dans toute la fleur de la jeunesse.

Renfermée dans ce désert, cette famille n'avait de communication avec personne; le père allait tout seul à la chasse, jamais il ne venait à Saïmka, jamais on n'y avait vu ni sa femme ni sa fille; hors une pauvre fille paysanne tartare qui les servait, nul être au monde ne pouvait entrer dans leur cabane. On ne connaissait ni leur patrie, ni leur naissance, ni la cause de leur châtiment; le gouverneur de Tobolsk en avait seul le secret, et ne l'avait pas même confié au lieutenant de sa juridiction établi à Saïmka. En mettant ces exilés sous sa surveillance, il lui avait seulement recommandé de leur fournir un logement commode, un petit jardin, de la nourriture et des vêtemens, mais d'empêcher qu'il seussentaucune communication au dehors, et surtout d'intercepter sévèrement toutes les lettres qu'ils hasarderaient de faire passer à la cour de Russie.

Tant d'égards d'un côté, et de l'autre tant de rigueur

*) *Ein Domanial-Dorf in Sibirien.*

et de mystère, faisait soupçonner que le simple nom de Pierre Springer qu'on donnait à l'exilé, cachait un nom plus illustre, une infortune éclatante, un grand crime peut-être, ou peut-être une grande injustice.

Pierre Springer avait bâti lui-même sa demeure; elle était en bois de sapin et couverte de paille; des masses de rochers la garantissaient des rafales du vent du nord et des inondations du lac. Ces rochers d'un granit tendre réfléchissaient en s'exfoliant les rayons du soleil; dans les premiers jours du printemps on voyait sortir de leurs fentes des familles de champignons, les uns d'un rose pâle, les autres couleur de soufre ou d'un bleu azuré, pareils à ceux du lac Baikal; et dans les cavités où les ouragans avaient jeté un peu de terre, des jets de pins et de sorbiers s'empressaient d'enfoncer leurs racines et d'élever leurs jeunes rameaux.

Du côté méridional du lac, la forêt n'était plus qu'un taillis clair-semé, qui laissait apercevoir des landes immenses, couvertes d'un grand nombre de tombeaux: plusieurs avaient été pillés, et les ossemens des cadavres étaient épars tout autour, reste d'une ancienne peuplade, qui serait demeurée éternellement dans l'oubli, si des bijoux d'or renfermés avec elle au sein de la terre, n'avaient révélé son existence à l'avarice.

C'est dans ces landes ou steppes, nom qu'elles portent en Sibérie, que durant le long et rude hiver de ce climat Pierre Springer passait toutes ses matinées à la chasse. Les longues soirées étaient employées à l'instruction de la jeune Élisabeth; souvent assise entre ses parens, elle leur lisait tout haut des passages d'histoire; Springer arrêtait son attention sur tous les traits qui pouvaient élever son âme, et sa mère, Phédora, sur tous ceux qui pouvaient l'attendrir. L'un lui montrait toute la beauté de la gloire et de l'héroïsme, l'autre tout le charme des sentimens pieux et de la bonté modeste; son père lui disait ce que la vertu a de grand et de sublime, sa mère ce qu'elle a de consolant et d'aimable; le premier lui apprenait comment il la faut révérer, celle-ci comment il la faut chérir. De ce concours de soins il résulta un ca-

ractère courageux, sensible, qui réunissant l'extraordinaire énergie de Springer à l'angélique douceur de Phédora, fut tout à la fois noble et fier comme tout ce qui vient de l'honneur, et tendre et dévoué comme tout ce qui vient de l'amour.

2. Le projet hardi.

Élisabeth quelquefois assise sur la pointe d'un rocher, les yeux fixés sur les eaux du lac, songeait aux larmes de ses parens et aux moyens de les tarir. Ils pleuraient une patrie, Élisabeth ne savait point quelle était cette patrie; mais puisqu'ils étaient malheureux loin d'elle, ce qui lui importait était bien moins de la connaître que de la leur rendre. Alors elle levait les yeux au ciel pour lui demander du secours, et demeurait abîmée dans une si profonde rêverie, que souvent la neige tombant par flocons et le vent soufflant avec violence, ne pouvaient l'en arracher. Cependant, ses parens l'appelaient-ils, aussitôt elle entendait leur voix, descendait légèrement du sommet des rochers et venait recevoir les leçons de son père et aider sa mère aux soins du ménage. Mais auprès d'eux comme en leur absence, en s'occupant d'une lecture comme en tenant l'aiguille, dans le sommeil et dans la veille, une seule et unique pensée la pursuivait toujours; elle la gardait religieusement au fond de son coeur, ne s'en ouvrant à personne, décidée à ne la révéler que quand elle serait au moment de partir.

Oni elle voulait partir, elle voulait s'arracher des bras de ses parens pour aller seule à pied jusqu'à Pétersbourg demander la grâce de son père: tel était le hardi dessein qu'elle avait conçu, telle était la téméraire entreprise dont ne s'effrayait point une jeune fille timide. En vain elle entrevoyait de grands obstacles: la force de sa volonté, le courage de son coeur et sa confiance en Dieu la rassuraient et lui répondaient qu'elle triompherait de tout. Cependant, quand son projet prit un caractère moins vague et qu'elle cessa d'y réfléchir pour songer à l'exécuter, son ignorance l'effraya un peu: elle ne savait seu-

lement pas la route du village le plus voisin; elle n'était jamais sortie de la forêt, comment trouverait-elle son chemin jusqu'à Pétersbourg? comment se ferait-elle entendre en voyageant au milieu de tant de peuples dont la langue lui était inconnue? Elle connaissait trop la tendresse de ses parens pour se flatter qu'ils faciliteraient son départ; ce n'était pas à eux qu'elle pouvait avoir recours, mais à qui s'adresser dans ce désert où elle vivait séparée du reste du monde; et dans cette cabane dont l'entrée était interdite à tous les humains, comment attendre un appui?

3. Le départ.

Cependant un dimanche soir la famille était en prières, lorsqu'on entendit à la porte un homme qui frappait avec son bâton. Springer ouvre. Un missionnaire entre: une large barbe blanche lui descend sur la poitrine, son air est vénérable, il est courbé par la fatigue plus encore que par les années; les épreuves de la vie ont usé son corps et fortifié son âme, aussi porte-t-il dans ses regards quelque chose de triste, comme l'homme qui a beaucoup souffert, et de doux comme celui qui est bien sûr de n'avoir pas souffert en vain.

„Monsieur, dit-il, j'entre chez vous avec joie; la bénédiction de Dieu est sur cette pauvre cabane; je sais qu'il y a ici des richesses plus précieuses que les perles et que l'or; je viens vous demander une nuit de repos.“ Élisabeth s'empressa de lui approcher un siége. „Jeune fille, lui dit-il, vous vous êtes bien hâtée dans le chemin de la vertu, et dès les premiers pas, vous nous avez laissés loin derrière vous.“ Il allait s'asseoir, lorsqu'il entendit les sanglots de Phédora: „Mère chrétienne, lui dit-il, pourquoi pleurez-vous? Ne pouvez-vous pas aussi vous dire heureuse entre toutes les femmes? si vous versez des larmes parce que la vertu vous sépare de votre enfant pour un peu de temps, que feront les mères qui se voient arracher les leurs par le vice, et qui les perdent pour l'éternité?“

Phédora courba la tête avec résignation. Springer n'avait pas dit un mot encore, il ne pouvait parler, son coeur se déchirait; et Élisabeth elle-même, qui jusqu'à ce jour n'avait senti que son courage, commença à sentir sa faiblesse; l'espoir d'être utile à ses parens lui avait caché la douleur de s'en séparer, mais à présent que le moment était venu, quand elle pouvait se dire: demain je n'entendrai plus la voix de mon père, demain je ne recevrai plus les caresses de ma mère, alors il lui semblait que tout s'abîmait devant elle, ses yeux se troublèrent, ses genoux fléchirent, elle tomba en pleurant sur le sein de son père. Ah! timide orpheline, si déjà tu tends les bras à ton protecteur, et que dès les premiers pas tu penches vers la terre comme une vigne sans appui, où trouveras-tu donc les forces pour traverser seule presqu'une moitié du monde.

Le bon missionnaire apprit ensuite aux exilés que, rappelé par ses supérieurs, il retournait à pied dans l'Espagne sa patrie. Pour s'y rendre, il avait à traverser encore la Russie, l'Allemagne et la France; mais il disait que c'était peu de chose. Celui qui vient de voyager dans les déserts, qui pour tout abri trouvait un antre, pour tout oreiller une pierre, pour toute nourriture un peu de farine de ris délayée dans de l'eau, devait se croire au terme de ses fatigues en arrivant chez des nations civilisées, et pour le père Paul c'était être déjà dans sa patrie que d'être chez des peuples chrétiens.

On était alors à la fin de mai: c'est le temps de l'année où, entre le crépuscule du soir et l'aube du jour, à peine y a-t-il deux heures de nuit. Élisabeth les employa à faire les préparatifs de son départ; elle mit dans un sac de peau de rennes un habit de voyage et des chaussures; depuis près d'un an elle y travaillait la nuit à l'insu de sa mère, et depuis le même temps à peu près, elle mettait de côté à chacun de ses repas quelques fruits secs et un peu de farine, afin de retarder le plus longtemps possible le moment d'avoir recours à la charité d'autrui, sans être obligée en partant de rien emporter de ce pauvre toit paternel, où il n'y avait que le pur nécessaire,

Huit ou dix kopecks formaient tout son trésor: c'était le seul argent qu'elle possédât sur la terre, et toute la richesse avec laquelle elle s'embarquait pour traverser un espace de plus de huit cents lieues.

„Mon père, dit-elle au missionnaire en ouvrant doucement sa porte, partons pendant que mes parens dorment encore; ne les éveillons point, ils pleureront assez tôt; ils sont tranquilles, parce qu'ils croient que nous ne pouvons sortir que par leur chambre; mais la fenêtre de ce cabinet n'est pas haute, je sauterai facilement en dehors, et je vous aiderai ensuite à descendre sans vous faire aucun mal.“ Le missionnaire se prêta à ce pieux stratagème, qui devait épargner de déchirans adieux à trois infortunés. Quand il fut dans la forêt avec Élisabeth, elle mit son petit paquet sur le dos, et fit quelques pas poru s'éloigner; mais en tournant encore une fois la tête vers la cabane qu'elle abandonnait, ses sanglots la suffoquèrent, elle se précipita tout en larmes devant la porte où dormaient ses parens: „Mon Dieu, s'écria-t-elle, veillez sur eux, protégez-les, conservez-les-moi, et ne permettez pas que je repasse jamais ce seuil, si je ne devais plus les retrouver.“ Alors elle se lève, se retourne, elle voit son père debout derrière elle. „O mon père! vous ici? Pourquoi, mon père, pourquoi venir ici? — Pour te voir, t'embrasser, te bénir encore une fois; pour te dire: mon Élisabeth, si durant les jours de ton enfance j'en ai passé un sans te montrer ma tendresse, si une seule fois j'ai fait couler tes larmes, si un regard, une parole sévère ont affligé ton coeur, avant de t'éloigner, pardonne, pardonne à ton vieux père, afin que s'il n'est plus destiné au bonheur de te voir, il puisse mourir en paix. . . . — Ah! ne dis point, ne dis point ceci, interrompit Élisabeth. — Et ta pauvre mère, continua-t-il, quand elle s'éveillera, que lui dirai-je; que lui répondrai-je, quand elle me demandera son enfant; elle te cherchera dans cette forêt, sur les rives de ce lac; je la suivrai partout en pleurant avec elle, en appelant partout avec elle notre enfant, qui ne nous répondra plus.“ A ces mots, Élisabeth s'appuya, à-demi évanouie, contre le mur de la chaumière. Son père vit qu'il l'avait trop

émue, il se reprocha vivement sa faiblesse. „Ma fille, lui dit-il avec une voix plus calme, prends courage, je prendrai courage aussi; je te promets, non de consoler ta mère, mais de la fortifier contre la douleur de ton départ; je promets de te la rendre quand tu reviendras ici.“ Alors il dit au missionnaire qui, les yeux baissés et dans un profond attendrissement, se tenait à quelque distance de cette scène d'affliction: „Mon père, je vous remets un bien qui n'a point d'égal, c'est plus que mon sang, que ma vie; je vous le remets cependant avec confiance; partez ensemble, des milliers d'anges veilleront autour d'elle et de vous, et Dieu, puisqu'il est tout-puissant et qu'il est père aussi de mon Élisabeth, Dieu ne permettra pas que notre Élisabeth périsse.“

4. Le voyage.

Ce fut le 18 de mai qu'Élisabeth et son guide se mirent en route; ils employèrent un mois entier à traverser les forêts humides de la Sibérie, sujettes en cette saison à des inondations terribles. Quelquefois des paysans tartares leur permettaient, pour une faible rétribution, de monter dans leur charrette, et tous les soirs ils se reposaient dans des cabanes si misérables, qu'il ne fallait pas moins que la longue habitude qu'Élisabeth avait de la pauvreté, pour pouvoir goûter un peu de repos. Elle se couchait toute vêtue sur un mauvais matelas, dans une chambre remplie d'une odeur de fumée d'eau-de-vie et de tabac, où le vent soufflait souvent à travers les fenêtres collées avec du papier, et où, pour surcroît de désagrément, dormaient pêle-mêle le père, la mère, les enfans, et quelquefois même une partie du bétail de la famille.

A quarante verstes de Tinonen, on passe dans un bois, où des poteaux indiquent la fin du gouvernement de Tobolsk; Élisabeth les remarqua, elle quittait la terre de l'exil, il lui sembla qu'elle quittait sa patrie, et qu'elle se séparait une seconde fois de ses parens. „Ah! dit-elle, que me voilà loin d'eux à présent.“ Cette réflexion, elle la fit encore lorsqu'elle mit le pied en Europe: être dans

une autre partie du monde lui présentait l'image d'une distance qui l'effrayait plus que le chemin qu'elle venait de faire; elle laissait en Asie ses seuls protecteurs, les seuls êtres dans toute la nature sur qui elle eût des droits, et dont l'affection lui fût assurée. Et que trouverait-elle dans cette Europa si célèbre par ses lumières, dans cette cour impériale, où affluent les richesses et les talens? Y trouverait-elle un seul coeur touché de sa misère, ému de sa faiblesse, dont elle pût implorer la protection? Alors tout son recours était dans le père Paul. Un homme qui avait passé soixante ans à faire du bien, devait, dans les idées d'Élisabeth, avoir un grand crédit à la cour des rois.

De Perme à Tobolsk on compte près de 900 verstes; les chemins sont beaux, les champs fertiles et bien cultivés; on rencontre fréquemment de riches villages russes et tartares, dont les habitans ont l'air si heureux, qu'on a peine à croire qu'ils respirent l'air de la Sibérie; il y a même quelques auberges ornées de très-belles images, de tables à tapis et de plusieurs ustensiles de luxe qui étaient inconnus à Élisabeth et qui commençaient à étonner sa simplicité.

Cependant, la ville de Perme, quoique la plus grande qu'elle eût vue encore, l'attrista par ses rues sales et étroites, la hauteur de ses maisons, le mélange confus des palais et des chaumières, et l'air fétide qu'on y respirait. Perme est entouré de marécages, et jusqu'à Casan, le pays, entrecoupé de bruyères stériles et de noires forêts de sapin, présente l'aspect du monde le plus triste; dans la saison des orages, la foudre tombe très-fréquemment sur ces vieux arbres, qu'elle embrase avec rapidité, et qui paraissent alors comme des colonnes d'un rouge ardent, surmontées d'une vaste chevelure de flamme. Plusieurs fois Élisabeth et son guide furent témoins de ces incendies, obligés de traverser ces bois qui brûlaient des deux côtés du chemin; tantôt ils voyaient des arbres, consumés par le bas, soutenir de leur seule écorce leurs cimes que le feu n'avait pas encore gagnées, ou renversés à-demi, former comme un arc de feu au milieu de

la route, ou enfin s'écroulant avec fracas et retombant l'un sur l'autre en pyramides embrasées, semblables à bûchers antiques, où la piété païenne recueillait la cendre des héros.

5. Moscou. — Le couronnement d'Alexandre.

Enfin, voici Élisabeth*) sur la route de Moscou, elle s'étonne du mouvement extraordinaire qu'elle y voit, de la quantité de voitures, de traîneaux, d'hommes, de femmes, de gens de toute espèce qui semblent affluer vers cette grande capitale; plus elle avance, et plus la foule augmente. Dans le village où elle s'arrête, elle trouve toutes les maisons pleines de gens qui paient à si haut prix une très-petite place, que l'infortunée, qui n'a rien à donner, ne peut que bien difficilement en obtenir une. Ah! que de larmes elle dévore en recevant d'une compassion dédaigneuse un grossier aliment et un abri misérable où sa tête est à peine à couvert de la neige et des tempêtes. Cependant elle n'est point humiliée, car elle n'oublie jamais que Dieu est témoin de ses sacrifices, et que le bonheur de ses parens en est le but.

Cependant de tous côtés les cloches s'ébranlent, de tous côtés Élisabeth entend retentir le nom de l'empereur. Des coups de canon partis de Moscou viennent l'épouvanter, jamais un tel bruit n'avait frappé ses oreilles. D'une voix timide elle en demanda la cause à des gens couverts d'une riche livrée, qui se pressaient autour d'une voiture renversée. „C'est l'empereur qui fait sans doute son entrée à Moscou, lui dirent-ils.“ — Comment, repritelle avec surprise, est-ce que l'empereur n'est pas à Pétersbourg? — Ils haussèrent les épaules d'un air de pitié, en lui répondant: „Eh quoi! pauvre fille, ne sais-tu pas qu'Alexandre vient faire la cérémonie de son couronnement à Moscou?“ Élisabeth joignit les mains avec transport; le ciel venait à son secours, il envoyait au-devant d'elle le monarque qui tenait entre ses mains la destinée de ses

*) La mort avait frappé son guide à Sarapoul, gros village sur a rive droite de la Kama.

parens. „Ah! s'écria-t-elle en se tournant du côté des terres de l'exil, mes parens, faut-il que mes espérances ne soient que pour moi, et que lorsque votre fille est heureuse, sa voix ne puisse aller jusqu'à vous!"

Elle entra, en mars 1801, dans l'immense capitale de la Moscovie, se croyant au terme de ses peines, et n'imaginant pas qu'elle dût avoir de nouveaux malheurs à craindre. En avançant dans la ville, elle vit des palais superbes, décorés avec une magnificence royale, et près de ces palais des huttes enfumées, ouvertes à tous les vents; elle vit ensuite des rues si populeuses qu'elle pouvait à peine marcher au milieu de la foule qui la pressait et la coudoyait de toutes parts. A très peu de distance, elle retrouva des bois, des champs, et se crut en pleine campagne; elle se reposa un moment dans la grande promenade: c'est une allée de bouleaux, qui ressemblent assez dans l'été aux tilleuls de la Prusse. Un nombre infini de personnes s'y promenaient, en s'entretenant de la cérémonie du couronnement; des voitures allaient, venaient, se croisaient en tous sens avec un grand fracas; les énormes cloches de la cathédrale ne cessaient de sonner; de tous les points de la ville d'autres cloches leur répondaient, et le canon qui tirait par intervalle se faisait à peine entendre au milieu du bruit dont retentissait cette vaste cité. C'était surtout en approchant de la place du Crémelin que le tumulte et le mouvement allaient toujours croissant.

Le lendemain, de nombreuses salves d'artillerie, le roulement des tambours et les cris de joie de tout le peuple ayant annoncé la fête du jour, Élisabeth, vêtue d'un habit que lui avait prêté sa bonne hôtesse, et appuyée sur le bras de son hôte, se mêla parmi la foule qui suivait le cortége, et se rendit à la grande église de l'Assomption *), où l'empereur Alexandre devait être couronné.

Le temple saint était éclairé de plus de mille flambeaux, et décoré avec une pompe éblouissante. Sur un

*) L'Assomption, *Mariä Himmelfahrt.*

trône éclatant, surmonté d'un riche dais, on voyait l'empereur et sa jeune épouse, vêtus d'habits magnifiques, et brillants d'une si extraordinaire beauté, qu'ils paraissaient à tous les regards comme des êtres célestes. Prosternée devant son auguste époux, la princesse recevait de ses mains la couronne impériale, et ceignait son front modeste de ce superbe gage de leur éternelle union. Vis-à-vis d'eux, le vénérable Platon, patriarche de Moscou, du haut de la chaire de vérité, rappelait à Alexandre dans un discours éloquent et pathétique, tous les devoirs des rois et l'effrayante responsabilité que Dieu fait peser sur leurs têtes pour compenser la splendeur et la puissance dont il les environne. „Maître du plus vaste empire de l'univers, lui disait-il, vous qui allez jurer de présider aux destinées d'un état qui contient la cinquième partie du globe, n'oubliez jamais que vous allez répondre devant Dieu du sort de tant de milliers d'hommes, et qu'une injustice faite au moindre d'entr'eux et que vous auriez pu prévenir, vous sera comptée au dernier jour.“ A ces paroles, le coeur du jeune empereur parut vivement ému; mais il y avait dans l'église un coeur qui n'était pas moins ému peut-être, c'était celui qui allait demander la grâce d'un père.

Au moment où Alexandre prononça le serment solennel par lequel il s'engageait à dévouer son temps et sa vie au bonheur de ses peuples, Élisabeth crut entendre la voix de la clémence qui ordonnait de briser les chaînes de tous les malheureux; elle ne put se contenir plus longtemps: avec une force surnaturelle, elle écarte la foule, se fait jour à travers les haies de soldats, s'élance vers le trône, en s'écriant: Grâce! grâce! Cette voix, qui interrompait la cérémonie, causa beaucoup de rumeur; des gardes s'avancèrent et entraînèrent Élisabeth hors de l'église, en dépit de ses prières et des efforts du bon hôte. Cependant, l'empereur dans un si beau jour ne veut pas avoir été imploré en vain; il ordonne à un de ses officiers*) d'aller savoir ce que cette femme demande. L'officier

*) Al. Smoloff, fils du gouverneur de Tobolsk, jeune homme de mérite, qui avait fait à la chasse la connaissance de Pierre Springer, et plus tard celle de sa famille.

obéit: il sort de l'église, il entend les accens supplians de l'infortunée qui se débat au milieu des gardes; il tressaille, précipite ses pas, la voit, la reconnaît et s'écrie: „C'est elle, c'est Élisabeth!“ La jeune fille ne peut croire à tant de bonheur; elle le regarde en silence et étend ses bras vers lui comme s'il venait lui ouvrir les portes du ciel. Il court à elle hors de lui-même, il lui prend la main, il doute presque de ce qu'il voit. „Élisabeth, lui dit-il, est-ce bien toi? D'où viens-tu, ange du ciel?“ — Je viens de Tobolsk. — „De Tobolsk, seule, à pied?“ Il tremblait d'agitation en parlant ainsi. — Oui, répondit-elle, je suis venue seule, à pied, pour demander la grâce de mon père, et on m'éloigne du trône, on m'arrache de devant l'empereur. — „Viens, viens, Élisabeth, interrompit le jeune homme avec enthousiasme, c'est moi qui te présenterai à l'empereur; viens lui faire entendre ta voix, viens lui adresser ta prière, il n'y résistera pas.“ Il écarte les soldats et ramène Élisabeth vers l'église.

6. La grâce.

En ce moment, le cortége impérial défilait par la grande porte; aussitôt que le monarque parut, Smoloff se fit jour jusqu'à lui en tenant Élisabeth par la main. Il se jette à genoux avec elle, il s'écrie: „Sire, écoutez-moi, écoutez la voix du malheur, de la vertu; vous voyez devant vous la fille de l'infortuné Stanislas Potowsky, elle arrive des déserts d'Ischim, où depuis douze ans ses parens languissent dans l'exil; elle est partie seule, sans secours, elle a fait la route à pied, demandant l'aumône, et bravant les rebuts, la misère, les tempêtes, tous les dangers, toutes les fatigues, pour venir implorer à vos pieds la grâce de son père.“ Élisabeth éleva ses mains suppliantes vers le ciel, en répétant: „La grâce de mon père.“ Il y eut parmi la foule un cri d'admiration, l'empereur lui-même fut frappé; il avait de fortes préventions contre Stanislas Potowsky, mais en ce moment elles s'effacèrent; il crut que le père d'une fille si vertueuse ne pouvait être coupable, mais l'eût-il été, Alexandre aurait pardonné encore. „Votre père est libre, lui dit-il, je vous accorde sa grâce.“ Élisa-

beth n'en entendit pas davantage; à ce mot de grâce une trop vive joie la saisit, et elle tombe sans connaissance entre les bras de Smoloff. On l'emporta à travers une foule immense qui s'ouvrit devant elle, en jetant des cris et en applaudissant à la vertu de l'héroïne et à la clémence du monarque.

7. Le revoir.

Je me hâte, il en est temps, je ne m'arrêterai point à Tobolsk, je ne peindrai point la joie de Smoloff en présentant Élisabeth à son père, ni la reconnaissance de celle-ci envers ce bon gouverneur; comme elle, je ne serai satisfaite qu'en arrivant dans cette cabane, où on compte avec tant de douleur les jours de son absence. Elle n'a point voulu qu'on prévînt ses parens de son retour; elle sait qu'ils se portent bien, on le lui a dit à Tobolsk, on le lui confirme à Saïmka, elle veut les surprendre, elle ne permet qu'à Smoloff de la suivre. O comme son coeur palpite en traversant la forêt, en approchant des rives du lac, en reconnaissant chaque arbre, chaque rocher; elle aperçoit la cabane paternelle, elle s'élance..... Elle s'arrête, la violence de ses émotions l'épouvante, elle recule devant trop de joie. Ah! misère de l'homme, te voilà bien tout entière: nous voulons du bonheur, nous en voulons avec excès, et l'excès du bonheur nous ne pouvons le supporter. Élisabeth s'appuyant sur le bras de Smoloff, lui dit: „Si j'allais trouver ma mère malade.“ Cette crainte qui venait se placer entr' elle et ses parens, tempéra la félicité qui l'accablait, et lui rendit toutes ses forces. Elle court, elle touche au seuil, elle entend des voix, elle les reconnaît, son coeur se serre, sa tête se perd, elle appelle ses parens; la porte s'ouvre, elle voit son père; il jette un cri, la mère accourt, Élisabeth tombe dans leurs bras. „La voilà, s'écrie Smoloff, la voilà qui vous apporte votre grâce, elle a triomphé de tout, elle a tout obtenu.“ Ces mots n'ajoutent rien au bonheur des exilés, peut-être ne les ont-ils pas entendus; absorbés dans la vue de leur fille, ils savent seulement qu'elle est revennue, qu'elle est devant leurs yeux, qu'ils l'ont re-

trouvée, qu'ils la tiennent, qu'ils ne la quitteront plus; ils ont oublié qu'il existe d'autres biens dans le monde.

Longtemps ils demeurent plongés dans cette extase, ils sont comme éperdus, on les croirait en délire; ils laissent échapper des mots sans suite, ils ne savent ce qu'ils disent, ils cherchent en vain un langage pour ce qu'ils éprouvent, ils n'en trouvent point; ils pleurent, ils gémissent, et leurs forces, comme leur raison, se perdent dans l'excès de leur joie.

Je n'irai pas plus loin: quand les images riantes, les scènes heureuses se prolongent trop, elles fatiguent, parce qu'elles sont sans vraisemblance; on n'y croit point, on sait trop qu'un bonheur constant n'est pas un bien de la terre. La langue, si variée, si abondante pour les expressions de la douleur, est pauvre et stérile pour celles de la joie, un seul jour de félicité les épuise. Élisabeth est dans les bras de ses parens, ils vont la ramener dans leur patrie, la replacer au rang de ses ancêtres, s'enorgueillir de ses vertus, et l'unir à l'homme qu'elle préfère, à l'homme qu'ils ont eux-mêmes trouvé digne d'elle. C'en est assez, arrêtons-nous ici, reposons-nous sur ces douces pensées: ce que j'ai connu de la vie, de ses inconstances, de ses espérances trompées, de ses fugitives et chimériques félicités, me ferait craindre, si j'ajoutais une seule page à cette histoire, d'être obligée d'y placer un malheur.

DUMAS.

MATHIEU COMTE DE DUMAS *wurde zu Montpellier am* 23. *December* 1753*) *geboren. In dem Alter von* 15 *Jahren trat er schon als Unter-Lieutenant in das Regiment von Médoc, avancirte bis* 1778 *zum Capitän, und machte dann als Adjutant des Generals Rochambeau den americanischen Freiheitskrieg mit.*

*) 1758, *wie in einigen biographischen Werken steht, dürfte wohl ein Druckfehler sein.*

Nach Europa zurückgekehrt, wurde er 1783 *Major, besuchte* 1784 *in militärischen Angelegenheiten das jonische Meer, den Archipelagus und Constantinopel, und war drei Jahre später Augenzeuge der Belagerung von Amsterdam. Bei dem Anfange der Revolution war er Adjutant des Marschalls von Broglie, wurde aber nach der Erstürmung der Bastille, als La Fayette das Commando der Nationalgarde übernahm, Adjutant dieses Generals. Dann* 1790—1791 *Director des Kriegsdepots, führte er Ludwig XVI nach dessen Flucht an der Spitze der herbeigekommenen Nationalgarden am* 25. *Juni* 1791 *nach Paris zurück. Bald darauf General-Major geworden, wurde er zum zweiten Commandeur der dritten Militär-Division ernannt, und errichtete sodann in Metz die erste reitende Artillerie-Compagnie in Frankreich. Später wählte ihn das Departement der Seine und Oise zu seinem Deputirten in der gesetzgebenden National-versammlung, in deren Mitte er die Sache der Emigranten verfocht und sich den gegen sie vorgeschlagenen harten Maassregeln, so wie der Kriegserklärung gegen Oestreich widersetzte. Ueberhaupt zeichnete sich sein ganzes Wirken in dieser Versammlung durch Weisheit und Mässigung aus. Deshalb wurde er den exaltirten Revolutionären verdächtig, und nur mit Mühe entging er den Proscriptionen nach dem* 10 *August* 1792. *Doch konnte ihn der Wohlfahrtsausschuss nicht gut entbehren, und stellte ihn daher schon im nächsten Jahre wieder im Kriegsministerio, als Vorsteher der Plankammer, an. Auch das Departement der Seine und Oise ernannte ihn* 1795 *wieder zu seinem Deputirten im Rathe der Alten, wo er seine frühere Mässigung behielt. Am* 18. *Fructidor (*4. *Septbr.* 1797) *war er so glücklich, der Proscription des Directoriums zu entgehen, und nach Hamburg zu entkommen. Er gab hier in monatlichen Heften ein Journal:* Précis des événemens militaires *heraus, von dem wir unten weiter reden werden. Als er nach dem* 18. *Brumaire* (9. *November* 1799) *nach Frankreich zurückgekehrt war, übertrug ihm Buonaparte die Organisation der Reserve-Armee zu Dijon. Er zeichnete sich in dem schweizerischen Feldzuge aus, und wurde nach dem Lüneviller Frieden (*9. *Febr.* 1801*) zum Staatsrath ernannt. In dieser Eigenschaft schlug er die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion vor (gestiftet* 19. *Mai* 1802*) und wurde selbst am* 1. *Febr.* 1805 *Gross-Officier dieses Ordens und Divisions-*

General. Darauf trat er in die Dienste des Königs von Neapel, Joseph Buonaparte, wurde von demselben im Mai 1806 *zum Kriegsminister, später zum Ober-Marschall des Palastes, und zwei Jahre nachher zum Gross-Würdenträger des Ordens der Beiden-Sicilien ernannt. Zu Ende des Mai's* 1809 *war er bei der Vereinigung der italienischen Armee mit der grossen, wohnte dem Uebergange über die Donau am* 4*ten, und der Schlacht von Wagram am* 5. *und* 6. *Juli bei, und wurde sodann mit der Ausführung der Beschlüsse des zu Znaim am* 12. *Juli unterzeichneten Waffenstillstandes beauftragt. General-Intendant der Armee während des russischen Feldzuges, entging er zwar glücklich hier jedem Unfalle, wurde aber dagegen am* 18. *Oct.* 1813 *bei Leipzig gefangen, und sah Frankreich erst nach Ludwigs XVIII. Rückkunft wieder. Er wurde zum Titular-Staatsrathe, Mitgliede der Commission für die Untersuchung der Ansprüche der ehemaligen Officiere, und General-Director der Militär-Cassen ernannt. Da er aber während der* 100 *Tage wieder Napoleon diente, so erhielt er nach der zweiten Restauration am* 4. *Septbr.* 1815 *seinen Abschied, und widmete sich nun gänzlich literarischen Arbeiten. Nach der Revolution von* 1830 *wurde er durch Ordonnanz vom* 15. *Novbr.* 1830 *wieder als General-Lieutenant angestellt und zur Reserve gerechnet. Am* 19. *Novbr.* 1831 *ernannte ihn auch König Ludwig Philipp zum Pair von Frankreich. Er starb fast ganz erblindet den* 15 *October* 1837. — *Dumas ist einer der vorzüglichsten Bearbeiter der Kriegsgeschichte,* un homme du métier, qui parle très-bien de ce qu'il sait très-bien, et qui en parle avec autant d'équité que d'intérêt*). *Sein Hauptwerk führt den Titel:* Précis des événemens militaires, ou essai historique sur les campagnes de 1799 à 1814. *Es sind davon* 19 Vol. (Paris, 1816—1826) *erschienen, welche enthalten:* T. 1. 2. Campagnes de 1799 *(erste Ausgabe* Hambourg, 1799, 1 Vo *s. oben);* T. 3. 4. Campagne de 1800; T. 5. 6. Campagne de 1801; T. 7. 8. Campagne de 1802; T. 9. 10. Campagne de 1803 et 1804; T. 11—14. Campagne de 1805; T. 15—19. Campagne de 1806 et 1807 jusqu'à la paix

*) Gallais, Moeurs et caractères du 19e siècle (Paris, 1817) T. II, p. 247.

de Tilsit. *Ausserdem hat Dumas* John Bigland's History of Spain *ins Französische übertragen und von* 1810 *bis* 1814 *fortgesetzt*: Histoire d'Espagne depuis la plus ancienne époque jusqu'à la fin de 1809; trad. et cont. jusqu'à l'époque de la restauration de 1814, Paris, 1823, 3 Vol., *so wie die französische Uebersetzung von* W. F. P. Napier's History of the war in the Peninsula (Histoire de la guerre dans la Péninsule et dans le midi de la France, depuis l'année 1807 jusqu'à l'année 1814. Traduction revue, etc. Paris, 1828—1838. 10 Vol) *mit Noten versehen. Nach seinem Tode erschien*: Souvenirs du lieutenant-général comte M. Dumas, de 1770 à 1836; publiés par son fils. Paris, 1839. 3 Vol., *neueste Auflage* 1849. *Ein meisterhaft geschriebenes Werk, voll interessanter Thatsachen. Seine Biographie enthält unter andern die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. VI. p. 158—160; *das Verzeichniss seiner Schriften*: La France littéraire, par J. M. Quérard, T. II. p. 670.

L'Expédition d'Égypte.

(Précis des événemens militaires, T. II, chap. 9.)

La grandeur, la multiplicité et la bizarrerie des événemens effacent rapidement les traces de ceux qui les ont précédés. Nous avons vu de sanglantes batailles, dans lesquelles des armées entières ont été moissonnées, ne rappeler que faiblement sur ces théâtres de carnage et de désolation, depuis le Texel jusques aux Apennins, les combats livrés autrefois presque dans les mêmes positions. Ces champs d'Allemagne et d'Italie, où nos frères et nos enfans ont péri sur les ossemens de nos pères, seront encore inondés du sang de nos neveux.

Il semble qu'à mesure que le fléau de la guerre étend ses ravages, les hommes s'y accoutument comme à l'état naturel de la société. Jamais l'impression de ces horreurs ne fut moins profonde que de nos jours: il faut solliciter au pied du volcan l'attention du spectateur, comme si la lave et les éclats ne pouvaient les atteindre. Toutefois les entreprises extraordinaires qui furent conduites par

des hommes dont la destinée influa sur celle des peuples, réveillent puissamment l'intérêt, ou du moins la curiosité. Dans une guerre d'Afrique et d'Asie, ce ne sont plus seulement les faits militaires qui fixent l'attention, mais de grands souvenirs se mêlent à ceux des événemens plus récens. Aussi les détails de l'expédition du général Bonaparte en Égypte et en Syrie furent-ils recueillis avec une égale avidité en Angleterre, en France et en Allemagne. Tous les regards étaient fixés sur la scène qui venait de s'ouvrir si inopinément dans l'Orient, et chacun formait sur les motifs de cette expédition, et sur les résultats qu'elle pouvait avoir, des conjectures diverses et pour la plupart aussi exagérées que leur objet.

Nous ne passerons pas brusquement à la relation que nous avons résumée des rapports officiels des deux partis, des communications particulières, et des témoignages que nous avons jugés les plus dignes de foi; nous croyons devoir la faire précéder de quelques considérations politiques sur la situation respective des puissances en Europe au moment où le plan de l'expédition d'Égypte fut conçu et proposé au gouvernement français par le général Bonaparte, et sur les motifs qui le firent adopter: nous espérons que nos lecteurs, ainsi mieux informés, ne nous reprocheront pas de les avoir fait rétrograder jusques à une époque, seulement de quelques mois antérieure à celle d'où nous sommes partis en commençant ces Essais*). Aucune des précédentes guerres d'Italie, guerres toujours sanglantes et toujours prolongées par la diversité des intérêts des petits états, ne fut aussi promptement terminée que celle qui fut conduite par Bonaparte en 1796 et 1797. On chercherait vainement dans l'histoire un exemple d'une aussi grande conquête achevée par des batailles décisives, assurée par la réduction de tant de places fortes, et affermie par une paix avantageuse aux deux partis, dans l'espace de seize mois.

Les conséquences de cet événement extraordinaire devaient changer, avec la forme des états d'Italie, la face

*) *Vom Jahre* 1799.

des affaires de l'Europe: l'on ne peut douter que l'heureux conquérant n'eût conçu divers plans pour consolider son ouvrage; mais il y fut arrêté dès les premiers pas. Les Directeurs de la République française, comme tous les gouvernemens révolutionnaires, croyaient avoir besoin de la guerre, et ne concevaient pas comment ils pourraient soutenir la violence qu'ils faisaient à l'opinion nationale, et conserver le pouvoir dans l'état de paix: les succès de Bonaparte les avaient enorgueillis; ils étaient accoutumés à voir rejaillir sur eux l'éclat des triomphes; ils voyaient à regret que la paix allait les dépouiller de cette gloire usurpée, et réaliser celle des armées dont la patrie recueillerait le fruit.

Les articles préliminaires de Léoben, reçus froidement par cette politique ombrageuse, furent accueillis par la nation avec une juste reconnaissance. On vit sortir du fond des coeurs un sentiment unanime que la terreur seule avait pu comprimer, l'espoir de voir finir à la fois la guerre et le révolution.

Quoique la force des circonstances eût amené cette transaction qui pouvait avoir des suites plus heureuses pour les deux nations, l'un et l'autre parti fatigués de se combattre, s'estimant en bons soldats, montrèrent dans les premières ouvertures beaucoup de franchise et de générosité; l'on en peut juger par les communications officielles de Bonaparte avec l'archiduc Charles, prince dont le beau caractère ne s'est jamais démenti.

Nous avons dit, au commencement de cet ouvrage, comment ces dispositions se refroidirent par des difficultés qui, prolongeant la négociation, firent avorter le plus solide de ses avantages, son influence sur la pacification générale par de raisonnables et faciles compensations.

On sait assez quelle nouvelle crise, quelles proscriptions changèrent à peu près dans le même temps, et firent empirer l'état intérieur de la France, et quels effets ces violences durent produire sur les relations extérieures.

L'espèce de dictature dont le général Bonaparte se trouvait investi à l'époque des préliminaires de Léoben, cessa bientôt après, et lui devint aussi importune que les

alarmes qu'elle avait fait naître parmi les membres du gouvernement français; et cependant la stabilité de la paix et le sort des nouvelles républiques d'Italie dépendaient de la durée d'une autorité concentrée, sans laquelle tant de nouveaux élémens ne pouvaient s'accorder et se rasseoir.

Aussitôt après la conclusion du traité de Campo-Formio, le Directoire, recomposé depuis les proscriptions du 18 Fructidor*), feignit d'appeler Bonaparte pour s'appuyer de son influence; mais il ne voulut que l'affaiblir, l'éloigner de la grande affaire de la paix continentale, et lui ôter le gouvernement de celles d'Italie: un vain projet de descente en Angleterre servit de prétexte pour rappeler le général, et pour éteindre les espérances d'une paix générale.

C'est un signe de faiblesse, et l'un des plus ordinaires dans un nouveau gouvernement, que de vouloir diriger l'exécution des moindres détails, et à plus forte raison, celle des opérations de guerre; de concentrer l'action de l'autorité, d'en soumettre tous les effets à l'influence individuelle. C'est ainsi qu'aux yeux des hommes animés par un intérêt de parti, presque toujours contraire à celui de l'état, tout ce qui ne s'y rapporte pas immédiatement devient suspect: ils s'irritent quand l'opinion, au lieu de leur faire honneur de ce qui s'exécute en leur nom, sépare au contraire et distingue les causes, applaudit aux effets. Combien de fois l'ancien comité de salut public ne brisa-t-il pas ses propres instrumens! combien n'entendit-on pas répéter ce mot terrible: Malheur aux nations reconnaissantes! et cependant, aucun des généraux des armées de la République n'avait pris cet ascendant dont les membres des comités et des directoires se montraient si jaloux. Aucun d'eux, après de grandes conquêtes, n'obtint sur l'armée, sur la nation, sur les affaires générales, une influence décisive; mais la paix conclue avec l'Autriche donnait au général Bonaparte un grand avantage sur ses émules, et l'on doit peu s'étonner de la secrète envie qu'excitait le conquérant devenu pacificateur: on en vit

*) 4. *September* 1797.

les effets dans la précipitation avec laquelle, sous prétexte de diriger contre l'Angleterre toutes les forces de la République, on désorganisa l'armée d'Italie; elle fut disséminée sur les côtes des deux mers, et le Directoire essaya de faire un généralissime inutile de celui pour lequel il n'y avait plus d'autre gloire à acquérir que celle d'affermir la paix.

Les déviations des préliminaires de Léoben, et bientôt après, l'interprétation évasive, l'inexécution même d'un article important du traité de Campo-Formio, refroidirent Bonaparte: il n'approuva pas les nouvelles bases posées par le Directoire, si toutefois on peut donner ce nom à l'abus des conquêtes, porté jusqu'à vouloir détruire ou modifier au gré de prétentions immodérées la constitution de l'Empire.

Non-seulement le genre des négociations, mais encore la lenteur des formes et les discussions presque interminables auxquelles donnait lieu cette politique tranchante, s'opposaient au désir qu'avait Bonaparte de conduire son ouvrage jusqu'à la conclusion d'un traité définitif: il avait achevé son rôle de plénipotentiaire; il avait réglé, à son passage à Rastadt, les échanges convenus et la double évacuation de Venise et de Mayence. La guerre de plume sous la dictée du Directoire lui convenait peu: mais n'ayant aucune part à la conduite des affaires dans l'intérieur, et n'ayant pu connaître la véritable situation de la France à cette époque, il n'osa pas se hasarder à attaquer ce fragile gouvernement, et donner cette impulsion que la nation, fatiguée de tant de troubles, avait toujours vainement attendue de ceux que leur courage, leurs talens, et d'heureuses circonstances semblaient avoir destinés à fixer la révolution, et que la fortune avait successivement élevés et précipités de ce poste dangereux.

Ce fut dans ces circonstances que Bonaparte proposa au Directoire son expédition d'Égypte, comme un moyen de porter à l'Angleterre des coups plus sûrs que ceux dont on la menaçait en préparant une descente sur ses côtes. Avant de quitter l'Italie, il avait médité plus d'un projet sur l'Orient; et l'on se souvenait qu'après la paix

de Campo-Formio, en touchant au rivage de la mer Adriatique, la vue de l'ancienne Illyrie et du Péloponnèse, en lui rappelant de grands souvenirs, avait enflammé sa mobile imagination, et réveillé en lui le démon des conquêtes dont il était possédé.

On ne peut s'empêcher de reconnaître dans ce projet, tout romanesque, de grandes vues qui furent souvent aussi méditées par le cabinet de Versailles. L'objet n'était pas uniquement, comme on l'a supposé, de parvenir à détruire la puissance territoriale des Anglais dans l'Inde et d'y tarir la source principale de leurs richesses: l'occupation de l'Égypte pouvait aussi balancer ces avantages, donner un nouveau cours aux spéculations commerciales, et par là même accroître les forces et les richesses des puissances maritimes rivales de la Grande-Bretagne.

S'il n'eût été question que d'employer au dehors les talens, l'activité, l'esprit belliqueux des armées de la république, on pourrait dire qu'aucune entreprise n'était plus analogue au caractère français, et ne pouvait saisir plus vivement des esprits aventureux, ni toucher à plus d'intérêts particuliers, surtout dans les départemens du midi de la France. Un succès incomplet, la seule possession de l'île de Malte pouvait donner au commerce du Levant une vigueur nouvelle, et le rendre de plus en plus difficile, l'interdire même à l'Angleterre: un succès entier faisait partager cet avantage aux puissances maritimes de la Méditerranée alliées de la France, sans en excepter le Grand-Seigneur.

On a pu s'étonner plusieurs fois, dans le cours de la guerre de la révolution, du secret avec lequel les plus grandes entreprises des Français ont été préparées; car ce secret ne s'accorde ni avec la légèreté que dans les affaires les plus graves on se plaît à leur reprocher, ni avec les formes démocratiques, les discussions publiques, et le partage de l'autorité. La violence employée par la Convention nationale, comme principal ressort du gouvernement, frappait d'abord sur les membres de ses comités, et réagissait ensuite sur leurs agens; ils tremblaient tous à l'aspect les uns des autres; ils communiquaient à peine

entre eux; et, couverts pour ainsi dire d'armes empoisonnées, ils n'osaient se toucher: le secret fut alors garanti par la terreur; et il n'est pas douteux, que, dans l'état de convulsion où la France est restée si longtemps, ces impressions ne se soient prolongées dans cet âge de fer. Mais la crainte seule n'a pas produit cette discrétion extraordinaire; il faut reconnaître que jamais l'intérêt particulier des chefs d'un gouvernement ne fut aussi fortement lié au succès de sa cause, et telle est la mesure du zèle avec lequel ils étaient servis. Il n'y a ni froideur ni négligence dans les agens, quand ils prennent part à de si grands hasards; toujours d'imminens dangers, toujours de vastes espérances: aussi la chute et les triomphes alternatifs des partis ne faisaient qu'affermir cette étrange fidélité.

Pendant qu'on pressait les préparatifs tant en France qu'en Italie, Bonaparte vivait à Paris dans une sorte d'obscurité; il semblait s'éloigner entièrement des affaires pour s'adonner à la culture des sciences. Plus il fixait l'attention générale, et plus le vague de ses démarches, l'incertitude qui régnait sur sa véritable destination servait à la dérober aux conjectures: il sut faire durer ce masque jusqu'au moment de son départ, et maintenir la vacillation de l'opinion, tant au dedans qu'au dehors. C'est ainsi qu'on mit impunément à découvert le véritable projet, sans avoir à craindre que les soupçons du ministère anglais s'y attachassent de préférence.

La flotte de Toulon réunie était composée de 15 vaisseaux de ligne, 6 frégates, 8 flûtes, quelques corvettes; et le convoi était d'environ 350 bâtimens de transport: 25000 hommes de différentes armes et dans le meilleur état, furent embarqués avec la plus grande précipitation. L'impatience des troupes et des équipages était extrême, et les généraux contenaient avec peine le mécontentement et les murmures du soldat, lorsque la présence de Bonaparte rétablit la confiance et releva les esprits.

Ce fut une époque très-remarquable que celle où la France respirant à peine et se livrant à l'espoir de la paix, ayant à réparer tant de sacrifices et la substance

qu'elle avait dissipée dans sept campagnes, vit exporter de son sol les ressources les plus précieuses qu'on eût pu recueillir dans les départemens méridionaux et en Italie, soit en hommes, soit en argent, soit en munitions de toute espèce.

L'armement de Toulon, qui, s'il n'était pas dirigé contre l'Angleterre ou l'Irlande, menaçait évidemment les possessions du Grand-Seigneur, donna au ministre anglais à Constantinople, d'utiles prétextes pour inspirer la méfiance et saper les bases d'une des plus profitables alliances de la France, et qui depuis longtemps excitait l'envie de l'Angleterre.

Cependant, même après le départ de Bonaparte, qui eut lieu le 19 mai 1798, les derniers doutes sur le véritable but de l'expédition ne furent point levés. La flotte fit voile à l'est, et rallia successivement 36 bâtimens et 4000 hommes sortis de Bastia, et les deux grandes divisions de la côte d'Italie. L'escadre et la totalité du convoi se trouvèrent ensemble le 9 juin, sous l'île du Goze; et le lendemain, ce formidable armement parut devant Malte.

La demande que fit Bonaparte, et le refus du Grand-Maître de recevoir l'escadre française dans le port de Malte, et de permettre aux bâtimens du convoi de faire de l'eau dans les différens mouillages de l'île ne furent que de vaines formalités: s'assurer du point le plus important, entre l'Europe et l'Asie, de l'entrée des mers du Levant, et de la navigation exclusive de la Méditerranée dont les Anglais allaient achever de s'emparer; leur ôter un port de retraite aussi commode pour leur commerce que pour le rafraîchissement de leurs croisières; enfin s'assurer de cette communication indispensable pour l'exécution de ses projets ultérieurs, tels furent les motifs de cette attaque inattendue.

Le débarquement fut exécuté avec la plus grande activité sur divers points à la fois, et principalement à la tête de Saint-Paul, et au mouillage de Marsa Siroco, sous les ordres du général Desaix; les généraux Lannes et Marmont resserrèrent la place jusqu'au pied du glacis.

Tant d'ardeur et d'audace en imposèrent aux Maltais surpris; mais même après avoir manqué de s'opposer au débarquement, cette place, l'une des plus fortes de l'Europe, eût pu soutenir un siége aussi mémorable que celui qui, en 1565, immortalisa Jean de La Valette*); c'eût été rendre un bel hommage à sa mémoire, que de défendre la place qu'il construisit lui-même après avoir chassé les Turcs, et dont les fortifications ont été depuis perfectionnées par les plus habiles ingénieurs.

Mais les intelligences des Français avec un parti de leur nation parmi les chevaliers, la négligence des préparatifs de défense, la faiblesse du Grand-Maître et de son conseil, enfin les mouvemens tumultueux des habitans qui s'étaient réfugiés dans la place, y causèrent une extrême confusion; sans doute que les divisions de nations, de partis, d'intérêts, qu'alimentait la forme de gouvernement et d'administration de l'Ordre, paralysèrent tous les moyens de résistance.

Après vingt-quatre heures d'un simulacre de défense que l'importance de la conquête de Malte permet à peine de rappeler, la reddition de la place et de tous les forts, la remise de toute la marine, celle de toute l'artillerie, des magasins, des trésors et des autres propriétés de l'Ordre fut signée le 18 juin à minuit, à bord du vaisseau l'Orient.

Heureux de n'avoir pas été retardé par une résistance qui eût donné aux Anglais le temps de rencontrer la flotte française et le convoi dans une position très-défavorable, et de faire échouer son entreprise, Bonaparte, après s'être renforcé et ravitaillé, laissa à Malte une garnison de 4000 hommes sous les ordres du général Vaubois, et rembarqua promptement ses troupes.

L'amiral Bruix fit route à l'est, conservant sous le vent cet immense convoi de plus de 400 voiles, et sortit du canal de Malte et de Sicile, étonné sans doute que les vingt-cinq jours écoulés depuis son départ de Toulon

*) *Von* 1557 *bis zu seinem Tode,* 31. *August* 1568, *Grossmeister von Malta. Nachdem die Türken* 1565 *abgezogen waren, erbaute La Valette die Stadt, welche jetzt seinen Namen führt.*

n'eussent pas suffi aux Anglais pour découvrir et couper sa route.

L'amiral anglais, Nelson, après une longue et inutile croisière, se trouvant le 9 juillet à la hauteur de Candie, et manquant déjà d'eau et de bois, fit voile pour la Sicile, où conformément aux promesses et aux ordres donnés par la cour de Naples, il fut reçu et se ravitailla avec la plus grande activité dans la rade de Syracuse; il arriva en Sicile le 19 juillet, et en repartit cinq jours après.

Bonaparte, qui devait croire que l'escadre anglaise avait établi sa croisière de manière à veiller sur l'atterrage d'Alexandrie, pressa, arrivé à la vue de cette ville (le 28 juin), le débarquement des troupes malgré le vent frais et la mer houleuse qui, brisant sur les rescifs, rendait cette opération difficile, et même périlleuse. Le général Menou débarqua le premier avec sa division, à une lieue et demie d'Alexandrie, au mouillage du Marabou, sans y trouver aucune résistance; les divisions des généraux Kléber, Bon et Reynier se joignirent à lui, mais il fut impossible de débarquer l'artillerie ni les chevaux.

Cependant Bonaparte ayant déjà mis à terre 5 à 6,000 hommes, laissa au général Reynier le soin de continuer le débarquement, et marcha sur Alexandrie. Une colonne conduite par le général Menou suivit la plage vers l'ouest de l'enceinte de la ville des Arabes qui couvre la nouvelle Alexandrie: le général Kléber se dirigea du côté de la colonne dite de Pompée, où Bonaparte se porta de sa personne. Une troisième colonne, sous les ordres du général Bon, marchait du côté de l'est sur la porte de Rosette.

Bonaparte, ayant reconnu cette enceinte, flanquée de tours dont les brèches avaient été réparées, et qu'un peuple armé, tumultueux, et poussant de grands cris, se préparait à défendre, sans attendre son artillerie, fit serrer ses colonnes à demi-portée de fusil de la muraille, et livra l'assaut malgré le feu des assiégés et la grêle de pierres qu'ils lançaient sur les assaillans. Le général Menou parvenu sur la muraille avec ses premières troupes,

fut blessé grièvement et précipité; le général Kléber, désignant un endroit plus praticable, fut aussi blessé. L'enceinte fut escaladée; les Arabes et les Turcs, délogés des tours, et vivement poursuivis, se réfugièrent dans le fort triangulaire, dans le Phare, et dans la nouvelle ville: ils s'y défendaient encore opiniâtrément, quand les principaux habitans vinrent au devant du général français. Les deux châteaux capitulèrent, et avant la fin de la journée, Bonaparte fut entièrement maître de la ville, des forts et des deux ports: le convoi entra à Alexandrie, et l'escadre alla mouiller*) à la rade d'Aboukyr, pour achever le débarquement de l'artillerie.

Maître de la principale entrée de l'Égypte et du port le plus important, Bonaparte ne perdit pas un instant pour marcher vers le Caire, faire remonter le Nil, occuper tous les postes de la côte, profiter de la première impression, et atteindre les Mamelucks avant que les Beys eussent pu se concerter et former un plan général de défense. Il ne commit point la faute qui coûta si cher à Saint-Louis, lorsque, pour avoir attendu trop longtemps à Damiette l'arrivée du comte Poitiers, il laissa écouler la saison favorable aux opérations.

JOUY.

VICTOR JOSEPH ÉTIENNE DE JOUY *wurde* 1769 *zu Jouy, im Departement der Seine und Oise, geboren. Kaum* 13 *Jahr alt, begleitete er als Unter-Lieutenant den zum Gouverneur des französischen Guiana ernannten Baron von Besner nach dem südlichen America. Im folgenden Jahre kehrte er nach Frankreich zurück, und beendigte seine Studien im Orleans-Collége zu Versailles. Zwei Jahre später ging er nach Ostindien, und diente mehrere Jahre im Regimente Luxemburg,*

*) Mouiller (l'ancre), *vor Anker gehen.*

bis er sich nach der Küste von Coromandel und von da nach Bengalen begab, wo er dem Gouverneur von Chandernagor als Generalstabs-Officier zugeordnet war. 1790 *kam er wieder nach Frankreich, und fand die Revolution im besten Gange. Er wurde Capitän in einem Infanterie-Regiment, und machte als Adjutant des Generals O'Moran den Feldzug von* 1791 *mit solcher Auszeichnung mit, dass er noch auf dem Schlachtfelde von Bonsecours zum General-Adjutanten ernannt wurde. Nach der Einnahme von Furnes während einiger Tage verhaftet, und bald darauf in contumaciam durch das Revolutions-Tribunal in Paris zum Tode verurtheilt, erhielt er nur durch eine schleunige Flucht nach der Schweiz sein Leben. Nach dem* 9. *Thermidor* (27. *Juli* 1794) *kehrte er nach Paris zurück und wurde als Chef des Generalstabes der bei dieser Hauptstadt versammelten Armee angestellt. Am* 1. *Prairial* (20. *Mai* 1795) *befehligte er den Trupp junger Leute, welchem der National-Convent seinen Sieg über die Terroristen grösstentheils zu verdanken hat. Dann finden wir ihn, nichtiger Ursachen wegen, bald verhaftet, bald frei und auf ehrenvollen Posten (Commandant von Lille), bis er, eines solchen Lebens müde,* 1799 *seinen Abschied nahm, und sich ganz der Literatur widmete. Der Anblick von Asiens und Americas reizenden Gegenden hatte seine Phantasie genährt; seine militärische Laufbahn, ja selbst seine erlittenen Verfolgungen hatten seinen Geist entwickelt, sein Beobachtungstalent hervorgerufen und geschärft, seine Menschenkenntniss erweitert. Er durfte hoffen, mit diesen Eigenschaften als Schriftsteller Ruhm zu ernten, und es ist ihm gelungen. Nach und nach trat er mit verschiedenen Chansons und Theaterstücken auf, die fast alle grossen Beifall erhielten. Wir nennen von den letzteren, mit Uebergehung der Vaudevilles, hier nur dem Titel nach die ernsten Opern:* La Vestale (1807), *welche den Preis des Instituts erhielt,* Fernand Cortez (1809) (*beide von Spontini componirt*), les Bajadères (1810), les Amazones, ou la fondation de Thèbes (1812), les Abencérages, ou l'Étendard de Grenade (1813), Moyse (1827), Guillaume Tell (1829), *so wie die Lust- und Trauerspiele:* l'avide héritier (1807), Monsieur Beaufils (1807), l'Homme aux convenances (1808), le Mariage par imprudence (1809), Tippo-Saëb (1813), Bélisaire (1818), Sylla (1822, 6e édit. 1824), Julien dans les

Gaules (1827), *und verweisen im Uebrigen auf den poetischen dieses Werks.* — *Während Jouy auf diese Weise sich einen Namen als Dichter erwarb, zeichnete er sich in anderer Art auch als Prosaist aus. Er lieferte nämlich in der* Gazette de France *die originellen Artikel, welche,* l'Ermite de la Chausée d'Antin *unterzeichnet, unter diesem Titel* Paris, 1812—14, 5 Vol. in 12. *gesammelt wurden. Es sind grossartige Skizzen, in denen in einem leichten und gefälligen Styl, mit eben so viel Laune als Wahrheit, die Sitten der Pariser zu Anfange des* 19. *Jahrhunderts geschildert werden. Sie haben durch den ausserordentlichen Beifall, welchen sie erhielten, eine grosse Menge Fortsetzungen hervorgerufen. Die erste gab Jouy selbst unter dem neuen Namen und Titel:* Le Franc-parleur, Paris, 1814, 2 Vol. in 12., *da auf der letzten Seite des* Ermite de la Ch. d'A. *die Nachricht gegeben war, dass der Eremit getödtet sey. Diese erste Folge hat noch alle Vorzüge des frühern Werks; in der zweiten Fortsetzung, für welche der Eremit wieder auflebte:* l'Hermite de la Guiane, Paris, 1816, 3 Vol. in 12., *vermisst man schon mehrere derselben.* L'Hermite en province, Paris, 1818—1827, 14 Vol. in 12., *dessen Stücke theilweise zuerst in dem Journal:* La Minerve française *standen, ist trübe und ernst. Die Materialien dazu sind von Mehreren geliefert, und Jouy ist nur der Bearbeiter. Wir übergehen die zahlreichen Nachahmungen, welche Jouy's Sittenschilderungen gefunden, und erwähnen nur noch seiner Einleitung in letztere:* La morale appliquée à la politique, Paris, 1822, 2 Vol. in 12., *ein aus Vorlesungen entstandenes Werk, dem noch die letzte Feile mangelt. Im Jahre* 1814 *war Jouy in die Académie française aufgenommen worden: das Jahr* 1823 *verschaffte seiner schriftstellerischen Thätigkeit einen neuen Glanz. Er nämlich und sein Freund Jay*) wurden wegen einiger freimüthigen Aeusserungen in zwei Artikeln* (Frères Faucher *und* Boyer-Fonfrède) *in der* Biographie nouvelle des Contemporains, *deren Mitherausgeber sie waren, zur einmonatlichen*

*) *Antoine Jay, geb. zu Guitre bei Libourne* 20. *October* 1770, *Mitglied der franz. Akad., ein ausgezeichneter franz. Literat und Publicist, Verf. eines* Tableau littéraire de la France pendant le 18e siècle (Paris, 1810), *einer gründlichen* Histoire du ministère du cardinal de Richelieu (Paris, 1815. 2 Vol.) *u. m. a. Schriften.*

Einsperrung in St. Pélagie verurtheilt. Beide benutzten die Zeit, um das Leben in diesem Gefängnisse zu beschreiben. Ihre geistreichen und launigen Schilderungen, welche unter dem Titel: Les Hermites en prison, ou consolations de St. Pélagie, par E. Jouy et A. Jay, Paris, 1823, 2 Vol. in 12, *gedruckt erschienen, fanden eine so günstige Aufnahme, dass in einem Jahre fünf Auflagen nöthig wurden. Auch die Fortsetzung:* Les Hermites en liberté, Paris, 1824, 2 Vol. in 12, *hatte sich eines grossen Beifalls zu erfreuen, so wie später Jouy's Romane:* Cécile, ou les Passions, Paris, 1827, 5 Vol. in 12., *und:* Le Centenaire, roman historique et dramatique en six époques: — L'ancien Régime — La Révolution — La République — L'Empire — La Restauration — La grande Semaine. Paris, 1833. 2 Vol. *und noch oft. Zuletzt war Jouy Bibliothekar der Bibliothek des Louvre, und schien seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die weniger Anklang im Publikum fand, ein Ziel gesetzt zu haben. Er wurde zum Mitgliede der französischen Academie ernannt und starb am 4ten September* 1846 *auf seinem Landsitze St. Germain. — Jouy's Schriften sind fast alle mehrmals gedruckt; vollständig sind sie in:* La France littéraire, par J. M. Quérard, Tome IV, p. 257 — 260 *verzeichnet. Eine Gesammtausgabe derselben erschien unter dem Titel:* Oeuvres complètes de M. Jouy, avec des éclaircissemens et des notes, Paris, 1823 — 1828, 27 Vol. T. 1 — 15. 25. 26. *enthalten* l'Hermite de la Chaussée d'Antin, le Franc-parleur, l'Hermite de la Guiane, l'Hermite en province, la Morale appliquée à la politique, l'Hermite en prison; T. 16 *und* 22: Mélanges (*worunter:* État de l'industrie française, *einzeln:* Psris, 1821; T. 17, Poésies légères; T. 18 — 21, Théâtre; T. 23. 24, Cécile; T. 27, Table. — *Biographien von Jouy finden sich in:* Biographie nouvelle des Contemporains, T. X, p. 12 — 18, *und in:* Biographie des Quarante de l'Académie française (Paris, 1826) p. 150 — 162.

Moeurs de l'Antichambre.
(L'Hermite de la Chaussée d'Antin, T. I.)

Quid domini facient, audent cum talia fures?
Virg. Ecl. 3.
Que feront les maîtres, si les valets se conduisent ainsi?

J'ai lu bien des traités d'éducation à l'usage de tous les âges, de toutes les classes, de toutes les professions; je n'en connais pas à l'usage des domestiques: les défenseurs de l'ignorance conviendront qu'ils n'en sont pas mieux élevés pour cela. Il est à remarquer que de tous les dictons, de toutes les façons de parler proverbiales auxquelles ont donné lieu les moeurs et les habitudes de ces gens-là, il n'en est pas une seule qui soit à leur avantage; on dit, insolent, bas, menteur, fainéant comme un laquais; ivrogne comme un cocher; brutal comme un suisse (de porte), et cent autres comparaisons tout aussi justes et tout aussi peu obligeantes. Les auteurs comiques anciens et modernes semblent s'être donné le mot pour introduire sur la scène une espèce de valets de convention qui n'a point, et probablement n'a jamais eu de modèles dans les antichambres. Tous les valets de Molière et de Regnard*) sont de petits prodiges d'esprit, d'intrigue et d'invention; ceux de Destouches et de La Chaussée**)

*) *Jean Bapt. Poquélin, genannt Molière, geb. zu Paris* 1622, *gest.* 1673, *der Meister der franz. komischen Bühne. — Jean François Regnard, geb. zu Paris* 1647, *gest.* 1709, *nächst Molière Frankreichs bester Lustspieldichter; seine berühmtesten Stücke sind:* le Joueur, Comédie en 5 actes, en vers, 1696; le Distrait, Comédie en 5 actes, en vers, 1697; le Légataire universel, Comédie en 5 actes, en vers, 1708.

**) *Philippe Néricault Destouches, geb. zu Tours* 1680, *gest.* 1754, *ist einer der besten franz. Lustspieldichter, dessen berühmteste Stücke:* le Glorieux, Comédie en 5 actes, en vers, 1732, *und* le Philosophe marié, Comédie en 5 actes, en vers, 1727, *sind. — Pierre Claude Nivelle de La Chaussée, geb. zu Paris* 1692, *gest.* 1754, *der Erste, welcher die Tragi-Komödie in Frankreich mit Erfolg auf die Bühne brachte. Sein gelungenstes Stück ist* Mélanide, Comédie en 5 actes, en vers, 1741.

sont, pour la plupart, d'un désintéressement, d'une fidélité, d'une délicatesse à toute épreuve: rien de tout cela n'est vrai. Peut-être, à force d'en changer, un jeune homme parviendrait-il à se procurer un Frontin, un Labranche, assez habile pour éconduire un créancier et remettre adroitement un billet; peut-être n'est-il pas sans exemple que l'on ait trouvé un domestique fidèle, dévoué, reconnaissant; mais ce sont là des variétés très-rares, et non des produits naturels de l'espèce. Quoi qu'il en soit, ce n'est ni de leurs vices, ni de leurs qualités que je m'occupe aujourd'hui, mais seulement de leurs défauts. Je ne les examine pas dans leurs rapports immédiats avec leurs maîtres, mais dans l'exercice de leurs devoirs et dans la manière dont ils les remplissent.

Disons d'abord un mot de la circonstance qui m'a donné l'idée de cet article.

Un de mes concitoyens et de mes plus anciens amis est aujourd'hui un homme très-puissant; tous les genres de mérite l'appelaient à la place éminente qu'il occupe, et dans laquelle il a le bonheur inconcevable de n'avoir ni rivaux ni envieux. Il est devenu riche et puissant, je suis resté pauvre et obscur; c'était à lui de me venir trouver; il ne l'a point fait, ses occupations l'en ont empêché; nous avons été près de cinq ans sans nous voir. Il y a quelques jours que j'ai reçu de lui ce billet:

„J'ai passé chez vous; on a dû vous le dire: nous „nous sommes perdus de vue bien longtemps; vous savez „mes raisons, et je connais les vôtres; j'ai été malheureux, „et vous avez eu tort. Je vous attends demain à déjeu„ner pour vous en faire convenir; nous serons seuls."

Je n'étais pas homme à me faire prier deux fois; et, tout occupé du plaisir que me promettait cette visite amicale, je m'acheminai vers l'hôtel de, dans toute la simplicité de ma toilette ordinaire, dont je n'avais pas, comme on va le voir, calculé tous les inconvéniens. Il y a loin de chez moi à l'extrémité du faubourg Saint-Honoré; je m'essuyais le front en entrant sous la porte cochère, quand un grand coquin de coureur, qui s'agaçait avec un valet, faillit à me renverser en voulant attraper

son camarade qui s'était, sans façon, réfugié derrière moi. Au lieu des excuses auxquelles je m'attendais, mon drôle, après m'avoir toisé du haut en bas, fait voler sa grosse canne en l'air, et part en éclatant de rire, sans attendre la correction que je lui destinais. Je m'étais avancé jusque dans la cour en cherchant des yeux la loge du suisse: un palefrenier, qui lavait une voiture, m'éclaboussa; je me fâchai; et, pour toute réponse aux reproches que je lui faisais sur sa maladresse, il me cria d'une voix de Stentor: Parlez au concierge. Celui-ci ouvrit une grande porte de glace qui donnait sur le péristyle, et du ton le plus arrogant, me demanda pourquoi j'entrais sans parler à personne: je me contraignis pour lui répondre froidement qu'il n'y avait aucune inscription qui indiquât la loge du portier. — C'est qu'il n'y a point de loge et point de portier ici, mais un logement de concierge, entendez-vous? — „Concierge soit, quoique cette désignation ne vous convienne pas; mais encore faut-il savoir où le prendre, ce concierge, à quoi le reconnaître? et vous conviendrez qu'avec votre bonnet de velours noir et votre robe de chambre à ramage, vous ressemblez plutôt...." — Finissons; que demandez-vous? — „Votre maître." — Son excellence? — „Oui, son excellence le comte de***, mon ami, avec qui je viens déjeuner, à qui je dirai deux mots de l'insolence de ses gens." — Monsieur pardonnera; c'est que..... — „J'entends, c'est que mon parapluie vous prouve que je ne suis pas venu en voiture; mais où serait l'inconvénient d'être honnête, même avec les gens à pied? En disant cela, je monte le grand escalier, et me voilà dans la première antichambre, au milieu de cinq ou six laquais, dont l'un s'occupait à brosser un habit, un autre à se faire coiffer, ceux-là à nettoyer des quinquets*), et ceux-ci à jouer au piquet sur le poêle. Aucun d'eux ne se dérangea. — Monsieur veut-il fermer sa porte? me dit un des joueurs. — „Non, je veux que vous veniez m'ouvrir l'autre." — Qui demandez-vous?....

*) *Eine nach dem Namen des Erfinders benannte Art von Lampen.*

Trois as! — „M. le comte.“ — Il n’est pas visible.... Quinte à la dame! — „J’ai rendez-vous chez lui.“ — Cela ne vaut pas. Est-ce un rendez-vous par lettre? — „Ce n’est pas votre affaire; faites-moi parler à un valet de chambre.“

J’entrai dans la seconde pièce, où je fus reçu tout aussi cavalièrement par les valets de chambre qui lisaient les gazettes. Comme ils continuaient en ma présence, j’arrachai le journal de la main du lecteur, en lui ordonnant de m’annoncer. Un peu surpris de mon ton et de mon impatience: — Son excellence, me dit-il, ne reçoit personne avant deux heures. — „Personne?“ — Non, Monsieur, excepté un de ses amis qu’elle attend à déjeuner. — „Et si c’était moi?“ — Vous, Monsieur? et toujours un coup-d’oeil sur mon parapluie. — „Moi-même... Allez, et annoncez M. de Tr***.“ Aussitôt il me devance en me saluant profondément; l’un de ses camarades, après avoir pris, avec beaucoup de respect, ma redingote et le parapluie malencontreux, s’empresse de lever la portière de velours par laquelle on m’introduisit dans le cabinet du comte, tandis que le troisième me suit, une grosse bûche sous le bras, conformément à l’ancien usage qui veut que l’on mette, à chaque visite notable, une bûche de plus au feu. Le maître de la maison m’accueillit de la manière la plus affectueuse; je l’embrassai de bien bon coeur, et puis nous en vînmes au chapitre des reproches, qu’il termina en me disent qu’il fallait savoir aimer ses amis jusque dans leur fortune; précepte bien facile à mettre en pratique, si tous les hommes frappés de prospérité la supportaient aussi bien que mon illustre concitoyen. Il n’entre ni dans mon sujet ni dans mon intention d’aborder aujourd’hui cette question délicate; je reviens à l’accueil qu’on me faisait au salon, et qui n’avait pas entièrement dissipé l’humeur qu’on m’avait donnée dans l’antichambre. J’en dis deux mots au comte; il prit la chose beaucoup trop sérieusement, et voulut renvoyer tous ceux de ses gens dont j’avais eu à me plaindre; je parvins cependant à l’apaiser, en lui faisant observer que faire un crime à ses domestiques de manquer d’égards

et de bienveillance envers l'homme qui ne se recommande ni par son extérieur ni par son titre, c'était se montrer plus exigeant avec les valets qu'on ne l'est communément avec les maîtres; et je finis par demander grâce pour leur insolence en faveur du b o n t o n.

Après avoir ri du bon ton des laquais, nous sommes pourtant tombés d'accord que l'antichambre avait aussi ses règles et son étiquette, et qu'on ne les retrouvait plus, à Paris même, que dans un petit nombre de maisons. Je citai, entre autres inconvenances dont j'étais chaque jour témoin, l'habitude qu'on laissait prendre aux laquais en livrée d'entrer dans les salons, dont le service doit être fait par les seuls valets de chambre; de monter en grande tenue derrière la voiture, sans bourse, et quelquefois même en bottes; de ne point se lever, dans les antichambres, lorsque les personnes du salon y entrent ou les traversent; de faire annoncer que l'on est servi (dans plusieurs grandes maisons) en s'adressant au maître, et non, comme cela doit être, à la maîtresse du logis; et mille autres irrégularités, plus ou moins choquantes.

En quittant l'hôtel de, j'eus à me plaindre, de la part des gens, d'un excès d'attentions qui ne m'est guère moins insupportable que le défaut contraire. Toute la maison était sur pied, deux valets de chambre m'aidèrent à passer ma redingote; les laquais me reconduisirent jusqu'au bas de l'escalier en ouvraut devant moi toutes les portes; les ordres avaient été donnés: la voiture m'attendait sous le péristyle; le coureur m'ouvrit la portière; le suisse, en bandoulière, et le chapeau bordé à la main, se confondit en salutations; et moi, je me disais, comme Juvénal, en examinant tous ces gens-là:

Maxima quaeque domus servis est plena superbis. *)

Mort du Maréchal Brune.**)

(Avignon. L'Hermite en Province, T. III.)

Vers la fin de juillet 1815, le maréchal Brune, après avoir fait sa soumission au gouvernement royal, remit le

*) Sat. V, 66.

**) *Guillaume Marie Anne Brune, geb.* 1763, *war beim Aus-*

commandement de Marseille et de la huitième division militaire à M. le marquis de Rivière, qui lui délivra un passe-port*) pour retourner à Paris.

Un de ces pressentimens auxquels les hommes d'un grand caractère mettent peut-être trop d'orgueil à ne pas céder, avait déterminé le maréchal à s'embarquer à Toulon, pour gagner un port de la Bretagne, d'où il se serait rendu à Paris. Déjà ses effets étaient transportés à bord du navire, ainsi que ceux du chef de son état-major. Une fausse honte, la crainte de laisser un témoignage de faiblesse dans l'esprit de ceux qui s'efforçaient de prouver au maréchal que le chemin de terre ne présentait aucun danger, finit par changer sa résolution. Il prit sa route à travers la Provence, escorté par un escadron de chasseurs; ses aides-de-camp le suivirent; le chef d'état-major s'embarqua seul: l'événement a trop justifié sa prévoyance.

Arrivé sur les bords de la Durance, le maréchal, poussé par une fatalité (je n'ose dire aveugle), congédia son escorte; et le mardi 2 août 1815, vers les dix heures du matin, il entre dans Avignon pour n'en plus sortir vivant, et descendit à cette auberge du Palais-Royal, où on lui servit à déjeuner avec ses aides-de-camp, dans cette même chambre où je vous raconte en ce moment sa fin déplorable.

Une heure, une heure fatale s'était écoulée; le maréchal en remontant en voiture fut reconnu et nommé par un militaire qui se trouvait avec quelques autres personnes sur la porte du café du Midi, situé en face de la poste aux chevaux. L'aspect du guerrier excita parmi les spectateurs le mouvement d'une curiosité respectueuse, à laquelle un seul mot fit changer de motif: „Admirez (s'écrie un homme en se mêlant au groupe de peuple assemblé

bruche der Revolution Buchdrucker, widmete sich dann der Politik, und trat 1793 *in Militärdienste.* 1804 *wurde er zum Marschall erhoben. Seinen grausamen Tod schildert nachfolgender Aufsatz.*

*) *Welcher ihm einen Reisepass ausstellte.*

plus près de la voiture), admirez l'assassin de la princesse de Lamballe." *)

On eût dit qu'à cet affreux mot d'ordre des légions de bandits étaient sortis de dessous terre; des huées se font entendre; la voiture part; mais elle est arrêtée, à la porte de l'Oule, par un poste de gardes nationaux tout fiers d'examiner le passe-port d'un maréchal de France. L'officier de service exige que ce passe-port, écrit tout entier de la main de M. le marquis de Rivière, soit visé par le major Lambot, commandant provisoire du département de Vaucluse. Chaque minute de délai accroît le péril; une populace ivre de fureur ferme tous les passages; une grêle de pierres est lancée contre la voiture, qui avait franchi la porte, lorsque des forcenés saisissent la bride des chevaux, et ramènent le maréchal à l'hôtel qu'il venait de quitter: on en ferme aussitôt les portes.

Le guerrier, inaccessible à la crainte, encourage ses aides-de-camp qui ne tremblent que pour lui; on les sépare, et il remonte seul dans cette chambre, où il attend avec une contenance héroïqne l'événement dont il prévoit l'issue.

La ville entière est réunie sur la place; l'atroce calomnie vole de bouche en bouche, répétée, commentèe par MM...., que l'on voit errer à travers les groupes.

Déjà s'élèvent contre un vieux guerrier, dont le sang a tant de fois coulé pour la France, des cris de mort, dont on n'entend que les horribles échos. Il est juste de dire qu'une partie des officiers de la garde nationale firent tous leurs efforts pour empêcher cette sanglante catastrophe.

Dans les premiers momens de l'émeute, le maréchal écrivit (sur le chapeau d'un officier) un billet conçu en ces termes au général autrichien Nugent, qui se trouvait en ce moment à Aix: „Vous savez nos conventions: je

*) *Marie Therese Louise de Savoyen Carignan, Wittwe des Fürsten von Lamballe, geb.* 1749, *ermordet* 3 *Sept.* 1792, *Freundin der Königin Marie Antoinette und eines der unglücklichsten Opfer der französischen Revolution von* 1789.

suis arrêté à Avignon; je compte que vous viendrez me délivrer.“ Que devint cette lettre? c’est ce qu’on ignore.

Le nouveau préfet de Vaucluse (M. de Saint-Chamans), arrivé pendant la nuit, se trouvait incognito dans cette même auberge; éveillé par cet affreux tumulte, il se présente au peuple; son autorité est méconnue, et l’un des chefs de l’émeute ne craint pas de déclarer qu’il est lui-même investi des fonctions de préfet. On bat la générale; le maire, le courageux et respectable M. Puy, à la tête d’une compagnie de gardes nationaux et de quelques gendarmes, écarte un moment ces furieux. Le préfet se rend auprès du maréchal, et cherche vainement à favoriser sa fuite; il harangue de nouveau une populace frénétique; elle répond en s’efforçant d’enfoncer la garde, qui lui résiste avec toute l’intrépidité que le maire lui communique: „Misérables, leur crie ce digne magistrat du peuple, vous n’arriverez au maréchal qu’en passant sur mon corps“; et il se place au milieu des baïonnettes qu’il fait croiser devant la porte de l’hôtel.

Pendant ce temps, d’autres bandits escaladent les murailles, et pénètrent par les derrières de l’hôtel. Le maréchal, qui les entend approcher, demande aux factionnaires placés à la porte de sa chambre, ses armes qu’on lui a enlevées; on les lui refuse: il offre vainement à l’un d’eux une bourse d’or pour son fusil.

Quelques assassins ont pénétré dans la chambre; le maréchal, debout auprès de cette cheminée, découvre sa poitrine sans proférer un seul mot. Une voix abominable répète en sa présence l’infâme accusation qui sert de prétexte à la rage d’une odieuse canaille.

Mon sang a coulé pour la patrie, répond-il à ses bourreaux, j’ai vieilli sous les drapeaux de l’honneur, et j’étais à soixante lieues de Paris à l’époque où fut commis le crime affreux dont on ose m’accuser. — Tu mourras, interrompt un scélérat. — J’ai appris à braver la mort, répond le général, et je puis vous épargner un crime; donnez-moi une arme, et accordez-moi cinq minutes pour écrire mes dernières volontés. — La mort! s’écria l’assassin en tirant sur le guerrier un premier coup de pistolet

qui effleura son front et lui enleva une touffe de cheveux. L'intrépide Brune croise ses bras, et attend un second coup: le pistolet fait long feu*).

„Tu l'as manqué, dit alors un autre brigand; ôte-toi de là, c'est mon tour"; et d'un coup de carabine un portefaix étend à ses pieds un maréchal de France, fameux par vingt combats et couvert des lauriers du Mincio, de Vérone et de Tavernelle.

Il était deux heures... Les infâmes brigands se précipitent dans la chambre, et mettent au pillage les effets de leur victime, parmi lesquels se trouvait un sabre de grand prix, que le maréchal avait reçu en présent du Grand-Seigneur.

Le meurtre consommé, un des assassins se montre au balcon, le front paré des plumes blanches qui décoraient le chapeau du général français.

La meute de cannibales, assemblée sous les fenêtres, pousse des hurlemens féroces, et demande qu'on lui jette sa proie.

Je crois vous avoir dit, en commençant cet horrible récit, que le corps inanimé du maréchal fut jeté par la fenêtre; ce fait n'est pas exact: les restes du héros furent placés sur un brancard pour être portés au cimetière: mais la rage des bourreaux n'était pas assouvie; à vingt-cinq pas de l'hôtel, les monstres s'en emparèrent, et le traînèrent par les pieds au bruit du tambour, qui battait la farandole, jusqu'à la neuvième arche du pont, d'où ils le précipitèrent dans le Rhône, après avoir déchargé toutes leurs armes sur un cadavre que de nouvelles horreurs attendaient au rivage où il fut jeté par les flots....

Les aides-de-camp du maréchal décidés à mourir avec lui, étaient détenus dans une salle basse, où ils auraient infailliblement partagé le sort de leur général, si un jeune homme, de concert avec le maître de l'auberge, ne les eût soustraits à la rage des assassins et recueillis dans sa maison, où il les tint cachés pendant quelques jours. J'insiste d'autant plus volontiers sur ce fait incontestable,

*) Le pistolet fait long feu, *das Pistol geht langsam los.*

qu'il peut servir à détruire ou à confirmer une terrible inculplation.

Les contemporains des hommes de la Glacière et du 2 septembre*) n'auront pas de peine à croire qu'à la suite de cette scène d'horreurs, dont j'ai passé sous silence les plus affreux détails, des femmes, qui toutes n'appartenaient pas à la dernière classe du peuple, dansèrent la farandole sur la place encore teinte d'un sang généreux; qu'un homme, au milieu de ces mégères, improvisa des couplets patois, qu'il fit imprimer depuis, et dans lesquels on disait:

„Qu'un ange subtil
Avait placé dans le fusil
L'excellente prune
Qui tua le maréchal Brune."

Et cependant il est vrai qu'il existe un procès-verbal constatant que le maréchal Brune s'est tué lui-même.

Si l'un des principaux meurtriers n'insultait pas encore à la douleur et à la justice publiques, on pourrait croire que la Providence s'est chargée de leur punition; en proie aux angoisses du remords, aux terreurs de sa conscience, le principal auteur du crime est mort peu de temps après dans les convulsions du désespoir.

Le corps du héros, précipité dans le Rhône, fut poussé sur la grève entre Tarascon et Arles; et tel était l'effroi que les assassins d'Avignon avaient répandu dans la contrée, que personne n'osa recouvrir d'un peu de terre un cadavre informe, devenu un objet d'épouvante et d'horreur: ces restes déplorables étaient depuis plusieurs jours en proie aux animaux carnassiers, lorsqu'ils furent enlevés pendant la nuit par des mains pieuses, et déposés quelques heures dans la chaux vive.

Un citoyen, qui avait entrepris un long et périlleux voyage pour arracher aux vautours les dépouilles sanglantes d'un des chefs de la vieille armée française, recueillit ses

*) Le massacre de la Glacière *wird bekanntlich die Niedermetzelung der päpstlichen Partei in Avignon* 1792 *genannt. Die blutigen Septembertage* 1792, *in Paris, fingen mit dem 2ten an.*

ossemens avec un soin religieux, et revint à Paris en faire à sa famille un douloureux hommage.

Je ne me permettrai qu'une réflexion sur ce triste sujet: c'est que l'état des choses et des esprits dans ce département est tel encore, que j'aurais craint, en le nommant, de compromettre l'homme généreux qui rendit les derniers honneurs au maréchal, et de me compromettre moi-même en vous faisant connaître, par leurs noms, des misérables qui peut-être échapperaient par la preuve légale à la notoriété publique et à leurs propres aveux.

BIGNON.

LOUIS ÉDOUARD BARON DE BIGNON *wurde zu Meilleraye im Departement der Nieder-Seine* 1771 *geboren, und im Collége Lisieux zu Paris erzogen. Zwar ein Freund der* 1789 *ausgesprochenen Grundsätze, aber ein Feind aller gewaltsamen Maassregeln, wurde er* 1793 *proscribirt, und nahm deshalb Dienste in der Marine. Fünf Jahre nachher trat er in die diplomatische Laufbahn, wurde Legations-Secretär beim helvetischen Bunde,* 1799 *bei der cisalpinischen Republik,* 1800 *Legations-Secretär und* 1802 *Geschäftsträger am preussischen Hofe, und Ende* 1803 *bevollmächtigter Minister beim Kurfürsten von Hessen zu Cassel.* 1806, *nach dem Einrücken der französischen Truppen in Berlin, wurde er zum kaiserlichen Commissar bei den preussischen Behörden ernannt, und darauf (bis Ende* 1808) *mit der allgemeinen Verwaltung der Domainen und Finanzen der besetzten Länder beauftragt.* 1809 *war er bevollmächtigter Minister am grossherzoglich badenschen Hofe, und bald nachher General-Administrator von Oesterreich. Kurz darauf schickte man ihn mit einem schwierigen Auftrage nach Warschau, wo er drei Jahre verweilte. Dann,* 1812 *zur Leitung der Verwaltung der besetzten polnischen Provinzen bestimmt, wurde er zum kaiserlichen Commissar bei der provisorischen Regierung zu Wilna ernannt, und seine Stelle*

in Warschau Herrn de Pradt) übertragen. Nach dem Rückzuge der Franzosen von Moscau wurde er von neuem als ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der polnischen Regierung zu Warschau accreditirt, und leistete hier Frankreich mittelbar noch wichtige Dienste. Dann begab er sich in das französische Hauptquartier zu Dresden, von wo er, nach der Capitulation, nach Frankreich ging, und Napoleon am 7ten December* 1813 *die erste Nachricht von Murat's Abfall brachte. Sodann zog er sich aufs Land zurück und widmete sich literarischen Arbeiten. — Während der hundert Tage wurde er von Napoleon zum Unter-Staatssecretär im Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten ernannt; das Departement der Unter-Seine erwählte ihn zum Mitgliede der Repräsentanten-Kammer, und, für den Augenblick Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unterzeichnete er als solcher die Convention vom* 3. *Juli* 1815. *Im Jahre* 1817 *wurde er Deputirter des Departements der Eure. Er sprach auf der Tribüne gegen die Ausnahmegesetze und für die Zurückberufung der Verbannten, die Freiheit der Presse u. dgl.* 1820 *erwählten ihn die Departements der Vendée und des Ober-Rheins zu ihrem Deputirten, und er war von neuem thätig in der Kammer. Kurz nach der Juli-Revolution* 1830 *wurde er zum provisorischen Commissar des Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und vom Departement der Eure abermals zum Deputirten gewählt. Am* 8. *Decbr.* 1832 *nahm ihn die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf.* 1837 *wurde er zum Pair von Frankreich ernannt. Er starb den* 6. *Januar* 1841. — *Bignon war ein wohlunterrichteter Diplomat und wahrer Vaterlandsfreund. In den*

*) *Dominique Dufour de Pradt, geb. zu Allanches in Auvergne den* 23. *April* 1759, *gest. den* 18. *Marz* 1844, *gehörte dem geistlichen Stande an, und war* 1809 *zum Erzbischof von Mecheln ernannt worden. — Er ist einer der fruchtbarsten politischen Schriftsteller der Franzosen, der, seitdem die Geschichte seiner Gesandtschaft in Warschau* (Histoire de l'Ambassade dans le Grand-duché de Varsovie, Paris, 1815) *wegen der darin herrschenden Satire starken Abgang fand, über jedes neue wichtigere politische Ereigniss sich hat vernehmen lassen. Von seinen Schriften erschien eine Sammlung unter dem Titel:* Oeuvres politiques de M. de Pradt, Paris, 1828, 25 Vol.

Ländern, wo er als Geschäftsträger friedliche Pflichten übte, erwarb er sich Wohlwollen und Zuneigung, und wo er als Administrator besetzter Provinzen auftrat, wusste er sich Achtung zu verschaffen und durch sein Benehmen das Harte seines Geschäfts zu mildern. Er gehörte zu den ausgezeichneteren Schriftstellern und Rednern Frankreichs. Sein Styl ist im Allgemeinen ernst und würdig: frei von poetischen Floskeln; wenn er indessen ungerechte Beschuldigungen zurückweist, das Recht und die Wahrheit vertheidigt, so bemerkt man die Wärme seines Gefühls und seine innere Begeisterung auch an seinem Styl. Von seinen politischen Schriften nennen wir: Du système adopté par le Directoire exécutif, relativement à la République cisalpine, Paris, 1799; Exposé comparatif de l'état financier, militaire, politique et moral de la France, et des principales puissances de l'Europe, Paris, 1815; Des Proscriptions, en cinq livres, Paris, 1819 — 20, 3 Vol.; Du congrès de Troppau, ou Examen des prétentions des monarchies absolues à l'égard de la monarchie constitutionelle, Paris, 1821; Les Cabinets et les Peuples, depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822, Paris, 1822. — *Den Auftrag, welchen ihm Napoleon in seinem Testamente mit den Worten gegeben hat:* Je l'engage à écrire l'histoire de la diplomatie française de 1792 à 1815, *führte er zum Theil in seiner* Histoire de France depuis le 18 Brumaire (9 *Novbr.* 1799) jusqu'à la paix de Tilsit (Juillet 1807). Deuxième époque, depuis 1807 jusqu'en 1811 (Tomes VII—X), Paris, 1829 —1838, 10 Vol., *deutsch von Alvensleben,* 6 *Bände, Meissen* 1840, *aus. Es ist eine kritische Geschichte Napoleons, welche diesen, wie er als Mensch, im Cabinet und im Kriege war, mit Liebe und Unparteilichkeit vollständig darstellt. Dem zehnten Theile dieses Werks ist eine sehr motivirte Berichtigung mehrerer Ansichten des Fürsten von Talleyrand* (*geb.* 2. *Febr.* 1754, *gest.* 17. *Mai* 1838) *vorangeschickt. H. Hase hat sie, Leipzig,* 1830—1832, 6 *Bde.* 8., *ins Deutsche übertragen. — Eine Biographie Bignon's enthält die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. III, p. 11—14; *ein Verzeichniss seiner Schriften:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. I, p. 329—330.

Guerre en Italie. Batailles de Montebello et de Marengo.

(Histoire de France, T. I, chap. 5.)

Tandis que le premier consul recevait à Milan les hommages de la reconnaissance, l'activité de ses mouvemens n'était pas interrompue. Le 4 juin (1800) la division Duhesme occupait Lodi: peu de jours après, ce général cerna Pizzighitone, s'empara de Crémone, et jeta l'alarme jusque dans Mantoue. D'un autre côté, Murat s'était porté contre Plaisance*), avait surpris la tête du pont; et, après quelques combats livrés aux portes mêmes de la ville, il en était resté maître. La veille, le 6 juin, le général Lannes avait passé le Pô, à Belgioso, auprès de Pavie, avec son avant-garde et le gros de l'armée. Le 8 juin, le premier consul fit défiler devant lui le corps du général Moncey, et dirigea l'une des divisions de ce corps sous les ordres du général Lapoype, pour border le Pô depuis Pavie jusqu'à la Dora, et éclairer les mouvemens de l'ennemi. L'armée de réserve était tout entière arrivée à sa destination: elle s'élevait dans sa totalité à près de soixante mille hommes. C'était avec cette force que le premier consul avait à lutter contre une armée supérieure du double; mais là ligne d'opération du général autrichien était coupée; une partie assez considérable de ses troupes devait être retenue par le blocus de Gênes; et le premier consul, à son départ de Milan le 8 juin, pouvait former les plus brillantes espérances. Débloquer Gênes surtout était une chance des plus probables, et Masséna aurait, avec les braves qui lui restaient, mis un grand poids dans la balance: il était trop tard. Après les affaires les plus brillantes pour lui-même, pour le général Soult et pour tous les officiers et soldats; après des épreuves plus pénibles que celles du champ de bataille,

*) *Piacenza.*

les souffrances et la mortalité produites par la famine, Masséna, cédant à une nécessité irrésistible, avait non pas capitulé, il en avait repoussé le mot seul avec indignation, mais consenti à sortir de Gênes avec armes et bagages.

Cet incident inattendu changeait singulièrement la situation de l'armée française, lui ôtait l'espoir d'un puissant renfort, et, en revanche, rendait à la disposition de l'ennemi un corps considérable. Le commandant de ce corps, le général Ott, était venu en deux marches à Tortone, et avait poussé son avant-garde jusqu'à Plaisance, se flattant d'arriver lui-même assez tôt pour empêcher les Français de passer le Pô. Son projet ayant échoué, ce général avait pris une bonne position à Casteggio et Montebello, avec la résolution de combattre sur ce terrain. Cette résolution ne pouvait que convenir à l'armée française, qui, vu son infériorité numérique, devait trouver dans des engagemens partiels plus de chances heureuses et de moindres dangers. Le général Lannes n'était pas homme à refuser le combat; mais n'ayant avec lui que huit mille hommes contre dix-huit à vingt mille, et d'ailleurs attendant le corps du général Victor*), qui n'était qu'à trois lieues de distance, il n'avait pas intérêt à commencer l'affaire. Il fut prévenu. Cette journée fut une des plus glorieuses de la campagne, surtout pour ce général qui, seul pendant plusieurs heures, fit des prodiges, jusqu'à ce que vers midi l'arrivée du général Victor décida complètement la victoire. Le général Ott eut trois mille tués, et laissa cinq mille prisonniers entre les mains des Français. De cette bataille sortira, pour le général Lannes, le titre de duc de Montebello que, depuis, tant d'autres beaux faits d'armes ont encore illustré. Les deux jours suivans furent employés par le premier consul à concentrer son armée, à établir des ponts et des têtes de pont sur le Pô, afin d'avoir des points de retraite assurés contre tous les événemens. Ce fut là, dans la position de

*) Victor Perrin, duc de Bellune, *gest. den* 2. *März* 1841.

Stradella, que, le 11 juin, il fut rejoint par le général Desaix.

Parti d'Égypte avec des passe-ports du commodore Sidney-Smith, ce général n'en avait pas moins éprouvé, de la part de l'amiral Keith, les traitemens les plus injurieux. Débarqué à Livourne, il s'était hâté, aussitôt sa quarantaine finie, d'accourir auprès du premier consul pour partager la gloire et les périls de l'armée. Réunis tous deux sur un terrain nouveau et dans une position nouvelle, Bonaparte et Desaix passèrent une grande partie de la nuit à s'entretenir et de l'Égypte, et des Anglais, et des Turcs, et de l'espèce de nostalgie*) du général en chef, qui avait voulu, à tout prix, la convention d'El-Arisch, dont Desaix avait été le négociateur, et du réveil héroïque qui avait si noblement racheté dans Kléber l'erreur de ses premières idées, en lui prouvant à lui-même qu'il était en état de garder ce qu'il avait si bien su reconquérir. Les talens et l'ardeur de Desaix ne pouvaient pas rester oisifs; le premier consul mit sous son commandement les divisions Boudet, Monier et Lapoype: ce dernier, dépendant du corps du général Moncey, qui était sur la rive gauche du Pô, reçut ordre d'aller promptement rejoindre le nouveau corps dont il allait faire partie.

Des soixante mille hommes dont l'armée se composait, la moitié se trouvait en dehors de l'action principale. Le général Thurreau était dans la vallée de Suse. La division du général Chabran, laissée au siége du fort de Bard dans la vallée d'Aoste, avait rempli sa mission en huit jours. Une pièce de canon, montée sur le clocher d'Albarédo, avait servi à ouvrir la brèche et contraint la garnison à capituler. Un clocher changé en batterie et lançant des boulets contre un fort, est une des singularités des dernières guerres, si fécondes d'ailleurs en étranges innovations. Cependant le général Chabran et le général Thurreau étaient retenus dans leurs positions respectives par la présence d'une forte garnison autrichienne à Turin. Le général Moncey, avec dix à douze mille hommes, oc-

*) La nostalgie, *das Heimweh.*

cupait la haute Lombardie. Duhesme, avec sept à huit mille, bloquait Pizzighitone ainsi que le château de Plaisance, et couvrait l'armée contre l'incursion des troupes autrichiennes que le général Mélas avait laissées dans le voisinage de Mantoue, dans la Marche d'Ancône et dans le duché de Parme. D'après cette dissémination forcée, le premier consul ne pouvait mettre en ligne qu'à peu près trente mille hommes. Tandis que l'armée française gardait sa position de Stradella, le général Mélas concentrait ses forces devant Alexandrie, où était son quartier-général. Les deux armées étaient ainsi en présence sur la rive droite du Pô, dans un sens inverse de l'ordre naturel, les Autrichiens adossés à la France, les Français, aux possessions autrichiennes.

Quoiqu'il existât pour le général Mélas plusieurs moyens de rejoindre les troupes dont il était séparé, de manière à pouvoir ensuite accabler son ennemi de tout le poids de ses forces rassemblées, ce général choisit entre tous ces moyens le plus hardi et le plus honorable, celui de s'ouvrir un passage sur le corps de l'armée française. Cette confiance n'avait rien de présomptueux. Son armée, pourvue d'une nombreuse artillerie, montait au moins à quarante mille combattans, parmi lesquels sept à huit mille hommes d'une excellente cavalerie, tous soldats éprouvés et fiers encore des succès de la dernière campagne. Le 12 juin, l'armée française passa la Scrivia. Des détachemens de cavalerie légère ayant, par ordre du premier consul, battu la plaine qui s'étend entre cette rivière et la Bormida, reconnurent que le village seul de Marengo était occupé par un corps ennemi qui paraissait être de quatre à cinq mille hommes. Le général Victor fit enlever le village, repoussa le corps autrichien jusqu'à ses retranchemens, mais fut obligé de s'arrêter devant l'artillerie des têtes de pont établies sur la Bormida. Cette fois le premier consul fut sur le point d'être pris en défaut. La solitude de la plaine de Marengo, où il s'attendait à trouver l'ennemi, lui ayant persuadé que le général Mélas, au lieu de songer à livrer bataille, faisait quelques mouvemens ou sur le Tésin, ou sur Gênes, ou contre Suchet, il avait détaché sur son

extrême gauche le général Desaix, dans la direction de Rivalta et d'Acqui. Il reprenait lui-même la route de Voghera, quand divers avis lui firent connaître le péril de sa trompeuse sécurité et la résolution habilement déguisée du général autrichien. Le temps était court, la nuit restait seule pour se préparer au combat, et, quelque célérité que dût mettre dans sa marche le général Desaix, qu'il se hâta de rappeler, ce général ne pouvait être revenu que dans l'après-midi du lendemain. L'ennemi commencerait l'attaque avec toutes ses forces. On n'aurait à lui opposer que dix-huit mille hommes d'infanterie et deux mille de cavalerie. Ce n'est pas à vaincre, c'est à n'être pas vaincu que, jusqu'au retour de Desaix, doit aspirer le premier consul. C'est dans ce système qu'il doit régler l'emploi des troupes qui sont sous sa main. Tout le poids de la première partie de la journée presque tout entière va donc tomber sur les lieutenans-généraux Victor et Lannes, ayant chacun deux divisions sous leurs ordres. Leur tâche sera pénible, et le sort des armes paraîtra quelque temps plus que douteux.

Après avoir, pendant près de quatre heures, résisté au choc de l'infanterie, aux charges de la cavalerie, au feu de l'artillerie autrichiennes, Victor, obligé d'abandonner le village de Marengo, parcourut dans sa déroute un espace d'environ deux lieues, avant de pouvoir rallier ses trouper en désordre. Le général Lannes, qui s'était porté à sa droite pour le soutenir, repoussa d'abord l'ennemi et regagna du terrain, mais il aurait tout compromis, en essayant de poursuivre ce succès. Il dut aussi faire un mouvement rétrograde, et ce mouvement fut admirable. Attaqué par la plus grande partie de l'armée autrichienne, si ce général recule, il recule en héros, il ne cède que le terrain qu'il ne veut pas garder; il met trois heures à parcourir un espace de trois quarts de lieue en arrière. Le premier consul venait de mettre en jeu toute sa réserve. Les neuf cents grenadiers de la garde consulaire, placés dans une position bien choisie, formèrent comme une redoute vivante que les Autrichiens n'osèrent laisser derrière eux, et contre laquelle le général Elsnitz, commandant de la cavalerie légère, perdit en inutiles efforts un temps qu'il

eût pu employer à compléter la déroute des corps en retraite. Le général Carra-Saint-Cyr, avec le reste de la réserve, disputait à l'ennemi et finit par conserver le village important de Castel-Ceriolo. Enfin, vers trois heures d'après-midi on vit arriver les premiers régimens des divisions du général Desaix. L'ennemi croyait la bataille gagnée, et Mélas, rentré dans Alexandrie, laissait à son chef d'état-major, le général Zach, le soin présumé facile de recueillir les fruits de la victoire. Présomption fatale! La bataille gagnée n'était qu'une bataille d'attente.*) C'est maintenant que la véritable bataille commence. Le premier consul a fait de nouvelles dispositions. Tous les corps sont prêts pour un mouvement combiné; les divisions de Victor sont elles-mêmes ralliées et vont rentrer dans la carrière. Partout où le premier consul a paru, les esprits se sont ranimés. „Soldats, dit-il, c'est assez reculer, marchons en avant; vous savez que je couche toujours sur le champ de bataille.“ Dans ce moment s'avançait avec l'orgueil d'un succès assuré une colonne de cinq mille grenadiers hongrois, conduite par le général Zach, et destinée à consommer la défaite de l'armée française. Desaix marche à sa rencontre; au moment de toucher les rangs autrichiens, il démasque une batterie de quinze pièces de canon, dont l'explosion inattendue déconcerte et rend un moment immobile la tête de la colonne autrichienne. Desaix a saisi l'instant, il commande la charge, il va se précipiter sur l'ennemi. Une balle le frappe au milieu de la poitrine, et il tombe dans les bras du colonel Lebrun, aide-de-camp du premier consul. Chaque soldat a senti le coup dont vient d'être atteint ce vaillant général qui leur est si cher. Sa mort servira encore sa patrie: elle double l'ardeur des troupes, et joint à leur courage naturel la soif de la vengeance. Le premier consul a vu le moment où la colonne ennemie allait être ébranlée. Huit cents hommes de grosse cavalerie, commandés par le général Kellermann, tombent

*) Le général Bonaparte a dit de cette journée, et ce jugement le plus simple en est peut-être le meilleur: „Il y a eu deux batailles; j'ai perdu la première, et gagné la seconde.“

sur son flanc gauche avec une irrésistible impétuosité, et achèvent l'ouvrage si bien commencé par l'infanterie. Les cinq mille grenadiers sont rompus, séparés par pelotons, enveloppés de toutes parts et faits prisonniers avec le général qui les commande. Ce retour de fortune a décidé du reste de la journée. Le village de Marengo a été repris; le général Carra-Saint-Cyr est aussi près que l'ennemi lui-même des ponts de la Bormida; l'infanterie, la cavalerie autrichiennes, tout en combattant, se pressent surtout d'assurer leur retraite. L'action dura jusqu'à dix heures du soir. Il resta entre les mains des vainqueurs six mille prisonniers, huit drapeaux, vingt bouches à feu, et une grande quantité de munitions de guerre. Le nombre des tués et des blessés avait été à peu près le même, relativement aux forces respectives. Malgré la déroute de l'armée autrichienne, l'arrêt de la victoire pouvait n'être pas irrévocable, et le premier consul croyait avoir à l'acheter par un nouvel effort. Il s'y dispose, il prépare tout pendant la nuit pour forcer, à la pointe du jour, le passage de la Bormida. Déjà la fusillade commence, lorsqu'un parlementaire autrichien vient proposer une suspension d'armes qui est acceptée, et le jour même se conclut la convention fameuse qui remet aux Français douze places fortes, délivre de la présence des Autrichiens le Piémont, Gênes et la république cisalpine, et rejette l'armée ennemie derrière Mantoue.

On a depuis examiné si le général Mélas n'avait pas été trop prompt à faire de si grands sacrifices; si, au lieu de cette ressource désespérée, il n'existait pas encore pour son armée plusieurs autres voies de salut. L'Europe n'entra point dans de telles questions. Elle vit les faits, les moyens, les résultats. On a voulu assimiler*) cette campagne du premier consul à celle du prince Eugène en 1706; mais le prince Eugène avait-il eu à passer le Saint-Bernard avec son artillerie? Le prince Eugène avait-il une armée inférieure de moitié à celle de l'ennemi? Pour le peuple français, comme pour lui-même,

*) M. Mathieu Dumas.

le premier consul avait été doublement heureux de vaincre: de nouveaux troubles auraient pu éclater à Paris même et dans les départemens de l'Ouest, s'il n'eût triomphé dans la première bataille. Georges Cadoudal était, depuis l'ouverture de la campagne, débarqué dans le Morbihan, attendant un seul revers de nos armées pour renouveler la guerre civile. D'un autre côté, à la honte de l'esprit de parti, des hommes estimables, aveuglés par la passion la plus pure, l'amour de la liberté, se seraient peut-être réjouis d'une défaite, qui, en affaiblissant la gloire du général, eût compromis la puissance du premier magistrat. Tandis qu'à Marengo, le soir du 14 juin, la fortune finissait par trahir avec éclat les drapeaux autrichiens, qu'elle avait favorisés une grande partie du jour, des courriers du commerce apportaient à Paris la nouvelle de l'échec qu'avait d'abord essuyé l'armée française. A cette nouvelle*), toutes les nuances d'opinion s'agitent; les républicains**) surtout se mettent en mouvement, ils forment des projets, bâtissent des plans sur l'hypothèse de la ruine du nouveau Cromvell; ils jettent les yeux sur Moreau, sur La Fayette, et principalement sur le ministre de la guerre, Carnot. Cependant les plus circonspects engagent les autres à ne rien précipiter, à s'abstenir de toute mesure indiscrète et prématurée. Un jour de plus apporterait de nouvelles lumières, et il fallait au moins attendre au lendemain. La prudence était de saison. Le lendemain vit paraître un message d'une tout autre nature, la convention d'Alexandrie. J'espère, écrivait le premier consul, que „le peuple français sera content de son armée.“ ***)

*) Le 20 juin.

**) Les mémoires du temps disent qu'on se réunit chez Chénier, Sieyes et quelques autres personnes. Est-il bien étrange que le premier consul ait conçu alors, et conservé depuis, quelque ressentiment contre des hommes qui, six mois après, le 18 brumaire, songeaient à profiter d'un revers pour changer la forme du gouvernement, et retourner à un régime républicain d'une nature impossible peut-être à fonder en France, même en pleine paix?

***) Lettre aux consuls Cambacérès et Lebrun.

Le peuple français était fier de son armée et du général qui la conduisait à la victoire. L'ivresse était universelle, et sans doute les hommes mêmes qui, par exaltation de sentimens politiques, avaient désiré le renversement du premier consul vaincu, applaudissaient de bonne foi au succès du général vainqueur.

Une vive douleur se mêlait cependant à la joie publique: la perte de Desaix fut vivement sentie. Toute victoire à un tel prix était chèrement achetée. Nul autre général peut-être n'était autant que Desaix estimé des citoyens et chéri des soldats. Desaix a servi en second sous Moreau, et partout où il est employé, les opérations sont plus rapides, plus brillantes. C'est Moreau au moins pour le talent, mais Moreau sans la tache de la dénonciation, et de la dénonciation tardive de Pichegru. On aime dans Desaix jusqu'à l'admiration qui, aussitôt après les préliminaires de Léoben, lui fait quitter l'armée l'Allemagne pour aller étudier les beaux champs de bataille de l'armée d'Italie: noble et sympathique curiosité que le général Bonaparte apprécie dignement, lorsqu'il met à l'ordre du jour l'arrivée de Desaix comme un événement propre à flatter l'armée. Dès lors celui-ci semble lier sa destinée à celle du général Bonaparte. Il le suit en Égypte, et c'est avec lui que le général en chef partage le commandement. Comme Bonaparte, Desaix avait à coeur de conserver cette importante possession. Prêt à revenir d'Égypte, il écrit à Bonaparte une lettre pleine de l'expression d'un profond dévouement à sa gloire, et cette expression, de sa part, n'est pas suspecte. Quel autre mobile, dans une âme généreuse et désintéressée comme celle de Desaix, a pu faire naître cette affection chevaleresque, si ce n'est que sa propre supériorité sur ses collègues lui faisait sentir mieux combien Bonaparte les surpassait tous? Le prisonnier de Sainte-Hélène a dit: „Desaix eût été mon lieutenant.“ Tout autorise à croire à sa sincérité. Son intérêt bien entendu ne pouvait pas lui donner de meilleur conseil. Avec la loyauté de Duroc, Desaix eût offert de plus les qualités d'un grand capitaine. On a dit d'autre part: Desaix était l'ami de Moreau; il

eût été compris dans sa proscription. Non; Desaix eût été un lien entre Moreau et le premier consul. Il aurait prévenu les écarts de Moreau, en le prémunissant contre les intrigues peu honorables dont il fut le jouet, et qui causèrent sa perte.

C'était le 15 mai que l'avant-garde de l'armée de réserve avait touché le sol de l'Italie. Le 15 juin elle avait rempli ses hautes destinées; mais les soins d'une juste prévoyance retiennent un moment sur ce terrain le premier consul. La convention s'exécute; les places fortes sont remises aux Français, aux époques déterminées. Suchet rentre dans Gênes avec une partie même des troupes qui en sont sorties dix jours auparavant. Masséna rappelé en Italie, prend le commandement de l'armée. A la surveillance des intérêts militaires, le premier consul mêle les soins de la réorganisation des pays arrachés à l'invasion autrichienne. L'Autriche avait fait fermer l'université de Pavie. L'un des premiers actes du premier consul est de rouvrir cet antique sanctuaire des sciences, de le doter d'une manière convenable, et d'y rétablir pour professeurs les hommes les plus éclairés et les plus vertueux.

Dans la situation nouvelle de l'Italie, il fallait à Milan, à Turin et à Gênes, une composition nouvelle d'autorités publiques. Le premier consul forme dans chacune de ces trois capitales un pouvoir exécutif sous le nom de commission de gouvernement, et une consulta ou corps législatif. Toute réaction est interdite. L'oubli du passé est recommandé comme le premier devoir. Les hommes que le premier consul recherche et honore sont des amis de la liberté, mais en même temps des ennemis de la licence. Partout c'est l'élite de la population qui est placée dans le gouvernement ou dans les consultes.

La France devant avoir un ministre extraordinaire auprès de chacun de ces gouvernemens, le premier consul nomme, pour Milan, M. Pétiet; pour Gênes, le général Dejean; pour Turin, le général Jourdan, depuis maréchal de France. Est-il un gouvernement que n'honorassent de pareils choix? La nomination du général Jourdan avait un

mérite de plus. Au 18 brumaire, il avait été dans les rangs opposés au général Bonaparte.

Si les Italiens prodiguèrent au premier consul un encens qu'on leur reproche aujourd'hui, leur exaltation n'était-elle pas naturelle et leur confiance légitime? Cependant l'enthousiasme n'était général que dans la démonstration. Si nous devons en croire l'auteur d'une histoire récente d'Italie*), il ne l'était pas en réalité. „Les démocrates entre eux, dit cet écrivain, appelaient Bonaparte aristocrate, quelquefois même tyran; mais en public, c'était un dieu, à les entendre.“ Est-ce le premier consul ou ces démocrates exigeans qu'il faut blâmer? Pour mériter leurs éloges vrais, le premier consul devait-il faire encore une fois à Milan l'essai d'un régime dont les orages y avaient été si funestes? Du reste, suivant ce même écrivain, si les dehors étaient plus doux, les apparences plus flatteuses, „l'avarice et les rapines étaient toujours les mêmes.“ Dans d'autres circonstances, cet historien avoue qu'il n'y avait pas d'effort que ne fît le général Bonaparte pour empêcher les excès dont il se plaint ici. Veut-il dire en ce moment que l'armée française, qui venait d'affranchir la république cisalpine, vivait aux dépens du pays? Mais fallait-il donc que la France, en lui rendant une existence nationale. s'épuisât encore pour y envoyer la nourriture et la paie du soldat français? Il est étrange qu'un homme, qui a si vivement à coeur de voir l'Italie arrachée au sceptre de l'Autriche, s'imagine qu'un tel prodige puisse s'opérer, sans que le pays entre avec la France en partage des sacrifices qu'exige la guerre. Vouloir l'impossible, c'est vouloir l'absurde.

Après avoir pourvu aux besoins les plus pressans de l'armée et de l'Italie, le premier consul part pour la France. Dans sa course, il ne s'arrête qu'un moment, c'est à Lyon. La même main, qui brise au dehors les remparts ennemis, relève nos cités et fait disparaître dans l'intérieur les traces de nos guerres civiles. Le premier consul pose, à son passage, le première pierre pour la reconstruction de la

*) Ch. Botta, Tome IV, p. 327.

place Bellecourt. Le 2 juillet, il était à Paris, et Paris se montrait avide de contempler le magistrat guerrier dont la courte absence avait été si magnifiquement remplie. Nous dirons comme le prisonnier de Saint-Hélène: „Ce fut un beau jour."

DEGÉRANDO.

JOSEPH MARIE BARON DEGÉRANDO *wurde am* 29. *Februar* 1772 *zu Lyon, wo sein Vater Baumeister war, geboren.* 1797 *kam er mit seinem Freunde und Verwandten Camille Jordan*) nach Paris, und als dieser am* 18. *Fructidor* (4. *September* 1797) *geächtet wurde, begleitete er ihn nach Deutschland und studirte hier die deutsche Literatur. Zugleich schrieb er seine Abhandlung:* Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels, Paris, 1800, 4 Vol., *durch die er sich einen bedeutenden Ruf unter den Philosophen erwarb, und welcher auch das National-Institut seinen ersten Preis ertheilte. Bald darauf wurde er als General-Secretär im Ministerio des Innern in Paris angestellt, nach kurzer Zeit zum Requetenmeister im Staatsrath, und dann zum Mitgliede der Regierungs-Commission in Rom ernannt. Am* 18. *Februar* 1811 *erhielt er die Stelle eines Staatsraths für die Abtheilung des Innern, später den Titel Baron, und den Orden der Ehrenlegion. Nach der ersten Restauration,* 1814, *blieb er in seinem Amte, so wie auch während der hundert Tage, und da er den Beschluss vom* 25. *März* 1815 *nicht unterzeichnet hatte, so wurde er auch nach der zweiten Restauration als Staatsrath bei der Abtheilung des Innern wieder angestellt, und zum Mitglied der Académie des Inscriptions et belles-lettres etc. ernannt. Später wurde er zum Pair erhoben und starb am* 12. *November* 1842. — *Degérando hat sich um sein Vaterland durch That und Lehre vielfach ver-*

*) *Geb.* 1769, *gest.* 1821, *geachteter Deputirter. Seine* Discours *hat Degérando* 1826 *herausgegeben.*

dient gemacht. Er war einer der eifrigsten Einführer des wechselseitigen Unterrichts in Frankreich, Vorsteher oder Mitglied vieler gemeinnützigen und Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine) und Beförderer der National-Industrie durch Mittheilung und Verbreitung fremder vortheilhafter Entdeckungen. Seine Schriften, in verständlicher, ungesuchter Sprache, gehören zu den nützlichsten der französischen Literatur. Als Philosoph war er früher ein Anhänger der damals in Frankreich allgemein herrschenden* école idéologique, *und in deren Principien sind sein Werk:* Des signes et de l'art de penser *(s. oben), und seine Abhandlung:* De la génération des connaissances humaines (Berlin, 1802), *welcher die Berliner Academie der Wissenschaften ihren Preis ertheilte, verfasst. Seitdem hat er sich aber in seinem Werke:* Du perfectionnement moral, ou de l'Éducation de soi-même, Paris, 1824; 2e édit. 1826; 3e édit. 1833, 2 Vol. *und noch öfter (deutsch von E. Schelle, Halle* 1829, 2 *Bände), mehr als Psycholog und Moralist gezeigt, und wird nun zur eklektischen Schule gerechnet. Der Hauptzweck dieser Schrift ist darzuthun, dass das Leben des Menschen eine grosse und immerwährende Erziehung ist, die sich über alle seine Fähigkeiten erstreckt und alle seine Verhältnisse umfasst; dass die zwei nothwendigen Bedingungen, die zwei grossen Mittel dieser Erziehung, die Liebe zum Guten und die Selbstbeherrschung sind. Wie diese Mittel zu erlangen, wie sie zur Hervorbringung guter Früchte anzuwenden, dies legt Degérando in den zwei Bänden dar. — Ein Product tiefer Studien ist seine* Histoire comparée des Systèmes de philosophie, relativement aux principes des connaissances humaines, Paris, 1803, 3 Vol.; 2e édit. Paris, 1822 - 23, 4 Vol., *welche die Geschichte der Philosophie des Alterthums und des Mittelalters enthält. In Band* 5 *und* 6 *wird die Geschichte der Philosophie seit der Wiederherstellung der Wissenschaften behandelt. Die erste Auflage, welche von W. G. Tennemann ins Deutsche übersetzt ist (Marburg,* 1806—7, 2 *Bde.), hat viel dazu beigetragen, die Fran-*

*) *Durch diese Verhältnisse entstanden seine Schriften:* Le visiteur du Pauvre, Paris, 1820, 3e édit. 1826 (*deutsch von E. Schelle, Quedlinb.* 1831); De l'éducation des sourds-muets de naissance, Paris, 1827, 2 Vol.

zosen mit den deutschen Philosophen Kant, Fichte, Schelling etc. und deren Forschungen bekannt zu machen. Le Visiteur du Pauvre; 4e édit. Paris, 1837; De la Bienfaisance Publique, Paris, 1839, 4 Vol.; Cours Normal des instituteurs primaires, ou Directions relatives à l'éducation physique, morale et intellectuelle dans les écoles primaires; 3e édit. Paris, 1839, in 12. *und noch oft, sind seine neuesten literarischen Erzeugnisse, deren Werth und Bedürfniss die rasch auf einander folgenden Auflagen genügend darthun. Auch seine Paris* 1841 *erschienene Abhandlung* Des progrès de l'industrie *fand allgemeine Anerkennung. — Eine Biographie Degérando's enthält unter andern die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. VIII, p. 94 — 95; *über ihn als Philosoph handelt* Ph. Damiron *in seinem* Essai sur l'histoire de la Philosophie en France au 19e siècle (2e édit. Paris, 1828, 2 Vol.) T. II, p. 96—109; *ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften findet sich in:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. II, p. 422 — 423.

De la grandeur d'ame.

(Du perfectionnement moral, Liv. II, sect. III, chap. 2.)

Il y a dans la grandeur d'âme quelque chose de si admirable, que le spectateur ne peut en contempler l'image sans une émotion profonde. Elle excite en nous une secrète envie, ou plutôt, une vive émulation; elle nous révèle sur les facultés de notre nature, des choses que nous ne soupçonnons peut-être pas, mais que nous reconnaissons cependant, que nous sentons bien être, en effet, le don de l'humanité; nous éprouvons une juste fierté d'appartenir à cette patrie commune où se produisent de si beaux caractères: dans la joie de cette découverte, nous avons presque la confiance d'être capables de les imiter. C'est que la grandeur d'âme réunit en elle les deux plus beaux traits qui appartiennent au caractère de l'humanité: elle emprunte à l'amour du bien tout ce qu'il a de généreux, et à l'empire de soi, tout ce qu'il a d'énergique. Elle signale le but auquel aspire notre nature, nous montre toute l'étendue de notre liberté, et nous enseigne ainsi ce dont nous serions nous-mêmes capables, si nous l'osions.

Aussi ne peut-on bien définir ce noble phénomène qui répand sur la terre un si pur éclat, qu'autant qu'on a bien reconnu et déterminé les deux puissances morales dont nous considérons ici les effets, et dont elle réunit en elle la double influence, dans un très-haut degré comme dans un parfait accord.

Certaines passions peuvent, en développant dans l'âme des forces extraordinaires, rendre capable d'exécuter au dehors, de grandes choses; mais dans les résultats qui en sortiront, quelque gigantesques qu'ils soient, vous ne reconnaîtrez jamais l'empreinte de la grandeur d'âme. Car, vous trouverez toujours quelque chose d'étroit dans les motifs, d'exagéré dans l'exécution, de servile dans le mouvement; vous y trouverez un mélange secret de personnalité; vous y apercevrez une certaine enflure. Ce sera une sorte de crise qui n'aura rien de naturel et de durable. Toutefois les passions qui produisent de grandes choses sont uniquement celles qui sont alimentées par quelque affection et qui supposent l'égarement de quelque force morale. Jamais la sensualité laissée à elle même, jamais l'égoïsme dans sa stérile nudité, ne parviendraient à rien imiter de grand, même dans leurs plus violens excès. Il ne suffit pas, pour caractériser les grandes actions, qu'elles produisent de grands effets; un moteur mécanique en ferait autant. Les grandes actions sont celles qui produisent de tels effets par l'énergie des sentimens les plus généreux.

On peut se nourrir habituellement de grands sentimens et de hautes pensées, et n'avoir cependant point atteint à la grandeur d'âme. Elle demande, non-seulement, que de tels sentimens soient mis en action, mais qu'il y ait, dans l'action qui leur donne cours, quelque hardiesse, un certain degré de courage. La grandeur d'âme ne s'exerce jamais sur des choses contiguës et certaines: elle suppose un élan dans le lointain ou l'avenir; il lui faut un champ libre; elle a besoin d'espace. Ce qui nous touche immédiatement est trop restreint; le présent est trop fugitif; ce qui est évident et positif laisse trop peu de mérite aux déterminations de la volonté.

Dans un trait de magnanimité, vous trouverez toujours

le mouvement et l'abandon de la confiance: ce sera la foi en autrui; ce sera surtout la foi en la vertu; ce sera l'effet d'une conviction profonde et pleine. Nous défierions un sceptique de livrer à l'impulsion de la magnanimité, si son scepticisme s'étendait à toutes les choses morales.

La grandeur d'âme suppose donc une certaine élévation dans l'esprit, et l'usage d'un commerce fréquent et facile avec les vues générales qui seules ont de l'étendue. Les habitudes de l'analyse si elles sont trop exclusives et trop prolongées, la subtilité d'esprit, la recherche et la finesse des aperçus, peuvent faire évanouir les plus nobles sentimens, en leur ravissant les perspectives dont ils avaient besoin de se nourrir. Un esprit trop médiocre trahit souvent un coeur généreux: pour aspirer à ce qui est majestueux, il faut, avant tout, le concevoir.

La grandeur d'âme ne peut trouver à se satisfaire dans un sentiment individuel et trop exclusif; elle y manque d'alimens; elle y rencontre trop de limites. Telle est sans doute la cause d'un phénomène souvent remarqué: savoir que les hommes entre lesquels elle éclate sont, en général, peu accessibles à la passion de l'amour.

La passion de la gloire, au contraire, aura pour elle un attrait puissant, et deviendrait même son écueil, si la grandeur d'âme ne demeurait fidèle a son principe. Car elle trouve dans la gloire comme un concert magnifique qui redit en sons éclatans les nobles secrets des sentimens dont elle est inspirée, qui en perpétue l'expression et la propage de toutes parts. Heureux et utile instinct placé dans les grandes âmes, pour que, en aspirant à des palmes brillantes, elles fussent naturellement conduites à se produire devant nos yeux, à nous éclairer, à nous entraîner par leur exemple, à instruire leur siècle et la postérité! Oui, qu'ils montent en effet sur les sommets de la gloire, que l'illustration les environne comme une lumineuse auréole, ceux qu'inspira la magnanimité. Que, de là, ils consolent, réjouissent le monde par leur présence! Qu'ils se produisent comme la fleur même de l'humanité, parée de ses plus riches nuances! qu'ils y deviennent comme la décoration de la société! qu'ils y paraissent comme autant de signaux

destinés à réveiller, dans tous les coeurs, les affections vertueuses, à les encourager, en leur inspirant de hautes et légitimes espérances!

La grandeur d'âme se nourrit de respect, d'admiration, d'un saint et pur enthousiasme; car elle a toujours les regards tournés en haut, vers ce qui est excellent par soi-même. C'est le propre des grandes âmes de se complaire dans le culte rendu aux belles actions. Loin d'être accessibles à l'envie, elles éprouvent une joie sincère et profonde à voir honorer sur la terre ce qui est honorable; elles provoquent, elles appellent de toutes parts les hommages qui lui sont dûs, elles s'enivrent en quelque sorte du triomphe de la vertu. Celui qui ne connaît point le sentiment du respect, n'a point l'idée des choses réellement élevées; celui qui est incapable d'admirer ce qui est grand, est incapable de le produire. Le véritable enthousiasme est un mélange d'admiration et d'amour, qui s'adresse à ce qui est bon et beau tout ensemble; c'est un sentiment actif, avide de conquêtes; dans les arts, il personnifie; en morale, il fait plus, il réalise. Il est des esprits assez aveuglés par la vanité, pour prétendre trouver dans l'incapacité d'admirer, une preuve de leur supériorité. Il est des hommes qui affectent de se défendre d'un enthousiasme qu'ils ignorent, et qui transforment ainsi en sagesse leur impuissance. Les âmes étroites se croient de l'enthousiasme, quand elles s'exaltent pour ce qui les étonne: les imaginations ardentes se croient de l'enthousiasme, quand elles sont émues par ce qui n'a que l'éclat extérieur. Prenez garde à la manie de l'esprit de critique! prenez garde aussi à la soif immodérée du succès! L'une éteindrait, l'autre égarerait le principe générateur de la magnanimité!

La grandeur d'âme a toujours un caractère éminemment naturel: elle paraît exécuter les grandes choses facilement; du moins, ses efforts n'ont rien de contraint et de tourmenté; ce qui est extraordinaire pour des êtres médiocres, n'est qu'ordinaire et comme familier pour elle. C'est qu'en effet les principes et les germes de la magna-

nimité sont dans notre nature. S'ils y demeurent étouffés, c'est que nous les paralysons nous-mêmes; s'ils se produisent, c'est qu'ils ne rencontrent plus d'obstacles dans les liens de la personnalité. Tout est vrai d'ailleurs dans les vues qui inspirent la magnanimité, comme dans les affections qui la nourrissent: c'est elle qui apprécie la valeur intrinsèque des choses; elle se remplit et se pénètre du sentiment de ce qui est bon; la conscience qu'elle en a, lui donne une juste sécurité, cette aisance et ce calme qui donnent à l'action produite quelque chose de si ferme, de si franc, de si décidé, de si complet.

Pour que la grandeur d'âme trouve à se satisfaire*), il faut sans doute que les circonstances lui offrent une occasion digne d'elle; ces occasions, en tant qu'elles peuvent lui ouvrir un théâtre extérieur, sont rares; elles sont presque un privilége réservé aux conditions supérieures dans la Société, à celles que le pouvoir ou la fortune ont entourées de leurs faveurs; privilége dont peut-être elles sentent cependant trop peu le prix! mais il est aussi d'autres scènes qui, pour n'être pas exposées aux regards des spectateurs, n'en sont pas moins propres à exercer cette haute puissance de l'homme. La présence du spectateur manifeste ce qui est grand et ne le crée pas. Seulement, il est beaucoup de gens qui ne savent apprendre en effet ce qui est grand que par la bouche des autres, et semblent n'en pouvoir obtenir directement l'intelligence.

Mais si la magnanimité ne peut se satisfaire que par intervalle, il faut qu'elle soit dans l'âme elle-même une disposition habituelle et constante. Elle ne peut naître à volonté, et pour le seul moment du besoin. Elle préexiste, impatiente de se produire, quoique peut-être ne se connaissant pas encore bien elle-même. En présence de l'occasion ou de l'exemple, elle se produit en effet spontanément, s'échappe, comme le génie qui se révèle subitement à la présence d'un chef-d'oeuvre. Elle est en effet à la vertu, ce que le génie est aux arts.

Il est si vrai qu'un libre et entier oubli de soi-même

*) *Befriedigung findet.*

est l'un des traits essentiels et caractéristiques de la grandeur d'âme, que le vulgaire est ordinairement porté à la supposer partout où cet oubli de soi se montre d'une manière éclatante. Voilà pourquoi on s'accorde surtout à la reconnaître dans le pardon accordé à un ennemi, dans l'indifférence aux injures, dans le dédain pour les faveurs de la fortune. Aussi, les deux formes les plus naïves de la personnalité, c'est-à-dire la cupidité et la vanité, sont-elles ce qu'il y a au monde de plus incompatible avec elle; le moi dominant, ramenant tout à lui, et s'avouant à lui-même ses prétentions exclusives, est quelque chose de si mesquin, de si puéril! Cependant, l'oubli de soi n'est qu'une des conditions de la grandeur d'âme; quelqu'entier qu'il puisse être, il ne suffirait point pour la constituer. Une indifférence absolue pour soi-même n'aurait rien d'élevé, si elle était possible. Il faut que l'oubli de soi-même soit un sacrifice réel, quoique accompli avec joie; il faut que ce sacrifice soit fait à un objet digne de le recevoir; il faut, en un mot, qu'un amour plus noble et plus pur ait conquis et absorbé l'amour de soi-même.

Les grandes âmes sont sujettes à certaines négligences dans les choses de détail; il faut bien qu'elles laissent cette consolation à l'esprit de critique et à l'envie.

Il y a un sublime pour les caractères, comme pour les productions de l'esprit. Il résulte des deux principes qui constituent la grandeur d'âme, élevés tous deux ensemble à leur terme le plus extrême. Qu'est-ce à dire? Il réside dans l'immolation entière à la voix du bien, lorsqu'elle exige en effet un sacrifice aussi absolu. Cette immolation, qui fait tressaillir les âmes vulgaires d'horreur et d'effroi, est embrassée par les grandes âmes avec une joie si vraie et si pure, qu'elle semble être pour elles plutôt encore une récompense qu'un sacrifice. C'est moins pour elles un fardeau à soulever, qu'une couronne à saisir. L'immolation, au reste, ne consiste pas toujours à donner sa vie; il y a des hommes qui donnent leur vie avec légèreté: il y a, dans certaines circonstances, plus de grandeur dans la manière de recevoir la mort, qu'il

n'y en aurait à aller au-devant d'elle; il y a quelquefois plus de grandeur à consentir à vivre, et surtout à se résigner à survivre, qu'à braver ou subir le trépas. Il y a une immolation qui embrasse tous les intérêts et tous les instans de l'existence, qui emporte un renoncement à l'ensemble de ses habitudes, de ses penchans, le sacrifice de sa fortune, de sa carrière, le sacrifice de ses plus chères affections; il y a l'exil volontaire; il y a des occasions où l'on se trouve appelé à braver l'opinion, le préjugé de son pays et de son siècle; le martyr de la vérité et de la vertu a plus d'une fois été frappé d'une ignominie apparente; il a subi la sentence prononcée par le vice ou l'absurdité, applaudie par le vulgaire. Que les héros du monde se taisent et s'inclinent devant un tel héroïsme! La gloire les couronne; celui-ci n'a pour appui que le suffrage de sa conscience.

Le sublime, dans les productions de l'esprit, a toujours quelque chose de relatif; il demande un concours de circonstances favorables, une préparation qui ménage la surprise, un art qui rassemble et concentre tous ses effets dans un trait unique et rapide. Le sublime du caractère est absolu, indépendant, permanent; il tire tout de sa propre nature; il n'a aucun besoin des secours de l'art: il ne s'affaiblit point en se multipliant; il ne perd rien en s'expliquant. Les grandes âmes ne sont point grandes en ce qu'elles se séparent du commun des hommes; et tous atteindraient à cette éminente dignité, qu'elle ne perdrait rien de son prix. Ce qui élève les grandes âmes, c'est la hauteur du but, c'est la générosité de l'effort nécessaire pour y atteindre.

Histoire de la Philosophie.

(Histoire comparée des systèmes de philosophie, Chap. I.)

L'histoire de la philosophie est le tableau de la marche de l'esprit humain, ou du moins elle en occupe la portion la plus élevée; car non seulement elle comprend ses plus nobles travaux, mais elle embrasse le genre de recherches qui ont dû exercer la plus puissante influence

sur toutes les branches des connaissances; non seulement elle se lie étroitement à l'histoire des moeurs, mais elle s'unit encore par celle-ci à l'histoire générale. La philosophie, dans ses progrès ou ses écarts, prend ou suit les révolutions de la civilisation, tour à tour y prenant une part essentielle, ou en ressentant les effets.

Quel est l'homme doué de quelque élévation dans l'esprit qui n'éprouverait un juste respect en ouvrant les annales où se trouvent consignées tant de traditions antiques, tant d'importantes découvertes, tant de profondes controverses, et qui ne suivrait avec une juste curiosité les travaux par lesquels les plus illustres génies de tous les pays et de tous les âges ont éclairé les doctrines de la sagesse? Le commerce qu'il entretiendra ainsi avec eux allumera en lui une passion généreuse; ses vues s'étendront par de vastes comparaisons, seront fécondées par de grandes expériences. C'est dans l'application et l'emploi que la raison humaine a faits de ses facultés et de ses forces, qu'il apprendra à mieux connaître les lois qui la régissent, et les prérogatives dont elle jouit; c'est là qu'il découvrira les causes des progrès obtenus et des écarts commis; c'est là qu'il puisera des règles certaines pour apprécier le mérite ou les inconvéniens des diverses méthodes, qu'il verra se peindre sous une forme sensible toutes les opérations de l'intelligence, qu'il observera les secours mutuels que les sciences se sont prêtés les unes aux autres, leur commune subordination à l'égard de cette science qu'on a justement nommée la science-mère; c'est là enfin qu'il pourra apprendre à juger les diverses doctrines, non plus seulement par leurs principes, mais encore par leurs effets, à reconnaître et à circonscrire le domaine réel de la philosophie, à découvrir les vides et les desiderata qui restent encore à combler, et surtout à distinguer, par des caractères positifs, la fausse philosophie de la véritable.

Si les moindres phénomènes de la nature matérielle nous offrent un intérêt toujours renaissant, pourrions-nous demeurer indifférens au spectacle des plus beaux phénomènes de la nature morale, des opérations de cette raison

qui est comme le reflet de l'intelligence suprême, et qui semble interposée entre le créateur et la création, pour révéler l'un à l'autre, pour expliquer celle-ci par l'idée de celui-là?

LACRETELLE.

CHARLES JOSEPH LACRETELLE, *zur Unterscheidung von seinem ältern Bruder Pierre Louis**) *gewöhnlich* le jeune *genannt, wurde zu Metz, wo sein Vater Advocat war, am* 27. *August* 1763 *geboren. Bei dem Ausbruche der Revolution von* 1789 *kam er nach Paris, wo er sich bald durch Geist und Verstand bemerklich machte, so dass ihm die Mit-Redaction des eben enstehenden* Journal des Débats *übertragen wurde. Er lieferte darin mehrere Aufsätze über die* Assemblée constituante, *welche von einer grossen Leichtigkeit des Styls und einem schönen Talent für die Darstellung zeugten. Dann stand er* 1795 *an der Spitze der gegen den Convent sich auflehnenden Sectionen, und verfasste in deren Namen mehrere der schneidendsten Adressen, bis Buonaparte am* 13. *Vendémiaire* (5. *Octbr.* 1795) *diesen Bewegungen ein Ziel setzte. Das Directorium fand ihn ebenfalls unter seiner Opposition, weshalb er am* 18. *Fructidor* (4. *September* 1797) *verhaftet und zwei Jahre gefangen gehalten wurde. Nach dem* 18. *Brumaire* (9. *Novbr.* 1799) *befreit, brauchte ihn Buonaparte in mancherlei Geschäften:* 1800 *wurde er Mitglied des Büreau's der Presse und* 1810 *Censor. Das Institut nahm ihn am* 7. *November* 1811 *zu seinem Mitgliede auf, und* 1816 *wurde er Präsident der neu gebildeten französischen Akademie. Ferner erhielt er die Professur der Geschichte an der Pariser Universität, welche Stelle er noch lange bekleidete. Dagegen wurde er aber* 1827 *seines Postens als Censor im dramatischen Fache entsetzt, weil er in der Akademie die Bittschrift an den König gegen das Pressgesetz unterstützt hatte. Von Ludwig dem XVIII. ist ihm das Adelsdiplom ertheilt worden. — Die Partei der Ul-*

*) *Geb. zu Metz* 1751, *gest. zu Paris* 1824, *ein ausgezeichneter Publicist.*

traliberalen hat Lacretelle, den Menschen und den Schriftsteller, hauptsächlich wol wegen seines Censoramtes, sehr hart beurtheilt. Wahr ist, dass er in seinem Alter in viele beschränkte Ansichten versunken ist, von denen ein Historiker frei sein sollte. Seine Schriften haben deshalb zwar in politischer Hinsicht manche Irrthümer; aber nichts desto weniger gehören sie zu den besten und unparteiischeren ihrer Art, und enthalten viele Belehrungen. Sein Styl ist leicht und gefällig; seine Schilderungen sind lebhaft und anziehend: Phantasie und Wahrheit haben sie dictirt. — Lacretelle's wichtigste (auch zum Theil ins Deutsche übersetzte) Werke sind: Précis historique de la Révolution française: Assemblée législative, Convention nationale et Directoire exécutif. Paris, 1801 — 6, 5 Vol. in 18. *Dieses Werk schliesst sich an das von* Rabaut de Saint-Etienne*) *an*: Précis hist. de la Rév. fr.: Assemblée constituante. — *Die* Histoire de France pendant le dix-huitième siècle, Paris, 1808 (5e édit. 1830 *und noch oft*) 6 Vol. *und die* Histoire de France pendant les guerres de la Religion, Paris, 1814 — 1816, 4 Vol. *werden am meisten geschätzt. — Die* Histoire de la Révolution française (*bis zum* 8. *und* 9. *November* 1799), Paris, 1821 — 26, 8 Vol., *welche auch den* 7. *bis* 14. *Band der* Histoire de France pendant le 18e siècle *bildet, ist eine geistig befangene Umarbeitung des obenerwähnten* Précis. *Ueberhaupt mangelt es Lacretelle an der nöthigen philosophischen Bildung, um den Geist des* 18. *Jahrhunderts zu beurtheilen und zu verstehen. J. Vatout hat eine Kritik des* 7. *und* 8. *Bandes, unter dem Titel:* De l'Assemblée constituante, ou Réponse à M. Ch. Lacretelle, Paris, 1822, *herausgegeben, welche in einem Jahre drei Auflagen erlebte. — Die* Histoire de France depuis la Restauration, Paris, 1829—1835, 4 Vol., *giebt manche neue Aufschlüsse über die Regierung Ludwigs XVIII.— Sein letztes Werk erschien unter dem Titel:* Testament philosophique *und* littéraire, Paris, 1840, 2 Vol. *Der zweite Theil schliesst mit einigen poetischen Versuchen unseres Autors. — Biographien von Lacretelle enthalten die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. X, p. 250 — 251; *und die*

*) ***Protestantischer Prediger, ein gemässigter Deputirter und talentvoller Redner, guillotinirt*** 5. ***November.*** 1793.

Allgem. deutsche Real-Encyklopädie, 7. Aufl. Bd. VI, S. 382—383; *ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften findet sich in:* La France littéraire par J. M. Quérard, Tome IV, p. 374–375.

Fragmens de l'Histoire de France depuis la Restauration.

1. Diverses condamnations. (T. II, chap. 6.)

1816.

Avant de suivre d'autres actes législatifs, il convient que je parle ici des condamnations qui furent prononcées sur les délits des cent jours; je ne ferai que les rapporter succintement. Quelle témérité ne serait-ce pas à l'historien d'entrer dans une révision de ces procès, et de substituer ses conjectures à la conscience de juges éclairés par de longs débats!

Le roi (je déclare avoir lu ce fait important dans un écrit de la main de ce monarque) n'avait consenti, ni sans regret, ni sans résistance, aux exceptions portées dans l'acte d'amnistie. Son voeu eût été que ceux dont les noms y figuraient échappassent par la fuite aux rigueurs du jugement. Je sais aussi que des avis furent donnés, que des facilités furent offertes à plusieurs d'entre eux. Quelques-uns n'en profitèrent point, soit qu'ils se crussent protégés par la convention de Saint-Cloud, soit qu'ils eussent horreur de vivre sur la terre étrangère.

Le colonel Labédoyère, qui, en volant dans les bras de l'empereur sous les murs de Grenoble, avait entraîné toute l'armée et consommé presque à lui seul l'événement des cent jours, prit le parti audacieux, après la dissolution de l'armée de la Loire, de rentrer dans Paris; il monta dans une diligence, fut reconnu par un de ses compagnons de voyage, arrêté à son arrivée, jugé et condamné à mort par une commission militaire.

De toutes les défections, celle qui avait le plus soulevé l'esprit des royalistes, c'était celle du maréchal Ney. Il était parti pour combattre Napoléon débarqué à Cannes, avec une confiance que sans doute il n'avait pu feindre. D'ailleurs, elle n'était point suspecte dans la bouche d'un

maréchal qui, cédant à l'horreur d'une guerre civile, avait osé, à Fontainebleau, dicter une abdication à l'empereur élevé sur le pavois. Cette confiance, il l'avait exprimée devant le roi en des termes fort durs pour l'exilé de l'île d'Elbe*). Les grands faits historiques qu'on se rappelait augmentèrent la stupéfaction générale, quand on apprit que le maréchal Ney et son armée, de dix mille hommes, s'étaient déclarés pour Napoléon.

Après la défaite de Waterloo, le maréchal Ney parut à la chambre des pairs, et nous avons vu qu'il n'y donna d'autre conseil que celui de se soumettre à la victoire et à la nécessité. „Un tel conseil, ajouta-t-il, n'est pas suspect dans ma bouche, puisque j'ai tout à craindre de la colère des royalistes. Au reste, je pars pour les États-Unis de l'Amérique.“ La capitulation de Paris lui inspira une sécurité funeste. Il se rendit à Lyon sous un nom supposé, et s'arrêta au château de Bessonis, près d'Aurillac. L'avis de quitter la France lui fut donné par ceux-mêmes qu'il pouvait craindre; ce parti semblait lui répugner. Un jour il eut l'imprudence de laisser sur un canapé, dans le château, un sabre magnifiquement monté, qu'il avait reçu en présent de l'empereur. Ce sabre fut vu par des personnes qui venaient visiter le maître du

*) On lit, dans le procès du maréchal Ney, la déposition suivante de M. le duc de Duras; il déclare avoir introduit le maréchal Ney, le 7 mars, dans le cabinet du roi, et lui avoir entendu dire à S. M. que, s'il pouvait prendre Bonaparte, il le ramènerait dans une cage de fer. Le maréchal déclare n'avoir pas tenu ce propos; il croit avoir dit au contraire que l'entreprise de Bonaparte était si extravagante, que, si on le prenait, il mériterait d'être ramené dans une cage de fer. Le second témoin, M. le prince de Poix, fait une déposition conforme à la précédente.

De telles expressions tiennent de l'emportement d'un homme habitué à vivre dans les camps, mais il me paraît impossible qu'elles aient pu servir à masquer une trahison préméditée. Ce n'était pas le maréchal Ney qui avait sollicité le commandement. Il n'avait pas besoin de cette déplorable hyperbole pour obtenir ou pour confirmer la confiance du roi. Le maréchal devait sentir combien ces expressions souilleraient sa gloire après une défection. Son bouillant caractère ne pouvait se prêter aux artifices de la plus basse félonie.

château. Leurs conjectures amenèrent l'arrestation du maréchal. D'Aurillac il fut conduit à Paris, et traduit d'abord devant un conseil de guerre. Le maréchal Moncey en avait été nommé président. Ce guerrier refusa de juger l'un de ses plus illustres compagnons d'armes. On punit sa résistance par un emprisonnement de trois mois. Le maréchal Ney récusa cette juridiction, et invoqua les priviléges de la pairie et de son rang. Le conseil de guerre se déclara incompétent; le roi donna au maréchal la cour des pairs pour juge. Ses deux défenseurs, MM. Berryer père*) et Dupin l'aîné, s'attachèrent à prouver que la défection du maréchal n'avait été ni préméditée, ni entièrement volontaire, puisque son armée demandait à grands cris de se joindre à Napoléon, et que nulle résistance du chef, suivant toute probabilité, n'eût pu vaincre une si aveugle et si fatale résolution; mais enfin il avait suivi cette armée infidèle, et semblait même avoir ouvert la marche par une proclamation que lui-même avait lue à la tête de son armée et qu'il venait de recevoir de Napoléon.

Il restait ici au maréchal et à ses défenseurs à invoquer l'article de la capitulation de Paris ou de la convention de Saint-Cloud. Trois des personnages qui avaient concouru à cette négociation, le maréchal Davoust, le général Guilleminot et M. de Bondy, avaient été entendus dans la procédure, et tous trois avaient déclaré que l'article 12 avait été conclu entre les négociateurs comme emportant une amnistie complète et sans exceptions. „J'avais, dit le maréchal Davoust, soixante-dix mille fatassins, vingt-cinq mille hommes de cavalerie et quatre ou cinq cents pièces de canon. Si la convention n'eût point été conclue comme on la demandait, j'aurais livré bataille.“ Les défenseurs entreprirent de prouver que cet article devait être commun au roi de France, dont les souverains alliés vengeaient la cause; que des généraux français n'auraient jamais ouvert les portes de Paris aux troupes alliées qu'avec la certitude de rendre Paris au roi; que le roi

*) *Gest. den* 25. *Juni* 1841, 87 *Jahr alt.*

par conséquent devait y apparaître partie contractante; qu'il ne s'agissait point ici de la reddition d'une place telle que Maubeuge ou Lequesnoi, mais de Paris, c'est-à-dire de toute la France; enfin, que la soumission de l'armée de la Loire avait été la conséquence d'une convention militaire qui réunissait tous les caractères d'un acte politique, et même du traité de paix le plus solennel.

Les défenseurs se virent arrêtés par un mouvement de la cour des pairs, qui voulut délibérer sur ce moyen de défense; et une heure après, M. le chancelier Dambray, se déclarant l'organe de la majorité de la cour, prononça ces paroles: „J'interdis aux défenseurs de discuter d'après une convention militaire à laquelle le roi n'a eu aucune participation, et qui lui est tellement étrangère, que vingt-un jours plus tard, et en présence même des souverains alliés, S. M. a rendu ses ordonnances du 24 juillet."

Alors la cause parut désespérée; il ne restait plus à la cour des pairs qu'à constater, comme jury, un fait public et avoué. Un des défenseurs, M. Dupin, imagina pour le maréchal un autre moyen de salut. Ce fut au dernier traité de Paris qu'il eut recours. Par ce traité, Sarlouis, patrie du maréchal, cessait d'appartenir à la France: „Vous ne pouvez donc, disait le défenseur, le condamner comme Français." Le maréchal Ney fut saisi, à ces mots, du plus noble transport; il protesta contre ce moyen de défense:

„Je suis Français, s'écria-t-il, et je mourrai Français. Jusqu'à présent, ajouta-t-il, ma défense a paru libre; elle ne l'est plus, puisqu'on interdit à mon défenseur de parler d'une convention en vertu de laquelle Paris a rouvert ses portes au roi. J'aime mieux n'être pas défendu que de l'être imparfaitement."

La cour des pairs le condamna à la peine capitale, à la majorité de cent trente-six voix sur cent soixante-une.

Pendant que ce procès se discutait encore, mais sans laisser d'espérance aux amis du maréchal, un Anglais, un guerrier qui s'était mesuré contre les nôtres dans les champs glacés de la Russie, sir Robert Wilson, qui tout-à-l'heure va reparaître dans cette histoire, osa concevoir le projet de rompre les fers du maréchal et de l'enlever du Luxem-

bourg. On n'a pas connu quels moyens il avait imaginés pour cette évasion; mais on a su par lui que son projet n'échoua que, parce que, la veille de l'exécution, la garde fut tout à coup triplée autour du prisonnier. Si ce complot eût réussi, un parti nombreux, parmi deux nations rivales, eût comparé la délivrance du héros de la Bérésina, par un homme qui l'avait admiré en le combattant, à tout ce que la chevalerie offre de plus brillant et de plus généreux. Peut-on douter que dès le moment où la sécurité nous fut rendue, la clémence du roi n'eût tiré de l'exil un homme doué, au degré le plus rare, de toutes les qualités martiales, et qui, dans la campagne de Moscou, se montra supérieur aux rigueurs continues et progressives d'un hiver de Russie, à l'obstacle des fleuves chariant des glaçons, à des forces décuples, et pour tout dire, enfin, à qui il fut donné de surpasser, pendant six mois, Napoléon en force d'âme et en génie.

Le maréchal entendit avec beaucoup de flegme la lecture de l'arrêt qui le condamnait; seulement il interrompit l'énumération de ses titres par ces mots: „Dites Michel Ney, et bientôt un peu de poussière." Il se jeta tout habillé sur son lit, et dormit d'un sommeil calme jusqu'à cinq heures du matin. Une heure après, il lui fut permis de voir encore une fois sa femme et ses enfans; il soutint avec fermeté une épreuve si déchirante, reçut les secours de la religion; il avait fait appeler le curé de Saint-Sulpice; à neuf heures, on le conduisit, à travers deux lignes de militaires, jusqu'à la grille de l'Observatoire; en montant en voiture, il dit au curé: „Montez le premier, monsieur le curé, je serai plus tôt que vous là-haut." On lui proposa de lui bander les yeux: „Ignorez-vous que depuis vingt-cinq ans je sais regarder en face les balles et les boulets?" Puis il s'écria d'une voix assurée: „Je proteste contre le jugement qui me condamne; j'eusse mieux aimé mourir pour ma patrie dans les combats: mais c'est encore ici le champ d'honneur, vive la France!" Il tomba percé de dix balles. Ce guerrier, dont le nom avait rempli les pages de nos bulletins, ne comptait que quarante-six ans.

D'autres généraux subirent le même sort dans d'autres villes du royaume. L'esprit de parti, et même l'exaltation de la fidélité, ne purent refuser des larmes au sort des deux généraux César et Constantin Faucher, qui, nés jumeaux, avaient reproduit sous nos yeux ce que l'amitié fraternelle offre de plus touchant dans les annales de l'antiquité. Jamais ils ne s'étaient quittés, ni dans leurs jeux, ni dans leurs études, ni dans leurs combats. Leur carrière militaire, à l'un et à l'autre, avait été arrêtée de bonne heure par de graves blessures. Ils aimaient les lettres; leur conversation était pleine d'agrémens. Déjà ils avaient failli périr ensemble sous l'accusation de fédéralisme. Ils étaient conduits aux pieds de l'échafaud, lorsqu'un proconsul osa leur faire grâce. On les regardait sous Bonaparte comme persévérant dans des principes républicains; mais ils étaient loin de la rudesse que de tels principes auraient pu faire supposer. Tous deux se prirent d'un aveugle enthousiasme pour l'époque des cent jours. L'un deux, César, avait été nommé membre de la chambre des représentans. On s'était si bien habitué à ne les voir jamais désunis, que Constantin obtint la permission de venir s'asseoir à côté de son frère. Après la dissolution de cette chambre, un transport inconsidéré, ou un funeste destin, le conduisit à la Réole, leur patrie, où ils jouissaient d'une grande faveur. Bientôt ils furent accusés d'avoir préparé un mouvement contre l'autorité du roi. Une lettre que César avait écrite au général Clausel fut interceptée. Il s'y plaignait d'être en butte aux persécutions des compagnies royalistes, et annonçait l'intention de se défendre de leur agression. Quelques phrases pouvaient être interprétées comme tendant à prolonger la résistance au gouvernement du roi. On visita le château, lieu de leur résidence; on y trouva un nombre d'armes peu ordinaire chez des particuliers, mais qui consistait surtout en fusils de chasse et en pistolets. Tous deux furent arrêtés et conduits à Bordeaux. La fureur publique était alors si vivement allumée contre eux, que sur leur route ils furent assaillis d'outrages et d'imprécations. On traitait de terroristes des hommes qui, sous la terreur,

avaient vu l'échafaud de si près. Privés du secours des avocats les plus renommés, ils se défendirent avec un talent d'élocution remarquable. Cependant ils furent condamnés à mort. Le conseil de révision, devant lequel ils purent être assistés d'un avocat, ne leur fut pas plus favorable. Ceux mêmes qui avaient été le plus animés contre eux ne purent retenir leurs larmes, en voyant que la mort leur devenait douce par la pensée que l'un ne survivrait point à l'autre. Ils commandèrent le feu. Les publicistes qui rejettent la peine de mort, peuvent s'autoriser de l'exemple des frères Faucher, entre mille autres; pour moi, l'histoire me démontre qu'elle a toujours été beaucoup trop prodiguée pour les délits politiques.

2. Révolution du Portugal. (Tome II, Chap. 16.)

1820.

Ainsi que les Espagnols, les Portugais venaient de soutenir une guerre d'indépendance, au nom d'un monarque absent. Dom Juan VI, à l'approche de l'invasion française, s'était réfugié*) avec sa famille dans le Brésil, colonie dont la splendeur naissante pouvait faire envie à sa métropole. Les Portugais, avec le même patriotisme que leurs voisins, avaient montré plus de talens et de vertus militaires. Toutefois leur gloire avait moins retenti dans l'Europe, et s'était en quelque sorte perdue dans celle de leurs trop puissans auxiliaires, les Anglais. La paix les avait laissés dans une position précaire et doublement asservie. En présence de ces républiques nouvelles qui se fondaient dans le Nouveau-Monde, sur les débris de la domination espagnole, dom Juan n'avait osé quitter le Brésil, dont la fidélité chancelante ne pouvait être surveillée de trop près. Un conseil de régence gouvernait à sa place le Portugal, tristement vainqueur d'une armée française, et c'était un Anglais, le maréchal Beresford, que le roi avait nommé président du conseil. Plusieurs autres Anglais restaient à la tête de l'armée.

*) *Am* 29. *November* 1807.

Ainsi la politique hautaine et irréfléchie de lord Castlereagh*) faisait naître dans le coeur des Lusitaniens un sentiment de haine contre les Anglais. Le Portugal se lassait d'être leur ferme, et de recevoir un froid et morne esclavage, en échange des vins qu'il fournissait à ses maîtres. Ceux-ci venaient, il est vrai, de défendre vaillamment la patrie des Vasco de Gama, des Albuquerque, mais comme on défend son bien, sa conquête.

Dom Juan, de son côté, semblait un peu oublier sa patrie. Le service public languissait, l'armée était mal soldée. Déjà, en 1817, une révolte conduite par le général Freyre avait éclaté. On se tranquillisait, parce qu'elle avait été réprimée avec promptitude et rigueur, et toutes les vieilles négligences avaient repris leur cours. La révolution espagnole troubla cette sécurité. Beresford prit le parti d'aller au Brésil avertir le roi de ses dangers et concerter de nouvelles mesures. Sa prévision n'avait oublié qu'un seul point, c'était le cas où la révolution se déclarerait pendant son absence; et c'est ce qui ne manqua pas d'arriver.

Une association secrète, qui avait bravé la double surveillance des Anglais et du Saint-Office, avait pour chef un militaire d'un caractère fort décidé, et qui avait paru avec honneur dans la guerre de l'indépendance; le colonel Castro de Sepulveda. La conjuration se forma dans la ville de Porto. Dans la nuit du 23 au 24 août, les officiers se rendirent chez Sepulveda, et bientôt tous reparurent avec leurs compagnies sous les armes. Les cris unanimement proférés par ces soldats et de nombreux citoyens, de Vive le roi! vive l'armée! vivent les cortès et la constitution! annoncèrent toute la force de la révolution naissante. Son objet était, suivant le manifeste, de rendre au Portugal ses princes, au peuple ses libertés, et à l'armée son ancienne gloire. Des décharges d'artillerie signalèrent l'allégresse publique, un Te Deum fut entonné. Une junte de gouvernement se forma parmi les chefs des conjurés. La régence de Lisbonne

*) *Damals Englands Minister der auswärt. Angelegenheiten.*

voulut envoyer des troupes contre les rébelles de Porto. Elles marchèrent sous le commandement du comte d'Amaranthe; mais bientôt, abandonnant leur général, ils vinrent se réunir à ceux qu'elles étaient chargées de combattre. L'armée, grossie de toutes parts, marcha sur Lisbonne, elle n'eut pas besoin d'entrer de force dans cette capitale. La garnison s'était prononcée, la régence était en fuite.

Cette révolution, sans larmes, paraissait réunir l'unanimité des suffrages; mais l'événement démentit bientôt cette apparence. Les principes de l'inquisition étaient si bien enracinés en Portugal, et les idées de constitution y étaient bien neuves. Les sociétés secrètes, et surtout celles des militaires, formaient d'assez mauvaises écoles de droit public. On s'y occupait plus de ce qu'il fallait détruire que de ce qu'il fallait créer. Des conjurés ne s'assemblent guères pour résoudre les grands problèmes de la législation. Malgré la jalousie héréditaire qui sépare les Portugais des Espagnols, ils se mirent à copier la constitution nouvelle de leurs voisins. La noblesse vit qu'elle allait être négligée, les moines qu'ils allaient être dépouillés. L'acceptation que le roi donna depuis à la révolution, avait tous les caractères de la liberté, puisqu'il se décida à venir régner sur un peuple régénéré de cette sorte. Cependant la nécessité le pressait; il craignait de perdre à la fois ses états dans les deux mondes. Il laissa le Brésil à dom Pedro, et revint en Portugal avec un trésor qu'il avait trouvé le secret de grossir merveilleusement dans des jours malheureux. Le rôle d'un roi constitutionnel lui parut doux et commode; mais sa fière épouse et l'un de ses fils, dom Miguel, étaient loin de partager cette résignation. L'une et l'autre ne désespéraient pas d'amener l'armée à renverser son propre ouvrage. Nous avons vu de nos jours des régimens faire et défaire des constitutions avec la même facilité que les légions romaines proclamaient et égorgeaient des empereurs. Point de liberté possible là où la toge ne prévaut pas sur l'épée, là où les généraux illustres ne sont pas avant tout des sénateurs pleins de conscience et de lumières.

NODIER.

CHARLES NODIER *wurde am* 29. *April* 1780 *zu Besançon, wo sein Vater ein geschätzter Rechtsgelehrter war, geboren. Antirevolutionär gesinnt, sah er sich in seiner Geburtsstadt frühzeitig verfolgt, und flüchtete deshalb nach Paris, wo er eine* Bibliothèque entomologique (Paris, 1801) *und einige Romane herausgab. Aber auch hier blieb er nicht ohne Verfolgungen, welche er noch mehr durch eine Ode:* La Napoléone, *auf sich lenkte, die er in die englischen Journale hatte einrücken lassen, und in welcher er dem ersten Consul seine Absichten auf den Thron und einen Verrath gegen die Sache der Freiheit vorwarf. Dies Gedicht war anonym erschienen, und so wurde denn nicht dessen Verfasser, aber der Drucker und Verbreiter gefänglich eingezogen. Diese zu befreien, erklärte sich Nodier für den Urheber, und wurde dem zufolge in St. Pélagie eingekerkert. Nach einer langen Haft in mehreren Gefängnissen, wurde er nach Besançon verwiesen, doch neuen Verdachts wegen zu Troyes arretirt, wo er indessen entkam, so wie auch später zu Besançon und als man ihn einer Verschwörung gegen das Leben Buonaparte's bezüchtigte. Er hielt sich nun im Juragebirge auf und beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Studien. Doch sein Schlupfwinkel ward bald entdeckt; er wurde verhaftet, entkam indessen mit Hülfe einiger Bauern, ging nach der Schweiz, und verschaffte sich hier seinen Lebensunterhalt durch Illuminirung von Kupferstichen und als Corrector einer Druckerei. Da stirbt seine Geliebte, und in seiner Trauer begibt er sich in ein nahes Trappisten Kloster; die französische Regierung verlangt aber seine Auslieferung, und so musste er denn von neuem flüchtig werden. Krank irrte er in den Gebirgen umher, erbettelte sein Brot, und schloss sich endlich an eine italienische Mauer-Anstreicher-Gesellschaft an, mit der er nach Frankreich zurückkehrte. Durch Begünstigung eines Präfecten war es ihm wenige Zeit nach Aufhebung seines Verhaftsbefehls vergönnt, in Dôle Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten, welche ihm in kurzem einen bedeutenden Ruf verschafften. Er*

wurde dadurch nach und nach zweimal zu Lehrstühlen der Rhetorik berufen; die Regierung versagte aber beidemale ihre Zustimmung, und Nodier wanderte von neuem aus. Er durchstreifte einen grossen Theil Europas, kam nach Laybach, wurde hier durch Verwendung eines Freundes als Bibliothekar der Stadtbibliothek angestellt, und mit der Redaction der officiellen illyrischen Zeitung beauftragt. Dadurch kam er zu einigem Wohlstande, bis ihn die Ereignisse des Jahres 1814 *nach Paris zurückführten, wo er durch seine literarischen Arbeiten eine ehrenvolle Existenz fand. Er erhielt das Adelsdiplom und den Orden der Ehrenlegion.* 1824 *wurde er als Bibliothekar bei der Bibliothek des Arsenals angestellt, wo er später die Stelle eines Oberbibliothekars bekleidete. Im October* 1833 *erwählte ihn die französische Academie zu ihrem Mitgliede. Er starb am* 1. *Febr.* 1844 *fast* 64 *Jahr alt. Seine letzten Jahre verlebte er von der grossen Welt abgeschieden im Schosse seiner Familie und im Kreise einiger Freunde, die sein herrliches Talent, seinen edlen Charakter zu würdigen wussten. — Nodier ist einer der besten und fruchtbarsten Schriftsteller der Franzosen: vertraut mit den Erzeugnissen auch der deutschen und englischen Literatur* (Le Vicaire de Wakefield, de Goldsmith, traduit de l'anglais par Ch. Nodier, Paris 1841, 1 Vol.); *zugleich Sprachforscher, Literat und Romandichter. Als Sprachforscher bekundete er sich schon in seinem zwanzigsten Jahre durch sein* Dictionnaire raisonné des onomatopées françaises (2e édit. Paris, 1828); *dann durch sein* Dictionnaire de la langue écrite, Paris, 1813; *durch sein mit* V. Verger, ancien professeur des belles-lettres, *verfasstes* Dictionnaire universel de la langue française, Paris, 1822, 2 Vol. in 4. (6e édit. 1833 etc.), *und endlich durch sein* Examen critique des Dictionnaires de la langue française, ou Recherches grammaticales et littéraires sur l'orthographe, l'acception, la définition et l'étymologie des mots, Paris, 1828. *Als Literat wird er geschätzt durch Ausgaben vieler französischen Classiker, als des* La Fontaine, Molière, Florian, Voltaire, etc., *der Werke* Lamartine's, *der Poesien der* Clotilde de Surville, *einiger Romane* (Hedwige) *der Herzogin von* Abrantès, etc., *welche er theils mit Commentaren, theils mit Einleitungen oder biographischen Notizen über die Verfasser versehen hat, — so wie durch viele in Journalen zerstreute literarische*

Aufsätze (Mélanges de littérature et de critique, par Ch. Nodier; mis en ordre et publiés par Alex. Barginet, Paris, 1820, 2 Vol.), *seine* Mélanges tirés d'une petite bibliothèque, ou Variétés littéraires et philosophiques, Paris, 1829, *und sein* Bulletin du Bibliophile. *Letzteres erschien unter dem Titel:* Bulletin du Bibliophile, sous la direction de MM. Ch. Nodier et Paulin *in* 4 *Reihefolgen* (séries): I série *von* 1834—1835 (*mit* 24 *Notizen von Ch. Nodier*); II série *von* 1836—1837; III série *von* 1838—1839; IV série *bis auf die neueste Zeit.* *Als Romandichter steht Nodier ziemlich hoch; sein wechselvolles Leben kam ihm dabei zu Hülfe, und wenige französische Autoren geben so wie er ihre Individualität in ihren Schriften wieder.* „Son style, *sagt ein geachteter französischer Kritiker**), est un modèle de clarté, d'élégance soutenue et surtout d'une excessive pureté. Il est difficile d'imaginer plus de correction et en même temps plus de facilité à se plier à tous les tons, à suffire à tous les besoins de la passion. Tour à tour sévère, triste, plaisant, terrible, léger, c'est un style qu'on ne peut étudier avec trop de soin et d'attention." *In seinen literarischen Portraits sagt derselbe Kritiker* (*s. Magazin für die Literatur des Auslandes Nr.* 68, 1837): *„Wer erfreut sich nicht an der originellen Kernigkeit, an der Attischen Laune und Feinheit seiner Darstellung? Nachdem er sein Leben lang der Göttin Phantasie, die in neuerer Zeit vor allen Musen zu Ansehen und Ehren gekommen, eifrig und mit Erfolg gehuldigt hat, ist er auf seine alten Tage ein gar fleissiger, emsig gelehrter Akademiker geworden, arbeitet Tag und Nacht an der Verbesserung und Vervollständigung dickleibiger Wörterbücher und hat vielleicht alle die hübschen Geschichtchen, die er uns vor Jahren erzählte, längst vergessen. In der Entwickelungsgeschichte der neueren französischen Literatur gebührt ihm eine der bedeutendsten Stellen. Zu jener Zeit, als die Literatur in Frankreich an der Zerrüttung und Lähmung der socialen Zustände Theil nahm, als die schöne Kunst und Eleganz französischer Schreibart unwiederfindbar verloren schien, hat sie in der Person Charles Nodier's sich gleichsam gerettet; er trug*

*) *Jules Janin,* Revue de Paris, 1832 (éd. de Bruxelles, 3e année, T. X, p. 330).

sie im Herzen, er pflegte, er übte sie im Stillen; er, der bescheidene junge Mann, vertiefte sich mit Liebe in seine Studien, seine Bücher, in die Literatur, lange bevor das Interesse an diesen Dingen in Frankreich wieder erwachte; er schrieb lauteres, köstliches, frisch lebendiges Französisch, lange bevor man dies in Frankreich wieder erlernte; ja lange bevor jemand in Frankreich die Worte romantique, genre romantique *ausgesprochen, die zu so vielem Lärm und Missverstand Anlass gegeben, hatte sich Nodier im* Jean Sbogar, *in der* Thérèse Aubert, *in dem* Peintre de Saltzbourg, *als wahrer Romantiker gezeigt. Seine Gelehrsamkeit ist eben so gross wie seine Gabe der Phantasie. Ueber die französische Sprache hat er die geistreichsten Ideen, die scharfsinnigsten Entdeckungen zu Tage gefördert." — Die letzte Ausgabe von Nodier's schönwissenschaftlichen Schriften erschien unter dem Titel:* Oeuvres de Ch. Nodier, Paris, 1832 — 1835, 12 Vol. Tom. I *enthält* Jean Sbogar, *einen Roman der bereits* 1812 *geschrieben, und* 1818 *zuerst gedruckt wurde.* T. II. Le peintre de Saltzbourg, journal des émotions d'un coeur souffrant (*zuerst* Paris, 1803, in 12.); Adèle, *ein Sittenroman, gegen die Vorurtheile des Adels;* Thérèse Aubert, *ein Empfindungsroman.* T. III. Smarra, ou les démons de la nuit, songes romantiques (*zuerst* Paris, 1821, in 12.); Trilby, ou le lutin d'Argail, nouvelle écossaise (*zuerst* Paris, 1822, in 12.); Mélanges; Historique d'Hélène Gillet, *eine ergreifende Novelle, vorher nicht gedruckt.* T. IV. La Fée aux Miettes, *ein vorher nicht gedruckt gewesenes Feenmärchen.* T.V. Rêveries littéraires, morales et fantastiques. T. VI. Mademoiselle de Marsan, *ein Roman, zuerst in der* Revue de Paris *gedruckt;* le nouveau Faust et la nouvelle Marguerite; le Songe d'or. T. VII. Le dernier Banquet des Girondins, étude historique, suivie de Recherches sur l'histoire révolutionnaire. T. VIII, IX. Souvenirs et Portraits. T. X. Souvenirs de Jeunesse, *vorher nicht gedruckte Novellen.* T. XI. Contes en prose et en vers. *Diese* Contes *erschienen einzeln in einer neuen Ausgabe*, Paris, 1840, in 12. *mit einer Notiz über den Autor von* Sainte-Beuve. T. XII. Notions élémentaires de linguistique, ou Histoire abrégée de la parole et de l'écriture, pour servir d'introduction à l'alphabet, à la grammaire et au dictionnaire. *Folgende*

Romane Nodier's: Stella, ou les Proscrits, Paris, 1802, in 12., 2e édit. 1820; Le dernier chapitre de mon roman, Paris, 1803, in 12., nouv. édition 1832; Lord Ruthwen, ou les Vampires, Paris, 1820, 2 Vol. in 12.; Histoire du Roi de Bohème et de ses sept châteaux, Paris, 1820 (*eine höchst ergötzliche Darstellung der Debatten des Classicismus und Romantismus) fehlten demnach noch in dieser Sammlung. Von dieser Gesammtausgabe wurde aber bald eine neue Auflage veranstaltet, und von Nodier unter dem Titel:* Oeuvres complètes de Charles Nodier, Paris, chez Cormon, *edirt. Bis* 1841 *sind davon* IX Vol. *erschienen. Ferner erwähnen wir noch von Nodier's Schriften:* Souvenirs, Épisodes et Portraits, pour servir à l'histoire de la Révolution et de l'Empire, Paris, 1831, 2 Vol.; Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France, Paris, 1820 ff., *bis jetzt* 55 *Lieferungen in fol. (mit einigen Mitarbeitern); hieran schliessen sich:* Paris Historique, promenade dans les rues de Paris, par MM. Ch. Nodier, Auguste Regnier et Champin, Paris, 1840, *in* 102 *Lieferungen, jede zu* 5 *Bogen;* Nouvelle Histoire de Paris et de ses environs, par M. J. de Gaulle, avec des notes et une introduction par Ch. Nodier, Paris, 1840, *dieses Werk sollte in* 250 *Lieferungen erscheinen, hat aber deren nur* 208*;* Promenade de Dieppe aux montagnes d'Écosse, Paris, 1821, in 12. *u. s. w.; und* Poésies diverses de Ch. Nodier, recueillies et publiées par N. Delangle, Paris, 1827, in 16. *u. s. w. — Neu erschienen von ihm:* La neuvaine de la Chandeleur et Lydie, nouvelles par Ch. Nodier, Paris, 1839; *(in der* Revue de Paris *abgedruckt);* Les Contes, ou les Nouvelles récréations et joyeux devis de Bonaventure des Perries, valet-de-chambre de la reine de Navarre: avec des notes et un travail littéraire, Paris, 1841, in 18; *neueste Auflage* 1850. — *Einzelne Romane Nodier's sind ins Deutsche übersetzt. Eine vollständige Uebertragung seiner Romane, Märchen und Novellen wurde durch Aug. v. Hoggner, Gotha,* 1835, *begonnen und fortgesetzt. — Eine Biographie Nodier's enthält die* Biographie nouvelle des Contemporains, Tom. XV, p. 95—97; *ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. VI, p. 422—429.

Des types en littérature.

(Rêveries littéraires, morales et fantastiques.)

L'imitation est l'objet de l'art proprement dit; l'invention est le sceau du génie.

Il n'y a certainement point d'invention absolue. L'invention la plus empreinte de hardiesse et d'orginalité n'est qu'un faisceau d'imitations choisies. L'homme ne compose rien de rien; mais il s'élève presque au niveau de la puissance de création, quand d'une foule d'élémens épars il forme une individualité nouvelle, et quand il dit: Sois.

Le statuaire copie une figure d'homme; c'est l'homme lui-même avec les proportions harmonieuses de ses membres, l'ondoyante souplesse de ses muscles, l'élasticité animée de ses chairs presque mobiles à l'oeil: le statuaire n'a fait qu'une académie.

Il cherche, il compare, il assemble, il met en rapport dans un ordre possible, et si possible qu'il paraît vrai, toutes les parties d'une organisation parfaite, où respire la majesté souveraine à peine humanisée par un reste de colère et de dédain; le statuaire n'est plus un statuaire; il a fait l'Apollon Pythien, il a fait un dieu.

Du temps d'Homère, aucun guerrier n'avait été identiquement son Achille, ou son Ajax, ou son Diomède, aucun roi son Nestor; et ce roi et ces guerriers qui ne furent jamais, ils sont vivans.

Si vous voulez reconnaître à des signes sûrs dans le poète l'invention et le génie, qui sont la même chose, arrêtez-vous à celui dont les personnages deviennent des types dans toutes les littératures, et dont les noms-propres deviennent presque toujours des substantifs dans toutes les langues. C'est qu'en effet le nom d'une figure typique n'est plus l'étiquette banale qu'on attache au socle d'un buste ou aux plinthes d'un bas-relief; c'est le signe représentatif d'une conception, d'une création, d'une idée. Aujourd'hui même le titre de héros et de demi-dieu parle moins à la pensée que le nom d'Achille. Dans les âges secondaires, où le mouvement progressif de la civilisation

a mis en jeu de nouveaux ressorts et développé de nouvelles combinaisons, l'esprit humain a suivi deux voies: l'une qui était toute tracée, et qui n'aboutissait qu'à la reproduction perpétuelle des beaux types antiques; l'autre qui était inventrice et téméraire, et où il s'agissait de saisir sur le fait le caractère et la physionomie des types modernes. C'est peut-être dans le choix de ces directions que s'est manifesté le partage de deux écoles qu'on appelle le classique et le romantique, et qu'elles doivent devenir en résultat aussi classiques l'une que l'autre.

Plus l'éducation des peuples de seconde formation s'est fondée sur la tradition des peuples anciens, plus l'esprit d'imitation y a prévalu. Si on excepte cette galerie fantastique du Dante*), où les types les plus frappans et les plus extraordinaires sont entassés avec une profusion effrayante, comme dans le Jugement dernier de Michel-Ange, les Italiens ont été rarement inventeurs. Shakspeare est aussi riche en types qu'Homère, et il les a saisis à tous les degrés de l'échelle de l'imagination, depuis le naturel le plus positif jusqu'à la plus délirante fantaisie. La pétulance chevaleresque, la fougue de moeurs et l'acutesse de mots de l'Italien Mercutio, ne sont pas plus vraies, la férocité sensible et l'hèroïque naïveté d'Othello n'ont rien de plus individuel que le vaporeux enfantillage de Puck et la grossièreté brutale de Caliban. Mais Shakspeare savait tout personnifier, jusqu'au génie, aux passions, aux erreurs, aux vagues inquiétudes, à la maladie naissante d'une société qui s'éveille avec des germes de mort dans le sein. La sublime figure d'Hamlet, qui ne sera jamais assez appréciée, est un prototype complet du moyen âge. Les Allemands, qu'un penchant organique à la mysticité entraîne toujours vers le spiritualisme, étaient moins propres à comprendre et à fixer les images de la vie sociale dans ses réalités absolues. L'élan de leur psychisme rêveur**) les porte vers un monde plus idéal; et quand ils

*) *Geb. zu Florenz* 1265, *gest.* 1321, *Verfasser eines der grossartigsten italienischen Gedichte:* la divina Commedia.

**) *Der Aufschwung ihres tiefsinnigen Psychismus* (*Seelensystems*).

découvrent un type sensible, c'est plutôt par le privilége de la prévision que par celui de la perception, et dans l'avenir que dans le présent. L'homme qui est disparaît pour eux devant l'homme qui sera, ou devant l'homme qui devrait être. Stationnaires dans les moeurs, car ils ont placé leur vie morale dans une autre région, ils marchent en précurseurs à la tête des idées. Ainsi dans les Brigands de Schiller, chef-d'oeuvre dont il concevait à peine lui-même toute la portée, il a jeté en se jouant comme le sommaire poétique des révolutions prochaines. Ainsi, dans la peinture de cette sensibilité rêveuse, irritable et passionnée de Werther, qui finit par être obligée de réagir sur elle-même, Goethe en a révélé le mystère. Si vous pouvez enfermer ces deux types dans un tour du compas, vous n'avez pas besoin de laisser d'autres monumens de notre histoire contemporaine; elle y est toute.

J'ai dit que le génie de l'écrivain inventeur se reconnaissait surtout à la création des types, et qu'aucun caractère d'invention ne devenait type s'il ne présentait cette expression d'individualité originale, mais saisissante, qui le rend familier à tout le monde. Qui de vous ne connaît don Quichotte et Sancho? qui de vous n'aimerait à être convaincu qu'il sontexisté, trottant de compagnie, l'un sur Rossinante, et l'autre sur le grison, dans les plaines de la Manche? qui de vous ne quitterait à grands frais de poste les causeries de la Rambla et les voluptés du Prado, pour aller les rejoindre, inattendu, comme Doloride ou l'esclave africain, à la modeste posada qui les héberge? Dans une de ces guerres impériales qui avaient pour objet de donner à l'Espagne un souverain de la façon de notre maître, les Français, harcelés par des bandes populaires, se vengeaient, suivant l'usage immémorial des héros, en parcourant le pays à la lueur de l'incendie. Voilà un village encore que la torche va consommer; on le nomme, c'est le Toboso. Un éclat de rire sympathique s'élève de tous les rangs; les armes tombent des mains du vainqueur, et les heureux compatriotes de Dulcinée échappent au carnage, sous la protection du génie de Cervantes.

On a souvent contesté aux Français le génie d'inven-

tion. Aucun peuple ne l'a possédé au même degré, et n'a été plus varié dans la création de ses types. Ce qui lui a manqué, c'est la liberté littéraire qu'on lui dispute depuis qu'il a une littérature, au nom d'Aristote, au nom de la Sorbonne, au nom de l'Université, au nom de l'Académie, et qui, dans les jours d'émancipation universelle où nous sommes parvenus, lui sera refusée probablement au nom de la liberté. Je ne sais pourquoi le génie en France me rappelle toujours la fable de Gulliver à Lilliput. S'il paraît, on le fuit; s'il s'endort, on lui monte dessus; et quand il se réveille, il se trouve garrotté par des nains. Ce qu'il y a de certain, c'est que cet esprit de création nous était propre. Notre vieux Pathelin*) est un type immortel, et, comme tant d'autres, il confirme ma règle: il est devenu substantif. Rabelais**) est inventeur de types le plus fécond qui ait existé. On n'a fait que glaner après lui. C'est frère Jean, c'est Panurge, c'est Rominagrobis, Pichrocole, Bridoie, Janotus de Bragmardo, personnages essentiellement vrais, monnaies sociales au titre et au coin de notre esprit, qui passent chaque jour dans nos mains, mais que Rabelais seul a frappées. Pour trouver un génie jumeau de celui-là, il faut en venir à Molière. Tartufe est mieux qu'un type, c'est un signalement. Tout le monde connaît Tartufe; tout le monde, ou peut s'en faut, a eu affaire avec Harpagon. Le Misanthrope est bien autre chose. Pour cette fois, c'étaient des empreintes molles, usées, indéchiffrables. Molière s'est placé lui-même au milieu de cette société fruste, sans saillies, sans relief, sans caractères lisibles, qui n'avait rien par où la prendre. Il l'a surprise, il l'a saisie, il l'a jetée dans le moule immortel de ses inventions: il en a fait un type.

Si la belle et fière organisation de Corneille n'avait pas été misérablement assujettie par l'académie de son

*) *Eine Person einer berühmten französischen Farce aus dem 15. Jahrhundert.*

**) *François Rabelais, der beste französische Satiriker (gest. 1553).*

temps aux dimensions de ce lit de Procruste, sur lequel tous les génies de la France devaient être torturés à leur tour, il aurait laissé plus de types qu'il ne l'a fait; car la nature lui avait donné au plus haut degré la puissance d'invention. Mais que faire, grand Dieu, quand on a Richelieu pour ennemi, Scudéry*) pour adversaire, et Chapelain pour juge? Toutefois, les types qu'il a créés sont empreints d'une spécialité si intime que l'imitation même ose à peine y toucher. Polyeucte et Nicomède sont des figures vierges.

En admettant l'hypothèse que j'ai embrassée, on comprendra facilement que Racine, bien plus soumis encore que ne l'était Corneille aux exigences académiques, et, par surcroît de malheur, devenu homme de cour, ait produit moins de ces types frappans dont l'expression vive et originale représente avec toute l'exactitude d'un chiffre, la valeur réelle du poète. Il a fallu qu'il s'affranchît un jour, par le choix de son sujet, des traditions routinières de l'antiquité et de l'influence stupéfiante des grands seigneurs, pour oser tracer le caractère d'Acomat et celui de Roxane. Là seulement il s'est montré ce qu'il était, capable de nouveautés hardies et de sublimes inventions; le reste n'est qu'un reflet éblouissant des tragiques grecs et des lyriques sacrés.

Voltaire vint, qui était un type à lui seul. Courtisan assidu des pouvoirs finis et des pouvoirs commencés, classique frondeur et romantique méticuleux, un de ces génies remuans, mais indécis, qui servent de pivot aux révolutions du monde, il savait rompre des chaînes et il traînait des lisières. Ses personnages sont presque toujours des calques où l'on retrouve à peine les linéamens d'une physionomie humaine. Depuis Orosmane, qui est une contrefaçon maniérée d'Othello, jusqu'à Pangloss, qui est une contre-épreuve effacée de Panurge, il n'a pas fait mouvoir une image vraie, une image typique de l'homme.

On croirait souvent, qu'il a pris à tâche de la travestir

*) *George Scudéry, ein werthloser Vielschreiber (gest.* 1667), *und Jean Chapelain (gest.* 1674), *ein fast ganz vergessener Dichter.*

et de la parodier. Ses Guèbres ne sont pas des Guèbres, ses Scythes ne sont pas des Scythes, ses Musulmans ne sont pas des Musulmans, ses Américains ne sont pas des Américains. Ce sont des comparses du club d'Holbach qui débitent en vers alexandrins des lambeaux de philosophie rimée. Le type de Mahomet était à prendre et à faire. Il l'a tenté, il l'a manqué; et c'est pourtant dans cet ouvrage qu'il a prouvé une fois qu'il n'était pas dénué de l'esprit d'invention. Séide est un type, et il est devenu, comme vous savez, un substantif; c'est une pierre de touche infaillible.

Si le génie a carrière quelque part pour la création des types, c'est dans le drame d'abord, et puis c'est dans le roman. Il est facile de calculer d'après cela, combien est borné le nombre des écrivains de génie, relativement à la masse innombrable des écrivains de profession, et même relativement à l'élite déjà fort restreinte des écrivains de talent. Le roman, genre essentiellement moderne, s'est en effet multiplié de jour en jour, depuis trois siècles, dans une progression toujours croissante et si infinie, qu'il échappe maintenant à toutes les dimensions des bibliographies spéciales. Cependant on renfermerait en très-peu de lignes les titres de tous les romans qui contiennent des types vrais, originaux et bien caractérisés, et qui méritent une place dans cette catégorie, à la suite des immortels chefs-d'oeuvre de Cervantes et de Rabelais. Personne ne s'avisera sans doute de dénier à Le Sage*) un esprit fin, subtil, inventeur, plein de souplesse dans les formes et d'aptitude à l'observation, animé de tout le trait d'une gaieté verveuse et communicative, aiguisé de tout le trait d'une saillie pétulante et caustique; mais il n'a pas mis un seul type dans la circulation des créations littéraires. Gil Blas est un personnage de convention, placé avec l'adresse la plus rare dans une fable ingénieuse à cent actes divers; ce n'est pas une individualité ravie toute d'une pièce au laboratoire de la nature. Crébillon fils et Marivaux**) étaient

*) *Alain René Le Sage, geb.* 1668, *gest.* 1747, *durch seine Romane Gil Blas, etc. berühmt.*

**) *Geb.* 1688, *gest.* 1763.

aussi des observateurs, mais dont le tact minutieux s'assortissait à merveille aux mesquines proportions d'une société de pygmées. On croirait qu'ils se sont joués à appliquer aux moeurs de leur temps l'étude des infiniment petits. Le microscope le plus efficace à poursuivre la matière dans ses dernières divisions ne vous fera pas découvrir un seul type chez eux: vous n'y trouverez que des atomes. Le génie tout idéaliste de Rousseau l'a jeté dans l'extrême contraire. Accoutumé à vivre au milieu du monde conjectural qu'il s'était fait, il planait trop loin de l'autre pour y discerner un seul type distinct. Nul n'a pénétré plus profondément dans la pensée, et n'a plus superficiellement effleuré l'homme. Il n'avait pas ce regard universel de l'aigle, qui peut tour à tour fixer le soleil ou marquer de loin un insecte caché sous l'herbe: il ne savait lire que dans les cieux. Cependant, à force d'élévation et de puissance, il parviendra quelquefois à vous faire partager l'illusion qu'il se fait à lui-même; mais ne vous y trompez pas: ce n'est qu'une illusion. Les types qu'il s'efforce d'imaginer ne sont pas seulement défectueux et incorrects, ils sont faux. Ce ne sont pas des types, ce sont des jetons spécieux, dont la valeur fictive s'anéantit à la première épreuve de l'essayeur. Il y a cent fois moins de réalité morale dans les caractères de Saint-Preux, de Julie et de Volmar, que dans ceux de l'ogre et du petit Poucet.

Laissez-le s'égarer dans la vague hauteur de ses conceptions avec quelques esprits spéculatifs qui ne touchent à notre nature que par un petit nombre de points, et qui ont répudié, en faveur d'une perfectibilité imaginaire, les sympathies intimes de leur propre espèce. Le type d'une parfaite organisation de jeune fille, mais ingénue et vraie dans sa perfection, d'une innocence instinctive, d'une héroïque pudeur, ce type, revêtu de la plus céleste idéalité, c'est à Bernardin de Saint-Pierre qu'il était réservé de le produire; c'est la délicieuse et touchante figure de Virginie, conception fraîche, pure, inimitable, que sa naïveté, que sa candeur ont rendue populaire, quoiqu'elle émanât de haut, quoique sa grâce tout angélique semblât moins participer des inventions d'un poète que des révélations d'un dieu.

Le nom de Bernardin de Saint-Pierre rappelle toujours celui du plus illustre des prosateurs de notre époque, de M. de Châteaubriand; et quand on s'occupe des types en littérature, il n'est pas permis d'oublier René, imposante et magnifique création, dans lequel le génie a déposé le secret effrayant de notre civilisation expirante. J'ai dit que l'histoire anticipée des révolutions prêtes à se déborder sur l'Europe était tout entière dans Charles Moor et dans Werther: René contient, comme une prophétie amère et terrible, l'histoire des sociétés finies.

Ce ne sont, au premier aspect, que des traits graves, solennels, mystiques et d'un vague où la pensée s'anéantit; mais ils sont imprimés du doigt tout-puissant qui traça sur les murailles du palais de Balthazar l'arrêt d'une monarchie, et, chose merveilleuse, ils resteront longtemps inintelligibles aussi aux sages et aux grands de la terre. Il faudra, pour en pénétrer la formidable énigme, que les rois se réveillent de la pompe de leurs fêtes et de l'ivresse de leurs festins, au bruit des trônes fracassés et au craquement du christianisme qui tombe.

En France, quand on n'a pas les bras assez longs pour envelopper une idée nouvelle dans toute son intensité, on ne renonce pas pour autant à la prétention de la soumettre et de se l'appropier, et l'on a pour y parvenir un moyen commode et sûr qui ne manque jamais à la critique: c'est d'en réduire les dimensions dans une proportion analogue aux facultés qui la jugent, et de la rapetisser progressivement jusqu'à ce qu'elle entre dans la mesure commune. Ainsi, on a voulu voir dans René une imitation de Werther, et il est très-possible qu'on n'y voie que cela quand on a la vue courte. En général, je suis d'avis qu'il ne faut pas comparer les chefs-d'oeuvre. Les productions de l'esprit ont leur individualité comme les hommes, et celles qui n'ont pas cette individualité ne méritent pas qu'on s'en occupe. Elles rentrent alors dans le domaine de la médiocrité, où la comparaison devient facile, parce qu'il n'y a plus de types; mais Werther et René, qui sont des types voisins, sont toutefois des types différens. Cèlui de Werther est l'expression des troubles d'une âme qui ne peut plus

se suffire à elle-même; celui de René est l'expression des angoisses d'une âme qui a tout embrassé, et qui sent que tout va lui échapper, parce que tout finit. C'est l'anxiété mortelle, c'est le doute inexorable, c'est l'inconsolable désespoir d'une agonie sans avenir; c'est le cri effrayant de la création sociale au moment de se dissoudre. Il y a dans Werther l'émotion profonde de quelques générations souffrantes; il y a dans René la dernière convulsion d'un monde qui meurt.

Les Anglais, dont la physionomie morale est plus variée que la nôtre, ont été plus à portée que nous de multiplier les types dans leurs romans. Fielding en a d'ingénieux et de frappans, Richardson de naïfs et de sublimes. Walter Scott, dont les fables trop diffuses, les sujets principaux trop sacrifiés aux accessoires, les dénouemens trop précipités ne remplissent pas toujours exactement les conditions d'une composition bien entendue, doit probablement l'immense popularité de son génie à l'abondance et à la nouveauté de ses types. Il est vrai qu'il en a pris un certain nombre dans une nature fantastique, où l'imagination paraît plus à l'aise, parce qu'elle dispose alors d'une création qui lui appartient en propre, et qui ne reconnaît pour règle que la puissance magique dont elle est l'ouvrage; mais on aurait tort d'en conclure que ces types manquassent du degré de vérité relative qui est le caractère essentiel du beau dans les ouvrages de l'homme. Peu importe le système idéal ou positif dans lequel l'auteur place ses personnages, pourvu qu'il leur attache un sceau d'identité reconnaissable à jamais. Ce n'est évidemment qu'en vertu d'une fiction très-invraisemblable et d'une allusion très-large, que nous attribuons aux animaux des moeurs et des passions qui sont les nôtres, et cependant La Fontaine est plus riche lui seul en types d'une étonnante réalité que tout le reste des poètes. Les gens sensés ne croient ni au diable ni à la sorcellerie, et tout le monde convient que Faust et Méphistophélès sont des types admirables. Victor Hugo, un des génies les plus originalement inventeurs qui aient apparu à aucune des époques de la littérature, a jeté dans ses hardis romans

deux types extraordinaires, sans analogies existantes comme sans modèles imaginés, l'anthropophage et l'obi. Ce ne sont pas là sans doute des créatures rationnelles, des signalemens pris sur le vif. Ce sont des monstres, si l'on veut, mais ce sont des types, et sous la plume d'un grand écrivain tous les types deviennent des existences.

Il n'y a donc, selon moi, que le génie qui invente des types, et c'est en cela que l'imitation la plus adroite ne saurait le contrefaire. La contre-épreuve d'un type se trahit elle-même par les efforts qu'a faits l'esprit pour la soustraire à la comparaison, et ces efforts sont d'autant plus maladroits qu'on ne peut rien produire de vraisemblable en altérant une nature vraie. Il vaut mieux se renfermer alors dans les attributions modestes du traducteur et du copiste, destination littéraire qui n'a rien d'ailleurs d'absolument humiliant en soi, car il y a cent mille copistes pour un inventeur. Une traduction spirituelle, une imitation bien faite, une pastiche habile, pour n'être pas des oeuvres de génie, n'en sont pas moins des oeuvres de goût et de talent; et puis, si l'on ne sait pas se contenter de ce lot, qui est le partage de tous les écrivains distingués; si l'on se trouve à l'étroit dans ces rangs au-dessus desquels s'élèvent à peine quelques génies doués du plus rare des priviléges; si l'on est pourvu d'une de ces présomptions robustes qui tiennent pour usurpées toutes les gloires dont elles n'atteignent pas la hauteur, on a une ressource encore, on peut citer Aristote, La Harpe et Marmontel; on peut crier à la barbarie et à la stupidité sur le chemin des triomphateurs; on peut se réfugier, comme Achille, dans sa tente, au milieu des honneurs de l'Académie: c'est une grande consolation.

Um Nodier in zweien seiner schriftstellerischen Hauptrichtungen, als Literator und Romandichter, aufzuzeigen, theilen wir noch folgende Episode mit, obgleich dadurch der unserm Autor nach Verhältniss seiner Wichtigkeit gebührende Raum um etwas überschritten wird.

La Torre maladetta ou la Famine.*)

(Mademoiselle de Marsan, troisième épisode.)

Nous introduisîmes facilement le levier sous la trappe à l'aide de mon ciseau. Bientôt, et qui pourrait exprimer notre joie? nous entendîmes les charnières gémir sous leur axe rouillé. La lourde porte se souleva et s'appuya presque verticalement contre les pierres dont je l'avais débarrassée dans mon premier voyage au donjon. Ma lanterne plongée dans la crypte, au moyen d'une ficelle à laquelle je me hâtai de la suspendre, s'arrêta sur un terrain solide, à six pieds de profondeur.

Je descendis; je promenai la lumière sur tous les points, sous tous les côtés rentrans de l'entablement, et je finis par me trouver placé au-dessus d'un escalier en hélice, beaucoup moins dégradé que l'extérieur.

— Attends, attends, criai-je à Solbioski, nous arriverons, ou je me trompe étrangement, à connaître ce que nous avons tant d'intérêt à savoir. —

Il aurait inutilement tenté de me suivre, car je dus disparaître en achevant de parler. La tige de la volute était si serrée dans son tambour qu'on ne découvrait nulle part plus de deux degrés à la fois de sa profonde spirale, et qu'à force de tourner sur elle je sentis mon coeur défaillir et mes yeux se troubler. Je me laissai tomber, étourdi à demi, sur le dernier pas, à une espèce de parvis qui surmontait un escalier plus large et parfai-

*) *Maxime***, ein junger französischer Emigrant, dessen Familienname vom Verfasser nicht näher bezeichnet wird, begibt sich im Jahre* 1809 *mit seinem Freunde, Joseph Solbioski, einem Polen, den er zu Triest kennen gelernt hat, nach dem alten Schlosse La Torre Maladetta (der verwünschte Thurm), am Flusse Tagliamento im Venetianischen, da sie hier über das plötzliche Verschwinden der Tochter des Herrn von Marsan, Diana, nach einer Aeusserung des letzten Besitzers des Schlosses, Mario Cinci, Aufschluss erhalten dürften. Mit der Oeffnung einer Fallthür, die sie in das Innere des Thurms führen soll, beginnt das nachfolgende Fragment.*

tement direct, où trois hommes auraient pu passer de front. Je fus frappé alors, en le suivant de l'oeil jusqu'en bas, d'une lueur inattendue, que je regardai d'abord comme un reste d'éblouissement. Un peu remis, je fis passer ma lanterne derrière la longue colonne de la vis, et je regardai de nouveau. Ce n'était plus une illusion; c'était le ciel, le ciel avec le bleu velouté de la lune, si magnifique et si doux au milieu des ténèbres de cet affreux édifice.

— La lune et le ciel, dis-je en remontant avec empressement, la lune et le ciel! une issue! une issue! la tour est ouverte! —

„Une issue, répondit Joseph, oh! pourrions-nous sortir d'ici sans redescendre ces murailles?"

Au même instant il s'élança, mais il était à peine à mes côtés que la trappe de fer retomba sur nous, en ébranlant de l'épouvantable commotion de sa chute la ruine chancelante du donjon, qui en retentit dans toute sa hauteur.

„Qu'ai-je fait! dit-il, nous voilà prisonniers, et pour jamais, dans la Torre Maladetta; car tous les instrumens qui pourraient servir à notre salut, je les ai laissés en dehors."

— Mais ne t'ai-je pas annoncé, Joseph, que j'avais trouvé une issue, une issue facile et sûre que tu n'a pas remarquée ce matin? —

„J'ai vu, reprit Solbioski d'un ton soucieux, tout ce que l'homme peut découvrir de l'extérieur de cette tour, et si elle a quelque entrée ruineuse et inaccessible sur les rives du Tagliamente, oses-tu espérer que le Tagliamente ne soit pas débordé?"

— Viens, viens, m'écriai-je en l'entraînant, et ne t'abandonne pas à des inquiétudes inutiles. En quelques momens nous serons sortis. Vois plutôt, regarde, regarde.... —

„Ah! dit Solbioski, c'est le ciel! c'est le côté de Saint-Veit! et la plage était haute encore!"

Nous descendîmes une douzaine de degrés du nouvel escalier en nous tenant embrassés, en haletant d'espérance, car il n'y avait plus de crainte. Je voulais arriver plus vite encore; je courais.

„Arrête! cria Joseph, et il me saisit de toute sa force; ne vois-tu pas, malheureux, que l'escalier est rompu?“

Nous nous assîmes alors. Je laissai filer avec précaution deux brasses de la ficelle qui soutenait ma lanterne.

— Bon, bon, repartis-je, rompu! dis plutôt interrompu à dessein, car le mur de revêtement qui a remplacé les degrés, paraît d'une construction bien plus nouvelle que le reste du bâtiment. Mario s'en est sans doute avisé pour empêcher les communications du dehors avec l'intérieur de son château. C'est au reste une sotte précaution, car un enfant descendrait d'ici sans danger, et tu vois que les degrés ne cessent pas de se prolonger au-delà de ce court intervalle. Ils descendent jusqu'à cette porte de lumière qui nous rend à la liberté. —

„Un enfant descendrait d'ici, répondit Solbioski, mais le mur est neuf, comme tu le disais tout-à-l'heure, et un homme n'y monterait pas.

Reviens, Maxime, reviens. Quatre bras vigoureux peuvent soulever cette trappe.... nous ne l'avons pas essayé. Demain nous nous ferons suivre de Frédéric, que j'ai mal à propos éloigné, et qui est entreprenant et robuste. Nous nous assurerons mieux de nos précautions et de nos ressources; nous indiquerons notre itinéraire à quelques voisins courageux que nous attirerons au château à force d'argent, si le débordement ne nous en a pas encore séparés, et nous n'exposerons pas notre vie à des périls sans remède, et peut-être sans utilité.“

Nous n'avions calculé ni l'un ni l'autre l'effet d'une action produite par les quatre bras vigoureux dont parlait Solbioski, à une toise de notre point d'appui commun. La trappe s'ébranlait sous nos efforts, mais il aurait fallu d'autres au bout des nôtres pour la soulever et pour la replacer d'à plomb auprès des pierres contre lesquelles nous l'avions d'abord appuyée. Mon ciseau ne nous prêtait qu'un secours de peu de valeur, et nous n'avions pas tenté deux ou trois essais que, brisé près du manche, il tomba inutile à nos pieds. Je me gardai bien de hasarder à cette entreprise impuissante la pointe de mon poignard; elle pouvait nous servir à quelque chose.

Nous redescendîmes sans nous parler, et nous étions un moment après au bas de la muraille qui coupait si brusquement l'escalier. Je m'assurai qu'il serait impossible d'atteindre des mains à cette hauteur, si nous étions forcés à revenir; mais la lune brillait toujours, et sa lumière plus vive encore et plus étendue à mesure qu'elle approchait de son coucher, inondait tous les bas degrés au point qu'on les aurait comptés facilement. L'espace extérieur était sans bornes.

Il y avait là une vingtaine de pas que nous descendîmes avec une insouciance presque joyeuse. Mais là aussi la route était fermée, et la hauteur de la coupure aurait été effrayante si le poids des constructions supérieures ne lui eût donné un peu de penchant.

— Presque rien mon ami, presque rien, je te le jure! quinze ou dix-huit pieds tout au plus, et nous allons être libres! et nous n'avons plus d'autre moyen de sortir vivans de la Torre Maladetta; car le retour est impossible. Vois le ciel! vois le jour qui va naître! On n'entend pas même d'ici le bruit du Tagliamente, et c'est le côté de Saint-Veit! —

„O mon Dieu! s'écria-t-il, perdus, perdus à jamais! Ceci n'est pas une issue, ou c'est l'issue de la vie à la mort! c'est le balcon de la plate-forme détruite, et dont Bartolotti nous disait que nul être ne peut y parvenir s'il n'a des ailes!.... Et il faudrait en effet des ailes pour remonter cette tour ou pour en descendre! Maxime, nous sommes perdus!

Je m'avançai, je me penchai sur le balcon: son élévation était immense parce qu'elle dominait à pic sur le côté le plus profond de la grève. Pour comble de malheur, le Tagliamente ne s'était pas arrêté dans sa crûe; il montait, montait toujours. Je m'assis sur les dalles et je reposai ma tête dans mes mains.

Après un moment de réflexion je revins à moi, car si je cède au découragement avec facilité, je ne tarde pas non plus à trouver de bonnes raisons à reprendre confiance dans ma destinée. Solbioski n'était pas sorti de son abattement.

— Notre position est fâcheuse, repris-je, elle est périlleuse, si tu veux; mais il s'en faut de beaucoup qu'elle soit désespérée. —

„Et qui pourrait nous en tirer, malheureux que nous sommes! As-tu des ailes?"

— Et puis, dis-je en reprenant brusquement ma lanterne, rien ne prouve jusqu'ici que ce reste d'esplanade ne communique à quelque chose. Ce n'était pas du haut de la tour qu'on amenait les personnes à ce balcon merveilleux que l'art d'un architecte du moyen âge avait ouvert pour le plaisir des yeux, en face d'une des plus belles pages de la nature pittoresque. Je garantis qu'avec un peu d'attention.... — Et tiens plutôt! cette embrasure est étroite comme une meurtrière, mais elle est ouverte et praticable. —

Ouverte en effet pour le passage d'un homme de profil, et si étroite dans sa longueur que je sentis mon coeur battre violemment à la pensée que le moindre entassement des ruines pouvait nous fermer à jamais l'entrée de ce trou, pendant que nous en cherchions la sortie. Nous y avions déjà fait plus de cinquante pas, quand tout à coup les pavés solitaires qui composaient un à un toute sa largeur, descendirent en pente glissante et rapide, où j'avais peine à affermir mes pieds. La lanterne étendue du bras droit, je fixais un regard inquiet et oblique sur le court espace qu'elle éclairait à mon côté. Je m'arrêtai brusquement à une ouverture cylindrique où se terminait cette voie mystérieuse avec ses murailles latérales qui achevaient de se refermer derrière dans un angle impénétrable.

C'était une hélice du même genre que celle que nous avions parcourue, mais qui n'était propre qu'à recevoir le corps d'un homme. Il n'y avait pas lieu d'hésiter, et j'y engageai un de mes pieds avec précaution; il se fixa sur un degré solide, et nous nous plongeâmes dans cet abyme en frémissant de rencontrer un obstacle, car le mouvement de retour aurait été difficile à exécuter.

Nous parvînmes enfin à une vaste salle assez régulièrement bâtie, dont nous nous empressâmes de toucher

es parois. Les parties inférieures étaient prises dans le roc vif. Nous étions, à n'en pas douter, dans les souterrains du château, et à peu de toises, suivant nos conjectures, au-dessous des constructions habitables.

Cette pièce, d'un aspect imposant et sombre, n'offrait de remarquable d'ailleurs qu'un puits creusé dans son centre, et qui avait dû coûter d'incroyables travaux pour être prolongé jusqu'au niveau des eaux de la plaine. Un seau vide, mais humide encore, était appuyé sur le rebord; la corde qui le soutenait à sa poulie n'était pas entièrement desséchée à l'endroit où elle se renouait à son anse de fer.

— Quelle preuve te faut-il de plus, dis-je à Solbioski, que ce lieu est habité. —

„Je n'en doutais pas à mon départ, répondit-il tristement, mais ce n'est pas sans inquiétude que je m'attends à rencontrer ses habitans."

Pendant que nous disions cela, j'avais détourné une vieille portière de drap noir, qui était suspendue à la muraille au moyen d'une tringle appuyée sur des crampons; elle fermait une salle plus spacieuse encore que celle par laquelle nous avions pénétré dans ces horribles cachots.

Là tout annonçait en effet la demeure d'une famille..., ou le repaire d'une bande qui le négligeait depuis longtemps. Ses quatre côtés étaient garnis de fauteuils à l'antique d'une grande proportion; une cheminée assez difforme, dont le canal paraissait aboutir au-dessus des grèves du Tagliamente, à la base des murailles, était surmontée d'une glace de Venise, dont le reflet m'effraya, tant l'aspect de l'homme est redoutable pour l'homme isolé qui manque de l'appui des institutions et de la société. Une découverte plus rassurante pour moi fut celle des doubles girandoles de bronze qui garnissaient les deux montans, et qui étaient encore chargées de bougies intactes, mais noircies par l'humidité et par le temps. Cet appareil, si extraordinaire dans un tel endroit, me remplit d'une joie d'enfant qui s'augmenta de beauconp lorsque j'eus regardé la lanterne sourde. Elle n'avait qu'un moment à luire, et tant de troubles différens que nous venions d'éprouver nous avaient

fait oublier le plus sérieux de nos dangers. Nos torches et nos briquets étaient restés dans le sac abandonné sur le donjon. La mèche, penchée sur un enduit de cire qui s'était amassé autour de la bobèche, ne jetait plus que de petites aigrettes blanches et bleues, qui dansaient sur elle comme si elles allaient la quitter, et ne la ressaisissaient que par une sorte de fantaisie. Je m'emparai de deux bougies, et avec quel soin je fis rouler sur sa brochette la vitre de cristal bombée qui célait notre trésor, pour que l'agitation de l'air n'achevât pas de nous le ravir! Avec quelle tremblante anxiété je rapprochai le coton de ce faible reste de flamme prêt à s'évanouir! Avec quelle volupté je le vis s'incendier d'une large lumière, et la communiquer de bougie en bougie, car j'allumai tout pour m'assurer que le jour au moins ne nous manquerait pas. Tout brillait, tout resplendissait autour de moi, mais les coins éloignés de la salle, où la clarté ne se faisait de moins en moins sentir que pour s'éteindre tout à fait dans les ténèbres, en paraissaient encore plus obscurs et plus formidables. J'y plongeais la vue avec horreur, quand un cri déchirant partit derrière moi. Je me retournai, et Solbioski tomba le front sur ma poitrine, en liant ses mains tremblantes à mon cou.

„Là, là, me dit-il, en me montrant du doigt tourné derrière lui la partie de la salle qui nous était opposée, c'est là!“

— Eh! quoi encore, mon ami?... Tu ne m'as pas même dit ce que tu crois avoir vu. —

„Un cadavre! un cadavre! le corps d'une femme assassinée!“

Je pris une des lumières. — C'était un cadavre en effet, une femme en robe noire, étendue sur une couche basse, et dont les bras traînaient sur la pierre. Je la relevai, sans remarquer cependant sur elle d'autres blessures que celles de ses poings mutilés, qu'on aurait crus broyés à demi sous les dents d'une bête féroce. J'exprimai cette conjecture tout haut.

„Vois, Maxime, vois, reprit Solbioski en déployant un des rideaux blancs qui pendaient sur elle, et en m'y

montrant l'empreinte de cinq doigts teints de sang.... les bêtes féroces de la Torre Maladetta ont des mains!"

— Joseph, lui dis-je avec autant de calme que pouvait m'en permettre cette scène de terreur — et pardonnez-moi si je suis forcé d'en prolonger encore les angoisses, — Joseph, ce n'est point ici l'infortunée créature dont nous avons entendu les cris hier au soir, il n'y a guère plus de douze heures. Tout l'aspect du cadavre annonce que la vie n'en est pas retirée depuis moins de trois jours. Selon toute apparence nous avons une victime à sauver. —

„Mais en quel endroit te promets-tu de la découvrir, puisque tout est parcouru."

— Tout jusqu'ici. — Elle est derrière cette autre portière qui avoisine la cheminée, et que j'ai remarquée en éclairant cette pièce. —

Nous armâmes nos pistolets, nous détournâmes la portière; nous entrâmes dans une troisième salle.

Celle-ci différait beaucoup des précédentes par sa décoration. Le roc à hauteur d'appui et la muraille qui le surmontait y avaient été revêtus avec soin d'un stuc frais et brillant encore, dont l'application ne pouvait pas être antérieure aux plus belles années de la jeunesse de Mario. D'espace en espace, de longs pans d'étoffes veloutées ou de papiers peints variaient à la manière vénitienne la monotonie du fond. Cinq ou six petits tableaux de bons maîtres, placés entre des porte-flambeaux en bronze agréablement ciselés, relevaient encore l'apparence de ce triste séjour, qu'on avait du moins cherché à rendre aimable.

La cheminée était large et haute, suivant l'usage ancien, mais travaillée avec art et assez richement ornée. Le pendule de l'horloge et l'aiguille du cadran étaient immobiles. Déjà depuis quelques jours sans doute on avait oublié, dans ce lieu de douleur, de mesurer le temps. Les quatre candélabres qui garnissaient les deux extrémités de la tablette ne portaient point de lumières, mais dans la moitié les bougies avaient fini de mourir; dans l'autre elles n'avaient pas été allumées. Cette précaution m'avertit de la nécessité de ménager celles qui restaient à ce souterrain, dans lequel nul rayon du jour ne pouvait jamais

pénétrer, et où la nuit absolue devait être horrible. J'allumai deux bougies des candélabres, j'en conservai une dans ma main, et je me hâtai d'éteindre toutes celles que j'avais imprudemment enflammées en traversant la chambre de la morte.

„Il n'y a plus rien, me dit Joseph, plus rien que le cabinet exhaussé où l'on parvient par ces degrés, et que j'ai visité d'un coup d'oeil. C'est là probablement que cette malheureuse prisonnière rangeait ses provisions; mais elles sont si complètement épuisées, qu'il ne reste pas une indication qui puisse faire connaître l'endroit où elle déposait son pain. Le bûcher seul est garni.“

— Le bûcher! répondis-je, en courant à l'escalier. Eh bien, du feu! du feu! Le froid, la fatigue, le sommeil ont tellement abattu mes sens que je ne saurais, sans un moment de repos, retrouver ma présence d'esprit et ma fermeté. Du feu, Joseph, un grand feu, et nous rêverons quelque moyen de salut, car la nuit m'a toujours porté conseil! —

J'avais déjà passé dans ses mains je ne sais combien de tronçons d'un pin résineux qui ne demandait qu'à pétiller, quand, en soulevant brusquement une bûche de plus, je frappai de son extrémité par mégarde le plafond de cette soupente; il rendit un son métallique dont le retentissement extraordinaire me surprit, et nous nous regardâmes, Solbioski et moi, comme pour nous consulter mutuellement.

„Oui, oui, me dit-il en répondant à ma pensée; tu ne t'es pas trompé. Nous avons déjà entendu ce bruit; c'est celui qui s'est renouvelé hier à plusieurs reprises sous la grande salle du château.“

Je m'élançai sur la pile de bois, et je frappai de mon marteau à la même place: le bruit se répéta plus intense et plus facile à reconnaître.

— Ceci est évident! m'écriai-je. Regarde, on n'a pas même pris la peine de déguiser aux yeux l'enchâssement de cette trappe, et c'est par là que cette malheureuse personne est descendue; car il n'y a certainement point d'autre issue au pied de la tour. Seulement, il ne

s'agit plus ici d'une trappe mobile comme celle à laquelle nous devons la funeste connaissance de ces mystères. Celle-ci est solidement fermée en dehors sous ce tapis qui couvre un revêtement de pouzzolane, au moyen duquel on est parvenu à la dissimuler habilement. C'est sur ce point qu'il faut agir, car c'est de là que doit arriver notre délivrance, et ne doute pas qu'on nous entendra!

Nous attaquâmes la trappe de manière à ébranler la tour jusqu'à son sommet, et rien ne nous répondit.

Nous redescendîmes; nous attisâmes un feu large et ardent; nous nous mîmes à disposer les matelas d'un lit aux deux côtés du foyer, et cela sans nous parler. Seulement, nous remontions de temps à autre pour renouveler nos efforts contre cette voûte sonore, mais inébranlable, où toutes nos percussions inutiles grondaient sur nous comme une menace et comme un arrêt de mort. Dans le silence que nous gardions après chaque tentative, je crus saisir un murmure de plainte ou une voix d'agonie. Je me baissai, car cela était parti de mes pieds, je vis quelque chose alors qui ressemblait à un second cadavre. J'y touchai en frissonnant; c'était une femme étendue sur la face à l'extrémité du bûcher avec une pièce de bois dans ses mains. Je la soulevai, je l'emportai entre mes bras, je la déposai sur une des couches que nous avions préparées, j'écartai les longs cheveux qui recouvraient son visage pour m'assurer qu'elle existait encore; mais ses yeux étaient fermés, et le peu de vie qui restait à ses lèvres convulsives était aussi affreux à voir que la mort.... Et quand Solbioski eut rapproché de nous la lumière, je sentis que ma vie elle-même allait s'échapper; mes sens se troublèrent, mes jambes défaillirent, mon âme fut près de s'anéantir. Cette femme mourante ou morte, c'était Diana!

— Diana, Diana! — — m'écriai-je en tombant à genoux auprès d'elle et en portant sa froide main à ma bouche.

„Tout s'explique maintenant, dit Solbioski: Mario, justement soupçonné de l'enlèvement de Diana de Marsan, n'avait trouvé d'autre moyen de la soustraire aux recherches

que de la cacher jusqu'à nouvel ordre dans ces souterrains, avec sa femme de compagnie. Comme des approvisionnemens inaccoutumés auraient décelé son secret, il avait multiplié, pour y suppléer, ses petits voyages à Codroïpo. Il est mort au retour, et ces deux infortunées sont mortes de faim dans cette prison, où nous allons mourir!..."

— Mortes, repris-je! Diana n'est pas morte! Elle vit! elle ne mourra pas! La chaleur de ce foyer commence à la ranimer! —

„Tant pis! répondit amèrement Solbioski. Hélas! il vaudrait mieux qu'elle fût morte; nous ne pouvons que prolonger sa triste agonie par des secours cruels. Avec quoi la nourriras-tu?..."

— Malédiction du ciel! dis-je en me relevant et en parcourant la salle à pas précipités dans un accès de frénésie et d'horreur. La Providence est donc sourde comme le néant! Point de salut pour Diana!... —

„Et point de salut pour nous!" répéta Solbioski, dont la voix lugubre retentissait sur la mienne comme le répons mélancolique du trappiste: Frère, il faut mourir!

Mes mains se crispaient, pendantes sur mon habit; c'était ma redingote de voyage: une des poches repoussa ma main.

— Ah! criai-je avec ivresse, elle ne mourra pas!.... J'ai bien dit qu'elle ne pouvait pas mourir! Mon Dieu, pardonnez-moi! Sainte Honorine, priez pour nous!... —

„Que dis-tu, mon ami? Le désespoir trouble ta raison! ta tête s'égare!... Calme-toi!..."

„Saint Honorine, priez pour nous! Diana ne mourra pas! Voilà de l'eau, du feu, des vases, et de la lasagne*)."

Ce qui suivit immédiatement n'a pas besoin d'être raconté! Notre étonnement religieux et reconnaissant, nos élans d'amour pour la Providence un instant méconnue, qui nous envoyait ce bienfait miraculeux, notre empressement à secourir Diana, nos précautions pour la ramener à la vie, tout cela ne pourrait jamais s'écrire! — Au bout d'une heure, son pouls battait avec lenteur, mais avec ré-

*) *Eine Art italienisches Gebäck.*

gularité; le sang, ranimé dans ses veines, était remonté à ses lèvres pâles; sa bouche respirait, son coeur palpitait sous ma main, ses yeux s'ouvrirent; elle les promena vaguement sur toute l'enceinte, les arrêta un moment sur moi sans montrer de surprise, et les referma en soupirant.

Je ne devinais que trop ce qu'elle avait cherché, et je tremblais de deviner ce qu'elle avait compris.

Nos soins se continuèrent autant qu'il le fallait pour nous rassurer sur son existence, et nous oubliâmes alors quelles faibles espérances nous restaient d'entretenir ce souffle fugitif que nous venions de raminer. L'âme de l'homme se laisse relever dans les circonstances les plus extrêmes par de si trompeuses joies! Elle a si grand besoin de croire à un lendemain, de se ressaisir d'une illusion, et c'est cela qui fait vivre!

Après avoir regarni le foyer et renouvelé les flambeaux, nous cédâmes aussi au sommeil; il dura longtemps.

Je m'éveillai le premier, et il le fallait, car tout allait s'éteindre. Diana reposait dans un calme profond et qui paraissait doux. Je m'en approchai autant que cela était nécessaire pour entendre sa respiration et sentir la tiédeur de son haleine. Je plaçai ensuite à sa portée, sur un petit meuble éclairé de deux lumières, ce qui restait de la lasagne, et muni de ma lanterne, je regagnai en silence l'escalier du balcon. Je ne pouvais m'imaginer qu'on n'eût fait aucune démarche pour nous retrouver, et je craignais seulement que les perquisitions ne se fussent arrêtées à cette galerie étroite où il n'était effectivement pas naturel de chercher un passage.

Rien ne répondit à mes conjectures. Il n'y avait point de changement; on n'était pas venu.

Le soleil avait déjà passé le point du ciel qu'il occupe à midi. La journée de la veille, dont nous n'avions vu que l'aube, devait avoir été belle. La fonte des neiges continuait. Le Tagliamente inondait ses rivages; il remontait en vagues blanches et retombait en vapeur contre le pied du rocher. La campagne qui nous séparait de Saint-Veit disparaissait tout entière sous un lac immense au milieu duquel sa tour se dressait comme un mât immo-

bile. Je pensai que M. Fabricius*) n'avait pas pu se mettre en chemin.

Solbioski ne s'informa pas des motifs de mon absence, et je ne lui en parlai point. Il avait le temps d'apprendre que notre espoir le mieux fondé s'était évanoui.

„Malheur, malheur! dit-il en s'asseyant sur sa couche. La nuit t'a-t-elle porté conseil, comme tu l'espérais?“

— Elle m'a conseillé, mon ami, de ne compter que sur nous. Il faut regravir cet escalier de désespoir, et pour cela il faut une échelle que nous aurons bientôt fabriquée. Quant à la trappe, nous la soulèverons sans peine. J'ai observé qu'un des barreaux du balcon ne demandait qu'un effort pour être déchassé de sa soudure, et un trait de cette petite scie à main qui est pendue à la cheminée réduira notre échelle à la proportion nécessaire pour nous élever jusqu'à cette porte rebelle qui n'a résisté à nos efforts que parce que nous l'attaquions de trop bas. Du courage seulement, car il n'y a point de temps à perdre!

„En effet, dit-il, cette ressource est la dernière, l'unique ressource qui nous reste si le Tagliamente est débordé...“

Ensuite, il s'assit sur son lit, essuya son front, pâlit et me dit: „J'ai faim.“

— Ces premières irritations du besoin restent longtemps sans se renouveler quand on les a vaincues la première fois; c'est une grâce d'état pour les prisonniers et les acteurs des guerres civiles. Pense que dans quelques heures nous pouvons être délivrés. —

Et je me hâtai de distribuer entre nous les différentes parties de notre travail.

Indépendamment des distractions nécessaires que nous donnaient de temps en temps les légers repas de Diana, dont j'avais divisé en très-petites portions la lasagne presque épuisée, nous étions pris alternativement de langueurs

*) *Ein bejahrter Arzt, dessen Bekanntschaft Maxime zu Triest gemacht hatte, und der ihm nach der Torre Maladetta baldigst, von Saint-Veit aus, folgen wollte.*

et de défaillances qui faisaient tomber les outils de nos mains. Nous en vînmes à bout, s'il est permis de regarder comme un ouvrage terminé les objets informes et grossiers que nous avions si peu solidement ébauchés.

Après cela, nous disposâmes tout dans l'appartement pour le temps que devait, selon nous, durer notre absence, et nous gagnâmes le balcon avec des difficultés que multipliaient à chaque pas les embarras de notre échelle.

Qui le croirait? Les heures qui avaient paru si longues à mon impatience étaient plus nombreuses encore que je ne l'aurais pensé. L'ouverture de la plate-forme était éclairée par le jour, par un jour nouveau, par le soleil du troisième midi. Je m'étonnai d'avoir tant souffert, et d'avoir mesuré si mal la longueur de mes souffrances. La douleur marche vite.

Nous courbâmes enfin nos épaules sous la porte de fer qui nous séparait du ciel et de la vie, et introduisant peu à peu la pointe de notre barre aiguë au point où les rebords de la trappe s'appuyaient mal hermétiquement sur son cadre, nous fîmes peser à son extrémité opposée l'effort de nos quatre mains réunies, avec le peu de vigueur que nous prêtait l'espérance ou le désespoir.

Les charnières crièrent comme la première fois; la trappe bâilla et s'ouvrit à laisser passer un homme; la pleine lumière du matin pénétra dans la tour par gerbes éblouissantes, avec l'air pur et vif de cette région élevée.

— Nous sommes sauvés, m'écriai-je! Un moment encore, et nous sommes sauvés!

Au même instant, toutes les pierres qui entouraient la trappe, ébranlées par son mouvement, se précipitèrent sur elle avec un épouvantable fracas; elle retomba comme la foudre et nous chassa violemment au loin sur les dalles.

„Nous ne sommes pas sauvés, répondit Solbioski en m'entourant de ses bras, je te l'avais bien dit: nous sommes perdus!"

Nous restâmes quelque temps en silence au bruit des ruines qui continuaient à s'amasser sur notre tête, car l'ébranlement s'était communiqué aux parties les plus chancelantes du parapet du côté où il s'inclinait sur le

front penchant du donjon, et les pierres qui le couronnaient tombaient et roulaient toujours. La tour vibra un moment comme un peuplier dont le tonnerre a frappé la cime, ou comme un pendule chassé par le doigt qui rétrécit peu à peu l'arc de ses oscillations. Et puis tout fut muet et immobile.

— Viens, dis-je, rien n'est désespéré encore. Cette catastrophe se sera fait ressentir jusque dans la cour du château, où des fragmens des murailles seront tombés du sommet. Leur direction naturelle est de ce côté. L'accident qui nous accable fera deviner nos efforts, notre position, nos dangers. Sois assuré qu'au moment où je te parle, la trappe inférieure est ouverte. Viens, au nom du ciel qui ne nous abandonnera pas. —

Solbioski arrêta sur moi un regard où se confondaient une incrédulité douloureuse et une triste dérision.

Je détournai les yeux, et je l'entraînai sur l'échelle dans l'escalier tournant. Nous arrivâmes, comme à un lieu de refuge, au balcon inaccessible du Tagliamente.

Il était nuit. La lune, épaissement voilée, ne jetait qu'une faible clarté sur le torrent, mais il se rapprochait visiblement de son lit; le vent de Bora qui soufflait avait refroidi la température, et tari pour quelques jours l'urne des débordemens. Les nuées rapides et sifflantes fouettaient autour de nous un givre piquant. J'osai m'en réjouir avec toute l'expansion qui me restait pour exprimer un sentiment d'espérance.

— Il fait froid, dis-je; les neiges ne fondront plus; le Tagliamente s'éloigne; la grève est libre. Si le docteur Fabricius n'est pas arrivé aujourd'hui à la Torre Maladetta, il y arrivera certainement demain. —

„Et qu'importe à notre salut qu'il y arrive demain?“ dit Solbioski en s'évanouissant dans mes bras.

Je fis d'abord des efforts impuissans pour le rappeler à la vie qui paraissait l'avoir tout à fait quitté. Enfin il se ranima de lui-même un instant, et un instant après défaillit de nouveau. Peu à peu ces deux états devinrent alternatifs et mesurés par des périodes presque égales. Je compris que le même symptôme menaçait de m'atteindre

à mon tour, et qu'il était temps d'arriver à l'appartement encore si éloigné de Diana. J'en calculai la distance avec épouvante. La lumière était d'ailleurs près de sa fin, car je n'avais pas imaginé le matin qu'il fût nécessaire de me précautionner pour le retour, dont je n'aurais pas même compris la possibilité. Des études physiologiques, faites d'ailleurs avec assez de soin sous des maîtres illustres, ne m'avaient laissé, chose étrange, aucune notion positive sur le temps pendant lequel l'homme peut se passer d'alimens. Je m'étonnais de vivre encore.

Hélas! il m'est facile de vous épargner les détails de cet interminable trajet; mais j'essaierai inutilement de vous soustraire à la douleur de les deviner. Vous vous rappelez ce corridor étranglé qui paraissait plutôt avoir été pratiqué pour des couleuvres que pour des hommes. Vous vous rappelez ce puits étroit et profond, antre spiral qui ne promettait qu'un tombeau. C'est là que vous suivrez sans moi de la pensée deux mourans qui se traînent à lentes reprises à travers des espaces presque impénétrables à l'agilité, à la force et à la patience. Combien cela dura, qui pourrait le dire! Combien de fois, accablés d'une fatigue sans but et sans espérance, nous répétâmes-nous: „C'est assez; il est aussi bon de mourir ici!“ Combien de fois, ranimés par je ne sais quelle vigueur de l'âme que donne l'amour de la vie, redoublâmes-nous d'efforts pour atteindre inutilement le seuil d'un autre sépulcre! Nous étions parvenus, tantôt marchant, tantôt rampant, à la chambre de la morte, quand notre lumière jeta subitement un éclat plus vif, et s'éteignit.

Sommes-nous arrivés? me dit Solbioski en se couchant sur le rocher. Pourquoi ne vois-je plus rien?

Nous ne sommes pas arrivés, répondis-je, et nous n'avons plus de feu; mais la seconde portière sera facile à trouver, si je ne me trompe, en suivant de la main le tour des murailles. Attends-moi, mon frère, attends-moi.

Je repris mon affreuse route dans cette épouvantable obscurité, dont aucune des nuits de la terre ne peut donner l'idée. Après bien du temps la portière céda sous mes

doigts; je la tirai brusquement. Tous les feux étaient éteints.

„Pourquoi as-tu fermé la portière sur moi? dit Solbioski. Tu es arrivé et je ne vois pas. Hélas! m'abandonnes-tu?"

Je ne prononçai pas une parole. Une minute de délai pouvait achever de nous perdre. Je me dirigeai vers le foyer en me soutenant à droite et à gauche sur les couches où nous avions reposé le second jour; je le fouillai de mes mains.

— O bonheur! m'écriai-je avec une sorte d'extase; encore, encore cela!... —

„La trappe est-elle ouverte? reprit Solbioski. La trappe est ouverte! Maxime, ne m'abandonne pas!"

— Une étincelle, mon ami, une étincelle et des charbons! Et la chambre s'éclaira. —

Je crus retourner à la vie; je conduisis, ou plutôt je traînai sur son lit mon pauvre Joseph, dont l'agonie était plus hâtive que la mienne.

J'allai ensuite à Diana; ses yeux étaient ouverts et fixes comme à l'ordinaire, mais plus brillans, plus ardens, plus météoriques; son teint était enflammé; son pouls battait avec désordre et précipitation.

„A-t-elle tout mangé?" dit Solbioski en se soulevant péniblement sur ses mains.

— Oui, lui répondis-je, tout mangé! mais la fièvre préserve de la faim: le peuple dit qu'elle nourrit. —

Il se laissa retomber.

Je dégageai de sa ceinture les deux pistolets dont il était armé. Je remontai sous la trappe sonore du cabinet, et je fis double feu. Après un moment d'interruption, je renouvelai l'explosion des deux miens, et je prêtai l'oreille aux bruits extérieurs. Il me sembla que j'entendais un murmure confus, comme un bruit de trépignemens et de voix; mais depuis deux ou trois jours ces bruissemens sans cause offusquaient si souvent mon ouïe et mon cerveau, que je n'étais plus capable de distinguer de la réalité les illusions de mes sens malades.

Je descendis alors à pas incertains vers la cheminée pour ranimer le foyer et renouveler notre luminaire funèbre.

J'y employai tout ce qui restait à ma portée de bois et de bougies; je savais qu'il ne nous en fallait pas désormais davantage. Une heure, deux heures peut-être se passèrent à ce travail, et j'en mis une encore à me glisser dans le suaire, qu'aucune main ne devait recoudre sur moi. — C'était fini pour jamais.

Le temps se partagea dès lors entre d'incroyables souffrances et des langueurs anéantissantes où je croyais que ma vie allait m'échapper. Il y avait des momens de prestige où tous les objets prenaient un aspect fantastique et capricieux, comme la décoration d'un spectacle ou les apparitions du sommeil. Les ombres des murailles éloignées se mouvaient, se détachaient, se mêlaient avec des formes étranges et gigantesques, s'embrassaient, se liaient les unes aux autres et tournaient autour de moi, pressées, confuses et hurlantes. Les flammes des bougies bondissaient si haut sur les flambeaux que j'avais peine à les suivre. Des voix connues s'introduisaient dans mon oreille comme un souffle, ou retentissaient au-dessus de ma tête avec un rire moqueur et insultant. Si je fermais les yeux pour me dérober à ces fascinations, la dernière perception qu'une liaison inexplicable d'idées avait portée à mon esprit se prolongeait d'une manière indéfinie dans ma pensée. C'était un chant borné, un refrain monotone, un vers grec ou latin à l'assourdissante mélopée, la reprise d'un virelai ou d'une redondille*) dont l'obstination importune semblait s'attacher à moi pour l'éternité, comme cette terrible mouche hippobosque**) qui revient toujours avec une précision infaillible à l'endroit d'où on l'a chassée.

Quelquefois je passais d'un évanouissement délirant au sommeil, et la scène se changeait alors d'une manière étrange. Il y avait dans mes rêves de l'air, du soleil, des femmes et des fleurs. Je me trouvais tout à coup dans

*) *Der Name einer in der südlichen Poesie, namentlich bei den Spaniern und Portugiesen gebräuchlichen Strophenform, welche aus vier zweigereimten, vier-, sechs- oder achtsylbigen Versen besteht.*

**) *Pferdefliege.*

des assemblées joyeuses où l'on ne s'occupait que de plaisirs et de festins. Des tables splendides se chargeaient de mets délicats, que j'essayais d'atteindre, et qui se convertissaient dans ma bouche en sable insipide et amer. Puis je sortais en sursaut de mes songes, au bruit d'une plainte déchirante qui se traînait encore longtemps sur mon réveil.

— Qu'est-ce donc que cela! — criai-je une fois de toute la force qui me restait.

„Rien, répondit Solbioski. C'est probablement mademoiselle de Marsan qui meurt.“

— Mon Dieu, repris-je, prenez pitié de moi! Sainte Honorine, priez pour nous! —

Ce temps-là ne peut pas se calculer; car quelquefois aussi mon sommeil était morne et long. Je me rappelle qu'il arriva un moment où, en ouvrant les yeux, je n'aperçus plus de clarté. C'était cette nuit finale, cette nuit éternelle, que j'avais prévue avec tant d'horreur et retardée avec tant de soin, le jour précédent, ou la veille, ou un autre jour encore auparavant. C'étaient mes dernières ténèbres. — J'entrepris de me lever. — Je ne pus pas!

Lorsque je revenais à moi, je disais à Solbioski: Dors-tu? — Il ne me répondit point.

Ma stupeur devint peu à peu plus profonde. Je perdis le souvenir des temps, et des lieux, et de moi-même. Je me demandais vaguement: Où suis-je? et ma mémoire était un abîme où je ne pouvais me retrouver.

Je finis par ne plus penser. L'ouïe seule m'apportait encore des sensations incomplètes et confuses, des cris, des lamentations, un fracas de cataractes et de tempêtes. J'essayais d'y répondre par des lamentations et par des cris, pour me mettre à l'unisson de cette nature souffrante qui allait mourir, et la voix me manquait.

L'horloge de l'éternité ne suffirait pas à mesurer de pareilles heures. Quand elles furent passées, je me retrouvai quelque part, dans un endroit où le jour venait du ciel. C'était peut-être un matin. Je refermai les yeux aussitôt que je les eus ouverts, parce que le soleil les blessa. Ma bouche était moins ardente, mes organes

moins languissans. Quelques sucs savoureux récréaient mon palais; et je les goûtais encore. Je sentais un peu moins mes souffrances. Je m'imaginai que je vivais.

— Ceci vaut mieux, dis-je en moi-même. Il faudrait rester et mourir comme cela. —

Je regardai de nouveau, parce qu'un nouveau breuvage doux et substantiel avait encore ranimé ma vie. C'était là un spectacle bien étrange! Une salle si vaste et où je ne m'étais jamais éveillé, qui n'était pas de la maison de mon père, qui n'était pas de mon auberge, qui n'était pas de ma prison! Le sol surtout m'étonnait. Il était profondément remué et couvert de laves éparses. Il y avait seulement au milieu une large ouverture carrée qui semblait communiquer à un caveau.

— La Torre Maladetta! criai-je, la trappe est ouverte! Diana, Joseph, venez à moi, venez! j'ai trouvé un chemin. Oh! ne tardez pas à venir, il y en a déjà tant de morts! —

Personne n'est mort qu'Anna*), me répondit le docteur Fahricius, qui était appuyé sur le chevet de mon lit.

— Fabricius! mon ami, mon père, dis-je en saisissant sa main. — Et Diana? et Joseph? —

„Ils sont vivans!" —

SISMONDI.

JEAN CHARLES LÉONARD SIMONDE DE SISMONDI *stammt von einer pisanischen Familie ab, die sich seit* 1508 *in der Dauphiné und später nach dem Widerruf des Edicts von Nantes in Genf niedergelassen hatte, und wurde zu Genf am* 9. *Mai* 1773 *geboren.* 1792 *zur Zeit des Umsturzes der alten Genfer Regierung, deren Mitglied sein Vater war, ging er mit seiner Familie nach England.* 1794 *kehrte er nach Genf zurück, wurde aber wenige Wochen darauf mit seinem Vater, als Verdächtige, verhaftet, und zu einer Geldstrafe von zwei*

*) *Die Dienerin der Diana.*

Fünfteln ihres Vermögens und einem Jahre Gefängniss verurtheilt. Nach erhaltener Freiheit begab er sich 1795 *nach Toscana, wo er aber als Aristokrat, in Folge eines Aufstandes, von den Franzosen verhaftet und dann als Franzose, da Genf unterdessen mit Frankreich vereinigt war, von den Insurgenten im Gefängnisse gehalten wurde. Befreit kehrte er im Herbste* 1800 *in seine Vaterstadt zurück, wo er sich mit Studiren und literarischen Arbeiten beschäftigte und einige Communalämter verwaltete. Zuletzt war er Mitglied des repräsentativen Raths der Genfer Republik, Correspondent der Akademie der Inschriften und Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris, etc. Er starb am* 23. *Juni* 1842. — *Sismondi gehört zu den gründlichsten französischen Autoren: mit einer seltenen Gelehrsamkeit vereinte er die Kenntniss der meisten europäischen Sprachen. Seine staatswirthschaftlichen und wissenschaftlichen Schriften:* Tableau de l'agriculture toscane, Genève 1801 (*deutsch von J. Burger, Tübingen,* 1805)*;* De la richesse commerciale, ou Principes d'économie politique appliqués à la législation du commerce, Genève, 1803, 2 Vol.; Nouveaux principes d'économie politique, ou de la richesse dans ses rapports avec la population, Paris, 1819, 2e édit. 1827, 2 Vol.; Études sur les constitutions des peuples libres, Paris, 1836; Études des sciences sociales, Paris, 1836—1838, 3 Vol., *enthalten viele wichtige Thatsachen, gute Gedanken und wissenschaftliche Resultate. Seine Geschichtswerke:* Histoire des Républiques italiennes du moyen âge, Zürich et Paris, 1807—1818; nouvelle édit. Paris, 1825-26, 16 Vol. (*deutsch: Zürich,* 1807—24, 16 *Bde.*) *neuste Auflage, in Lieferungen herausgegeben* Paris, 1840—42, 10 Vol. *und noch öfter neu aufgelegt;* Histoire des Français, Paris, 1821—1835, 21 Vol., *welche die Geschichte bis zum Jahre* 1598 *führen* (*Bd. I. deutsch mit Anmerkungen von H. Luden, Jena,* 1822); Tome XXII, Paris, Strasbourg et Londres, Papier velin, *erschien* 1839, *und endigt mit dem März* 1626*;* Tome XXIII, 1839, *führt bis zum Tode Louis XIII,* 1643*;* Tome XXIV, 1840, *von* 1643 *bis* 1661*;* Tome XXV, 1841, *von* 1661 *bis* 1688*;* Tome XXVI, 1841, *von* 1661 *bis* 1706*;* Histoire de la renaissance de la liberté en Italie, Paris, 1832, 2 Vol.; Histoire de la chute de l'empire romain et

du déclin de la civilisation, de l'an 250 à l'an 1000, Paris, 1835, 2 Vol. *zeichnen sich durch fleissiges und kritisches Quellenstudium, Genauigkeit, Unparteilichkeit, gefällige Darstellung und neue geistreiche Ansichten aus. Ueber sein Werk:* Histoire des Républiques italiennes *urtheilt* Chénier (Tableau de la littér. franç.) *folgendermassen*: L'Histoire des républiques italiennes du moyen âge offrait un sujet difficile. En le traitant M. Simonde de Sismondi a rendu un véritable service à notre littérature. A l'ensemble de la composition, à l'esprit général, au caractère de plusieurs détails, l'auteur semble un élève de Muller, que d'ailleurs il vante beaucoup, peut-être même un peu trop, quel que soit le mérite de cet historien. Comme lui, M. de S. joint une raison forte à des connaissances étendues; mais il est plus inégal que Muller, et ses écrits ont souvent de la sècheresse: ce qui ne vient pourtant pas d'un excès de précision. Quelquefois, en récompense, il sait donner de la couleur à son style: des traits nerveux, des expressions brillantes, et, de temps en temps, d'assez belles pages annoncent que la hauteur de l'art d'écrire ne lui est point inaccessible. Son livre, déjà très recommandable, est digne d'être perfectionné; quelques efforts de plus lui obtiendraient un rang assuré parmi les bons livres. *Hauptsächlich in dem aus seinen* 1811—13 *zu Genf gehaltenen Vorlesungen hervorgegangenen Werke:* De la littérature du midi de l'Europe, Paris, 1813, 2e édit. 1819, 3e édit. 1829, 4e édit. 1840, 4 Vol. (*deutsch von L. Hain, Leipzig und Altenburg*, 1815, 2 *Bde.*) *ist Sismondi's ausgebreitete Gelehrsamkeit und Sprachenkunde zu bemerken. Er behandelt in demselben, pragmatisch, und mehr den deutschen als den französischen Grundsätzen der Aesthetik huldigend, die Geschichte der spanischen, portugiesischen, italienischen, englischen und deutschen National-Literatur, welche La Harpe in seinem* Cours*) *übergangen hat, und in so fern kann er diesem zur Ergänzung dienen. Sein historischer Roman:* Julia Sévéra, ou l'an 492, Paris, 1822, 3 Vol. in 12. (*deutsch*

*) *Vergl. S.* 103, *Anmerk.* 3. — *J. L. Boucharlat, ein geachteter Literat und Mathematiker* (*geb. zu Lyon* 1775) *hat* 1826 *eine Fortsetzung von La Harpe's* Cours (Paris, 2 Vol.) *herausgegeben, welche die neuere poetische Literatur der Franzosen umfasst.*

von K. L. M. Müller, Leipzig, 1822, 2 *Thle.), der uns den Zustand Galliens zur Zeit des Einbruchs der Franken unter Chlodwich darlegt, zeichnet sich durch rasches Fortschreiten der Handlung, aus den Quellen geschöpfte vortreffliche Charakteristik der Personen und treue Schilderung der Sitten jener Zeit aus. Er hat in diesem Roman sein Vorbild Walter Scott in mancher Hinsicht übertroffen. Die politischen Schriften, welche Sismondi in Verfolg der Zeitereignisse herausgegeben hat, übergehen wir hier. — Eine Biographie von Sismondi befindet sich in der* Biographie nouvelle des Contemporains, Tome XIX, p. 218 — 219; *ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften in* La France littéraire par J. M. Quérard, T. IX, p. 169—172.

Fragment de l'Histoire des Républiques italiennes.

Chap. 94, **Négociation de Louis XII en Italie. Suite de la guerre de Pise; cette ville abandonnée par les Vénitiens continue à se défendre.** 1498—1500.

Au moment où Savonarole*), abandonné par la faveur populaire, voyait les révélations dont il avait longtemps entretenu ses fidèles à Florence, se changer en accusations contre lui, la plus importante de ses prophéties semblait recevoir son accomplissement. Il avait annoncé à Charles VIII que Dieu l'avait choisi pour délivrer l'Italie de ses tyrans et réformer l'Église: dès lors il n'avait pas cessé de lui reprocher, au nom du ciel irrité, la lenteur qu'il apportait à l'accomplissement de ce grand ouvrage, et de le menacer d'une punition exemplaire. Il avait voulu faire reconnaître le commencement de cette punition dans la mort successive des deux dauphins, que Charles perdit en bas âge; mais un nouveau châtiment, disait-il, menaçait encore le monarque abandonné à ses plaisirs: et le jour même où Savonarole devait faire sur la place de Florence la terrible épreuve de sa doctrine, en envoyant Dominique

*) *Ein Dominicaner aus Ferrara, geb.* 1452, *den, seiner aufrührischen Predigten wegen, Papst Alexander VI. am* 23. *Mai* 1498 *zu Florenz stranguliren und verbrennen liess.*

Bonvicini, son disciple, au milieu d'un bûcher ardent, le 7 avril 1498, veille du dimanche des Rameaux*), Charles VIII fut frappé d'apoplexie dans son château d'Amboise; on ne put point le transporter hors de la galerie où il se trouvait alors, passage souillé d'immondices et le plus déshonnête lieu de céans, dit Comines**); on l'y étendit sur un lit de paille, et il y mourut au bout de neuf heures.

Charles VIII ne laissait point d'enfans, et sa couronne passait à Louis d'Orléans, le plus prochain des princes du sang. Celui-ci était né à Blois le 27 juin 1462. Il était fils de Charles, petit-fils de Louis l'époux de Valentine Visconti, et arrière-petit-fils de Charles V. Ce prince, quoique gendre de Louis XI et le plus proche héritier du trône, avait vécu dans l'adversité; il s'était mis à plusieurs reprises à la tête des partis mécontens en France; il avait éprouvé tour à tour la prison et l'exil, et il avait reçu de la fortune la seule éducation qui puisse faire que les rois sentent comme des hommes. Il était déjà âgé de trente-six ans, lorsqu'il monta sur le trône sous le nom de Louis XII; et quoique son esprit ne fût ni vaste, ni susceptible d'une longue contention, quoiqu'il eût donné à connaître sa propre faiblesse par le besoin constant qu'il avait eu d'un favori, il inspirait cependant aux états voisins bien plus de considération et de crainte que Charles VIII, dont on avait appris à connaître l'extrême inconséquence et l'inapplication.

Mais c'était surtout aux Italiens que Louis XII pouvait causer de l'appréhension en montant sur le trône. Il n'avait jamais cessé d'invoquer les droits de Valentine Visconti son aïeule sur l'héritage de Milan. Pour que ces droits prétendus eussent quelque validité, il aurait fallu cependant que la souveraineté de Milan fût un héritage dévolu nécessairement des pères aux enfans, et non une seigneurie italienne, où le droit du prince n'était fondé

*) *Palmsonntag.*

**) *Philippe de Comines, geb.* 1445, *gest.* 1509, *Verf. von wichtigen* Mémoires sur l'histoire de Louis XI et de Charles VIII (*Ausgabe von* Lenglet du Fresnoy, Londres et Paris, 1747, 4 Vol. in 4.)

que sur l'acquiescement présumé du peuple. Il aurait fallu encore que cet héritage pût tomber en quenouille; ce qui était aussi contraire au droit de la couronne en France qu'au droit italien. Charles duc d'Orléans, père de Louis XII, alternativement prisonnier des Anglais et chef de parti dans les guerres civiles de France, n'avait pu faire valoir ses prétentions par les armes: à sa mort son fils n'avait que trois ans. Louis XI cependant s'était allié avec les Sforza*). Charles VIII avait persisté dans la même alliance; et loin de seconder les réclamations de son cousin sur le duché de Milan, c'était sur l'appui de Louis-le-Maure, fils de François Sforza, qu'il avait le plus compté, lorsqu'il avait entrepris son expédition en Italie. Après avoir éprouvé la mauvaise foi de ce prince, il n'avait point encore voulu lui ôter tout espoir de réconciliation; tandis qu'au contraire il avait manifesté de la défiance et de la jalousie contre le duc d'Orléans, lorsque celui-ci pendant son séjour à Asti, avait menacé le Milanais d'une invasion. Mais Louis XII, en montant sur le trône, annonça aussitôt les prétentions qu'on l'avait si longtemps empêché de faire valoir. Il ajouta au titre de roi de France ceux de duc de Milan, et de roi des Deux-Siciles et de Jérusalem; il ne dissimula pas qu'il comptait soutenir ces titres avec toutes les forces d'un puissant empire.

Tant de passions agitaient alors l'Italie, que cette seconde invasion des Français, qui, après l'épreuve qu'on avait faite de la première, devait être redoutée de tout le monde, était devenue au contraire l'espoir de plusieurs puissans états; en sorte qu'avant de l'entreprendre Louis XII trouva le moyen de changer de système des alliances de son prédécesseur et de s'assurer d'utiles coopérateurs pour les conquêtes qu'il méditait.

La guerre de Pise**) qui était demeurée allumée comme un flambeau destiné à exciter un nouvel incendie, avait plus contribué qu'aucune autre circonstance à changer les

*) *Eine berühmte mailändische Familie.*

**) *Mit Florenz, welches Pisa unterjochen wollte, was ihm aber nicht gelungen war.*

affections de divers partis. Cette guerre avait ruiné les Florentins: elle leur avait fait éprouver toute la mauvaise fois de Charles VIII et de ses lieutenans; elle leur avait laissé le vif regret de s'être fiés aux promesses de la France. La même guerre, après avoir flatté vivement les espérances de Louis-le-Maure, ne permettait plus qu'à ses rivaux le prix auquel il prétendait lui-même. Il était trompé pour la seconde fois par ses propres calculs, en suivant cette politique astucieuse dont il se glorifiait tant; et il commençait à désirer de se rapprocher des Florentins, pour chasser de Pise les Vénitiens, après avoir en quelque sorte donné lui-même cette ville à ces derniers. D'autre part, les Vénitiens qui se vantaient d'avoir défendu, d'avoir sauvé deux fois Louis-le-Maure, ressentaient tant d'indignation de ce qu'ils appelaient son ingratitude, qu'ils étaient disposés à commettre, pour se venger de lui, la même faute qu'on lui avait si vivement reprochée, et à lui susciter un antagoniste plus puissant qu'eux et que lui.

En effet, à peine eurent-ils appris la mort de Charles VIII, qu'ils ordonnèrent au secrétaire de leur république, résident à Turin, de passer auprès de son successeur: bientôt ils le firent suivre par trois ambassadeurs chargés d'excuser les hostilités précédentes, et de les faire considérer comme les conséquences d'une querelle terminée par la mort du dernier roi. Le pape qui vers le même temps avait résolu de dégager son fils César Borgia des ordres sacrés, et de le faire passer du rang de cardinal à celui de prince temporel, saisit de son côté, avec empressement, cette occasion d'exciter de nouvelles guerres, et de vendre tout ensemble à un puissant allié, l'appui de sa souveraineté temporelle, et les grâces spirituelles dont il disposait. Il savait que le roi de France avait besoin de lui pour satis faire à la fois ses passions et sa politique; que marié depuis vingt ans à une fille de Louis XI, qu'il navait jamais aimée, il désirait se séparer d'elle; qu'amoureux depuis longtemps aussi de la veuve de son prédécesseur, il désirait l'épouser, et conserver ainsi la Bretagne à la France. Alexander VI pouvait seul sanctionner ce divorce et cette union nouvelle; il le fit offrir par son ambassadeur, et il

comptait bien mettre à un prix élevé le scandale qu'il donnerait ainsi à la chrétienté. Les Florentins envoyèrent de leur côté des ambassadeurs à Louis XII, pour confirmer leur ancienne alliance et rappeler à sa mémoire tout ce qu'ils venaient de souffrir pour la cause française. Tous ces ambassadeurs furent également bien reçus par le nouveau roi; il entama avec tous des négociations, bien décidé cependant à ne point tenter d'expédition en Italie, qu'il n'eût auparavant assuré les frontières françaises par de nouveaux traités avec tous ses voisins.

En effet, il consacra la première année de son règne au soin de l'administration intérieure de ses états, et à des négociations étrangères qui demeurèrent ensevelies dans le silence du cabinet. On put seulement juger que celles qu'il entretenait avec le pape, avaient eu pour résultat un complet rapprochement des deux cours, lorsqu'on vit George d'Amboise, favori de Louis XII, et archevêque de Rouen, recevoir, le 17 septembre, le chapeau de cardinal. Dans le mois suivant, César Borgia renonça en plein consistoire à la pourpre romaine, prenant pour prétexte la violence que lui avait faite son père pour le faire entrer dans les ordres. Il partit ensuite pour la France, afin d'y traiter au nom d'Alexandre le divorce du roi. Peut s'en fallut cependant que, pour avoir usé de trop de finesse, il ne perdît le prix auquel il espérait vendre cette grâce. Il prétendit n'avoir point apporté la bulle du pape qui annullait le précédent mariage de Louis. Celui-ci, averti par l'évêque de Cette que la bulle était expédiée, au lieu d'exiger qu'elle lui fût remise, fit prononcer le divorce le 12 décembre 1498, par les juges ecclésiastiques qu'il tenait sous sa dépendance; et il passa, le 8 janvier 1499, à de secondes noces avec Anne de Bretagne. César Borgia se hâta alors de se réconcilier avec le roi, de signer le traité en discussion entre eux, et de lui remettre la bulle de son père: en échange il reçut de Louis le duché de Valence en Dauphiné, et il prit le titre de duc de Valentinois, au lieu de celui de cardinal-évêque de Valence en Espagne, qu'il avait porté jusqu'alors. Mais il ne pardonna point à l'évêque de Cette d'avoir révélé au

roi son secret, et de lui avoir fait comprendre qu'une fois la bulle expédiée, encore qu'elle ne lui fût pas délivrée, sa conscience devait être en repos. L'évêque de Cette mourut peu après, empoisonné par Borgia.

Pendant que Louis XII formait des alliances nouvelles en Italie, et qu'il se préparait à y porter ses armes, la guerre se continuait en Toscane: elle avait recommencé autour de Pise, dès le mois d'octobre 1497, à l'époque où avait fini l'armistice stipulé par les rois de France et d'Espagne; cependant jusqu'au moi de mai 1498, elle n'avait été marquée par aucun événement de quelque importance. Les Pisans à cette époque envoyèrent Jacob Savorgnano, capitaine vénitien à leur solde, dans l'état de Volterra, pour le ravager. Il en revenait chargé de butin, avec sept cents chevaux et mille fantassins, lorsqu'il fut attaqué près de San Régolo par le comte Renuccio de Marciano et par Guillaume des Pazzi, généraux des Florentins. Il fut mis en déroute; mais tandis que les vainqueurs étaient occupés au pillage, ils furent attaqués à leur tour pas Thomas Zéno, qui arrivait de Pise avec cent cinquante chevaux seulement, et qui, profitant de leur désordre, délivra leurs prisonniers, reprit leur butin, et les tailla en pièces. Les Florentins perdirent beaucoup de monde dans cette affaire; et comme leurs deux généraux s'accusaient réciproquement de s'être attiré ce malheur par leur faute, la république donna, le 6 juin, le commandement de ses forces à un chef plus célèbre, mais dont l'ambition pouvait aussi inspirer plus de craintes: elle choisit Paul Vitelli de Citta di Castello, qui passait pour avoir acquis dans l'armée française la connaissance de tous les progrès que les ultramontains avaient fait faire à l'art de la guerre. Cette même déroute détermina Louis-le-Maure à secourir efficacement les Florentins, pour les empêcher de faire la paix, et de laisser les Vénitiens s'établir définitivement à Pise. Il envoya aux premiers trois cents arbalétriers; il prit à sa solde en commun avec eux Jean-Paul Baglione, seigneur de Pérouse, et le seigneur de Piombino, et il leur prêta en différentes fois jusqu'à la somme de trois cent mille ducats.

Les Vénitiens avaient alors dans Pise, sous les ordres de Marco Martinengo, quatre cents gendarmes, huit cents stradiotes*) et deux mille fantassins. Ils n'avaient éprouvé jusqu'alors aucune difficulté à faire passer des renforts à cette armée: mais le duc de Milan, en embrassant ouvertement l'alliance des Florentins, refusa le passage aux troupes qui marchaient pour les combattre. Il engagea Jean Bentivoglio, seigneur de Bologne, à prendre la même détermination. Catherine Sforza, mère d'Octavien Riario, seigneur d'Imola et de Forli, et la république de Lucques suivirent cet exemple. La route la plus directe que prenaient les troupes vénitiennes pour se rendre à Pise par le Ferrarois, le Modénois et l'état de Lucques, leur fut ainsi fermée; le duc de Milan se chargea d'empêcher les Génois de donner passage aux ennemis de ses alliés. La route de Romagne paraissait également fermée par Bentivoglio et Riario; mais comme ces petits princes pouvaient craindre de se compromettre avec la puissante république de Venise, les Florentins, pour éviter qu'on ne pût tourner leurs frontières, voulurent aussi s'assurer de la neutralité de Sienne, afin de n'avoir aucun ennemi pour voisin. Ils signèrent une trève de cinq ans avec Pandolfe Pétrucci, qui, par le seul crédit de la garnison de Sienne dont il était capitaine, s'élevait à la tyrannie dans cette république.

Les Florentins, après avoir ôté aux Pisans toute communication avec leurs alliés, firent marcher contre eux, sous les ordres de Paul Vitelli, des forces supérieures à celles que commandait Martinengo. Celui-ci fut fort maltraité dans une embuscade où il tomba près de Cascina: il abandonna ensuite la campagne; et Vitelli, suivant la rive droite de l'Arno, soumit les châteaux de Buti, Calcinaia, Vico Pisano, et la vallée de Calci; c'est la partie tout à la fois la plus riche et la plus facile à défendre du territoire de Pise, puisqu'elle est fortifiée par les escarpemens des monts de Saint-Julien et par les eaux du lac Bientina. Les Vénitiens, qui avaient pris les Pisans

*) *Eine Art leichter Cavalerie: Streifreiter.*

sous leur protection, étaient bien résolus à ne pas les laisser sans secours. Aucun chemin ne leur était ouvert pour arriver sur le territoire de Pise; mais il leur en restait un pour parvenir jusqu'aux frontières des Florentins. Le seigneur de Faënza avait reconnu leur protection, et ne pouvait leur refuser le passage par le val de Lamone, qui dépendait de lui. Charles Orsini et Barthélemi d'Alviano, partant de la Romagne vénitienne, arrivèrent par cette route jusqu'à Marradi, château-fort qui leur fermait l'entrée de la Romagne toscane. Pierre et Julien de Médicis, toujours prêts à se joindre à tous les ennemis de leur patrie, dans l'espérance d'y rentrer à la suite des armées étrangères, s'étaient rendus au camp vénitien, et avaient promis à ses chefs qu'ils trouveraient des traîtres parmi les commandans florentins des châteaux de l'Apennin, où ils ne pouvaient manquer de rencontrer quelques anciens partisans de leur famille. En effet, la bourgade de Marradi, devant laquelle ils se présentèrent au mois de septembre, leur fut livrée sans résistance; mais la citadelle, nommée Castiglione, qui commande cette bourgade, et qui ferme le chemin pour entrer en Toscane, fut défendue avec obstination par Dionigi Naldo; et cette résistance donna aux Florentins le temps de rassembler de ce côté les troupes qui devaient les protéger.

Pendant que l'armée vénitienne était arrêtée dans les Apennins, celle des Florentins, commandée par Paul Vitelli, continuait avec succès ses opérations contre Pise; et au commencement d'octobre, elle s'empara de Librafratta. Les généraux vénitiens s'efforçaient de pénétrer sans retard en Toscane pour secourir les Pisans. Ils tentaient toutes les routes; mais ils les trouvaient toutes fermées par des châteaux-forts. Enfin, un petit seigneur feudataire, Rambert de Sogliano, d'une branche cadette de la maison Malatesti, leur ouvrit le château qu'il possédait sur les frontières, entre l'état d'Urbin et le Casentin. Barthélemi d'Alviano profita, avec la célérité qui le distinguait, du passage qui lui était accordé. En une seule nuit, il se rendit de Césène par Sogliano, devant l'abbaye de Camaldoni, où il arriva comme les moines chantaient

matines, sans croire courir aucun danger. Les moines assurent que saint Romuald, fondateur de leur couvent, les défendit, et qu'on le vit, pendant tout le combat, lancer d'une main vigoureuse des briques sur les assaillans. Les Vénitiens affirment, au contraire, que le couvent fut pris: du moins est-il certain qu'il n'arrêta point Alviano. Celui-ci fit porter immédiatement à Bibbiéna un faux message des décemvirs de la guerre, ordonnant des logemens pour cinquante cavaliers de la troupe de Vitelli; et, suivant de près ce message, il entra à Bibbiéna, le 15 octobre, avec cent gendarmes, avant que le pays fût averti qu'il avait passé les frontières; et il fut reçu dans cette forte bourgade, où on le prit pour un capitaine florentin. Le gros de l'armée vénitienne le suivait de près; et Charles Orsini mit en sûreté, avec huit cents chevaux, une conquête qu'Alviano devait à la tromperie autant qu'à son intrépidité.

Barthélemi d'Alviano avait espéré pousser plus loin ces premiers succès, et s'emparer avec la même facilité de Poppi, forteresse qui serait devenue entre ses mains la clef du val d'Arno et de l'Arétin, et qui lui aurait donné le moyen de descendre enfin dans les plaines de la Toscane: mais Antonio Giacomini, un des plus braves et des plus déterminés parmi les citoyens florentins, était alors commissaire à Poppi, et fit échouer l'entreprise d'Alviano.

L'automne cependant était déjà avancée; et la guerre se trouvait transportée dans la province la plus âpre et la plus montueuse de la Toscane, pays stérile, fermé de défilés, et dont les montagnes étaient déjà couvertes d'épaisses neiges. Paul Vitelli, qui y fut rappelé en hâte par les Florentins, et qui ne laissa dans la campagne de Pise que des garnisons dans les forteresses qu'il avait conquises, était aussi prudent et aussi méthodique qu'Alviano était impétueux. Son armée, à laquelle les Florentins envoyèrent sans cesse des renforts, se trouva bientôt supérieure en nombre à celle des Vénitiens, qui comptaient cependant sept cents hommes d'armes, et six mille fantassins, parmi lesquels se trouvaient quelques compagnies d'Allemands. Mais Vitelli était résolu à ne point leur livrer de combat,

tandis qu'il pouvait plus facilement les vaincre en les enfermant dans le pays stérile qu'ils occupaient. Il s'empara des passages de la Vernia, de Chiusi et de Montalone, par lesquels l'armée vénitienne pouvait communiquer avec la Romagne; il fortifia Arezzo, et tous les débouchés du Casentin. Du côté de la Toscane, il excita les paysans à prendre les armes, et à se mettre partout en défense contre les ennemis; et resserrant ainsi toujours plus ces derniers, il les exposa bientôt à toutes les souffrances résultant du manque de vivres et de fourrages.

En attendant le duc le Ferrare prononça, le 6 avril 1499, l'arrêt entre les deux républiques qui l'avaient choisi pour arbitre. Il imposa aux Vénitiens l'obligation de retirer, avant la prochaine fête de Saint-Marc, toutes leurs troupes du territoire de Pise, de Bibbiéna et du Casentin; et aux Florentins celle de payer pendant douze ans aux Vénitiens, pour frais de la guerre, quinze mille ducats chaque année. Il voulut encore que les Florentins accordassent une amnistie sans réserve aux habitans de Bibbiéna et aux Pisans; qu'ils concédassent de plus aux derniers la permission d'exercer, à l'égal des Florentins, toute espèce d'industrie, et par mer et par terre; qu'ils laissassent aux Pisans leurs forteresses, sous condition que ceux-ci demanderaient l'agrément de la seigneurie florentine pour tous les capitaines qu'ils engageraient à leur service, et réduiraient leurs garnisons au même nombre d'hommes qu'y entretenait Florence avant la rébellion. Le duc de Ferrare ordonna encore que les jugemens civils seraient prononcés à Pise par un podestat étranger, choisi par les Pisans eux-mêmes dans un pays allié de Florence, et que les jugemens criminels seraient rendus par le capitaine de justice florentin, mais sous l'inspection d'un assesseur nommé par le duc de Ferrare.

On pourrait considérer le mécontentement universel qu'excita ce prononcé comme une preuve de son impartialité. Jamais sentence ne fut reçue par toutes les parties avec plus de défaveur. Les Vénitiens, honteux de manquer ouvertement à tous les engagemens qu'ils avaient pris avec les Pisans, ne voulurent pas qu'un acte public

pût témoigner de leur mauvaise foi; et, encore qu'ils exécutassent la sentence, et qu'au terme fixé ils retirassent leurs troupes de Toscane, ils ne consentirent jamais à s'y soumettre formellement. Les Florentins se récrièrent sur ce qu'on ne leur rendait point Pise, tandis qu'on en laissait les forteresses entre les mains de leurs sujets rebelles, et sur ce que rien n'était plus injuste que de les forcer à payer les frais d'une guerre dans laquelle ils avaient été attaqués sans provocation. Cependant ils acceptèrent expressément la sentence arbitrale; mais cette acceptation fut sans effet: car les Pisans, considérant toutes les garanties que leur offrait le duc de Ferrare comme faciles à éluder, et préférant la mort à la servitude, refusèrent de se soumettre; et, quoique abandonnés de tout le monde, ils protestèrent qu'ils persisteraient à se défendre. Ils se hâtèrent même de faire sortir de leur ville et de leurs forteresses les troupes vénitiennes, de peur qu'elles ne les livrassent à leurs ennemis.

Autre Fragment
(du même livre.)

La Peste de Florence.

En 1348, la peste infecta toute l'Italie, à la réserve de Milan et de quelques cantons au pied des Alpes, où elle fut à peine sentie. La même année, elle franchit les montagnes, et s'étendit en Provence, en Savoie, en Dauphiné, en Bourgogne, et par Aigues-Mortes pénétra en Catalogne. L'année suivante, elle comprit tout le reste de l'Occident jusqu'aux rives de la mer Atlantique, la Barbarie, l'Espagne, l'Angleterre et la France. Le Brabant seul parut épargné et ressentit à peine la contagion. En 1350, elle s'avança vers le Nord, et envahit les Frisons, les Allemands, les Hongrois, les Danois et les Suédois. Ce fut alors, et par cette calamité, que la république d'Islande fut détruite. La mortalité fut si grande dans cette île glacée, que les habitans épars cessèrent de former un corps de nation.

Les symptômes ne furent pas les mêmes. En Orient,

un saignement de nez annonçait l'invasion de la maladie; en même temps il était le présage assuré de la mort. A Florence, on voyait d'abord se manifester, à l'aine ou sous les aisselles, un gonflement qui surpassait même la grosseur d'un oeuf. Plus tard, ce gonflement parut indifféremment à toutes les parties du corps. Plus tard encore, les symptômes changèrent, et la contagion s'annonça le plus souvent par des taches noires ou livides, qui, larges et rares chez les uns, petites et fréquentes chez les autres, se montraient d'abord sur les bras ou les cuisses, puis sur le reste du corps et étaient l'indice d'une mort prochaine. Le mal bravait toutes les ressources de l'art: la plupart des malades mouraient le troisième jour, et presque toujours sans fièvre ou sans aucun accident nouveau.

Bientôt tous les lieux infectés furent frappés d'une terreur extrême, quand on vint à remarquer avec quelle inexprimable rapidité la contagion se propageait. Non seulement converser avec les malades ou s'approcher d'eux, mais toucher aux choses qu'ils avaient touchées ou qui leur avaient appartenu, communiquait immédiatement la maladie: des animaux tombèrent morts en touchant à des habits qu'ils avaient trouvés dans les rues. On ne rougit plus alors de laisser voir sa lâcheté et son égoïsme. Les citoyens s'évitaient l'un l'autre; les voisins négligeaient leurs voisins; et les parens même, s'ils se visitaient quelquefois, s'arrêtaient à une distance qui trahissait leur effroi. Bientôt on vit le frère abandonner son frère, l'oncle son neveu, l'épouse son mari, et même quelques pères et mères s'éloigner de leurs enfans. Aussi ne resta-t-il d'autres ressources à la multitude innombrable des malades que le dévouement héroïque d'un petit nombre d'amis, ou l'avarice des domestiques qui, pour un immense salaire, se décidaient à braver le danger. Encore ces derniers étaient-ils, pour la plupart, des montagnards grossiers et peu accoutumés à soigner les malades; tous leurs soins se bornaient d'ordinaire à exécuter quelques ordres des pestiférés, et à porter à leur famille la nouvelle de leur mort.

Cet isolement et la terreur qui avait saisi tous les esprits, firent tomber en désuétude la sévérité des moeurs

antiques et les usages pieux par lesquels les vivans prouvent aux morts leur affection et leurs regrets. Non seulement les malades mouraient sans être entourés, suivant l'ancienne coutume de Florence, chacun de ses parens, de ses voisins, et des femmes qui appartenaient de plus près; plusieurs n'avaient pas même un assistant dans les derniers momens de leur existence. On était persuadé que la tristesse préparait à la maladie; on croyait avoir éprouvé que la joie et les plaisirs étaient le préservatif le plus assuré contre la peste; et les femmes mêmes cherchaient à s'étourdir sur le lugubre appareil des funérailles, par le rire, le jeu et les plaisanteries. Bien peu de corps étaient portés à la sépulture par plus de dix ou douze voisins; encore les porteurs n'étaient-ils plus des citoyens considérés et de même rang que le défunt, mais des fossoyeurs de la dernière classe qui se faisaient nommer becchini. Pour un gros salaire ils transportaient la bière précipitamment, non point à l'église désignée par le mort, mais à la plus prochaine, quelquefois précédés de quatre ou six prêtres avec un petit nombre de cierges, quelquefois aussi sans aucun appareil religieux, et jetaient le cadavre dans la première fosse qu'ils trouvaient ouverte.

Le sort des pauvres et même des gens d'un état médiocre était bien plus déplorable: retenus par indigence dans des maisons malsaines, et rapprochés les uns des autres, ils tombaient malades par milliers; et, comme ils n'étaient ni soignés ni servis, ils mouraient presque tous. Les uns, et de jour et de nuit, terminaient dans les rues leur misérable existence; les autres, abandonnés dans les maisons, apprenaient leur mort aux voisins par l'odeur fétide qu'exhalait leur cadavre. La peur de la corruption de l'air, bien plus que la charité, portait les voisins à visiter les appartemens, à retirer des maisons les cadavres, et à les placer devant les portes. Chaque matin on en pouvait voir un grand nombre ainsi déposés dans les rues; ensuite on faisait venir une bière, ou, à défaut, une planche sur laquelle on emportait le cadavre. Plus d'une bière contint en même temps le mari et la femme, ou le père et le fils, ou deux ou trois frères. Lorsque deux prêtres

avec une croix cheminaient à des funérailles, et disaient l'office des morts, de chaque porte sortaient d'autres bières qui se joignaient au cortége, et les prêtres, qui ne s'étaient engagés que pour un seul mort, en avaient sept ou huit à ensevelir.

La terre consacrée ne suffisant plus aux sépultures, on creusa dans les cimetières des fosses immenses, dans lesquelles on rangeait les cadavres par lits, à mesure qu'ils arrivaient, et on les recouvrait ensuite d'un peu de terre. Cependant les survivans, persuadés que les divertissemens, les jeux, les chants, la gaieté, pouvaient seuls les préserver de l'épidémie, ne songeaient plus qu'à chercher des jouissances, non seulement chez eux, mais dans les maisons étrangères, toutes les fois qu'ils croyaient y trouver quelque chose à leur gré. Tout était à leur discrétion; car chacun, comme ne devant plus vivre, avait abandonné le soin de sa personne et de ses biens. La plupart des maisons étaient devenues communes, et l'étranger qui y entrait, y prenait tous les droits du propriétaire. Plus de respect pour les lois divines et humaines; leurs ministres, et ceux qui devaient veiller à leur exécution, étaient ou morts, ou frappés, ou tellement dépourvus de gardes et de subalternes, qu'ils ne pouvaient imprimer aucune crainte: aussi chacun se regardait-il comme libre d'agir à sa fantaisie.

Les campagnes n'étaient pas plus épargnées que les villes; les châteaux et les villages, dans leur petitesse, étaient une image de la capitale. Les malheureux laboureurs qui habitaient les maisons éparses dans la campagne, qui n'avaient à espérer ni conseils de médecins ni soins de domestiques, mouraient sur les chemins, dans leurs champs, ou dans leurs habitations, non comme des hommes, mais comme des bêtes. Aussi, devenus négligens de toutes les choses de ce monde, comme si le jour était venu où ils ne pouvaient plus échapper à la mort, ils ne s'occupaient plus à demander à la terre ses fruits ou le prix de leurs fatigues, mais se hâtaient de consommer ceux qu'ils avaient déjà recueillis. Le bétail, chassé des maisons, errait dans les camps déserts, au milieu des récoltes non moissonnées; et, le plus souvent, il rentrait de lui-même

le soir dans ses étables, quoiqu'il ne restât plus de maîtres ou de bergers pour le surveiller.

Aucune peste, dans aucun temps, n'avait encore frappé tant de victimes. Sur cinq personnes il en mourut trois à Florence et dans tout son territoire. Bocace*) estime que la ville seule perdit plus de cent mille individus. A Pise, sur dix il en périt sept; mais, quoique dans cette ville on eût reconnu, comme ailleurs, que quiconque touchait un mort ou ses effets, ou même son argent, était atteint de la contagion, et quoique personne ne voulût pour un salaire rendre aux morts les derniers devoirs, cependant nul cadavre ne resta dans les maisons, privé de sépulture. A Sienne, l'historien Agnolo de Tura raconte que, dans les quatre mois de mai, juin, juillet et août, la peste enleva quatre-vingt mille âmes, et que lui-même ensevelit, de ses propres mains, ses cinq fils dans la même fosse. La ville de Trapani, en Sicile, resta complètement déserte. Gênes perdit quarante mille habitans, Naples soixante mille, et la Sicile, sans doute avec la Pouille**), cinq cent trente mille. En général, ou calcula que dans l'Europe entière, qui fut soumise, d'une extrémité à l'autre, à cet épouvantable fléau, la peste enleva les trois cinquièmes de la population.

Fragment de l'Histoire des Français.

(Tome XXIII.)

Mort de Richelieu. Mazarin.

Le 1 décembre 1642, Richelieu fut saisi d'un violent accès de fièvre, d'une cruelle oppression à la poitrine et d'une vive douleur au côté. Le malade sentit lui-même alors que sa fin était prochaine; il se confessa. Il reçut le lendemain la visite du roi (Louis XIII); il lui recommanda sa famille, il lui indiqua les personnes les plus capables de le servir, puis il se prépara à la mort. Le jour

*) *Giovanni Boccaccio, geb. zu Florenz* 1313, *gest.* 1375, *ein berühmter Dichter und Gelehrter.*

**) La Pouille, *Apulien.*

suivant, il reçut encore une visite du roi, qui avait quitté Saint-Germain pour le Louvre, afin de se rapprocher de lui. Comme les médecins déclaraient que leur art ne présentait plus de ressources, on essaya de celles d'un empirique, qui lui rendit en effet quelques heures de vigueur: mais lui-même ne s'y trompa pas, et vers midi, le 4 décembre, il expira dans la cinquante-huitième année de son âge. Richelieu, de même que presque tous les personnages de ce siècle, fit ce qu'on nomme communément une belle mort, une mort chrétienne. Ceux qui furent, en si grand nombre, envoyés à l'échafaud, tout comme ceux qui les y envoyèrent, exprimèrent d'une manière touchante, dans leurs derniers momens, leur foi, leur résignation, leur confiance en Dieu et leur oubli des injures qu'ils avaient reçues. Nous devons les estimer tous heureux d'avoir trouvé dans la religion des consolations et du courage; mais nous ne devons pas juger leur caractère ou leurs actions d'après leur conduite à cette heure suprême. Soit que leur esprit fût trop troublé pour juger eux-mêmes la ligne qu'ils avaient parcourue, soit que leur illusion sur leur conduite fût entretenue par ceux qui les entouraient, on vit les plus malhonnêtes gens parler et sentir en vrais chrétiens; on les vit quelquefois repentans de leurs petits péchés, jamais de leurs grands crimes. Richelieu, en recevant le saint sacrement, s'écria: „Voilà mon juge devant qui je paraîtrai bientôt; je le prie de bon coeur qu'il me condamne si j'ai eu autre intention que le bien de la religion et de l'État.... Je pardonne de tout mon coeur, dit-il encore, à mes ennemis, et comme je prie Dieu qu'il me pardonne à moi-même."

Le roi fut peu ému de la mort de Richelieu; quelques-uns assurent même qu'il en témoigna de la joie. La maladie les avait aigris tous les deux; ils se faisaient souffrir mutuellement, et Louis XIII était bien las de la tyrannie de son ministre; toutefois il ne se sépara point de ceux que ce ministre avait élevés. Le soir même, il appela le cardinal Mazarin à son conseil, et le lendemain il adressa aux parlemens, aux gouverneurs de province, ainsi qu'aux ambassadeurs, une circulaire par laquelle il

annonçait vouloir maintenir en ses conseils les mêmes personnes qui l'avaient servi pendant l'administration de Richelieu, y appeler Mazarin, maintenir la bonne intelligence avec ses alliés, et agir avec la même vigueur et la même fermeté qu'il avait montrées jusqu'à ce jour. Il fit faire au cardinal, le 13 décembre, les plus magnifiques obsèques; il approuva la distribution de sa fortune et de ses charges, et il accepta les legs splendides qui lui étaient destinés à lui-même.

Le public, qui avait tremblé si longtemps devant Richelieu, lorsque la mort eut abattu celui qu'aucune intrigue, aucune conspiration n'avait pu ébranler, celui qui disposait de tous les tribunaux, et ouvrait ou fermait à son gré toutes les prisons du royaume, se livra bientôt à une haine que la peur avait augmentée en la comprimant. Le nombre des victimes du pouvoir despotique était grand, surtout comme on ne voulait tenir aucun compte des crimes d'état par lesquels plusieurs avaient mérité leurs châtimens; tous étaient attribués à une atroce vengeance; aussi tous ceux qui vivaient encore dans les prisons ou l'exil, toutes les familles de ceux qui avaient péri, faisaient entendre en même temps leurs exécrations contre le ministre. On le rendait seul responsable de toutes ces rigueurs, dans l'espoir que le roi ne s'en ferait point solidaire, encore que le caractère triste, jaloux, capricieux, impitoyable de Louis XIII, et le plaisir qu'il éprouvait à voir la douleur physique, fussent entrés pour beaucoup dans la distribution des châtimens. Les regrets de la France ne portaient pas sur des libertés qui lui eussent été ravies; ce que Richelieu avait contenu, ce qu'il avait supprimé, c'étaient surtout les droits anarchiques, les habitudes de violence des grands, des commandans de province, des gentilshommes, des soldats, c'étaient encore les voleries des financiers. Des milliers d'intérêts privés avaient été froissés; tous ceux qu'avaient atteints les réformes faisaient entendre en même temps leurs clameurs, tous se plaignaient d'une tyrannie intolérable. Le peuple, quoiqu'il eût été lui-même victime des abus, joignait sa voix aux plaintes de ceux qui les regrettaient, en haine de la terreur qu'il avait

éprouvée, et parce que son fardeau n'avait pas été allégé; car on lui avait fait payer au fisc ce qu'il payait auparavant à de petits tyranneaux. Chaque jour, le déchaînement contre la mémoire du grand cardinal devenait plus violent; des centaines de pièces de vers injurieuses, d'épitaphes, de quatrains, circulaient contre lui. Au milieu des vagues imputations dont ils l'accablaient, on ne démêle cependant que deux reproches sérieux: l'un, que la France et l'humanité avait tout droit de lui adresser, c'était sa volonté cruelle de maintenir la guerre dans toute l'Europe; l'autre, c'était l'accusation de ses moeurs licencieuses.

L'ami, le confident de Richelieu, le négociateur habile qu'il avait chargé de ses missions les plus difficiles, le prélat pour lequel il avait demandé deux ans la pourpre romaine, et qu'il en avait enfin revêtu, le cardinal Mazarin était naturellement appelé à continuer son système et à présider le conseil d'État; mais il y était associé avec deux secrétaires d'État, Bouthillier de Chavigny et Sublet de Noyers, tous deux créatures de Richelieu, dont il entrevoyait déjà la jalousie, et qui cherchaient toutes les occasions de le supplanter. Il sentait aussi combien sa position était rendue difficile par le caractère du roi. Celui-ci, dit l'historien Montglat, devenait si chagrin qu'on n'osait plus parler à lui, et il était de si méchante humeur qu'il gourmandait tout le monde, et faisait des rebuffades à tous ceux qui l'abordaient; en sorte que les ministres le craignaient, et tremblaient toujours devant lui. Cette mauvaise humeur était causée par son peu de santé, qui empirait tous les jours, et il devenait si maigre et si pâle qu'on le voyait diminuer à vue d'oeil.

Mazarin voyait donc clairement que Louis XIII, sombre, jaloux, cruel, se refuserait à alléger le joug qui pesait sur la France, et s'irriterait de la moindre faveur qu'on voudrait montrer à sa femme, à son frère, aux princes du sang, qu'il avait si durement traités dans sa défiance; il fallait aussi se garder de le blesser dans son goût pour la guerre, qu'il avait déclaré vouloir poursuivre avec la même vigueur qu'avait déployée son ministre. Mais, d'autre part, Mazarin voulait être prêt pour le moment de la mort

du roi, qu'il voyait clairement être prochaine; il ne voulait point accepter le funeste héritage de Richelieu, toutes ces haines qui grondaient déjà de toutes parts autour de lui, et qui éclateraient au moment où Louis XIII n'inspirerait plus de terreur. Le nouveau ministre était seulement âgé de quarante ans; aussi quoiqu'il désirât recevoir le pouvoir des mains du roi mourant, c'était vers un autre règne qu'il dirigeait son ambition, c'était durant la prochaine régence qu'il lui importait de gouverner. Il voyait bien que s'il ne trouvait pas moyen de se relâcher des rigueurs pratiquées par son prédécesseur, de se réconcilier avec les ennemis du pouvoir, de regagner quelque popularité, il courait risque d'être choisi comme victime expiatoire de ce terrible ministère. Mazarin entreprit donc, avec ses formes douces et polies, avec son caractère conciliant, de servir d'intermédiaire entre les partis, de calmant pour les passions; de ménager à la fois les souvenirs de Richelieu, les traditions des deux secrétaires d'État, les rigueurs et la cruauté du roi, les intérêts de la reine, l'impatience des exilés et des incarcérés et les ressentimens du public: il voulut détendre tous les ressorts, tout adoucir, gagner partout de la reconnaissance, et cependant ne causer aucune secousse, n'amener aucun brusque changement de système.

MICHAUD.

JOSEPH MICHAUD *wurde in einem Dorfe an der Grenze von Savoyen in Jahre* 1771 *geboren und erhielt seine Schulbildung in Bourg-en-Bresse. Zwanzig Jahre alt kam er nach Paris, wo er sich durch mehrere dreiste Journal-Artikel bemerklich machte. Laut sprach er seine royalistischen Gesinnungen aus, und wurde deshalb* 1795 *zu Chartres verhaftet, der Aufruhr-Anstiftung beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Einem Freunde verdankte er seine Rettung, und als nach einem Jahre das Urtheil widerrufen wurde, zeigte er sich mehr als je als eifrigen Royalisten. Seine heftige*

Satire gegen Chénier: Petite dispute entre deux grands hommes (*Chénier und Rœderer*), Paris, 1797, in 12., *so wie die schon* 1795 *begonnene Herausgabe des Tagblatts:* La Quotidienne, *in dem er die bestehende Regierung rücksichtslos angriff, verschafften ihm zwar den Beifall einer Partei, aber auch* (*im Septbr.* 1797) *die Verurtheilung zur Deportation nach der Guiana. Doch wusste er sich zu retten, flüchtete in das Juragebirge, und verfasste hier sein Gedicht:* Le printemps d'un Proscrit (*zuerst gedruckt:* Poëme en trois chants, précédé d'une dissertation sur la poésie descriptive, et suivi de trois lettres à Mr. Delille sur le sentiment de la pitié, Paris, 1803, in 18.; 8e édit.: Poëme en quatre chants, suivi de l'enlèvement de Proserpine et de Mélanges en prose, Paris, 1827). *Nach Herstellung der Ordnung in Frankreich, während des Kaiserthums, kehrte er nach Paris zurück. Von der Polizei in dem Verdacht, eine Correspondenz zwischen Ludwig XVIII. und dessen Bruder zu unterhalten, suchte er diesen durch einige Gedichte:* Treizième chant de l'Enéide (*ein allegorisches Festgedicht zu Napoleon's Vermählung*) *und eine Ode auf die Geburt des Königs von Rom zu zerstören. Der Kaiser belohnte ihn für diese poetischen Huldigungen reichlich, und die französische Academie nahm ihn* 1812 *unter ihre Mitglieder auf. Nach der ersten Restauration wurde er zum General-Censor der Journale, Ritter der Ehrenlegion und Vorleser des Königs ernannt. Während der hundert Tage zog er sich von öffentlichen Geschäften zurück, und nach der zweiten Restauration wählte ihn das Departement de l'Ain zum Deputirten. Von einer Behufs seiner* Histoire des Croisades *nach Palästina* 1830 *unternommenen Reise kehrte er* 1831 *nach Paris zurück, wo er als einer der Haupt-Redacteure und Gründer der Zeitung:* La Quotidienne *lebte. Er starb den* 30. *September* 1839. *Seine letzte literarische Arbeit war die Herausgabe des* Abrégé chronologique de l'Histoire de France, depuis Clovis jusqu'à la mort de Louis XIV, par le président Hérault; continué jusqu'aux événemens de 1830. Ouvrage entièrement revu par M. Michaud. Seconde édition, Paris, 1839, in 8. — *Michaud's Hauptschriften sind zwei historische Werke:*

Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder Aly et de Tippoô Saib, Paris, 1801, 2 Vol., *und* Histoire des Croisades, Paris 1812 — 17, 3 Vol., 6e édition Paris, 1841 — 42, 6 Vol., *wozu der Anhang:* Bibliothèques des Croisädes (*Berichte über die Quellen der Geschichte der Kreuzzüge*) Paris, 1830, 4 Vol. *u. s. w., von denen namentlich das zweite seinen Namen in ganz Europa bekannt gemacht hat. Depping sagt darüber**): „Cet ouvrage est sagement conçu et disposé; l'historien écrit bien, et on voit qu'il s'est intéressé vivement au sujet qu'il traite. Son style est généralement naturel; il s'élève quand l'occasion le comporte; quelquefois l'historien profite des momens de repos, pour insérer des réflexions qui naissent du sujet et qui font reposer à son tour le lectenr, du long récit des batailles et des siéges. M. Michaud est prévenu en faveur des croisés et des croisades, il les qualifie sôuvent d'expéditions sacrées, d'entreprises saintes; ceux qui périssent sont appelés par l'historien martyrs de lä foi; quelquefois en lisant M. Michaud, on croirait entendre encore un historien du XIVe ou XVe siècle. Cependant cette prévention de lä part de l'auteur n'est pas aveugle; il ne dissimule point les folies qui se mêlèrent à ces grandes expéditions religieuses, les désordres auxquels elles donnèrent lieu, et les fâcheux effets qu'ils eurent pour le repos des états. Si M. Michaud sent quelquefois comme on sentait au moyen-âge, en revanche il pense aussi avec ses contemporains, et se livre à des réflexions judicieuses qui seront partagées par tous les hommes éclairés, quel que soit le parti politique auquel ils appartiennent.“ *Die deutsche Literatur besitzt eine Uebertragung dieses Werkes, von F. H. Ungewitter und L. G. Förster, Quedlinburg,* 1827 — 32, 7 *Bde.* 8. *Der Bericht über seine Reise nach Palästina erschien unter dem Titel:* Correspondance d'Orient 1830 — 1831, par M. Michaud et M. Poujoulat, Paris, 1833 — 1834, 6 Vol. *Bd.* 1 *enthält des Verf. Nachrichten von seinem Besuche verschiedener Theile Morea's und der kleinasiatischen Küste; Bd.* 2 *theilt*

*) Revue encyclopédique, T. XLIX, p. 336. 337.

seine vom Gestade des Hellespont und von Constantinopel geschriebenen Briefe mit; der dritte umfasst die Correspondenz vom Wege von Constantinopel nach Jerusalem, und der vierte, fünfte und sechste geben Briefe aus Palästina, Syrien und Aegypten. Hieran schliesst sich: Voyage dans l'Asie mineure, en Mésopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Égypte, par Baptisin Poujoulat, Paris, 1841, 2 Vol. *Diesen interessanten Reisebericht theilt auch die* Revue de Paris *mit. Neuerdings hatte Michaud, auch in Verbindung mit Poujoulat, die Herausgabe einer* Nouvelle Collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le 13e siècle jusqu'à la fin du 18e, précédés de Notices pour caractériser chaque auteur des mémoires de son époque; suivis de l'analyse des documens historiques qui s'y rapportent, *begonnen. Dieses interessante historische Werk erschien in* 66 *Lieferungen zu Paris, und ward* 1839 *vollendet. Es umfasst in* 3 Serien 32 *Theile. Die Memoiren* du duc de Guyse, du prince de Condé et du Cardinal de Retz *sind die gelungensten. Ein* Complément *dieses Werks erschien* 1840, *und vervollständigte das Ende des XI. Theils der I.* Série *von* p. 533 — 598 *und das des IV. Theils der III.* Série, p. 433 — 622. *Alle diese Schriften sind noch oft gedruckt worden. Biographien von Michaud finden sich in der* Biographie nouvelle des Contemporains, T. XIII, p. 289 — 290; Biographie des Quarante de l'Académie française (Paris, 1826), p. 236—245.

Fragment de l'Histoire des Croisades.

Tome I, Livre IV. 1099.

Plus de dix mois s'étaient écoulés depuis la prise d'Antioche (1098), et plusieurs des chefs de la croisade ne songeaient point encore à se mettre en marche pour Jérusalem. Dès que Raymond*) eut donné le signal du départ, ses soldats et les chevaliers qui l'accompagnaient firent éclater leur joie et montrèrent un nouvel enthousiasme. Le comte de Toulouse était suivi de Tancrède et du duc

*) *Graf von Toulouse, ein ausgezeichneter Kämpe des ersten Kreuzzuges.*

de Normandie, qui étaient impatiens d'accomplir leur voeu et de conquérir la Palestine. Conduite par ces trois chefs, une grande partie de l'armée chrétienne traversa les territoires de Césarée en Syrie, d'Hamath, d'Émèse. De toutes parts les chrétiens et les musulmans accouraient au-devant d'eux, les uns pour implorer leurs secours, les autres pour implorer leur clémence. Un grand nombre d'émirs venaient conjurer Raymond d'arborer son drapeau sur leurs villes pour les mettre à l'abri du pillage et les protéger contre les entreprises des autres croisés. Les pélerins recevaient partout sur leur passage des vivres et de riches tributs qui ne leur coûtaient point de combats. Au milieu de leur marche triomphante le plus doux fruit de leurs travaux et de la crainte qu'inspiraient leurs armes fut le retour d'un grand nombre de prisonniers chrétiens dont ils avaient pleuré la mort, et qui leur étaient renvoyés des villes voisines par les chefs des musulmans.

Ils s'approchèrent des côtes de la mer, et s'avancèrent presque sans obstacles jusque dans le voisinage d'Archas. Cette ville était située au pied du Liban, à deux lieues de la mer, dans un territoire couvert d'oliviers et de moissons. Le comte de Toulouse, soit qu'il eût le dessein de conquérir un si riche pays, soit qu'il eût été provoqué par les menaces et les insultes des infidèles, résolut d'assiéger Archas. Pour enflammer le courage de ses soldats et les associer à ses projets, il promit à leurs travaux le pillage de la ville et la délivrance de deux cents prisonniers chrétiens enfermés dans la citadelle.

Cependant Godefroi, Eustache, Robert comte de Flandre, n'étaient point encore partis d'Antioche. Ils ne se mirent en marche qu'aux premiers jours du printemps. Bohémond les accompagna jusqu'à Laodicée*), et revint dans sa capitale après avoir promis à ses compagnons de les rejoindre devant Jérusalem. Les croisés délivrèrent à Laodicée les pirates flamands qui avaient pris la croix à Tarse, et qui, depuis plus d'un an, étaient retenus pri-

*) Laodicée encore existante sous le nom de Lakikieh. Elle a été longtemps fameuse par le commerce de tabac.

sonniers par les Grecs, maîtres de la place. L'armée chrétienne reçut duns le même lieu un renfort de nouveaux croisés partis des ports de la Flandre, de la Hollande et des îles Britanniques. Parmi ces nouveaux défenseurs de la croix on remarquait Edgar Adeling, qui après la mort d'Harold, avait disputé la couronne d'Angleterre à Guillaume-le-Conquérant. Il venait, sous les drapeaux de la guerre sainte, oublier les malheurs de sa patrie, et chercher un refuge contre la tyrannie du vainqueur. Les Anglais et les nouveaux croisés des autres nations furent reçus avec joie dans les rangs de l'armée chrétienne, qui ne poursuivait que lentement sa marche vers la Palestine.

La plupart des chefs s'affligeaient de traverser de riches provinces sans y établir leur domination. Il n'était point de ville sur leur passage où chacun d'eux n'eût la secrète envie d'arborer son drapeau. Ces prétentions firent naître des rivalités qui affaiblirent l'armée et l'empêchèrent de faire d'utiles conquêtes. Raymond s'obstina à continuer le siége d'Archas, qui lui opposa la plus vive résistance. Godefroi*) alla mettre le siége devant Gibel ou Gibelet**), ville maritime située à quelques lieues de Laodicée. Les chefs de l'armée ne consentirent jamais à réunir les efforts contre les Sarrazins, et vendirent tour à tour aux émirs leur inaction et leur neutralité.

La seule expédition dans laquelle le succès couronna leur bravoure fut l'attaque de Tortose. Raymond vicomte de Turenne, le vicomte de Castellane, le seigneur d'Albret et quelques autres des principaux chefs des Gascons et des Provençaux, avec cent chevaux et deux cents fantassins, se présentèrent devant cette ville. Les habitans fermèrent leurs portes, se montrèrent sur leurs remparts, et forcèrent les chrétiens à la retraite. Le chef de cette

*) *Gottfried von Bouillon.*

**) Gibel. Ce mot signifie montagne en arabe. Gibel est le Gabala de Strabon et de Pline; le Gavala de la table de Peutinger. Elle subsiste encore sous son ancien nom de Djebil, et on y voit encore les restes d'un amphithéâtre. C'est, je crois, le Giblim de la Bible où on embarquait le bois du mont Liban qu'on envoyait à Salomon.

expédition, Raymond de Turenne, qui n'avait point assez de troupes pour entreprendre un siége et forcer la ville à se rendre, eut recours à un stratagème qui lui réussit. A l'entrée de la nuit, il fit allumer dans un bois du voisinage un si grand nombre de feux que les habitans de Tortose furent persuadés que toute l'armée chrétienne était venue les attaquer; ils prirent la fuite avant le jour, et se retirèrent dans les montagnes voisines avec leurs effets les plus précieux. Le lendemain les chrétiens s'approchèrent de la ville; ils trouvèrent les remparts déserts, et pénétrèrent sans résistance dans la place. Après avoir pillé les maisons et livré aux flammes une ville qu'ils ne pouvaient conserver, ils revinrent au camp, chargés de butin. Les musulmans enfermés dans Archas opposaient toujours la plus vive résistance aux chrétiens. Quoique l'armée des croisés fût campée dans un pays fertile, elle ne tarda pas à manquer de vivres. Les plus pauvres des pélerins furent réduits, comme dans Antioche, à se nourrir de racines, et disputèrent aux animaux les feuilles des arbres et l'herbe des champs. Le nombreux clergé qui suivait l'armée tomba dans la plus profonde misère. Ceux qui pouvaient combattre allaient ravager les pays voisins et vivaient de pillage; mais ceux à qui leur âge, leur sexe ou leurs infirmités ne permettaient point de porter les armes, n'avaient d'espoir que dans la charité des soldats chrétiens. L'armée vint à leurs secours, et leur abandonna la dixième partie du butin fait sur les infidèles.

Un grand nombre de croisés succombèrent aux fatigues du siége, et périrent de misère et de maladie; plusieurs tombèrent sous les coups d'un ennemi qui se défendait avec une opiniâtre valeur. Parmi ceux dont la perte fut le plus regrettée, l'histoire a conservé le nom de Pons de Balasu; il s'était fait estimer dans l'armée chrétienne par ses lumières, et jusqu'à sa mort il avait écrit l'histoire de la croisade avec Raymond d'Argiles. Les croisés donnèrent aussi des larmes à la mort d'Anselme de Ribemont, comte de Bouchain, dont les chroniques du temps vantent le savoir, la piété et la bravoure. Les auteurs contemporains racontent cette mort avec des circonstances merveilleuses

qui méritent d'être conservées, parce qu'elles peuvent donner une idée de l'esprit qui animait les croisés.

Un jour (nous suivons la relation de Raymond d'Argiles) Anselme vit entrer dans sa tente le jeune Angelram, fils du comte de St. Paul, qui avait été tué au siége de Maarah. „Comment, lui dit-il, êtes-vous maintenant plein de vie, vous qne j'ai vu mort sur le champ de bataille?" — Vous devez savoir, répondit Angelram, que ceux qui combattent pour Jésus-Christ ne meurent point. — „Mais d'où vient, reprit Anselme, cet éclat inconnu dont je vous vois environné?" Alors Angelram montra dans le ciel un palais de crystal et de diamans. — C'est de là, ajouta-t-il, que me vient la beauté qui vous a surpris; voilà ma demeure; on vous en prépare une plus belle qne vous viendrez bientôt habiter. Adieu: nous nous reverrons demain. — A ces mots, ajoute l'historien, Angelram retourna au ciel. Anselme, frappé de cette apparition, fit appeler dès le lendemain matin plusieurs ecclésiastiques, reçut les sacremens, et, quoiqu'il fût plein de santé, fit ses derniers adieux à ses amis, en leur disant qu'il allait quitter ce monde où il les avait connus. Peu d'heures après, les ennemis ayant fait une sortie, Anselme courut au-devant d'eux l'epée à la main, et fut atteint au front d'une pierre, qui, disent les historiens, l'envoya au ciel dans le beau palais préparé pour lui. Ce récit merveilleux, qui s'accrédita parmi les croisés, n'est pas le seul de ce genre que l'histoire ait recueilli. Il est inutile de rappeler ici que l'extrême misère rendait toujours les croisés plus superstitieux et plus crédules. Quoique le siége d'Archas n'eût point un but religieux, et qu'il détournât même les pélerins du principal objet de la guerre sainte, il n'en fut pas moins, au rapport de Raymond d'Argiles, fécond en miracles et en prodiges de toute espèce.

La croyance du peuple était le plus souvent entretenue par les chefs les plus éclairés, qui avaient besoin d'exalter l'imagination des soldats pour conserver leur autorité. Chaque jour des partis se formaient dans l'armée chrétienne, et les plus puissans étaient toujours ceux qui faisaient croire le plus de miracles. Ce fut au siége

d'Archas qu'il s'éleva parmi les pélerins des doutes sur la découverte de la lance, dont la vue avait relevé le courage des croisés à la bataille d'Antioche. Le camp des assiégeans se trouva tout à coup divisé en deux grandes factions animées l'une contre l'autre. Arnould des Rohes, homme de moeurs dissolues, selon Guillaume de Tyr*), mais très-versé dans l'histoire et dans les lettres, osa le premier contester ouvertement la vérité du prodige. Cet ecclésiastique, chapelain du duc de Normandie, entraîna dans son parti tous les Normands et les croisés du nord de la France; ceux du midi se rangèrent du parti de Barthélemi, attaché au comte de Saint-Gilles. Le prêtre de Marseille, homme simple, et qui croyait ce qu'il faisait croire aux autres, eut une révélation nouvelle, et raconta dans le camp des chrétiens qu'il avait vu Jésus-Christ attaché sur la croix, maudissant les incrédules, dévouant au supplice et à la mort de Judas les sceptiques impies qui osaient sonder les vues mystérieuses de Dieu. Cette apparition et les menaces de Jésus-Christ enflammèrent l'imagination des Provençaux, qui ne croyaient pas moins, selon Raymond d'Argiles, aux récits de Barthélemi qu'au témoignage des saints et des apôtres. Mais Arnould s'étonnait que Dieu ne se manifestât qu'à un simple prêtre, tandis que l'armée était remplie de vertueux prélats; et, sans nier l'intervention de la puissance divine, il n'admettait d'autres prodiges que ceux de la valeur et de l'héroïsme des soldats chrétiens.

Comme le produit des offrandes faites aux dépositaires de la sainte lance était distribué aux pauvres, ceux-ci, qui se trouvaient en grand nombre dans l'armée, éclataient eni murmures contre le chapelain du duc de Normandie. Ils attribuaient à son incrédulité et à celle de ses partisans tous les maux qu'avaient soufferts les croisés pendant le siége d'Archas. Arnould, et son parti qui s'accroissait chaque jour, attribuaient au contraire les malheurs des chrétiens à leurs divisions, et à l'esprit turbulent de quelques

*) *Erzbischof Wilhelm von Tyrus, gest.* 1219, *Verfasser einer Geschichte der Kreuzzüge.*

visionnaires. Au milieu de ces débats, les croisés des provinces du nord reprochaient à ceux du midi de manquer de bravoure dans les combats, d'être moins avides de gloire que de pillage, et de passer leur temps à parer leurs chevaux et leurs mulets. Ceux-ci, de leur côté, ne cessaient de reprocher aux partisans d'Arnould leur peu de foi, leurs railleries sacriléges, et sans cesse opposaient de nouvelles visions aux raisonnemens des incrédules. L'un avait vu Saint-Marc l'évangéliste, l'autre la Sainte Vierge, qui attestaient la véracité du prêtre de Marseille. L'évêque Adhémar s'était montré à un troisième, annonçant qu'il avait été retenu quelques jours en enfer, pour avoir lui-même élevé des doutes sur la vérité de la sainte lance.

Ces récits ne firent qu'échauffer davantage les esprits. Plusieurs fois la violence vint à l'appui de la fourberie ou de la crédulité. Enfin, Barthélemi, séduit par l'importance du rôle qu'on lui faisait jouer, et peut-être aussi par les récits miraculeux de ses partisans qui pouvaient fortifier ses propres illusions, résolut, pour terminer tous les débats, de se soumettre à l'épreuve du feu. Cette résolution ramena le calme dans l'armée chrétienne, et tous les pélerins furent convoqués, pour être témoins du jugement de Dieu. Au jour fixé (c'était un vendredi-saint), un bûcher fait de branches d'olivier fut dressé au milieu d'une vaste plaine. La plupart des croisés étaient rassemblés, et tout se préparait pour l'épreuve redoutable. Déjà la flamme s'élevait à plus de vingt coudées, lorsqu'on vit arriver Barthélemi, accompagné des prêtres qui s'avançaient en silence, les pieds nus, et revêtus de leurs habits sacerdotaux. Couvert d'une simple tunique, le prêtre de Marseille portait la sainte lance, entourée de banderoles flottantes. Lorsqu'il fut arrivé à quelques pas du bûcher, un des principaux du clergé prononça à haute voix ces paroles: „Si celui-ci a vu Jésus-Christ de face en face, et si l'apôtre André lui a révélé la divine lance, qu'il passe sain et sauf à travers les flammes; si, au contraire, il est coupable de mensonge, qu'il soit brûlé avec la lance qu'il porte dans ses mains.“ A ces mots, tous les assistans s'inclinèrent, et répondirent tous ensemble: „Que la volonté

de Dieu s'accomplisse." Barthélemi se jeta à genoux, prit le ciel à témoin de la vérité de tout ce qu'il avait dit, et, s'étant recommandé aux prières des prêtres et des évêques, il se précipita à travers le bûcher où l'on avait pratiqué une ouverture de deux pieds pour son passage.

Les nombreux spectateurs le perdirent un moment de vue. Plusieurs pélerins, dit Raymond d'Argiles, commençaient à le pleurer, lorsqu'on le vit paraître vers le côté opposé à celui par lequel il était entré. Il fut aussitôt environné et pressé par une foule innombrable qui voulait toucher ses vêtemens, et qui criait au miracle. Mais Barthélemi était couvert de plaies mortelles. Il fut emporté mourant dans la tente du comte de Toulouse, où il expira peu de jours après, en protestant toujours de son innocence et de sa véracité. Il fut enterré dans le lieu même où le bûcher avait été dressé. Raymond de St. Gilles et les Provençaux s'obstinèrent à le regarder comme un apôtre et comme un martyr. Le plus grand nombre des pélerins se laissa entraîner par le jugement de Dieu, et la lance miraculeuse cessa dès lors d'opérer des prodiges*). Vainement les croisés des provinces méridionales entreprirent de lui substituer l'anneau et la croix d'Adhémar; ils ne purent leur attirer ni la dévotion, ni les offrandes des pélerins.

Pendant que les croisés étaient arrêtés devant la forteresse d'Archas, ils reçurent une ambassade d'Alexis. L'empereur grec, voulant ménager les Latins, leur promettait de les suivre en Palestine avec une armée, s'ils lui donnaient le temps de faire les préparatifs nécessaires. Alexis se plaignait dans ses lettres de l'inexécution des traités qui devaient le rendre maître des villes de la Syrie et de l'Asie-mineure tombées au pouvoir des chrétiens; mais il s'en plaignait sans amertune, et mettait dans ses reproches une circonspection qui montrait assez qu'il avait lui-même des torts à réparer. Cette ambassade fut mal accueillie

*) On peut lire le récit de cet événement dans Guillaume de Tyr, dans Albert d'Aix, et surtout dans Raymond d'Argiles, qui n'omet pas la plus petite circonstance.

dans l'armée chrétienne. Les chefs accusèrent les Grecs de la mort du comte de Hainaut, et reprochèrent à l'empereur sa fuite honteuse pendant le siége d'Antioche. Ils méprisèrent ses plaintes, et n'ajoutèrent point de foi à ses promesses si souvent réitérées.

Depuis le siége de Nicée, les Latins haïssaient Alexis. La haine les dirigea mieux en cette occasion que la plus prévoyante politique; car, si l'on en croit leurs historiens, ils apprirent dans la suite que l'empereur de Constantinople entretenait des rapports secrets avec le calife d'Égypte, et que son dessein était d'arrêter la marche et les progrès de l'armée chrétienne.

Le calife du Caire, qui avait la même politique qu'Alexis, entretenait avec les croisés des relations que les circonstances rendaient plus ou moins sincères, et qui étaient subordonnées à la crainte que lui inspiraient leurs armes. Quoiqu'il négociât à la fois avec les chrétiens et avec les Turcs, il haïssait les uns, parce qu'ils étaient les ennemis du prophète; les autres, parce qu'ils lui avaient enlevé la Syrie.

Il ne cherchait qu'à profiter de la guerre pour rentrer dans ses possessions et pour reculer les limites de son empire. Depuis quelques mois il s'était rendu maître de Jérusalem; et, comme il tremblait pour sa nouvelle conquête, il avait envoyé des ambassadeurs à l'armée chrétienne. Cette ambassade arriva au camp des croisés peu de temps après le départ des députés d'Alexis.

Elle était accompagnée des députés chrétiens que les croisés avaient envoyés en Égypte pendant le siége d'Antioche. Ceux-ci, à leur arrivée au Caire, avaient d'abord été accueillis par le calife, mais dès qu'on eut appris que l'armée chrétienne se trouvait dans une situation désespérée, ils avaient été précipités dans des cachots. Ils n'avaient dû ensuite leur délivrance qu'à la marche triomphante de l'armée chrétienne qui remplissait l'Orient du bruit de ses victoires. Leur retour inattendu fit éclater la joie parmi leurs frères et leurs compagnons. On écouta avec attendrissement le récit de leur captivité, et des cris d'indignation s'élevèrent dans toute l'armée contre le calife du Caire.

Les ambassadeurs égyptiens firent tous leurs efforts pour justifier leur maître et pour apaiser le courroux des chrétiens. Ils avaient apporté avec eux des présens magnifiques que le calife destinait aux principaux chefs de l'armée. Ils devaient offrir à Godefroi de Bouillon quarante mille pièces d'or, trente manteaux, plusieurs vases d'or et d'argent; à Bohémond, soixante mille pièces d'or, cinquante manteaux de pourpre, plusieurs vases précieux, de riches tapis, et un cheval arabe dont le harnais était couvert de lames d'or. Chaque chef devait recevoir un présent proportionné à sa réputation militaire et à l'idée qu'on avait de son crédit dans l'armée chrétienne. Lorsque les ambassadeurs eurent distribué, d'après leurs instructions, les présens du calife, ils demandèrent à parler dans le conseil des chefs. Ils annoncèrent que leur maître avait délivré Jérusalem de la domination des Turcs, et qu'il désirait vivement de conserver la paix avec les chrétiens. Après avoir protesté des dispositions bienveillantes du calife, après avoir répété que son intention était de protéger les pélerinages et l'exercice de la religion chrétienne, ils finirent par déclarer en son nom que les portes de Jérusalem ne s'ouvriraient qu'à des chrétiens désarmés. A cette proposition qu'ils avaient déjà rejetée au milieu des misères du siége d'Antioche, les chefs de l'armée chrétienne ne purent retenir leur indignation. Pour toute réponse, ils prirent la résolution de hâter leur marche vers la Terre-Sainte, et menacèrent les ambassadeurs de porter leurs armes jusque sur les bords du Nil.

Les croisés réunissaient leurs troupes longtemps dispersées, pour marcher ensemble vers Jérusalem, lorsqu'ils furent attaqués par l'émir de Tripoli. Une prompte et sanglante défaite paya la témérité du prince musulman. Aprés avoir perdu un grand nombre de ses soldats, il fut obligé d'acheter la paix et le salut de sa capitale en payant un tribut considérable aux croisés. Il leur fournit des vivres en abondance, renvoya dans leur camp trois cents prisonniers chrétiens; et, pour ne laisser aucun prétexte à de nouvelles hostilités, il s'engagea à leur rendre les places qu'il possédait, lorsque leurs étendards flotteraient

sur les murs de Jérusalem. Les croisés, satisfaits de cette promesse arrachée à la crainte, n'avaient plus d'ennemis à combattre, et ne songeaient plus qu'à une seule conquête, qui devait leur assurer toutes les autres.

P. P. DE SÉGUR.

PAUL PHILIPPE COMTE DE SÉGUR, *der Sohn von L. Ph. de Ségur*), wurde zu Paris am* 4. *November* 1780 *geboren. Er verbrachte einen Theil seiner Jugend in England und vollendete dann bei seiner Familie zu Châtenay seine Ausbildung. Frühzeitig betrat er die militärische Laufbahn, und zeichnete sich* 1799 *in Holland und Graubünden aus. Dann brauchte man ihn nach dem Lüneviller Frieden zu mehreren diplomatischen Sendungen, namentlich an die dänischen und spanischen Höfe.* 1804 *wurde er mit der Inspection der militärischen und nautischen Arbeiten am Canal La Manche beauftragt, und* 1805 *zweimal als Parlamentär nach Ulm geschickt, wo er den General Mack zur Capitulation bewog. Darauf nach Italien gesendet, zeichnete er sich* 1806 *bei der Belagerung von Gaëta aus, so wie etwas später auch in der Schlacht von Jena. Bei Nasielsk griff er, kühn, mit neunzig Dragonern einen russischen Nachtrab von* 4000 *Mann an, wurde aber verwundet und gefangen. Nach dem Tilsiter Frieden wieder frei, commandirte er als Major* 1807 *ein Husaren-Regiment in Spanien, erstürmte mit* 80 *polnischen Lanzenreitern im folgenden Jahre die Höhen von Somo Sierra, welche* 1400 *Spanier mit* 15 *Kanonen vertheidigten, und wurde wegen dieser Heldenthat zum Obersten ernannt. Brigade-General, machte er* 1812 *als Maréchal de logis du palais den Feldzug in Russland mit, organisirte* 1813 *in Tours* 3000 *Ehrengarden, und zeichnete sich* 1813 *und* 1814 *in mehreren blutigen Treffen aus. Nach der ersten Restauration,* 1814, *erhielt er den Ludwigsorden, und wurde zum Chef des General-*

*) *S. S.* 83 *ff.*

stabes der Cavalerie ernannt. Während der hundert Tage war er nur zur Zeit der Belagerung von Paris bei der Vertheidigung des linken Seine-Ufers thätig. 1818 *wurde er zum General-Major im Generalstabe der Armee, später* (*am* 25. *März* 1830) *zum Mitgliede der französischen Akademie und zum General-Lieutenant, und am* 19. *November* 1831 *zum Pair von Frankreich ernannt. Als solcher hielt er dem verstorbenen Marschall von Lobau*), am* 17. *Juni* 1839, *in der Pairskammer eine vortreffliche Gedächtnissrede. — Wir besitzen vier historische Werke von Ségur:* Campagne du Général Macdonald dans les Grisons commencée dans les mois du Thermidor an 8 et terminée par le traité de Luneville, signé le 20 Pluvial, an 9, Paris, 1802; Histoire de Napoléon et de la Grande-Armée pendant l'année 1812, Paris 1824; 9e édition 1827, 2 Vol., 14e édit. 1841, in 12. *und noch oft* (*mehrmals ins Deutsche übersetzt; am besten, mit Zusätzen und Anmerkungen, vom General J. von Theobald, Stuttgard und Tübingen,* 1825, 2 *Bde.*)*;* Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand, Paris, 1829 (*deutsch z. B. von J. P. Krieger, Zweibrücken* 1829)*;* Histoire de Charles VIII, roi de France, Paris, 1834, 2 Vol., *von denen das zweite ihn als Schriftsteller berühmt gemacht hat. Es ist ein Denkmal, das er seinen Waffenbrüdern setzt, die gleich ihm nach Russland gezogen waren, vorzüglich in Anlage und Ausführung, so unpartheiisch wie ein Franzose es sein konnte, und meisterhaft hinsichtlich des Styls, der nur hie und da zu poetisch wird.* On voit que M. de Ségur vise à l'effet et cherche à peindre plutôt qu'à raconter avec la véracité que comporte le genre historique. Il y représente Napoléon dans un affaiblissement complet, tant au moral qu'au physique, et ayant perdu son génie (Biogr. univ. et port. des contemporains). *Seine Glaubhaftigkeit ist mehrmals aus rein militärischem Gesichtspunkte angegriffen worden, namentlich vom General Gourgaud**) in seinem Werke:* Napoléon et la Grande-

*) *Georges Mouton Graf von Lobau, Marschall von Frankreich, Ober-Befehlshaber der Pariser National-Garde, geb. den* 21. *Febr.* 1770 *zu Pfalzburg in Lothringen, gest. den* 27. *Nov.* 1838.

**) *Geb. zu Versailles* 1783, *früher General-Adjutant des Kaisers Napoleon, dann General-Lieutenant und General-Adjutant des Königs Ludwig Philipp.*

Armée en Russie, ou Examen critique de l'ouvrage de M. le Comte de Ségur, Paris, 1825, 2 Vol. (*deutsch z. B. Stuttgart und Pübingen,* 1825). — *Eine Biographie Ségur's enthält die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. XIX, p. 125—126; *ein vollständiges Verzeichniss seiner Schriften* La France littéraire par J. M. Quérard, T. IX, p. 32—33.

Le Passage de la Bérézina.

Histoire de Napoléon, T. II, Livr. XI, chap. 9—11.

Chap. 9. Pendant toute cette journée (28 nov. 1812) la position du neuvième corps*) fut d'autant plus critique, qu'un pont frêle et étroit était sa seule retraite: encore les bagages et les traîneurs obstruaient-ils ses avenues. A mesure que le combat s'était échauffé, la terreur de ces infortunés avait augmenté leur désordre. D'abord les premiers bruits d'un engagement sérieux causèrent leur épouvante, puis la vue des blessés qui en revenaient, et enfin les batteries de la gauche des Russes, dont les boulets vinrent frapper leur masse confuse.

Déjà tous s'étaient précipités les uns sur les autres, et cette multitude immense, entassée sur la rive, pêle-mêle avec les chevaux et les chariots, y formait un épouvantable encombrement. Ce fut vers le milieu du jour que les premiers boulets ennemis tombèrent au milieu de ce chaos: ils furent le signal du désespoir universel.

Alors, comme dans toutes les circonstances extrêmes, les coeurs se montrèrent à nu; et l'on vit des actions infames et des actions sublimes. Suivant leurs différens caractères, les uns, décidés et furieux, s'ouvrirent le sabre à la main un horrible passage. Plusieurs frayèrent à leurs voitures un chemin plus cruel encore: ils les faisaient rouler impitoyablement au travers de cette foule d'infortunés qu'elles écrasaient. Dans leur odieuse avarice, ils sacrifiaient leurs compagnons de malheurs au salut de leurs bagages. D'autres, saisis d'une dégoûtante frayeur, pleurent,

*) *Das neunte Corps unter dem Marschall Victor war zur Deckung der Uebergangspunkte am linken Ufer der Berezina aufgestellt.*

supplient et succombent, l'épouvante achevant d'épuiser leurs forces. On en vit, et c'étaient surtout les malades et les blessés, renoncer à la vie, s'écarter et s'asseoir résignés, regardant d'un oeil fixe cette neige qui allait devenir leur tombeau.

Beaucoup de ceux qui s'étaient lancés les premiers dans cette foule de désespérés, ayant manqué le pont, voulurent l'escalader par ses côtés: mais la plupart furent repoussés dans le fleuve. Ce fut là qu'on aperçut des femmes au milieu des glaçons, avec leurs enfans dans leurs bras, les élevant à mesure qu'elles s'enfonçaient; déjà submergées, leurs bras raidis les tenaient encore au-dessus d'elles.

Au milieu de cet horrible désordre le pont de l'artillerie creva et se rompit. La colonne engagée sur cet étroit passage voulut en vain rétrograder. Le flot d'hommes qui venait derrière, ignorant ce malheur, n'écoutant pas les cris des premiers, poussèrent devant eux, et les jetèrent dans le gouffre, où ils furent précipités à leur tour.

Tout alors se dirigea vers l'autre pont. Une multitude de gros caissons, de lourdes voitures et de pièces d'artillerie y affluèrent de toutes parts. Dirigées par leurs conducteurs et rapidement emportées sur une pente raide et inégale, au milieu de cet amas d'hommes, elles broyèrent les malheureux qui se trouvèrent surpris entre elles; puis, s'entre-choquant, la plupart, violemment renversées, assommèrent dans leur chute ceux qui les entouraient. Alors des rangs entiers d'hommes éperdus poussés sur ces obstacles s'y embarrassent, culbutent, et sont écrasés par des masses d'autres infortunés qui se succèdent sans interruption.

Ces flots de misérables roulaient ainsi les uns sur les autres; on n'entendait que des cris de douleur et de rage. Dans cette affreuse mêlée les hommes foulés et étouffés se débattaient sous les pieds de leurs compagnons, auxquels ils s'attachaient avec leurs ongles et leurs dents. Ceux-ci les repoussaient, sans pitié, comme des ennemis.

Parmi eux, des femmes, des mères, appelèrent en vain d'une voix déchirante leurs maris, leurs enfans, dont un instant les avait séparées sans retour: elles leur ten-

dirent les bras, elles supplièrent qu'on s'écartât pour qu'elles pussent s'en rapprocher; mais emportées ça et là par la foule, battues par ces flots d'hommes, elles succombèrent sans avoir été seulement remarquées. Dans cet épouvantable fracas d'un ouragan furieux, de coups de canon, du sifflement du la tempête, de celui des boulets, des explosions des obus, de vociférations, de gémissemens, de juremens effroyables, cette foule désordonnée n'entendait pas les plaintes des victimes qu'elle engloutissait.

Les plus heureux gagnèrent le pont, mais en surmontant des monceaux de blessés, de femmes, d'enfans renversés, à demi étouffés, et que dans leurs efforts ils piétinaient encore. Arrivés enfin sur l'étroit défilé, ils se crurent sauvés; mais à chaque moment, un cheval abattu, une planche brisée ou déplacée arrêtait tout.

Il y avait aussi, à l'issue du pont, sur l'autre rive, un marais où beaucoup de chevaux et de voitures s'étaient enfoncés, ce qui embarrassait encore et retardait l'écoulement. Alors, dans cette colonne de désespérés qui s'entassaient sur cette unique planche de salut, il s'élevait une lutte infernale où les plus faibles et les plus mal placés furent précipités dans le fleuve par les plus forts. Ceux-ci, sans détourner la tête, emportés par l'instinct de la conservation, poussaient vers leur but avec fureur, indifférens aux imprécations de rage et de désespoir de leurs compagnons ou de leurs chefs, qui s'étaient sacrifiés.

Mais d'un autre côté que de nobles dévouemens! et pourquoi la place et le temps manquent-ils pour les décrire! C'est là qu'on vit des soldats, des officiers même, s'atteler à des traîneaux, pour arracher à cette rive funeste leurs compagnons malades ou blessés. Plus loin, hors de la foule, quelques soldats sont immobiles, ils veillent sur les corps mourans de leurs officiers qui se sont confiés à leurs soins; ceux-ci les conjurent en vain de ne plus songer qu'à leur propre salut; ils s'y refusent, et plutôt que d'abandonner leurs chefs, ils attendent la mort ou l'esclavage.

Au-dessus du premier passage, pendant que le jeune Lauriston se jette dans le fleuve pour exécuter plus promptement les ordres de son souverain, un frêle batelet de

bouleau, chargé d'une mère et de ses deux enfans, sombra sous les glaces: un artilleur, qui luttait comme les autres sur le pont pour s'ouvrir un passage, s'en aperçut; tout d'un coup, s'oubliant lui-même, il se précipite, s'efforce et parvient enfin à sauver l'une de ces trois victimes. C'était le plus jeune des deux enfans: l'infortuné appelait sa mère avec des cris de désespoir, et l'on entendait le brave canonnier lui dire, en l'emportant dans ses bras, „qu'il ne pleurât point, qu'il ne l'avait pas sauvé de l'eau pour l'abondonner sur le rivage, qu'il ne le laisserait manquer de rien, qu'il serait son père et sa famille.

La nuit de 28 au 29 vint augmenter toutes ces calamités. Son obscurité ne déroba pas aux canons des Russes leurs victimes. Sur cette neige qui couvrait tout, le cours du fleuve, cette masse toute noire d'hommes, de chevaux, de voitures, et les clameurs qui en sortaient, servirent aux artilleurs ennemis à diriger leurs coups.

Vers neuf heures du soir il y eut un surcroît de désolation, quand Victor commença sa retraite, et que ses divisions se présentèrent et s'ouvrirent une horrible tranchée au milieu de ces malheureux, que jusque-là elles avaient défendus. Cependant une arrière-garde ayant été laissée à Studzianka, la multitude engourdie par le froid ou trop attachée à ses bagages, se refusa à profiter de cette dernière nuit pour passer sur la rive opposée. On mit inutilement le feu aux voitures pour en arracher ces infortunés. Le jour seul put les ramener tout à la fois, et trop tard, à l'entrée du pont, qu'ils assiégèrent de nouveau. Il était huit heures et demie du matin, lorsqu'enfin Éblé, voyant les Russes s'approcher, y mit le feu.

Le désastre était arrivé à son dernier terme. Une multitude de voitures, trois canons, plusieurs milliers d'hommes, des femmes et quelques enfans furent abondonnés sur la rive ennemie. On les vit errer par troupes désolées sur les bords du fleuve. Les uns s'y jetèrent à la nage, d'autres se risquèrent sur les pièces de glace qu'il chariait; il y en eut qui s'élancèrent, tête baissée, au milieu des flammes du pont qui croula sous eux: brûlés et gelés, tout à la fois, ils périrent par deux supplices

contraires. Bientôt on aperçut les corps des uns et des autres s'amonceler et battre avec les glaçons contre les chevalets: le reste attendit les Russes. Wittgenstein ne parut sur les hauteurs qu'une heure après le départ d'Éblé, et, sans avoir remporté la victoire, il en recueillit les fruits.

Chap. 10. Pendant que cette catastrophe s'accomplissait, les restes de la grande-armée ne formaient plus sur l'autre rive qu'une masse informe, qui se déroulait confusément en s'écoulant vers Zembin. Tout ce pays est un plateau boisé d'une grande étendue, où les eaux, flottant incertaines entre plusieurs pentes, forment un vaste marécage. L'armée le traversa sur trois ponts consécutifs de trois cents toises de longueur, avec un étonnement mêlé de frayeur et de joie.

Des ponts magnifiques, faits de sapin résineux, commençaient à quelques werstes du passage. Tchaplitz les avait occupés pendant plusieurs jours. Un abatis et des tas de bourrées, d'un bois combustible et déjà sec, étaient couchés à leur entrée, comme pour lui indiquer ce qu'il avait à en faire. Il n'aurait d'ailleurs fallu que le feu de la pipe de l'un de ses Cosaks pour incendier ces ponts. Dès lors tous nos efforts et le passage de la Bérézina eussent été inutiles. Pris entre ces marais et le fleuve, dans un espace étroit, sans vivres, sans abri, au milieu d'un ouragan insupportable, la grande armée et son empereur eussent été forcés de se rendre sans combats.

Dans cette position désespérée, où la France entière semblait devoir être prise en Russie, où tout était contre nous et pour les Russes, ceux-ci ne firent rien qu'à demi. Kutusof n'arriva sur le Dnieper, à Kopis, que le jour où Napoléon aborda la Bérézina. Wittgenstein se laissa contenir pendant le temps nécessaire. Tchitchakof fut défait; et sur quatre-vingt mille hommes, Napoléon réussit à en sauver soixante mille.

Il était resté jusqu'au dernier moment sur ces tristes bords, prés des ruines de Brilowa, sans abri, et à la tête de sa garde, dont la tourmente avait détruit le tiers. Le jour, elle prenait les armes et restait rangée en bataille; la nuit, elle bivouaquait en carré autour de son chef; là

ces vieux grenadiers attisaient sans cesse leurs feux. On les voyait assis sur leurs sacs, les coudes appuyés sur les genoux et la tête sur leurs mains, sommeillant ainsi repliés sur eux-mêmes, pour que leurs membres s'échauffassent l'un l'autre, et pour moins sentir le vide de leurs estomacs.

Pendant ces trois jours et ces trois nuits, Napoléon au milieu d'eux, le regard et la pensée errant de trois côtés à la fois, soutint le deuxième corps de ses ordres et de sa présence, protégea le neuvième corps, et le passage avec son artillerie, et s'unit aux efforts d'Éblé pour sauver de ce naufrage le plus de débris possible. Lui-même enfin dirigea ces restes vers Zembin, où le prince Eugène l'avait précédé.

On remarqua qu'il commandait encore à ses maréchaux demeurés sans soldats, de prendre des positions sur cette route, comme s'ils eussent encore eu des armées sous leurs ordres. L'un d'eux lui en fit l'observation avec amertume; il commençait le détail de ses pertes: mais Napoléon, décidé à repousser tous les rapports, de peur qu'ils ne dégénérassent en plaintes, l'interrompit vivement par ces mots: „Pourquoi donc voulez-vous m'ôter mon calme?“ Et sur ce qu'il persévérait, il lui ferma la bouche en répétant avec l'accent du reproche: „Je vous demande, monsieur, pourquoi voulez-vous m'ôter mon calme?“ Mot qui, dans son malheur, explique l'attitude qu'il s'imposa et celle qu'il exigea des autres.

Autour de lui, pendant ces mortels jours, chaque bivouac fut marqué par une foule de morts. Là étaient réunis des hommes de tous les états, de tous les grades, de tous les âges, ministres, généraux, administrateurs. On y remarqua surtout un ancien grand seigneur de ces temps bien passés où régnait souverainement une grâce légère et brillante: on voyait cet officier-général de soixante ans, assis sur un tronc d'arbre couvert de neige, s'occuper avec une imperturbable gaieté, dès que le jour revenait, des détails de sa toilette: au milieu de cet ouragan, il faisait parer sa tête d'une frisure élégante et poudrée avec soin, se jouant ainsi de tous les malheurs et de tous les élémens déchaînés qui l'assiégeaient.

Près de lui, des officiers d'armes savantes dissertaient

encore. Dans notre siècle, que quelques découvertes encouragent à tout expliquer, ceux-là, au milieu des souffrances aiguës que leur apportait le vent du nord, cherchaient la cause de sa constante direction. Selon eux, depuis son départ pour le pôle antarctique, le soleil, en échauffant l'hémisphère du sud, y vaporisait toutes les émanations, les élevait, et laissait à la surface de cette zone un vide où les vapeurs de la nôtre, plus basses parce qu'elles étaient moins raréfiées, se précipitaient. De proche en proche, et par une même cause, le pôle russe, tout surchargé des vapeurs qu'il avait exhalées, reçues et refroidies depuis le dernier printemps, saisissait avidement cette direction. Il s'en déchargeait par un courant impétueux et glacé qui rasait les terres russes, en raidissant et en tuant tout sur son passage.

Quelques autres de ces officiers remarquaient avec une curieuse attention la cristallisation régulière et hexagonale de chacune des parcelles de neige qui couvraient leurs vêtemens.

Le phénomène des parélies ou des apparitions simultanées de plusieurs images du soleil, que des aiguilles de glace, suspendues dans l'atmosphère, réfléchirent à leurs yeux, fut encore le sujet de leurs observations, et vint plusieurs fois les distraire de leurs souffrances.

Chap. 11. Le 29 l'empereur quitta les bords de la Bérézina, poussant devant lui la foule des hommes débandés, et marchant avec le neuvième corps déjà désorganisé. La veille, le deuxième, le neuvième corps et la division Dombrowski, présentaient un ensemble de quatorze mille hommes; et déjà, à l'exception d'environ six mille hommes, le reste n'avait plus forme de division, de brigade et de régiment.

La nuit, la faim, le froid, la chute d'une foule d'officiers, la perte des bagages, laissés de l'autre côté du fleuve, l'exemple de tant de fuyards, celui, bien plus rebutant, des blessés qu'on abandonnait sur les deux rives, et qui se roulaient de désespoir sur une neige ensanglantée, tout enfin les avait désorganisés; ils s'étaient perdus dans la masse des hommes débandés qui arrivaient de Moscou.

C'était encore soixante mille hommes, mais sans ensemble. Tous marchaient pêle-mêle, cavalerie, fantassins, artilleurs, Français et Allemands; il n'y avait plus ni aile ni centre. L'artillerie et les voitures roulaient au travers de cette foule confuse, sans autre instruction que celle d'avancer autant que possible.

Sur cette chaussée, tantôt étroite, tantôt montueuse, on s'écrasait à tous les défilés, pour se disperser ensuite partout où l'on espérait trouver un asyle ou quelques alimens. Ce fut ainsi que Napoléon arriva à Kamen; il y coucha avec les prisonniers du jour précédent, qu'on parqua. Ces malheureux, après avoir dévoré jusqu'à leurs morts, périrent presque tous de faim et de froid.

Le 30 il fut à Pleszczénitzy. Le duc de Reggio (*Oudinot*) blessé s'y était retiré la veille, avec environ quarante officiers et soldats. Il s'y croyait en sûreté, quand tout à coup le Russe Landskoy, avec cent cinquante hussards, quatre cents Cosaks, et deux canons, pénétra dans ce bourg, et en remplit toutes les rues.

La faible escorte d'Oudinot était dispersée. Le maréchal se vit réduit à se défendre lui dix-huitième, dans une maison de bois; mais ce fut avec autant d'audace et de bonheur, que l'ennemi étonné s'inquiéta, sortit de la ville, et s'établit sur une hauteur, d'où il ne l'attaqua plus qu'avec son canon. La destinée trop persévérante de ce brave maréchal voulut que, dans cette échauffourée, il fut encore blessé d'un éclat de bois.

Deux bataillons westphaliens, qui précédaient l'empereur, parurent enfin, et le dégagèrent, mais tard et après que ces Allemands et l'escorte du duc de Reggio, qui ne se reconnurent pas d'abord, se furent considérés avec une longue incertitude et une vive anxiété.

Le 3 décembre Napoléon arriva dans la matinée à Malodeczno. C'était le dernier point sur lequel Tchitchakof aurait pu le prévenir. Quelques vivres s'y trouvaient, le fourrage y était abondant, la journée belle, le soleil brillant, le froid supportable. Enfin, les courriers, qui manquaient depuis longtemps, y arrivèrent tous à la

fois. Les Polonais furent aussitôt dirigés sur Varsovie par Olita, et les cavaliers à pied par Merecz sur le Niémen; le reste dut suivre la grande route qu'on venait de rejoindre.

Jusque-là Napoléon semblait n'avoir pas conçu le projet de quitter son armée. Mais vers le milieu de ce jour, il annonça tout à coup à Daru et à Duroc sa résolution de partir incessamment pour Paris.

Daru n'en reconnut pas la nécessité. Il objecta „que les communications étaient rouvertes et les grands dangers dépassés; qu'à chaque pas rétrogarde, il allait rencontrer les renforts que lui envoyaient Paris et l'Allemagne." Mais l'empereur répliqua „qu'il ne se sentait plus assez fort pour laisser la Prusse entre lui et la France. Pourquoi fallait-il qu'il restât à la tête d'une déroute? Murat Eugène suffiraient pour la diriger, et Ney pour la couvrir.

„Qu'il était indispensable qu'il retournât en France pour la rassurer, pour l'armer, pour contenir de là tous les Allemands dans leur fidélité; enfin pour revenir avec des forces nouvelles et suffisantes, au secours des restes de sa grande-armée.

„Mais avant d'atteindre ce but, ne fallait-il pas qu'il traversât seul quatre cents lieues de terres alliées, et, pour le faire sans danger, que sa résolution y fût imprévue, son passage ignoré, le bruit du désastre de sa retraite encore incertain; qu'il en précédât la nouvelle, l'effet qu'elle y pourrait en résulter? Il n'avait donc pas de temps à perdre, et le moment de son départ était venu."

Il n'hésita que sur le choix du chef qu'il laisserait à l'armée. C'était entre Murat et Eugène qu'il balançait. Il aimait la sagesse et le dévouement de celui-ci. Mais Murat avait plus d'éclat, et il s'agissait d'imposer. Eugène resterait avec ce monarque; son âge, son rang inférieur répondraient de sa soumission, et son caractère de son zèle. Il en donnerait l'exemple aux autres maréchaux.

Enfin Berthier, le canal tant accoutumé de tous les ordres et de toutes les récompenses impériales, demeurerait encore avec eux: il n'y aurait donc rien de changé dans la forme ni dans l'organisation; et cette disposition, en annonçant son prompt retour, contiendrait à la fois

dans leur devoir les plus impatiens des siens, et dans une crainte salutaire les plus ardens de ses ennemis.

Tels furent les motifs de Napoléon. Caulaincourt reçut aussitôt l'ordre de préparer en secret ce départ. Le lieu qu'on lui assigna fut Smorgony, et son époque la nuit du 5 au 6 décembre.

Quoique Daru ne dût point accompagner Napoléon, et qu'on lui laissât la lourde charge de l'administration de l'armée, il écouta en silence, n'ayant rien à objecter contre des motifs si puissans; mais il n'en fut pas de même de Berthier. Ce vieillard affaibli, et qui, depuis seize années, n'avait pas quitté Napoléon, se révolta à l'idée de cette séparation.

La scène secrète qui en résulta fut violente. L'empereur s'indigna de sa résistance. Dans son emportement, il lui reprocha les bienfaits dont il l'avait comblé: l'armée, lui dit-il, avait besoin de la réputation qu'il lui avait faite, et qui n'était qu'un reflet de la sienne; au reste, il lui donnait vingt-quatre heures pour se décider, après quoi, s'il persévérait, il pourrait partir pour ses terres, où il lui ordonnait de rester, en lui interdisant pour jamais Paris et sa présence. Le lendemain, 4 décembre, Berthier, s'excusant de son refus sur son âge et sur sa santé affaiblie, lui apporta une triste résignation.

HUMBOLDT.

FRIEDRICH HEINRICH ALEXANDER FREIHERR VON HUMBOLDT *wurde am* 14. *September* 1769 *zu Berlin geboren. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er auf den Universitäten Göttingen und Frankfurt a. d. O. und der Büschischen Handels-Akademie zu Hamburg. Darauf machte er* 1790 *mit dem berühmten Reisenden G. Forster**) *eine Reise an den Rhein,*

*) *Joh. Georg Adam Forster, geb. zu Nassenhuben bei Danzig* 1745, *gest.* 1794, *machte* 1772 — 75 *mit Cook die Reise um die Welt. Seine „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni* 1790" (*Berlin,* 1791 — 94, 3 *Bde.*) *werden wegen ihres Styls und Inhalts noch heute hochgeschätzt.*

nach Holland und England, und begab sich dann nach Freiberg, um unter Werner die Bergwerkswissenschaften und die Botanik zu studiren. 1792 *wurde er als Assessor bei dem Bergwerks- und Hütten-Departement des General-Directorii zu Berlin angestellt, noch in demselben Jahre aber als Oberbergmeister der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth nach Bayreuth versetzt. Doch die Liebe zu seinen schon längere Zeit gehegten Reiseplänen bewog ihn bereits* 1795, *diese Stelle aufzugeben und eine Reise nach der Schweiz und Italien zu unternehmen. Dann ging er Ostern* 1797 *nach Paris, wo er den berühmten Gefährten seiner americanischen Reise, Aimé Bonpland*), einen Zögling der dortigen Arzneischule und des botanischen Gartens, kennen lernte. Mit einer beträchtlichen Instrumentensammlung versehen, begaben sie sich darauf nach Madrid, erhielten hier im März* 1799 *vom Hofe die Erlaubniss, in den spanischen Colonien in America überall frei herum reisen zu dürfen, und schifften sich zu diesem Zwecke zu Coruña am* 5. *Juni* 1799 *ein. Im Juli erreichten sie den Hafen von Cumana in Südamerica, von wo sie dann das ganze mittlere America nach allen Richtungen durchforschten. Im August* 1804 *kamen sie nach Europa zurück, mit bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen von unschätzbarem Werthe, deren Bekanntmachung* 1805 *zu Paris begann. Deshalb hielt sich Herr von Humboldt bis Ende* 1826 *meistens in dieser Stadt auf; dann kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er* 1827—1828 *vielbesuchte naturwissenschaftliche Vorlesungen hielt. Im Anfange des Jahres* 1829 *wurde er von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädicat Excellenz ernannt, und im Frühling desselben Jahres trat er mit Gust. Rose und Ch. Gf. Ehrenberg eine schon früher projectirte Reise nach Asien an, deren wichtige Resultate theilweise seine* Fragmens de géologie et de climatologie asiatîques, Paris, 1831, 2 Vol. (*deutsch mit Anmerk. von Julius Lœwen-*

*) *Er ging* 1818 *als Professor der Naturgeschichte nach Buenos-Ayres, wurde aber auf einer wissenschaftlichen Untersuchungsreise in das Innere von Paraguay auf Befehl des Beherrschers, des Dr. Francia, gefangen genommen. Nach langer Gefangenschaft liess er sich zu Borja in Brasilien nieder, woselbst er* 1847 *noch lebte.*

berg, Berlin, 1832) *enthalten. Ende Mai* 1841 *machte der berühmte Gelehrte eine neue Reise nach Paris, hauptsächlich, doch wohl nicht ausschliesslich, wissenschaftlicher Zwecke wegen. Er verweilte daselbst bis Ende November dess. J. und vollendete während dieser Zeit sein Werk:* l'Asie moyenne, recherches sur les chaînes de montagnes et sur la climatologie etc. Paris, 1841, 3 Vol. *Die Früchte seiner Beobachtungen während seines Aufenthaltes in Asien sind auf die geistreichste und anschaulichste Weise darin niedergelegt, und es ist demselben eine Karte der Gebirge und Vulkane Mittel-Asiens nach den neuesten astronomischen Messungen beigefügt. Herr von Humboldt hat diese Karte in Berlin in den Jahren* 1839 *und* 1840 *gezeichnet. Sie ward im Jahre* 1841 *in Potsdam von Herrn Petermann vollendet und in Paris von Tardieu in Kupfer gestochen. Uebrigens muss dieses Werk nicht als eine Fortsetzung der oben erwähnten* Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques etc. *angesehen werden. Im Januar* 1842 *ward Herrn von Humboldt die, durch seine treue und bewährte Anhänglichkeit an das Preussische Haus wohlverdiente Auszeichnung zu Theil, seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen auf seiner Reise nach England, zur Taufe des Prinzen von Wales, zu begleiten. Einen neuen Beweis der Verehrung der brittischen Gelehrten erhielt er, am* 1. *Febr.* 1842, *durch seine Wahl zum ordentlichen Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften* (Royal Society), *deren auswärtiges Mitglied er seit einiger Zeit war. Einen noch grösseren Glanz erhielt diese Auszeichnung dadurch, dass er derselben mit Sr. Majestät dem Könige von Preussen zugleich theilhaftig wurde. Das Grosskreuz des Leopold-Ordens empfing er vom König der Belgier* 1846. *Gegenwärtig lebt er wieder in Berlin, und gab vom Jahre* 1845—1851 *eines seiner bedeutendsten Werke „Kosmos" in* 3 *Bänden in deutscher Sprache heraus und veranstaltete zugleich eine neue Auflage der „Ansichten der Natur." Alex. von Humboldt gehört durch seine Schriften zweien Literaturen als einer ihrer vorzüglichsten Schriftsteller an*). Wir haben hier*

*) *In ihrer letzten Juni-Sitzung* (1851) *hat die französische Akademie dem Herrn Gauky, Uebersetzer von Humboldt's Kosmos in das Französische, einen Preis von* 2000 *Francs zuerkannt und dadurch zugleich ihre hohe Achtung vor dem Original-Werke dargelegt.*

hauptsächlich seine französischen Werke zu betrachten, von denen, ausser dem bereits genannten, folgende die wichtigsten sind: Voyage dans l'intérieur de l'Amérique dans les années 1799 à 1804 (*herausgegeben mit Aimé Bonpland, Jobbs Oltmans und K. S. Kunth*), Paris, 1805 ff. 11 Vol. in 4., 13 Vol. in fol. *und* 4 *Atlasse* in fol., *welche zusammen etwa* 2000 *Rthlr. kosten. Es gibt von mehreren Theilen dieses Werkes eine wohlfeilere Ausgabe; wir führen von dieser an:* Voyage aux Régions équinoxiales du Nouveau-Continent, fait en 1799 à 1804, Paris, 1816 ff. 12 Vol. in 8. (*deutsch: Stuttgart und Tübingen,* 1815 *ff. bis jetzt* 6 *Bde.*) *wovon* 2 *mit dem Titel:* Vues des Cordillières et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique, *mit* 19 *Kupf., und* 2 *mit dem Titel:* Essai politique sur l'île de Cuba, Paris, 1826, 2 Vol. (*und Supplement*); Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne, Paris, 1811, 5 Vol. (*deutsch: Stuttgart und Tübingen,* 1810 — 1814, 5 *Bde.*), nouv. édition Paris, 1825 — 26, 4 Vol. *Daran schliesst sich:* Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent, et des progrès de l'astronomie nautique aux 15e et 16e siècles, Paris. *Ausserdem erschien ein Theil der nachgelassenen Werke* (4 *Bände, Berlin,* 1841 — 43) *von Wilhelm v. Humboldt* (*geb.* 1767, *gest.* 1835) *mit einer Vorrede seines Bruders Alexander, in dem das Publikum den verstorbenen Verfasser als einen ausgezeichneten Dichter kennen lernt. Wie alle diese Werke durch die darin niedergelegten wichtigen naturwissenschaftlichen Beobachtungen und genauen Messungen in der Geschichte der Wissenschaften unsterblich sind, so nehmen sie auch durch den meisterhaften Styl, in welchem die interessanten Berichte geschrieben sind, einen hohen Rang in der National-Literatur ein. — Eine Biographie Humboldt's enthält unter andern die Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie 7te Aufl. Bd. V, S.* 426 — 451, *das Convers. Lexikon der n. Z. Bd. II, S.* 504 — 506, *und* Galignani's Messenger (Paris) *vom* 1. *Februar* 1842. *Ein Verzeichniss seiner französischen Schriften findet sich in:* La France littéraire, par J. M. Quérard T. IV, p. 161 — 164.

So ist auch gleichfalls die Schrift des Prinzen Adalbert von Preussen über die Bildung einer deutschen Flotte im Journal de Marine *zu Paris treu und vollständig übersetzt worden.*

Fragment du Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau-Continent.

Tome II, Chap. VIII.

Les jours que nous passâmes au Couvent des Capucins, dans les montagnes de Caripe, s'écoulèrent bien rapidement; cependant, notre vie était aussi simple qu'uniforme. Depuis le lever du soleil jusqu'à l'entrée de la nuit, nous parcourions la forêt et les montagnes voisines, pour recueillir des plantes, dont nous n'avions jamais fait une plus ample moisson. Lorsque les pluies de l'hivernage nous empêchaient d'entreprendre des courses lointaines, nous visitions les cabanes des Indiens, le Conuco de la commune ou ces assemblées dans lesquelles les alcades indiens distribuent, tous les soirs, les travaux du lendemain. Nous ne rentrions au monastère que lorsque le son de la cloche nous appelait à partager dans le réfectoire le repas des missionnaires. Quelquefois de grand matin nous les suivions à l'église pour assister à la doctrine, c'est-à-dire à l'enseignement religieux des indigènes. C'est une entreprise au moins très-hasardée que de vouloir parler de dogmes à des néophytes, surtout lorsqu'ils n'ont qu'une connaissance très-vague de la langue espagnole. D'un autre côté, les religieux ignorent aujourd'hui presque totalement l'idiome Chaymas; et la ressemblance des sons embrouille à tel point l'esprit de ces pauvres Indiens, qu'elle leur fait naître les idées les plus bizarres. Je me bornerai à citer un seul exemple. Nous vîmes un jour le missionnaire s'agiter vivement pour prouver que l'infierno, enfer, et l'invierno, hiver, n'étaient pas la même chose, mais qu'ils différaient comme la chaleur et le froid. Les Chaymas ne connaissent d'autre hiver que le temps des pluies, et l'enfer des blancs leur paraissait un endroit où les méchans sont exposés à de fréquentes averses. Le missionnaire eut beau s'impatienter; il est impossible d'effacer les premières impressions, dûes à l'analogie entre deux consonnes: on ne parvint pas à séparer dans l'esprit des néophytes les idées de pluie et d'enfer, d'invierno et d'infierno.

Après avoir passé presque tout le jour en plein air, nous nous occupions, le soir, en rentrant au couvent, à rédiger des notes, à sécher nos plantes, et à dessiner celles qui nous parraissaient former des genres nouveaux. Les moines nous laissaient jouir de toute notre liberté, et nous nous rappelons avec une vive satisfaction un séjour aussi agréable qu'utile pour nos travaux. Malheureusement, le ciel brumeux d'une vallée où les forêts versent une prodigieuse quantité d'eau dans l'air, était peu favorable aux observations astronomiques. Je passai une partie des nuits pour saisir le moment où quelque étoile était visible entre des nuages, près de son passage au méridien. Souvent je tremblotais de froid, quoique le thermomètre ne baissât que jusqu'à 16. C'est dans nos climats la température du jour vers la fin du septembre.

Le chagrin de voir disparaître les étoiles par un ciel brumeux est le seul que nous ayons connu dans la vallée de Caripe. L'aspect de ce site a quelque chose à la fois de sauvage et de calme, de lugubre et d'attrayant. Au milieu d'une nature si puissante, on n'éprouve que des sentimens de paix et de repos. Je dirais même qu'on est moins frappé, dans la solitude de ces montagnes, des impressions nouvelles que l'on reçoit à chaque pas, que des traits de ressemblance qu'offrent les climats les plus éloignés. Les collines auxquelles le couvent est adossé, sont couronnées de palmiers et de fougères arborescentes. Le soir, par un ciel qui annonce la pluie, l'air retentit du hurlement uniforme de singes alouates, qui ressemble au bruit lointain du vent lorsqu'il agite la forêt. Cependant, malgré ces sons inconnus, ces formes étranges des plantes et ces prodiges d'un monde nouveau, partout la nature fait entendre à l'homme une voix dont les accens lui sont familiers. Le gazon qui tapisse le sol, la vieille mousse et la fougère dont se couvrent les racines des arbres, les torrens qui se précipitent sur les bancs inclinés de la roche calcaire; enfin, cet accord harmonieux de couleurs qui reflètent les eaux, la verdure et le ciel, tout rappelle au voyageur des sensations qu'il a déjà éprouvées.

Les beautés naturelles de ces montagnes nous occu-

paient si vivement, que nous nous aperçûmes bien tard de l'embarras qu'éprouvaient les bons religieux qui nous donnaient l'hospitalité. Ils n'avaient pu faire qu'une faible provision de vin et de pain de froment; et, quoique dans ces régions l'un et l'autre ne soient regardés que comme appartenant au luxe de la table, nous vîmes à regret que nos hôtes s'en privaient eux-mêmes. Notre ration de pain avait déjà diminué de trois quarts, et cependant de cruelles averses nous forçaient encore de différer notre départ de deux jours. Que ce retard nous parut long; que nous redoutions le son de la cloche qui nous appelait au réfectoire! Nous sentions vivement, par les procédés délicats des missionnaires, combien notre position contrastait avec celle des voyageurs qui se plaignent d'avoir été dépouillés de leurs provisions dans les couvens Coptes de la Haute-Égypte.

Nous partîmes enfin le 22 septembre 1799, suivis de quatre mulets chargés d'instrumens et de plantes. Nous eûmes à descendre la pente nord-est des Alpes calcaires de la Nouvelle-Andalousie, que nous avons appelées la grande chaîne du Bergantin et du Cocollar. Malgré l'élévation peu considérable des montagnes de Cumana, la descente en est des plus pénibles, on pourrait presque dire des plus dangereuses, du côté de Cariaco. En comparant ces montagnes, les Andes du Pérou, les Pyrénées et les Alpes que nous avons parcourues successivement, nous nous sommes rappelé plus d'une fois que les cimes les moins élevées sont souvent les plus inaccessibles. Depuis le plateau du Guardia de San Augustin, on ne fait plus que descendre jusqu'au village indien de Santa-Cruz. On passe d'abord par une pente extrêmement glissante et rapide, à laquelle les missionnaires ont donné le nom bizarre du Purgatoire. C'est un rocher de grès schisteux*) décomposé, couvert d'argile, et dont le talus paraît d'une rapidité effrayante; car, par l'effet d'une illusion d'optique très commune, lorsqu'on regarde du haut de la colline vers le bas, le chemin paraît incliné de plus

*) *Sandsteinschiefer.*

de 60°. En descendant, les mulets rapprochent les jambes de derrière de celles de devant; et, baissant la croupe, ils se laissent glisser au hasard. Le cavalier ne court aucun risque, pourvu qu'il lâche la bride et qu'il ne contrarie en rien les mouvemens de l'animal. De ce point, on aperçoit, vers la gauche, la grande pyramide du Guacharo. L'aspect de ce Pic calcaire est très-pittoresque; mais on le perd bientôt de vue en entrant dans la forêt épaisse, qui est connue sous le nom de la Montaña de Santa Maria. On descend sans interruption pendant sept heures, et il est difficile de se faire l'idée d'une descente plus épouvantable; c'est un véritable chemin des échelles, une espèce de ravin dans lequel, pendant le temps de pluies, les torrens impétueux s'élancent de rocher en rocher. Les gradins ont deux à trois pieds de hauteur; et les malheureuses bêtes de somme, après avoir mesuré l'espace qui est nécessaire pour que la charge puisse passer entre les troncs des arbres, sautent d'un bloc de rocher sur un autre. De peur de manquer le saut, on les voit s'arrêter quelques instans comme pour examiner le terrain, et rapprocher les quatre jambes à la manière des chèvres sauvages. Si l'animal n'atteint pas le bloc de pierre le plus voisin, il enfonce jusqu'à mi-corps dans l'argile molle et ocreuse*) qui remplit les interstices des rochers. Partout où les blocs manquent, d'énormes racines offrent des points d'appui aux pieds de l'homme et des animaux. Elles ont jusqu'à vingt pouces d'épaisseur, et partent souvent du tronc des arbres beaucoup au-dessus de la surface du sol. Les créoles se fient assez à l'adresse et à l'heureux instinct des mulets pour rester en selle pendant cette longue et périlleuse descente. Craignant la fatigue moins qu'eux, et accoutumés à voyager lentement, pour recueillir des plantes et pour examiner la nature des roches, nous préférâmes descendre à pied. Les soins qu'exigeaient nos chronomètres ne nous laissaient pas même la liberté du choix.

La forêt qui couvre le flanc escarpé de la montagne de Sainte-Marie, est une des plus épaisses que j'aie

*) *Ocherartig.*

jamais vues. Les arbres y sont d'une hauteur et d'une grosseur prodigieuses. Sous leur feuillage touffu et d'un vert foncé, il règne constamment un demi-jour, une sorte d'obscurité dont nos forêts de pins, de chênes et de hêtres ne nous offrent pas d'exemple. On dirait que, malgré la température élevée, l'air ne peut dissoudre la quantité d'eau qu'exhalent la surface du sol, le feuillage des arbres, et leur tronc couvert d'une bourre ancienne de plantes charnues. A l'odeur aromatique que répandent les fleurs, les fruits et le bois même, se mêle celle que nous sentons en automne dans les temps brumeux. Ici, comme dans les forêts de l'Orénoque, en fixant les yeux sur le sommet des arbres, on aperçoit souvent des traînées de vapeurs là où quelques faisceaux de rayons solaires pénètrent et traversent l'atmosphère épaissie. Nos guides nous faisaient remarquer, parmi les arbres majestueux dont la hauteur excède 120 — 130 pieds, le Curucay de Terecen, qui donne une résine blanchâtre, liquide et très-odoriférante. Elle fut employée jadis par les Indiens Cumanagotes et Tagires pour encenser leurs idoles. Les jeunes arbres ont un goût agréable, quoique un peu astringent.

Nous nous étions arrêtés pour observer les singes hurleurs, qui, au nombre de trente à quarante, traversaient le chemin en passant, en longue file, d'un arbre à l'autre par des branches croisées et horizontales. Tandis que ce spectacle nouveau fixait toute notre attention, nous rencontrâmes une troupe d'Indiens qui se dirigeaient vers les montagnes de Caripe. Ils étaient entièrement nus, comme le sont généralement les indigènes de ce pays. Les femmes, chargées d'un fardeau assez lourd, fermaient la marche; les hommes étaient tous armés, jusqu'aux enfans les plus jeunes, d'arcs et de flèches. Ils marchaient en silence, les yeux fixés sur le sol. Nous tâchâmes d'apprendre d'eux si nous étions encore loin de la mission de Santa-Cruz, où nous comptions passer la nuit. Nous étions harassés de fatigue et tourmentés par la soif. La chaleur augmentait avec la proximité de l'orage, et nous n'avions pas, sur notre chemin, trouvé de source pour nous désal-

térer. Les mots si Patre, no Patre, que les Indiens répétaient sans cesse, nous faisaient croire qu'ils entendaient un peu l'espagnol. Aux yeux des indigènes, tout homme blanc est un moine, un Padre; car, dans les missions, la couleur de la peau caractérise plus encore le religieux que la couleur du vêtement. Nous eûmes beau tourmenter les Indiens de nos questions sur la longueur du chemin, ils répondaient comme au hasard, si et no, sans que nous pussions attacher un sens précis à leurs réponses. Cela nous impatientait d'autant plus que leur sourire et leurs gestes indiquaient l'intention de nous plaire, et que la forêt semblait toujours devenir plus épaisse. Il fallut nous séparer; les guides indiens, qui entendaient la langue Chaymas, ne pouvaient nous suivre que de loin parce que les mulets de charge s'abattaient à chaque pas dans les ravins.

Après plusieurs heures de marche, en continuant de descendre sur des blocs de rochers épars, nous nous trouvâmes inopinément à l'extrémité de la forêt de Santa-Maria. Une savane, dont les pluies de l'hivernage avaient renouvelé la verdure, se prolongeait devant nous à perte de vue. A gauche, nos regards s'étendaient sur une vallée étroite, qui aboutit aux montagnes du Guacharo. Le fond de cette vallée est couvert d'une épaisse forêt. L'oeil plongeait sur la cime des arbres, qui à 800 pieds au-dessous du chemin, formaient un tapis de verdure d'une teinte sombre et uniforme. Les clairières de la forêt paraissaient comme de vastes entonnoirs, dans lesquels nous reconnûmes, à leur forme élégante et à leur feuillage penné, les palmiers Praga et Irassa. Mais ce qui rend ce site éminemment pittoresque, c'est l'aspect de la Sierra del Guacharo. Sa pente septentrionale, celle qui regarde le Golfe de Cariaco, est abrupte: elle offre un mur de rochers, un profil presque vertical, dont la hauteur excède trois mille pieds. La végétation qui couvre ce mur est si peu épaisse, que l'oeil peut suivre l'alignement des assises calcaires. Le sommet de la Sierra est aplati, et ce n'est qu'à son extrémité orientale que s'élève, comme une pyramide inclinée, le Pic majestueux du Guacharo.

Il rappelle par sa forme les aiguilles et les cornes*) des Alpes de la Suisse. Comme la plupart des montagnes à pentes abruptes paraissent plus élevées qu'elles ne le sont effectivement, il ne faut pas être surpris que le Guacharo passe dans les missions pour une cime qui domine le Turimiquiri et le Brigantin. —

La mission de Catuaro est placée dans le site le plus sauvage. Des arbres de haute futaie environnent encore l'église, et les tigres viennent la nuit manger les poules et les cochons des Indiens. Nous logeâmes chez le curé, moine de la congrégation de l'Observance, auquel les capucins avaient confié la mission, parce qu'ils manquaient de prêtres de leur communauté. C'était un docteur en théologie, petit homme sec, d'une vivacité pétulante: il nous entretenait sans cesse du procès qu'il avait avec le gardien de son couvent, de l'inimitié de ses confrères, et de l'injustice des Alcades, qui, sans égard pour les privilèges de son état, l'avaient fait jeter dans un cachot. Malgré ces aventures, il avait conservé un malheureux penchant pour ce qu'il appelait des questions métaphysiques. Il voulait savoir ce que je pensai du libre arbitre, des moyens de dégager les esprits de leur prison corporelle, et, avant tout, de l'âme des animaux, sur lesquels il avait les idées les plus bizarres. Lorsqu'on a traversé les forêts dans la saison des pluies, on se sent peu de goût pour ce genre de spéculations. D'ailleurs tout était extraordinaire dans cette petite mission de Catuaro, jusqu'à la maison du curé. Elle avait deux étages, et était devenue pour cela l'objet d'une vive contestation entre les autorités séculières et ecclésiastiques. Le supérieur des capucins, la trouvant trop somptueuse pour un missionnaire, avait voulu forcer les Indiens à la démolir: le gouverneur s'y était opposé avec vigueur, et sa volonté avait prévalu contre les moines.

Nous rencontrâmes, dans la mission de Catuaro, le corrégidor du district, homme aimable et d'un esprit cultivé. Il nous donna trois Indiens qui, munis de leurs

*) *Schreckhörner, Finsteraarhorn.*

machètes*), devaient nous précéder pour frayer un chemin à travers la forêt. Dans ce pays si peu fréquenté, la force de la végétation est telle, à l'époque des grandes pluies, qu'un homme à cheval a de la peine à passer par des sentiers étroits, couverts de lianes et de branches entrelacées. A notre plus grand regret, le missionnaire de Catuaro voulut absolument nous conduire à Cariaco. Nous ne pûmes nous y refuser: il ne nous tourmentait plus de ses rêves sur l'âme des animaux et le libre arbitre de l'homme: il avait à nous entretenir d'un objet bien autrement pénible. Le mouvement vers l'indépendance, qui avait manqué d'éclater à Caracas, en 1798, avait été précédé et suivi d'une grande agitation parmi les esclaves de Coro, de Maracaybo et de Cariaco. Un malheureux Nègre avait été condamné à mort dans cette dernière ville, et notre hôte, le curé de Catuaro, s'y rendait pour lui offrir les secours de son ministère. Qu'il nous parut long ce chemin, pendant lequel nous ne pûmes échapper à des conversations „sur la nécessité de la traite, la malice innée des Noirs, et les avantages que tire cette race de son état de servitude parmi les chrétiens!"

On ne saurait nier la douceur de la législation espagnole, en la comparant au Code Noir de la plupart des autres peuples qui ont des possessions dans les deux Indes. Mais tel est l'état des Nègres isolés dans des lieux à peine défrichés, que la justice, loin de les protéger efficacement pendant leur vie, ne peut même punir les actes de barbarie qui ont causé leur mort. Si l'on tente une enquête, la mort de l'esclave est attribuée à la faiblesse de sa santé, à l'influence d'un climat ardent et humide, aux plaies qu'on lui a faites, mais que l'on assure avoir été peu profondes et peu dangereuses. L'autorité civile est impuissante en tout ce qui regarde l'esclavage domestique, et rien n'est plus illusoire que l'effet tant vanté de ces lois qui prescrivent la forme du fouet et le nombre de coups qu'il est permis de donner à la fois. Les personnes qui n'ont point vécu dans les co-

**) *Eine Art kurzer und breiter Säbel (Span. Machete).*

lonies ou qui n'ont habité que les Antilles, pensent assez généralement que l'intérêt du maître à la conservation des esclaves, doit rendre leur existence d'autant plus douce que le nombre en est moins considérable. Cependant, à Cariaco même, peu de semaines avant mon arrivée dans la province, un planteur qui ne possédait que huit Nègres en fit périr six, en les fustigeant de la manière la plus barbare. Il détruisit volontairement la majeure partie de sa fortune. Deux de ses esclaves expirèrent sur-le-champ. Il s'embarqua avec les quatre qui semblaient plus robustes, pour le port de Cumana; mais ils périrent pendant la traversée. Cet acte de cruauté avait été précédé, dans la même année, d'un autre, dont les circonstances étaient également effrayantes. Des forfaits si grands sont restés à peu près impunis: l'esprit qui a dicté les lois n'est pas celui qui préside à leur exécution. Le gouverneur de Cumana était un homme juste et humain; mais les formes judiciaires sont prescrites, et le pouvoir du gouverneur ne s'étend pas sur une réforme d'abus qui sont presque inhérens à tout système de colonisation européenne.

La route que nous suivîmes à travers la forêt de Catuaro ressemble à la descente de la montagne de Santa-Maria; aussi les passages les plus difficiles sont-ils désignés ici par des noms également bizarres. On marche comme dans un sillon étroit, creusé par les torrens et rempli d'argile fine et tenace. Les mulets abaissent la croupe et se laissent glisser sur les pentes les plus rapides. Cette descente s'appelle Saca-Manteca, à cause de la consistance de la boue qui ressemble à du beurre. Le danger de la descente devint nul par la grande adresse des mulets de ce pays. L'argile qui rend le sol si glissant est dûe aux couches fréquentes de grès et d'argile schisteuse qui traversent le calcaire alpin gris-bleuâtre: celui-ci disparaît à mesure que l'on se rapproche de Cariaco. La montagne de Meapire est déjà formée en grande partie d'un calcaire blanc rempli de pétrifications pélagiques *) et paraissant appartenir, comme le prouvent des grains

*) *Rothgefleckte Versteinerungen.*

de quarz agglutinés dans la masse, à la grande formation des brèches du littoral*). On descend cette montagne sur les assises du roc, dont la coupe offre des gradins de hauteur inégale: c'est encore un véritable chemin des échelles. Plus loin, en sortant de la forêt, on atteint la colline de Buenavista**). Elle est digne du nom qu'elle porte; car c'est de là qu'on découvre la ville de Cariaco, au milieu d'une vaste plaine remplie de plantations, de cabanes et de bouquets épars de cocotiers. A l'ouest de Cariaco s'étend le vaste golfe qu'un mur de rochers sépare de l'Océan; enfin, vers l'est, on découvre, comme des nuées bleuâtres, les hautes montagnes d'Areo et de Paria. C'est une des vues les plus étendues et les plus magnifiques dont on puisse jouir sur les côtes de la Nouvelle Andalousie.

Nous trouvâmes dans la ville de Cariaco une grande partie des habitans étendus dans leurs hamacs, et malades de fièvres intermittentes. Ces fièvres prennent, en automne, un mauvais caractère, et passent à l'état de fièvres pernicieuses dysentériques. Lorsqu'on considère l'extrême fertilité des plaines environnantes, leur humidité et la masse des végétaux qui les couvrent, on conçoit aisément pourquoi, au milieu de tant de décompositions de matières organiques, les habitans ne jouissent pas de cette salubrité de l'air qui caractérise la campagne aride de Cumana. Il est difficile de trouver, sous la zone torride, une grande fécondité de sol, des pluies fréquentes et prolongées, un luxe extraordinaire de la végétation, sans que ces avantages soient contre-balancés par un climat plus ou moins funestes à la santé des hommes blancs. Les mêmes causes qui entretiennent la fertilité de la terre et qui accélèrent le développement des plantes, produisent des émanations gazeuses qui, mêlées à l'atmosphère, lui donnent des propriétés nuisibles. La ville de Cariaco a été saccagée jadis plusieurs fois par les Caribes: sa population a augmenté rapidement depuis que les autorités provinciales, malgré les ordres prohibitifs de la cour de Madrid, ont souvent fa-

*) *Des Ufers.* **) Montagne de la belle vue.

vorisé le commerce avec les colonies étrangères. Elle a doublé en dix ans, et elle était, en 1800, de plus de 6000 âmes. Les habitans s'adonnent avec beaucoup de zèle à la culture du coton, qui est d'une très-belle qualité, et dont le produit excède 10,000 quintaux. On brûle avec soin les gousses du cotonnier, dont la laine a été séparée. Jetées à la rivière et soumises à la putréfaction, ces gousses donnent des émanations que l'on croit très-nuisibles. La culture du cacaoyer a beaucoup diminué dans ces derniers temps. Cet arbre précieux ne rend qu'après huit ou dix ans. Son fruit se conserve très-mal dans les magasins, et il se pique*) au bout d'un an, malgré toutes les précautions qu'on a employées pour le sécher. Ce désavantage est très-grand pour le colon. Sur ces côtes, selon les caprices d'un ministère, et la résistance plus ou moins courageuse des gouverneurs, le commerce avec les neutres est tantôt prohibé, tantôt permis sous de certaines restrictions. Les demandes d'une même marchandise et les prix qui sont réglés par la fréquence de ces demandes, subissent par conséquent les variations les plus brusques. Le colon ne peut profiter de ces variations, parce que le cacao ne se conserve pas dans les magasins. Ainsi les vieux troncs de cacaoyers, qui ne portent généralement que jusqu'à l'âge de quarante ans, n'ont point été remplacés. Aujourd'hui l'on préfère d'autres branches de culture, celles qui rendent dès la première année, et dont le produit moins tardif est d'une conservation moins incertaine. Les changemens que la civilisation et les relations avec les étrangers ont introduits dans les moeurs et dans le caractère des habitans de la côte, ont influé sur la préférence qu'ils accordent aux diverses branches d'agriculture. Cette modération dans les désirs, cette patience qui résiste à une longue attente, ce calme qui fait supporter la triste monotonie de la solitude, se perdent peu à peu dans le caractère des Espagnols-Américains. Plus entreprenans, plus légers et plus mobiles, ils préfèrent des entreprises dont le résultat est plus prompt.

*) Se piquer, *Würmer bekommen.*

BARANTE.

AUGUSTE GEORGE PROSPER BRUGIÈRE BARON DE BARANTE, *von altadeliger Familie, wurde zu Riom im Departement Puy-de-Dôme am* 10. *Juni* 1782*) *geboren. Er trat frühzeitig in den Staatsdienst, wurde zuerst, während Napoleons Herrschaft, Auditeur beim Staatsrathe, einige Zeit nachher Unterpräfect zu Bressuire, und endlich Präfect des Loire-Departements. Bei der ersten Restauration kam er ausser Thätigkeit; nach den hundert Tagen wusste er sich aber die Gunst Ludwigs XVIII. zu erwerben, wurde dadurch zum Staatsrathe ernannt, bekleidete kurze Zeit den Posten eines Generalsecretärs im Ministerio des Innern, und erhielt endlich die einträgliche Stelle eines Directors der indirecten Steuern. Auch erwählte ihn das Departement Puy-de-Dôme zu seinem Deputirten in der Repräsentanten-Kammer, wo er seinem Amte zu Folge ministeriell war. Als das Ministerium Decazes* 1820 *sich gänzlich auflösete, gab auch Barante seine Stelle auf, und wurde zur Belohnung für die geleisteten Dienste zum Pair erhoben. Als solcher gehörte er zur liberal-gemässigten Partei, und griff daher oft die Maassregeln der Regierung an. Seine Rede gegen den spanischen Feldzug im Jahre* 1823 *dürfte als Meisterstück politischer Tüchtigkeit gelten. Er blieb aber ohne Anstellung und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten, für die ihn die französische Akademie am* 2. *Novbr.* 1828 *zum Mitgliede aufnahm. Nach der Juli-Revolution* 1830 *erhielt er den Gesandten-Posten zu Turin, von dem er im Decbr.* 1832 *nach Paris zurückkehrte. Im Jahre* 1835 *wurde er zum Gesandten in St. Petersburg ernannt. Von diesem Posten nach Paris zurückgekehrt, bewarb er sich um eine andere Gesandtenstelle, und zog sich erst in neuster Zeit von dem Vordergrund der Ereignisse zurück. — Als Schriftsteller machte sich Barante zuerst durch seine auf Veranlassung einer Preisaufgabe des Institut de France verfasste Schrift:* De la littérature française pendant le 18e siècle, Paris, 1809 (*anonym*); 4e édit. 1824, (*deutsch mit der*

*) *Nach Quérard. Das Conversations-Lexikon der Gegenwart, Band I, p.* 344 *giebt das Jahr* 1783 *an.*

S. 208 *angeführten ähnlichen Schrift von Jay, von F. A. Ukert, Jena,* 1810, *bekannt. Er gibt in derselben einen geistreichen und gut geschriebenen Ueberblick über die französische Literatur des* 18. *Jahrhunderts, mit verständiger Würdigung der bedeutenderen Schriftsteller dieser Zeit. Die* Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois (1364 — 1478), Paris, 1824, 13 Vol. in 8 *oder* 1825—1826, 24 Vol. in 12, 4e édit. 1827, (*wozu noch ein Atlas mit Portraits und Schlachtplänen,* Paris, 1826), 6e édit. en 100 livraisons, ornée de 88 gravures et portraits sur bois, Paris, 1841 — 42, *ist sein Hauptwerk, das eine überaus glänzende Aufnahme gefunden hat. Barante hat sich dazu wie ein geschickter Architekt der Materialien bedient, welche die gedruckten französischen Chroniken darbieten. In dem anziehenden naiven Tone dieser Quellen erzählt er die Begebenheiten, ohne ihnen irgend eine Betrachtung, Lob oder Tadel beizufügen. Diese Art Geschichte zu schreiben, hat in Frankreich eine eigene historische Schule gebildet, welche École descriptive genannt wird. — Ausser diesen zwei Werken und der Schrift:* Des Communes et de l'Aristocratie, Paris, 1821; 3e édit. 1829, *hat Barante die wichtigen* Mémoires de la Marquise de la Roche Jacquelin *über den Vendéekrieg redigirt und herausgegeben* (1815), *und Schiller's dramatische Werke ins Französische übersetzt* (Paris, 1834, 6 Vol.) *Seit längerer Zeit arbeitet er auch an einer Geschichte des Pariser Parlaments. Ferner ist er Mitarbeiter an der auf Befehl des Königs Philipp und unter der Sorgfalt des damaligen Ministers des öffentlichen Unterrichts* (*Villemain*) *veranstalteten:* Collection de documens inédits sur l'histoire de France, *wovon die erste* Série 1839 *erschien und die in lateinischer Sprache geschriebene* Chronique des religieux de Saint-Denys, contenant le règne de Charles VI de 1380 à 1422 *mit einer* Introduction *von Barante enthält. Diese Letztere ist auch einzeln gedruckt worden:* Introduction à la chronique des religieux de Saint-Denys, par M. de Barante, Paris, 1839, 1 Vol. in 4. *Eine Sammlung der biographischen und literarischen Aufsätze, welche er in* Revues etc. *gegeben hat, erschien unter dem Titel:* Mélanges historiques et littéraires, Paris, 1835, 3 Vol. Vol. 3 *enthält auch eine ergreifende Novelle:* Soeur Marguerite. *Sein neustes Werk:* Questions constitutionelles, Paris, 1850, *ist mit vieler Kenntniss der*

Geschichte und Literatur, mit Geist und Scharfsinn behandelt. J. M. Quérard gibt in: La France littéraire T. I. p. 170 *ein Verzeichniss seiner Schriften, und das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit, Bd. I, S.* 170 — 172 *enthält seine Biographie.*

Dispute entre le duc de Bretagne (*Johann d. Fünfte*) et le connétable de Clisson.

(Hist. des ducs de Bourgogne, Tom. II, Liv. 2.)

Pendant que le connétable faisait, à Tréguier, des préparatifs pour son expédition d'Angleterre, le duc de Bretagne, pour faire sa paix avec les Anglais, qui, mécontens de lui, avaient rendu la liberté à Jean de Blois, son concurrent au duché de Bretagne, résolut de faire périr le connétable, leur plus terrible et plus infatigable ennemi. Il songeait en même temps à se venger; car le connétable, sans crainte de lui déplaire, avait marié sa fille à Jean de Blois. En outre, depuis qu'il était entré au service de la France, il y apportait un si grande zèle, qu'il entraînait tous les principaux seigneurs de Bretagne à se faire comme lui serviteurs du roi, de sorte qu'ils n'étaient presque plus sujets ni obéissans à leur seigneur direct.

Comme on était à la veille de s'embarquer, le duc de Bretagne assembla un grand parlement des barons et des chevaliers bretons. Il fit affectueusement prier le connétable de s'y trouver; le sire de Clisson aurait cru manquer à son seigneur de n'y point venir, bien qu'il le sût mal disposé pour lui. Le duc de Bretagne le reçut à sa table avec les façons les plus aimables, accepta ensuite à dîner chez lui, lui souhaita un heureux voyage, et, comme ils allaient se séparer, l'engagea à venir voir son beau château de l'Hermine, qu'il faisait bâtir près de la ville *(Vannes)*. Il monta à cheval avec son beau-frère, le sire de Laval, le sire de Beaumanoir et quelques autres chevaliers; et s'en vint à l'Hermine.

Le duc de Bretagne le mena par la main de chambre en chambre, lui montrant tout avec soin; ils burent en-

semble dans le cellier; puis, quand ils furent près de la grande tour, le duc de Bretagne lui dit: „Sire Olivier, il n'y a pas d'homme qui s'entende si bien que vous aux ouvrages de maçonnerie, car vous en avez fait de bien beaux surtout à votre château de Clisson: montez sur ma tour, et dites-moi comment vous la trouvez. J'y changerai ce que vous blâmerez. Montez; je vais rester un moment ici avec le sire de Laval.“ Le connétable monta l'escalier; mais à peine eut-il passé le premier étage, que des hommes apostés fermèrent la porte derrière, se jetèrent sur lui et le chargèrent de fers, disant: „Monseigneur, pardonnez-nous, car c'est notre ordre.“ Le sire de Laval, entendant du bruit et apercevant la porte se fermer, se douta de quelque chose; il jeta les yeux sur le duc de Bretagne, et le vit tout pâle. „Ah! Monseigneur, que voulez-vous faire? dit-il; n'ayez, je vous prie, aucun mauvais dessein contre mon beau-frère.“ — Sire de Laval, répondit le duc de Bretagne, montez à cheval et allez-vous en. — „Non, Monseigneur, je ne partirai pas sans le connétable,“ répliqua le sire de Laval. Alors arriva le sire de Beaumanoir, qui demanda aussi le connétable. Le duc furieux tira son poignard, et se jeta sur lui: „Veux-tu être traité comme ton maître?“ lui dit-il. — Monseigneur, repartit le sire de Beaumanoir, je pense que mon maître est bien traité. — „Je te demande encore une fois si tu veux l'être comme lui.“ — Oui, Monseigneur. — Alors le duc de Bretagne, pâle et tremblant, leva son poignard, disant: „Je vais te crever l'oeil, tu seras borgne comme lui.“ Le sire de Beaumanoir mit un genou en terre et dit: „Monseigneur, il y a tant de bonté et de noblesse en vous, que, s'il plaît à Dieu, vous serez juste envers nous. Nous sommes à votre merci; c'est à votre requête et à votre prière que nous sommes venus ici en votre compagnie; ne vous déhonorez pas en exécutant la folle pensée qui vous tient: cela ferait trop de bruit.“ — Hé bien, dit le duc de Bretagne, tu ne seras traité ni pis ni mieux que lui. — Il le fit enchaîner et enfermer.

La nouvelle se répandit bientôt dans le château et dans la ville; chacun était saisi de surprise, et croyait que

le duc de Bretagne allait faire mourir le connétable et le sire de Beaumanoir. Les chevaliers disaient: „Jamais prince ne s'est couvert d'infamie autant que le duc de Bretagne. Il a prié le connétable d'aller dîner chez lui; il l'est venu voir dans son hôtel, a bu de son vin, l'a prié de venir visiter son château: puis il le retient prisonnier. Jamais il n'y eut chose pareille, ni en Bretagne ni ailleurs. A quoi pense le duc? Le voilà pour toujours déshonoré et infâme! On n'aura plus de confiance dans les princes, puisque le duc a ainsi amené dans son château et a trompé, par des mensonges, ces sages et vaillans hommes. En qui peut-on et doit-on avoir confiance plus qu'en son seigneur? Un seigneur ne doit-il pas faire toujours justice à ses gens? Si un petit chevalier avait fait une telle chose, combien il serait déshonoré! . . . Que dira le roi de France, quand il saura ces nouvelles? Voilà sa guerre d'Angleterre manquée! Le duc de Bretagne montre bien ce qu'il a dans le coeur, et comment il est tout Anglais. C'est au roi de France à prendre vengeance de cette action. . . . Et que devraient faire maintenant les chevaliers et écuyers de Bretagne? Il leur faudrait mettre le siége devant le château de l'Hermine, prendre le duc mort ou vif, et amener ce déloyal prince au roi de France.“ D'autres, plus froids, ajoutaient: „Le sire de Laval est resté avec lui, c'est un seigneur sage et prudent, il saura bien remettre le Duc en la bonne voie.“

C'est bien aussi à quoi s'employait le sire de Laval, et il n'y avait pas de temps à perdre. Car par trois fois le duc de Bretagne fit ôter les fers au connétable et lui fit mettre la tête sur le billot; puis ordonna au sire de Bavalan, gouverneur du château, qu'il fût mis en un sac et jeté à l'eau. „Ah! monseigneur, s'écriait le sire de Laval prosterné à genoux, au nom de Dieu, merci! ne commettez pas une telle cruauté envers mon beau-frère le connétable. Il n'a pas mérité la mort: qui peut vous mettre si fort en colère contre lui? S'il vous a offensé, je vous jure que lui ou moi, nous réparerons de notre corps ou de nos biens, à votre volonté, le tort qu'il vous a fait. Monseigneur, pour Dieu, souvenez-vous comment vous fûtes tous deux com-

pagnons de jeunesse, nourris dans le même hôtel, avec le duc de Lancastre, ce noble prince. Souvenez-vous avec quelle loyauté il vous a servi, avant la paix avec le roi de France; il vous aida à recouvrer votre héritage, et vous avez toujours trouvé en lui un bon conseiller et un bon homme d'armes; c'est à votre service qu'il a perdu cet oeil." — Sire de Laval, répondit le duc de Bretagne, laissez-moi faire ma volonté, Clisson m'a trop offensé; voici l'heure de me venger; je ne veux rien de vous, partez, laissez-moi accomplir ma cruauté; je veux qu'il meure. — „Monseigneur, poursuivait le sire de Laval, pour Dieu merci! retenez un peu votre colère, écoutez la raison. Si vous le faites mourir, aucun prince n'aura un tel déshonneur; il n'y aura en Bretagne, ni chevalier, ni écuyer, ni cité, ni château, ni bonne ville, qui ne vous haïsse à la mort, et qui ne veuille vous chasser de votre héritage; le roi d'Angleterre ni son conseil ne vous en sauront même pas gré. Vous allez vous détruire pour la vie d'un homme. Prenez un autre dessein, car celui-là ne vaut rien; ce serait se perdre devant Dieu et devant le monde que de faire mourir par trahison un si grand baron et un si noble chevalier que le sire de Clisson. Songez donc que vous l'avez prié à dîner, que vous avez accepté le sien, que vouz l'avez mené en votre château en lui montrant le plus grand amour, que vous avez bu ensemble comme bons amis: et vous le voulez mettre à mort! Puisque vous le haïssez tant, rançonnez-le, demandez-lui telle somme que vous voudrez; s'il a des villes ou châteaux à votre convenance, exigez-les, je me rends garant qu'il vous les livrera."

Rien ne pouvait apaiser la fureur du duc de Bretagne. Quand ce prince était en colère, il n'entendait plus rien et ne connaissait personne. Le sire de Bavalan se jeta aussi à ses pieds, et le supplia encore de ne se point déshonorer. „Qu'on ne m'en parle plus, Bavalan, répliqua-t-il, je veux avoir raison de ce méchant homme qui m'a outragé! Fais ce que je t'ai dit, ou tu m'en réponds sur ta vie."

La nuit se passa de la sorte, le sire de Laval quittant à peine d'un pas le duc de Bretagne et renouvelant ses prières sans se lasser. Enfin sur le matin, de meilleures

pensées lui revinrent; il songea à la grande affaire où il allait se mettre, au déshonneur dont il se couvrait, à la déloyauté de sa conduite. Il était en ces réflexions, quand le sire de Bavalan entra dans sa chambre. „Monseigneur, dit-il, votre volonté a été faite, encore qu'il m'en ait bien coûté.“ A ces paroles, le duc de Bretagne commença à se désespérer; il voulait mourir; il pleurait à grands sanglots. „Ah! mauvais serviteur, disait-il au sire de Bavalan, d'avoir écouté ma folle colère et d'avoir mis à mort un si noble chevalier.“ Mais le sire de Bavalan ne pouvait que lui rappeler ses paroles. „Monseigneur, répondait-il, souvenez-vous en quelle façon vous me l'avez commandé et quelles menaces vous m'avez faites.“ Le duc de Bretagne s'enferma seul, et refusait même toute nourriture. Vers le soir, le sire de Bavalan revint. „Ah! que venez-vous faire, dit le duc, et pourquoi paraître à mes yeux? Je voudrais être mort. Plût à Dieu que je le fusse! Quel remède peut-on apporter au mal que vous m'avez fait?“ Pour lors, le sire de Bavalan lui repartit: Monseigneur, apaisez-vous, messire de Clisson n'est pas mort. Voyant la colère qui vous troublait, je vous laissai commander selon votre volonté; mais, ayant songé à ce qui en pourrait advenir, je craignis que vous ne fussiez quelque jour fort chagrin si je faisais ce que vous aviez ordonné.“ Le duc de Bretagne se trouva tout à coup bien content; il embrassa plus d'une fois le sire de Bavalan, lui disant: „Bavalan, mon cher ami, tu as été un bon serviteur de ton maître, tu m'as rendu le meilleur service qu'un homme puisse rendre à un autre. J'en serai reconnaissant toute ma vie, et je te donne dix mille florins sur mon épargne.“

Tout joyeux qu'était le duc de Bretagne de ne pas s'être porté a un si mauvais coup, sa haine pour le connétable n'était pas devenue moindre. Il fit revenir le sire de Laval et lui dit: „Allez trouver le connétable, dites-lui bien qu'il est l'homme que je hais le plus au monde. Si vous ne vous fussiez trouvé là, il ne fût jamais sorti vivant d'ici; mais en me donnant à penser, vos paroles l'ont sauvé. Demandez-lui cent mille francs, qu'il me cède la ville de Jugon et les trois châteanx de Blain, Josselin et

La Roche-Derrien. Alors je le délivrerai, encore que, selon moi, sa délivrance doive un jour me porter grand dommage.“ Le sire de Laval descendit dans la tour; il trouva le connétable enchaîné d’une triple chaîne, dans un cachot humide, et couvert seulement d’un méchant manteau, que lui avait jeté, par pitié, un des écuyers qui le gardaient. Il n’attendait que la mort, et consentit à la rançon qu’on lui demandait. „Mon frère de Laval, allez, dit-il, à mon château de Clisson, pour quérir les cent mille francs que veut le duc.“ — Je ne m’en irai pas d’ici que vous n’en soyez sorti, répondit le sire de Laval; le duc est trop cruel, il pourrait se repentir en mon absence; il n’aurait qu’à être pris encore de quelque folle et furieuse imagination, c’en serait fait. Je vais lui dire de délivrer le sire de Beaumanoir pour l’y envoyer.“

Le duc y consentit: „Qu’on leur ôte les chaînes, dit-il, et réglez tout le traité avec eux, car je ne les veux pas voir.“ On les tira de leur cachot, on leur servit un repas. Les serviteurs du duc de Bretagne se montraient tout joyeux; car c’était à leur grand regret qu’ils avaient obéi à leur seigneur.

Cependant la nouvelle se répandit partout que le duc de Bretagne avait traîtreusement retenu et allait mettre à mort le connétable de France. Toute son armée qui était à Tréguier, prête à partir pour l’Angleterre, était courroucée de cette déloyauté, et de voir ainsi l’expédition rompue. L’amiral de Vienne et le sire de Coucy, qui allaient aussi s’embarquer à Honfleur, furent encore plus émerveillés d’une telle aventure et n’y voulaient point croire. D’abord, ils pensèrent à donner congé à tous les hommes d’armes: „Allons seulement trouver le roi à Paris, dit l’amiral, peut-être aura-t-il besoin de nos gens pour les envoyer contre le duc. Pensez-vous que le roi de France doive laisser passer la chose ainsi? Par Dieu, non. En rompant notre voyage et perdant ainsi nos préparatifs, le duc lui fait tort d’au moins deux cent mille florins, sans parler de l’outrage fait à son connétable, qui n’en échappera peut-être pas vivant.“

En peu de jours, le sire de Beaumanoir eut remis

les quatre forteresses aux gens du duc de Bretagne, et recueilli les cent mille francs. Le connétable fut délivré, et ne demeura guère en Bretagne. Il monta sur un bon cheval, suivi d'un seul page, et arriva à grandes journées à Paris. Il s'arrêta un moment en son hôtel, puis vint sans délai au Louvre trouver le roi *) et ses deux oncles, le duc de Bourgogne et le duc de Berry. Son aventure était déjà sue; mais il n'était pas attendu si tôt. Il était suivi des gens de sa maison et d'un grand cortége. On lui ouvrit les portes de la chambre du roi comme à la coutume; il entra, et mettant un genou à terre, il parla au roi: „Très-redouté sire, votre père, à qui Dieu fasse paix, me créa connétable de France. J'ai exercé loyalement cet office. Je ne pense pas que personne ait eu à m'en faire reproche. Et si quelqu'un, hormis vous et messeigneurs vos oncles, voulait dire que je m'en suis mal acquitté, que j'ai manqué à vous et à la noble couronne de France, je jetterais ici le gage du combat." Chacun garda le silence, et le connétable continua: „Hé bien, cher sire, mon noble roi, il est advenu que pendant que je remplissais mon office de connétable, le duc de Bretagne m'a retenu prisonnier dans son château de l'Hermine, et a voulu me mettre à mort, sans autre motif que sa colère et sa volonté. De fait, il en fût venu là, si Dieu et mon frère de Laval ne m'eussent sauvé. Pour me délivrer, il m'a fallu payer cent mille francs et céder quatre de mes forteresses. Noble roi, l'outrage que m'a fait le duc de Bretagne regarde grandement votre royale majesté. La guerre que moi et mes compagnons comptions faire pour vous est arrêtée. Je vous rends donc l'office de connétable. Donnez-le à qui vous plaira; pour moi je ne puis plus le remplir honorablement." — Connétable, dit le roi, nous savons bien qu'on vous avait fait tort et outrage. C'est au préjudice de nous et de notre royaume; nous allons mander sans délai nos pairs de France, et nous aviserons ce qu'il y aura à faire. N'ayez point de souci, justice vous sera rendue." Il tendit la main au connétable, le releva

*) *Karl VI.*

en ajoutant: „Nous ne voulons pas que vous quittiez votre office, conservez-le tant que ce sera notre volonté.“ Pour lors le sire de Clisson s'agenouilla de nouveau: „Cher sire, dit-il, l'injure que j'ai reçue du duc de Bretagne occupe tant ma pensée, que je ne saurais mettre l'attention suffisante pour remplir un si grand office. On a affaire à toutes sortes de gens, il faut répondre à chacun, et je sens que je ne le pourrais faire convenablement. Pourvoyez donc, du moins pour un temps, à votre charge de connétable. Je demeure toujours à vos ordres.“ — Ce qu'il offre est raisonnable, dit alors le duc de Bourgogne, vous y penserez, monseigneur. — C'est vrai, dit le roi. — Le connétable se mit alors à parler à part avec les ducs de Bourgogne et de Berry, leur racontant son aventure en détail; car c'étaient eux qui gouvernaient tout dans le royaume. Mais il s'aperçut bientôt qu'ils ne prenaient pas la chose si vivement que le roi. Le duc de Berry avait ses raisons pour cela: il venait de conclure un traité secret avec le duc de Bretagne, et tous ses efforts tendaient alors à obtenir, par son moyen, la fille du duc de Lancastre en mariage. Bref, au lieu de le plaindre, ils le blâmèrent de son imprudence, d'avoir quitté son armée, de s'être fié au duc de Bretagne, de s'être laissé conduire en son château. „Monseigneur, disait le connétable, il me montrait de si beaux semblans, que je n'osais m'excuser.“ — Ah, dit le duc de Bourgogne, ce sont les beaux semblans qui cachent les tromperies. Connétable, je vous croyais plus avisé. Allez, allez, on y pensera. — Le sire de Clisson s'en retourna à son hôtel, fort chagrin d'un tel accueil. Cependant les principaux seigneurs du parlement et du conseil s'empressèrent à le venir voir, l'assurant que tout irait bien et qu'il serait vengé d'une injure qui touchait à l'honneur de la couronne. L'amiral de France, le sire de Coucy, le sire de Saint-Pol lui conseillèrent de se retirer dans son château de Montlhéry et de les laisser conduire cette affaire. „Elle n'en peut demeurer là, disaient-ils, les pairs de France en ordonneront.“ L'office de connétable demeura ainsi vacant. On disait que le sire de la Tremoille allait en être pourvu,

Mais il était trop avisé pour enlever une telle charge à sire Olivier de Clisson.

En effet tous les seigneurs, et même le peuple, ne cessaient de parler sur cette offense du duc de Bretagne. „Le roi, disait-on, est jeune et n'en sent pas les conséquences. S'il avait plus d'âge, il s'en indignerait grandement.“ Les plus vieux ajoutaient, rappelant le temps passé: que pour fait pareil le royaume avait été autrefois tout en rumeur: „Quand le roi de Navarre eut fait tuer messire Charles d'Espagne, connétable de France, le roi Jean ne le lui pardonna jamais, et le priva de toutes ses terres de Normandie. Et si le sage roi Charles vivait encore, lui qui aimait tant le connétable, pense-t-on qu'il ne vînt pas à son aide? par Dieu il ferait la guerre au duc de Bretagne, et lui prendrait son duché, quelque chose qu'il lui en pût coûter.“ En outre on rappelait que le duc de Bretagne avait toujours trahi le roi pour les Anglais; qu'il avait, par ses manoeuvres, conclu la trêve qui avait dernièrement sauvé leur armée en Flandre; que depuis il avait fait manquer le siége de Brest; enfin que c'était un ennemi du royaume.

Les oncles du roi virent bientôt que, pour calmer un peu tous les discours, il convenait de s'occuper de cette affaire et de rendre justice au connétable. On résolut d'envoyer d'abord trois hommes sages et considérables au duc de Bretagne, pour entendre ses raisons et l'engager à venir trouver le roi. L'évêque de Beauvais, l'amiral Jean de Vienne et le sire de Beuil furent choisis pour ce message. Ils se rendirent d'abord à Montlhéry, pour conférer avec le connétable. L'évêque de Beauvais y tomba malade et mourut fort regretté, car c'était un digne homme, qui avait été chancelier de France. L'évêque de Langres fut mis en sa place, et les trois députés prirent la route de Bretagne. A Nantes, on leur dit que le duc était à Vannes; ils s'y rendirent.

L'évêque de Langres porta la parole: „Sire duc, dit-il, nous sommes envoyés par le roi notre seigneur et par nosseigneurs ses oncles, pour vous dire combien ils sont surpris que vous ayez empêché l'expédition d'Angle-

terre, en retenant prisonnier le connétable, de plus vous l'avez mis à rançon et dépouillé d'une part de son héritage. Nous sommes chargés par le roi et par nosseigneurs ses oncles, de vous dire, et nous vous disons, que vous ayez à rendre à messire Olivier de Clisson, connétable de France, les villes et châteaux que vous lui avez pris, et aussi son argent. Tel est l'avis du conseil du roi, et de plus que vous veniez à Paris vous excuser devant lui. Vous êtes de sa parenté, et il a tant de douceur et de patience qu'il recevra bien vos excuses. D'ailleurs monseigneur de Bourgogne et monseigneur de Berry s'y emploieront, et vous demeurerez cousin et ami du roi. Ai-je parlé selon votre pensée, messire de Vienne et messire de Beuil?“ — Oui, répondirent-ils.

Le duc leur dit qu'il voulait réfléchir à leurs demandes, et en attendant les accueillit avec la plus grande courtoisie, comme il convenait aux envoyés du roi son seigneur. Ils dînèrent à sa table; le lendemain il les fit venir et leur répondit ainsi: „Mes bons seigneurs, je n'ai rien fait à messire Olivier de Clisson dont je me repente, à moins que ce ne soit de l'avoir laissé quitte à si bon marché, et de lui avoir sauvé la vie. Mais c'est à cause de son office et non à cause de sa personne, car je le hais à la mort. Quant à la guerre d'Angleterre, je n'ai nullement songé à l'empêcher. On prend ses ennemis où on les trouve; d'ailleurs, quand il serait mort, les affaires du royaume de France iraient aussi bien, et mieux que par son conseil. Je garderai donc ses châteaux, à moins que le roi ne m'en chasse; quant à son argent, il m'a servi à payer les dettes contractées à cause des méchantes affaires que le connétable m'a suscitées.“

Les députés n'en purent tirer d'autre réponse. La haine qu'il portait au connétable l'aveuglait et le privait de toute raison, il regrettait toujours de ne point l'avoir fait mourir, et bravait toutes les forces et le courroux du roi de France, sans songer au péril où il se mettait. Cependant il se préparait à la guerre, et comme la noblesse était contre lui, il s'efforçait de se faire aimer et craindre des bonnes villes de son duché; en même temps il traitait avec les Anglais et le jeune roi de Navarre,

Il partit enfin pour Blois. Le duc de Berry s'y était rendu, et peu après y arriva le duc de Bourgogne en grande pompe, avec Guillaume de Hainault, son gendre, et Jean comte de Nevers, son fils aîné. Le duc de Bretagne ne tarda pas à venir. Il avait peu de suite, et n'amenait guère avec lui que sa maison, ce qui faisait à peu près trois cents chevaux. Son intention n'était pas de venir à Paris: il ne voulait que voir les oncles du roi, puis retourner chez lui. Quand ils le pressaient d'achever ce qu'il avait si bien commencé et de venir à Paris, il s'y refusait et s'excusait sur sa mauvaise santé; mais on lui offrait une litière ou un chariot: puis sur la petitesse de son équipage; mais on lui répondait que cela convenait mieux quand il allait visiter son seigneur suzerain. Pour lors le duc de Bretagne disait: „Mais je trouverai là messire Olivier de Clisson qui me tiendra des discours emportés et déplaisans, et voyez les malheurs qui pourront en arriver.“ Non, répondait le duc de Bourgogne; ne craignez pas cela, mon cher cousin; nous vous jurons solennellement que vous ne verrez point, si vous le voulez, ni le connétable ni Jean de Blois; vous ne verrez que le roi qui vous fera grand accueil, ainsi que les barons et chevaliers de France. Sur ces assurances, le duc de Bretagne consentit à venir à Paris. Il y fit son entrée solennelle, le 23 juin 1388, accompagné d'une brillante escorte de chevaliers, entre le comte de Hainault et le comte de Nevers. Il suivit la rue de la Harpe et le pont Saint-Michel, au milieu d'une foule de peuple, qui depuis quelque temps n'entendait parler que de ce duc de Bretagne, qu'on avait envoyé chercher tant de fois sans qu'il voulût venir. Il descendit à la porte du Louvre, et trouva là les premiers seigneurs du royaume qui l'attendaient. Il entra chez le roi; on se rangea des deux côtés; il mit un genou en terre après avoir passé la porte, se releva, fléchit le genou une seconde fois, puis enfin s'agenouilla en saluant le roi et en se découvrant: „Monseigneur, dit-il, je suis venu vous voir; que Dieu vous conserve.“ — Grand merci, dit le roi; nous avions grand désir de vous voir; nous aurons le loisir de parler ensemble. — Pour

lors il le releva, et le duc salua tous les princes et seigneurs qui étaient là. Les maîtres d'hôtel du roi lui apportèrent une aiguière et une serviette qu'il toucha du bout des doigts; un moment après, il salua le roi, et fut reconduit en grande cérémonie à son hôtel. Depuis il vit plusieurs fois le roi et ses oncles, et en reçut le plus gracieux et le plus public accueil. Beaucoup de gens s'en étonnaient. Le connétable était très-mécontent d'une telle conduite envers lui, et aurait volontiers agi par voie de fait; il voulait essayer si le duc relèverait le gage de bataille qu'il avait jeté. Les oncles du roi s'employaient de leur mieux à l'apaiser: ce n'était pas chose facile. Enfin, il consentit à s'en rapporter à ce que jugerait le conseil du roi. Mais sa colère se ralluma, quand il sut que le roi avait, à la demande de ses oncles, pardonné au duc toute offense et tout attentat; de sorte qu'il ne s'agissait plus que d'un procès civil entre lui et le prince. Il se présenta cependant devant le roi, en son conseil, et fit porter sa plainte en rappelant les excès du duc et la manière déshonorante dont il s'était comporté. Les gens du duc de Bretagne, qui comparaissaient pour lui, l'excusèrent comme ils purent. Les parties ainsi entendues, la cause fut appointée, et le chancelier dit que le roi ferait justice à qui il appartiendrait: il y eut encore mainte délibération du conseil; la chose traîna longtemps, comme il arrivait souvent aux affaires dans ce temps-là; enfin la sentence fut prononcée par le chancelier. Elle condamnait le duc de Bretagne à restituer au dit connétable de Clisson la ville de Jugon et les châteaux de Josselin, Blain et la Roche-Derrien avec tous les joyaux, trésors et meubles qui s'y trouvaient, et en outre cent mille francs de dommages et intérêts. Ainsi fut conclue, entre le duc et le connétable, une paix qui ne pouvait guère durer.

GUIZOT.

FRANÇOIS GUIZOT*) *stammt von protestantischen Aeltern ab, und wurde zu Nîmes am* 4. *October* 1787 *geboren. Nachdem sein Vater daselbst, auf Robespierre's Befehl, hingerichtet worden war, verliess seine Mutter einen Wohnort, der so fürchterliche Erinnerungen in ihr weckte, und begab sich nach Genf, um Trost bei ihrer Familie zu suchen und sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Der junge Guizot besuchte in Genf das Gymnasium, wo er durch Talent und Fleiss sich bald ungemein hervorthat. Nachdem er diese Schule vier Jahre besucht hatte, las und verstand er in ihren Sprachen: Thucydides und Demosthenes, Cicero und Tacitus, Dante und Alfieri, Schiller und Göthe, Gibbon und Shakespeare. Die beiden letzten Jahre seiner Schulzeit widmete er hauptsächlich historischen und philosophischen Studien. Im Jahre* 1805 *wurde er als einer der ausgezeichnetsten Abiturienten entlassen, worauf er nach Paris ging, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Hier gab er sein vortreffliches* Nouveau dictionnaire universel des Synonymes de la langue française, Paris, 1809, 3e édit. 1829, 2 Vol., *seine* Annales de l'éducation, Paris, 1811 — 15, 6 Vol., *den ersten Band seiner* Vies des poëtes français du siècle de Louis XIV, Paris, 1813, *und einige kleine Schriften heraus. Diese literarische Thätigkeit hatte Guizot bereits entwickelt, bevor er noch das* 25*ste Jahr zurückgelegt. Vom*

*) *Seine erste Gemahlin, Elisabeth Charlotte Pauline geb. de Meulan, geb. zu Paris den* 2. *Nov.* 1773, *gest. den* 1. *August* 1827, *ist Verfasserin der in mehreren Auflagen gedruckten vorzüglichen Jugendschriften:* les Enfans, contes, Paris, 1812, 2 Vol. in 12.; l'Écolier, ou Raoul et Victor, Paris, 1821, 4 Vol. in 12.; nouveaux Contes, Paris, 1823, 2 Vol. in 12.; une Famille, Paris, 1828, 2 Vol. in 12., etc. *Proben von denselben enthält unser: Neues französisches Lesebuch,* 4. *Ausg., Berlin,* 1852, *S.* 9 — 21. *Eine ausführliche Biographie der Mad. Guizot und Würdigung ihrer Schriften, von Charles de Rémusat, finden sich in den* Annales biographiques, Paris, 1828, p. 235 — 247; *die Schriften verzeichnet vollständig J. M. Quérard:* La France littéraire, T. III, p. 550 — 551.

Decbr. 1812 *ab hielt er Vorlesungen über neuere Geschichte. Die Ereignisse von* 1814 *fanden ihn in Nîmes, wo er seine Mutter besuchte, die er seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Bei seiner Rückkehr nach Paris ward er durch des ihm eng befreundeten Royer Collard Vermittelung von dem Minister des Innern, Abbé von Montesquiou, als General-Secretär des Ministeriums angestellt, und dies war der erste Schritt, welchen Guizot aus seiner bisher rein literarischen in die politische Laufbahn that. Bei Napoleons Rückkehr trat er wieder in die* Faculté des lettres *als Docent ein. Als gegen das Ende der hundert Tage Napoleons Sturz unvermeidlich erschien, ward Guizot von den constitutionellen Royalisten, seinen Freunden, nach Gent abgesandt, um mit dem Könige Ludwig XVIII. über die Beibehaltung der Charte zu unterhandeln und darauf zu dringen, dass der Herzog von Blacas, den man für den Leiter der Partei des* ancien régime *hielt, von den Geschäften entfernt werde. Demnächst erschienen von ihm in Zeitschriften einige interessante Abhandlungen über Shakespeare und Calvin, so wie über politische Gegenstände in der neu gegründeten* Revue Française (Galerie des Contemporains illustres). 1817 *ernannte ihn der König zum Staatsrath, und seit dieser Zeit bekannte er sich zu den Ansichten der sogenannten Doctrinärs, als deren Haupt er betrachtet ward. Bei der Auflösung des Decazes'schen Ministerii erhielt auch er seine Entlassung, und widmete sich nun, seit Ende* 1820, *dem Lehrfache der neuern Geschichte und literarischev Arbeiten. Doch der Unterrichtsrath fand sich veranlasst, seine historischen Vorträge* 1824 *zu suspendiren, und erst* 1828, *nach dem Sturze des Villele'schen Ministerii, konnte er dieselben fortsetzen. Auch wurde er im März* 1829 *wieder in die Liste der ausserordentlichen Staatsräthe eingetragen. Gleich nach der Juli-Revolution* 1830 *wurde er provisorischer Commissar des Ministerii des öffentlichen Unterrichts, und am* 11. *August erhielt er das Portefeuille des Ministerii des Innern, welches ihm jedoch schon im November desselben Jahres wieder abgenommen wurde. Er war nun als Deputirter vom Departement Calvados in der Kammer thätig, bis er am* 11. *October* 1832 *wieder zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt wurde, welches Amt er bis zum* 22. *Februar* 1836 *behielt. In dieser Stellung war sein Einfluss sowohl in der Deputirten-Kammer, als in dem dama-*

ligen Ministerrathe, einem der am längsten dauernden seit 1830, *überwiegend. Sein Gesetz vom* 28. *Juni* 1833 *in Bezug auf den Elementar-Unterricht wird ihm in der Bildungsgeschichte Frankreichs einen ehrenvollen Namen sichern. Das am* 22. *Februar* 1836 *neu gebildete Ministerium hielt sich nur bis zum* 6. *September desselben Jahres, da der Conseils-Präsident, Thiers, nachdem er die Intervention in Spanien nicht hatte erlangen können, mit seinen Collegen seine Entlassung einreichte. Bei dem durch Molé gebildeten neuen Ministerium erhielt Guizot nochmals die Stelle des Ministers des öffentlichen Unterrichts, die er aber nur bis zum* 15. *April* 1837 *bekleidete. An der nun erfolgenden neuen Combination nahm er keinen Antheil. Als Deputirter war Guizot der entschiedenste Gegner des Herrn Thiers, mit dem er schon, als Beide Minister waren, in heftige Conflicte gerathen war. Im Jahre* 1840 *(vom* 16*ten Februar bis* 20*ten October) trug er als ausserordentlicher Gesandte am Hofe zu London nicht wenig zur Erhaltung des europäischen Friedens bei, und machte durch seine klare, ruhige Besonnenheit, durch feinen Tact als Diplomat, durch wirksame, überzeugende Beredsamkeit, den politischen Zerwürfnissen dieser Zeit ein Ende. Durch die Coalition aller Oppositions-Nüancen gegen das am* 1. *März* 1840 *unter Thiers gebildete Ministerium wurde dasselbe gestürzt, und Guizot trat in das durch* Soult *am* 29. *October desselben Jahres gebildete als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein, welches Amt er bis zum* 24. *Februar* 1848 *bekleidete, wo er durch die Revolution gestürzt seinen König Louis Philippe nach England begleitete und erst Ende* 1849 *nach Frankreich zurückkehrte. Die Folgen des Ereignisses vom* 2*ten December* 1851 *haben ihn persönlich nicht getroffen. — Am* 8. *December* 1832 *hatte ihn die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften,* 1833 *die Akademie der Inschriften,* 1836 *die der schönen Wissenschaften zum Mitgliede aufgenommen, und im Januar* 1841 *wurde er auswärtiges Mitglied der Akademie von Berlin. Im December desselben J. wurde ihm von Sr. Majestät dem Könige Otto von Griechenland das Grosskreuz des Erlöser-Ordens verliehen und im April* 1844 *erhielt er von der Königinn Isabelle II. den Orden des goldenen Vliesses. — Guizot ist, nach seinen Schriften, ein Freund der Freiheit und der Monarchie, besonnen, gemässigt und fest in seinen Ansichten,*

ein geübter Redner auf der Tribüne, dem hinsichtlich der klaren, geordneten und gründlichen Entwickelung seiner Ansichten Wenige gleich kommen. Seit 1820 *hat er sich als Schriftsteller, namentlich Historiker, einen guten Namen erworben. Seine zu verschiedenen Zeiten mit grossem Beifall gehaltenen Vorlesungen über neuere Geschichte zeichnen sich durch Tiefe, Gelehrsamkeit und geistreiche Gedanken aus, und haben auch durch Benutzung der Forschungen mancher deutscher Historiker zu deren besserer Schätzung in Frankreich beigetragen. Ueberhaupt, unter welchem Gesichtspunkte man auch Guizot betrachten möge, ob als Privatmann, als Literat, als Geschichtschreiber, als Redner oder als Staatsmann, — immer wird man Achtung vor seinem Talent und seiner Ehrenhaftigkeit bekommen. Die Lehrgänge von* 1821 — 22 *erschienen ohne Guizot's Zuthun unter dem Titel:* Histoire du gouvernement représentatif, Paris, 1821—22, 2 Vol.; *die drei Lehrgänge von* 1828—30 *führen, gesammelt, den Titel:* Cours d'histoire moderne, professé à la Faculté des lettres à Paris, Paris, 1828 30, 6 Vol. *Der erste hat auch den Titel:* Histoire générale de la civilisation en Europe, depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française, 1 Vol., 4 éd. 1840; *und der zweite und dritte:* Histoire de la civilisation en France, depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789, 5 Vol., 3 édit. 1840, *und noch oft. Als ihm für* 1824 *der Lehrstuhl geschlossen wurde, begann die Periode seiner grössten schriftstellerischen Thätigkeit. Er gab in Verbindung mit einigen Gelehrten eine* Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre, accompagnée de notices et d'éclaircissemens historiques, et précédée d'une introduction sur l'histoire de la Révolution d'Angleterre, Paris, 1823 ff. 26 Vol., *und eine* Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au 13e siècle, Paris, 1823 ff. 31 Vol. *heraus, und versah eine Menge Werke mit Einleitungen, Anmerkungen und Ergänzungen. Wir erwähnen nur seine Ausgabe der* Observations sur l'histoire de France, par l'Abbé Mably*), Paris, 1823, 3 Vol. *und seine Fortsetzung dieses Buchs (als* T. 4): Essai sur l'histoire

*) *Gabr. Bonnot de Mably, geb. zu Grenoble* 1709, *gest.* 1785.

de France, Paris, 1824, 5e édit. Paris, 1841, in 12. *Doch ist es vorzüglich seine* Histoire de la révolution d'Angleterre, depuis l'avénement de Charles I jusqu'à la restauration de Charles II, Paris, 1826, 2 Vol., 3e édit. Paris, 1841, 2 Vol., *welche seinen literarischen Ruf entschieden begründete. In diesem Werke kann man ihn am meisten in seiner Originalität, als politischen Geschichtsforscher erkennen, und sein Talent, eine Thatsache aufzufassen und sie zum Verständniss klar darzulegen, bewundern. Es ist Strasburg* 1827 *ff.* 2 *Bde. ins Deutsche übertragen. Ferner erschien von ihm*: Washington, Paris, 1841, in 12, chez Gosselin; *welches in dem Werke:* De la Vie, Correspondance et Écrits de Washington, Paris, 1839 — 40, 6 Vol., *die* Introduction *bildet. Neuste Ausgabe*, Paris, 1850. — *Von seinen neusten Werken erwähnen wir noch die* Histoire de la Démocratie en France, *welche im Januar* 1849 *im Druck erschien. Wie früher Guizot auf seinem Lehrstuhle Beiträge zur Philosophie der Geschichte geliefert hat, so ist dies gewissermassen ein Beitrag zur Philosophie der Politik. Im Mai* 1851 *erschienen ferner seine* Études biographiqnes sur la révolution d'Angleterre. Parlementaires. Cavaliers. Républicains. Paris, *bei Didier* (373 *S.*) *Das Werk steht mit seinen Studien über die Zeit Karl's I. von England in Verbindung und bildet durch die verschiedensten Persönlichkeiten eine Art von Portrait-Galerie. Ende November* 1851 *veröffentlichte Guizot ebendaselbst seine:* Traditions et études morales. *Dieser Band von* 500 *Seiten enthält mehrere Artikel, die er früher über die Unsterblichkeit der Seele, über Erziehung u. s. w. geschrieben; denn Guizot war stets bestrebt inmitten des Sturmes der menschlichen Leidenschaften die Untersuchungen über die höchsten Fragen der Religion und Philosophie fortzusetzen. — S. über Guizot: Conversations-Lexikon der neuesten Zeit, Band II, S.* 297—302.; Lettres philosophiques adressées à un Berlinois, par E. Lerminier, Paris, 1832, 4e lettre, (*deutsch in der Zeitschrift: das Ausland*, 1832, *über Guizot No.* 298—301); *Magazin für die Literatur des Auslandes, No.* 7, 1841; *und über seine Schriften:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. III, p. 549—550.

Fragment de l'Histoire de la révolution d'Angleterre.

(Tom. II. Livre 6.)

Après le désastre de Naseby*), le Roi avait fui de ville en ville, se donnant à peine quelques heures de repos, et prenant tantôt la route du nord, tantôt celle de l'ouest, pour aller rejoindre Montrose ou Goring, selon la mobilité de ses craintes ou de ses projets. Arrivé à Hereford, il se décida enfin pour le pays de Galles**), où il espérait recruter quelque infanterie, envoya le prince Robert à Bristol, et se rendit au château de Ragland, chez le marquis de Worcester, chef du parti catholique et le plus riche grand seigneur de l'Angleterre. De secrets desseins, auxquels les catholiques seuls pouvaient concourir, déterminaient cette préférence. Depuis trois ans d'ailleurs, le marquis donnait au Roi des preuves d'un dévouement inépuisable; il lui avait prêté 100,000 liv. sterl., avait levé à ses frais deux corps de troupes, sous les ordres de son fils, lord Herbert, et malgré son âge et ses infirmités, commandait lui-même, dans son château, une forte garnison. Il reçut le Roi avec une pompe respectueuse, convoqua la noblesse des environs, lui prodigua les chasses, les fêtes, les hommages et les divertissemens d'une cour. Charles fugitif respira un moment, comme rendu à sa situation naturelle; et pendant plus de quinze jours, oubliant ses malheurs, ses périls, son royaume, il ne songea qu'à jouir de la royauté.

Le bruit des désastres de l'ouest le tira pourtant à la fin de cette illusion apathique. Il apprit en même temps que, dans le nord, les Écossais avaient pris Carlisle, et marchaient vers le midi, méditant le siége de Hereford. Il quitta Ragland pour aller au secours de Goring; mais à peine arrivé sur le bord de la Saverne, le mauvais état

*) *Eine Ebene in Northampton, auf welcher die Truppen Karls I. am* 14. *Juni* 1645 *eine bedeutende Niederlage erlitten.*

**) *Wallis.*

des nouvelles levées, les dissensions des officiers, mille embarras imprévus le découragèrent, et il rentra dans le pays de Galles. Il était à Cardiff, ne sachant que résoudre, quand une lettre lui fut remise, écrite par le prince Robert au duc de Richmond, pour qu'il la fît voir au Roi. Le prince jugeait tout perdu, et conseillait la paix, n'importe à quel prix. Dès que son honneur semblait en péril, Charles retrouvait une énergie qu'il n'avait point pour son salut. Il répondit sur-le-champ à son neveu: „Si je faisais la guerre pour toute autre chose que pour la défense de ma religion, de ma couronne et de mes amis, vous auriez pleinement raison. A parler comme homme d'état ou comme soldat, je conviens que ma ruine seule est probable; mais comme chrétien, je dois vous dire que Dieu ne souffrira pas que des rebelles prospèrent ni que sa cause périsse. Quel que soit donc le châtiment personnel qu'il lui plaise de m'infliger, rien ne fera que je me repente, encore moins que j'abandonne cette querelle. J'en préviens sans détour mes amis; quiconque restera maintenant avec moi doit s'attendre et se résoudre ou à mourir pour une bonne cause, ou, ce qui est pis, à vivre en la soutenant, aussi misérable que pourront le rendre d'insolens rebelles. Au nom de Dieu, ne nous flattons donc pas de vaines chimères; croyez-moi, l'idée seule que vous désirez un traité, avancera ma perte;" et pour relever son parti abattu, rappelant lui-même tout son courage, il quitta aussitôt le pays de Galles, dépassa sans être aperçu les quartiers de l'armée écossaise déjà campée sous les murs de Hereford; et arrivé dans le comté d'York, convoqua à Doncaster tous ses fidèles Cavaliers du nord pour aller avec lui se réunir à Montrose, comme eux fidèle et toujours vainqueur.

Les Cavaliers accoururent; la présence du Roi, si longtemps leur hôte, excita dans le comté un vif enthousiasme; on parla de lever un corps d'infanterie; les deux places de Pontefract et de Scarborough avaient été naguères contraintes de se rendre faute de vivres; les soldats des garnisons étaient libres: en trois jours, près de trois mille hommes vinrent offrir au Roi leurs services, promettant

de se tenir prêts à marcher dans les vingt-quatre heures, à son premier commandement. On n'attendait plus qu'une lettre de Montrose pour savoir s'il fallait l'aller chercher en Écosse ou lui donner un rendez-vous en Angleterre. Tout à coup on apprit que David Lesley, à la tête de la cavalerie écossaise, avait quitté le siége de Hereford, et qu'il était déjà à Rotherham, à quatre lieues de Doncaster, cherchant partout le Roi. Le désastre de Naseby avait troublé sans retour l'imagination des royalistes; leur confiance ne résistait plus à l'approche du danger. Beaucoup quittèrent Doncaster; nul n'y arriva plus: au gré des plus braves, il était trop tard pour tenter de rejoindre Montrose; il ne fallait plus songer qu'à la sûreté du Roi. Il s'éloigna, suivi d'environ quinze cents chevaux, traversa sans obstacle le centre du royaume, battit même en route quelques détachemens parlementaires, et rentra dans Oxford le 29 août, ne sachant que faire de ce peu de forces qui lui restaient.

Il y était depuis deux jours quand la nouvelle lui parvint des récens et prodigieux succès de Montrose en Écosse: ce n'était plus seulement au nord du royaume et parmi les montagnards que la cause royale triomphait: Montrose s'était avancé vers le midi, dans les basses-terres; et le 15 août, à Kilsyth, non loin des ruines de la grande muraille romaine, il avait remporté sur les convenantaires, commandés par Baillie, la septième et la plus éclatante de ses victoires. L'armée ennemie était détruite; toutes les villes voisines, Bothwell, Glasgow, Édimbourg même avaient ouvert leurs portes au vainqueur; tous les royalistes que le Parlement d'Écosse retenait en prison étaient libres; tous les hommes timides qui, pour se déclarer, avaient attendu le succès, le marquis de Douglas, les comtes d'Aunandale et de Linlithgow, etc., se pressaient maintenant de se devancer mutuellement, craignant d'arriver trop tard. Les chefs parlementaires fuyaient de tous côtés, les uns en Angleterre, les autres en Irlande. Enfin la cavalerie de l'armée écossaise qui assiégeait Hereford était rappelée en toute hâte, sous les ordres de David Lesley, au secours de sa patrie. Quelques-uns dirent

même que naguères, quand Lesley avait paru aux environs de Doncaster, bien loin de chercher à combattre le Roi, il était en marche vers l'Écosse, et qu'on avait eu grand tort de s'épouvanter.

A ce glorieux récit, Charles ranimé partit sur-le-champ d'Oxford pour marcher contre l'armée écossaise, profiter de son affaiblissement, la contraindre du moins à lever le siége de Hereford. Dans sa route, en passant à Ragland, il fut informé que Fairfax venait d'investir Bristol, la plus importante de ses possessions dans l'ouest; mais la place était forte, le prince Robert la défendait avec une bonne garnison, et promettait d'y tenir quatre mois: le Roi ne s'en inquiéta point. Encore à une journée de Hereford, il apprit que les Écossais, au bruit de son approche, avaient levé le siége, et se retiraient précipitamment vers le nord. On le pressa de les poursuivre; ils étaient troublés, fatigués, en désordre, traversaient un pays mal disposé pour eux; il suffisait peut-être de les harceler pour les anéantir. Mais Charles était fatigué lui-même d'une activité qui surpassait sa force: il fallait, dit-il, qu'il se portât au secours de Bristol; et en attendant l'arrivée de quelques troupes rappelées de l'ouest dans ce dessein, il retourna au château de Ragland, attiré par le charme de ce séjour, ou pour s'occuper avec le marquis de Worcester de la grande et mystérieuse affaire qu'ils conduisaient en commun.

A peine arrivé, il reçut la nouvelle la plus inattendue: le prince Robert avait rendu Bristol*), au premier assaut, presque sans résistance, quand rien ne lui manquait, ni les remparts, ni les vivres, ni les soldats. Charles fut consterné; c'était sa ruine dans l'ouest et le plus amer mécompte. Il écrivit au prince: „Mon neveu, quoique la perte de Bristol soit pour moi un rude coup, cependant la manière dont vous avez rendu cette place me fait tout oublier. Que faire lorsqu'un homme qui me tient de si près, par le sang et par l'amitié, se résigne à une action si lâche? (je me sers des termes les plus doux) à

*) Le 11 september 1645.

une action telle...; j'en aurais tant à dire que je me tais. Souvenez-vous que, le 12 août, vous m'avez écrit que, s'il n'y avait point de sédition dans Bristol, vous y tiendriez quatre mois. Avez-vous tenu quatre jours? y a-t-il eu l'ombre même d'une sédition? Je me hâte de conclure: mon désir est que vous alliez chercher votre subsistance quelque part, outre-mer, jusqu'à ce qu'il plaise à Dieu de décider de mon sort. Je vous envoie donc un passeport. Je prie Dieu qu'il vous donne le sentiment de votre situation et les moyens de regagner ce que vous avez perdu. Une victoire, je vous jure, ne me fera pas plus de plaisir qu'une bonne raison pour pouvoir vous assurer sans rougir que je suis votre oncle affectionné et votre fidèle ami, Charles Roi."

Il écrivit le même jour à Oxford, où le prince s'était retiré, pour ordonner aux lords du Conseil de lui redemander sa commission, de surveiller ses démarches, de destituer le colonel William Legg, gouverneur d'Oxford, ami particulier de Robert, enfin d'arrêter le colonel et même le prince, si quelque trouble s'élevait dans la place; et sa lettre finissait par ce post-scriptum: „Dites à mon fils que j'aurais moins de chagrin à apprendre qu'il a été assommé qu'à lui voir faire une action aussi lâche que cette reddition de la place et du fort de Bristol."

Une ressource restait au Roi, toujours la même, quoique déjà tentée sans succès, c'était de rejoindre Montrose. Il fallait d'ailleurs qu'il marchât vers le nord pour débloqner Chester assiégé de nouveau, et, depuis la perte de Bristol, le seul port où pussent arriver des secours d'Irlande, désormais son unique pensée. Après huit jours passés à Hereford dans un morne abattement, il se mit en marche à travers les montagnes du pays de Galles, seul chemin par où il pût échapper à un corps parlementaire qui, sous les ordres du major-général Poyntz, observait tous ses mouvemens. Cinq mille hommes environ le suivaient encore, fantassins gallois et cavaliers des comtés du nord. Il était déjà en vue de Chester quand les parlementaires, partis plus tard, mais venus par une route directe et facile, atteignirent son arrière-garde. Sir Mar-

maduke Langdale, qui la commandait, chargea l'ennemi avec tant de vigueur qu'il le força de se replier en désordre. Mais le colonel Jones, qui dirigeait le siége, en détacha un corps de troupes, et parut inopinément sur les derrières des royalistes. Poyntz rallia ses gens. Le Roi, pressé entre deux feux, vit tomber autour de lui ses meilleurs officiers, et bientôt en fuite à son tour, rentra désespéré dans le pays de Galles, encore une fois repoussé, comme par une barrière insurmontable, de ce camp de Montrose, son dernier espoir.

Cet espoir même n'était plus qu'une erreur: depuis dix jours déjà, comme le Roi, Montrose fuyait, cherchant un asile et des soldats. Le 13 septembre, à Philip-Haugh, dans la forêt d'Ettrick, près de la frontière des deux royaumes, Lesley l'avait surpris faible, mal gardé, ne se doutant pas de son approche. Malgré tous ses efforts, les montagnards l'avaient quitté pour aller enfouir chez eux leur butin. Quelques grands seigneurs, le comte d'Aboyne entre autres, jaloux de sa gloire, s'étaient aussi éloignés avec leurs vassaux; d'autres, se méfiant de sa fortune, ne l'avaient pas rejoint malgré leurs promesses. Brillant et téméraire, dans les coeurs vils il excitait l'envie, et n'inspirait aux timides nulle sécurité. Quelque fanfaronnade se mêlait même à son génie, et nuisait à son influence: ses amis le servaient avec passion, ses soldats avec enthousiasme, mais il n'imposait point à ses égaux. Son pouvoir d'ailleurs n'avait de fondement que la victoire: et les hommes prudens, chaque jour plus nombreux, le regardaient avec surprise, comme un météore que rien n'arrête mais qui va passer. Un revers suffit à dissiper tous ses succès; et le lendemain de sa défaite, le conquérant de l'Écosse n'y était plus qu'un proscrit audacieux.

A ce coup, Charles regarda avec effroi autour de lui, ne sachant plus où attacher son espérance. Les conseillers même lui manquaient. Il avait placé auprès de son fils les plus sages, lord Capel, Colepepper, Hyde. Lord Digby lui restait presque seul, toujours aventureux, confiant, toujours prêt à opposer les projets aux revers, et, malgré la sincérité de son zèle, occupé surtout de con-

server son crédit. L'idée vint au Roi de se retirer sur la côte du pays de Galles, dans l'île d'Anglesey, voisine de l'Irlande, facile à défendre, et de passer là l'hiver. On le détourna sans peine de sortir ainsi de son royaume où il possédait encore de bonnes places, Worcester, Hereford, Chester, Oxford, Newark. Tout le monde penchait pour Worcester, mais rien ne convenait moins à lord Digby. Ennemi déclaré du prince Robert, c'était lui qui naguères, après la perte de Bristol, avait fomenté la colère du Roi, et provoqué, disait-on, ses rigueurs contre son neveu. Robert furieux voulait à tout prix voir le Roi, se justifier, et se venger. Or, à Worcester, il y eût réussi sans peine, car le prince Maurice, son frère, en était gouverneur. De toutes les places où le Roi pouvait se retirer, Newark était celle où Robert devait plus difficilement arriver et se faire entendre. A la grande surprise de ceux qui l'entouraient, le Roi décida qu'il irait à Newark.

Le prince en fut bientôt informé, et, malgré sa défense, se mit en route pour aller l'y trouver. Le Roi répéta qu'il ne le recevrait point; mais lord Digby était inquiet. Soit hasard, soit dessein, le bruit courut tout à coup que Montrose avait réparé sa défaite, battu Lesley, et touchait à la frontière des deux royaumes. Sans plus d'informations, le Roi partit avec lord Digby et deux mille chevaux, pour tenter une troisième fois de le rejoindre. L'erreur fut promptement dissipée: après deux jours de marche, on sut, à n'en pouvoir douter, que Montrose, sans soldats, errait toujours dans les montagnes du nord. Le Roi n'avait rien à faire que de retourner à Newark, et Digby lui-même en convint. Mais pour lui, bien décidé à n'y point rentrer au risque de se voir en face du prince Robert, il persuada au Roi qu'à tout prix il fallait faire parvenir des secours à Montrose, et se chargea de les conduire. Ils se séparèrent: Digby, avec quinze cents chevaux, presque tout ce qui restait au Roi, continua sa route vers le nord; et Charles rentra dans Newark, n'ayant plus que trois ou quatre cents chevaux pour armée, et John Ashburnham, son valet de chambre, pour conseiller.

En arrivant, il apprit que Robert était au château

de Belvoir, à trois lieues de la place, avec son frère Maurice et une escorte de cent vingt officiers. Il lui fit dire de rester là jusqu'à nouvel ordre, déjà offensé qu'il fût venu si près sans son aveu. Mais le prince avança toujours, et beaucoup d'officiers de la garnison de Newark, le gouverneur même, sir Richard Willis, allèrent à sa rencontre. Il arriva, et, sans être annoncé, avec toute sa suite, se présenta devant le Roi: „Sire, lui dit-il, je viens rendre compte de la perte de Bristol, et repousser les imputations dont on m'a chargé.“ Charles, embarrassé autant qu'irrité, lui répondit à peine: c'était l'heure du souper; l'escorte des princes se retira, on se mit à table; le Roi s'entretint avec Maurice sans adresser la parole à Robert, et, le souper fini, rentra dans sa chambre. Robert alla loger chez le gouverneur. Le lendemain pourtant le Roi consentit à la convocation d'un conseil de guerre; et après quelques heures de séance, une déclaration fut rendue portant que le prince n'avait manqué ni de courage ni de fidélité. Aucune sollicitation ne put obtenir du Roi rien de plus.

C'était trop peu au gré du prince et de ses partisans. Ils restèrent à Newark, exhalant sans contrainte leur humeur. Le Roi de son côté entreprit de mettre un terme aux désordres toujours croissans de la garnison. Pour deux mille hommes de troupes, on y comptait vingt-quatre officiers généraux ou colonels dont le traitement absorbait presque toutes les contributions du comté. Les gentilshommes des environs, même les plus dévoués, se plaignaient amèrement du gouverneur. Charles résolut de le remplacer, avec égard pourtant et en l'attachant à sa personne. Il lui annonça qu'il lui donnait le commandement de ses gardes à cheval. Sir Richard s'en défendit, disant qu'on prendrait cette élévation pour une disgrâce, qu'il était trop pauvre pour la cour: „J'y pourvoirai,“ lui dit le Roi en le quittant. Le jour même, à l'heure du dîner, Charles était à table: sir Richard Willis, les deux princes, lord Gerrard et vingt officiers de la garnison entrèrent brusquement: „Sire, dit Willis, ce que Votre Majesté m'a dit ce matin en secret est maintenant le bruit de la ville,

et m'y déshonore. — Ce n'est pour aucune faute, ajouta Robert, que sir Richard perd son gouvernement; c'est parce qu'il est mon ami. — Tout ceci, reprit lord Gerrard, est un complot de lord Digby, qui est lui-même un traître, et je le prouverai.“ Étonné, troublé, Charles se leva de table, et faisant quelques pas vers sa chambre, ordonna à Willis de le suivre. „Non, Sire, dit Willis; j'ai reçu une injure publique, c'est une réparation publique que j'attends.“ A ce refus, Charles hors de lui s'élança vers eux, et pâle de colère, d'une voix éclatante, d'un geste menaçant: „Sortez, sortez, et ne reparaissez jamais devant moi.“ Troublés à leur tour, ils sortirent tous précipitamment, retournèrent à la maison du gouverneur, firent sonner le boute-selle, et quittèrent la ville au nombre de deux cents cavaliers.

Toute la garnison, tous les habitans accoururent pour offrir au Roi l'expression de leur dévouement et de leur respect. Dans la soirée, les mécontens lui firent demander des passe-ports, le priant, de ne pas les considérer comme des rebelles: „Je ne les baptiserai pas aujourd'hui, dit le Roi; quant à des passe-ports, qu'on leur en donne tant qu'ils en voudront. Il était encore ému de cette scène; la nouvelle lui arriva que lord Digby, dans sa marche vers l'Écosse, à Sherburne, avait été atteint et battu par un corps de parlementaires, que ses cavaliers s'étaient dispersés, qu'on ignorait ce que lui-même était devenu. Il ne restait donc du côté du nord ni soldats ni espérances. Newark même avait cessé d'être un lieu sûr: les troupes de Poyntz s'étaient rapprochées, occupaient successivement les places voisines, resserraient leurs quartiers de jour en jour; déjà on doutait que le Roi pût passer. Le 3 novembre, à onze heures du soir, quatre ou cinq cents cavaliers, débris de plusieurs régimens, furent réunis sur la place du marché: le Roi parut, prit le commandement d'un escadron, et sortit le Newark par la route d'Oxford. Il avait fait raser sa barbe; deux petites garnisons royalistes, situées sur son passage, étaient prévenues: il marcha jour et nuit, esquivant avec peine tantôt un corps, tantôt une place ennemie, et se crut sauvé en rentrant à Oxford,

car il y retrouvait son Conseil, sa cour, ses habitudes et quelque repos.

Il y retrouva bientôt sa détresse. Pendant qu'il errait de comté en comté et de ville en ville, Fairfax et Cromwell, ne craignant rien de lui et bien sûrs que le corps de Poyntz suffirait à le harasser, avaient suivi dans l'ouest le cours de leurs succès. En moins de cinq mois, quinze places importantes, Bridgewater, Bath, Sherburne, Devizes, Winchester, Basing-House, Tiverton, Monmuth etc., étaient tombées en leur pouvoir. Aux garnisons qui se montraient disposées à accueillir leurs ouvertures, ils accordaient sans marchander d'honorables conditions: à celles qui répondaient plus fièrement, ils faisaient donner sur-le-champ l'assaut. Un moment les Clubmen leur causèrent quelque inquiétude. Après les avoir plusieurs fois dispersés par de bonnes paroles, Cromwell se vit obligé de les attaquer. Il le fit brusquement et rudement, habile à passer tout à coup, et selon le besoin, de la douceur à la sévérité, de la sévérité à la douceur. Sur son avis, le Parlement qualifia de trahison toute association de ce genre; quelques chefs furent arrêtés; l'exacte discipline de l'armée rassura le peuple; les Clubmen tardèrent peu à disparaître; et quand le Roi rentra dans Oxford, la situation de son parti dans l'ouest était si désespérée que, dès le lendemain, il écrivit au prince de Galles pour lui ordonner de se tenir prêt à passer sur le continent.

Pour lui-même, il était sans dessein, sans idée, tantôt en proie à la plus vive angoisse, tantôt essayant d'échapper par l'inaction au sentiment de son impuissance. Il invita pourtant le Conseil à lui indiquer quelque expédient, quelque démarche dont on pût espérer quelque résultat. Il n'y avait point à choisir: le Conseil proposa un message aux Chambres et la demande d'un sauf-conduit pour quatre négociateurs. Le Roi y consentit sans objection.

Jamais le Parlement n'avait été moins enclin à la paix. Cent trente membres nouveaux venaient d'entrer dans la Chambre des Communes, à la place de ceux qui l'avaient quittée pour suivre le Roi. Longtemps ajournée, d'abord par ménagement, puis par difficulté de l'exécution,

plus tard à dessein, cette mesure avait été prise enfin à la demande des indépendans, ardens à profiter de leurs succès sur le champ de bataille pour fortifier dans Westminster leur parti. Il mirent tout en oeuvre pour dominer dans les élections, ne les ordonnant qu'isolément et l'une après l'autre, les faisant même tantôt retarder, tantôt accélérer, selon les chances qu'elles leur offraient, fourbes et violens, comme des vainqueurs en minorité. Plusieurs hommes, bientôt célèbres dans le parti, entrèrent alors dans la Chambre, Fairfax, Ludlow, Ireton, Blake, Sidney, Hutchinson, Fleetwood. Cependant les élections n'eurent point partout le même résultat: beaucoup de comtés envoyèrent à Westminster des hommes étrangers à toute faction, bien qu'opposés à la cour, amis de l'ordre légal et de la paix. Mais, à leur arrivée, ils étaient sans expérience, sans lien, sans chefs, peu disposés même à se rallier aux anciens chefs presbytériens qui avaient perdu, la plupart du moins, leur réputation de droiture, ou d'énergie, ou d'habileté. Ils firent peu de bruit, exercèrent peu d'influence; et le premier effet de ce recrutement de la Chambre fut d'y donner aux indépendans beaucoup plus d'audace et de pouvoir. Les actes du Parlement prirent dès lors un caractère plus rude. On s'était aperçu que, pendant leur séjour à Londres, les commissaires du Roi intriguaient pour ourdir des complots et soulever le peuple; il fut décidé qu'on ne recevrait plus de commissaires, qu'il n'y aurait plus de négociations, que les Chambres rédigeraient leurs propositions de paix sous forme de bills, et que le Roi serait requis de les adopter ou de les rejeter simplement, comme s'il eût résidé à Whitehall et selon la pratique des temps réguliers. Le prince de Galles offrit de se porter médiateur entre le Roi et le peuple, et Fairfax transmit aux Chambres sa lettre, „se faisant, dit-il, un devoir de ne pas étouffer dans sa fleur la bienfaisante espérance du jeune pacificateur.“ On ne lui répondit seulement pas. Le terme assigné au commandement de Cromwell était près d'expirer; on le prorogea de nouveau pour quatre mois, sans en donner de raison. Les rigueurs redoublèrent contre le parti royaliste: une ordonnance avait

accordé aux femmes et aux enfans des délinquans le cinquième du revenu des biens séquestrés; elle fut révoquée. Une autre ordonnance, longtemps repoussée par les Lords, prescrivit la mise en vente d'une portion considérable des biens des évêques et des délinquans. Dans les camps et à la guerre s'accomplissait la même révolution. Il fut défendu de faire aucun quartier aux Irlandais pris en Angleterre les armes à la main; on les fusillait par centaines; on les jetait à la mer, liés dos-à-dos. Entre Anglais même ce n'était plus cette douceur, cette courtoisie si fréquentes dans les premières campagnes, et qui révélaient, dans les deux partis, une condition à peu près égale, la même éducation, les mêmes moeurs, l'habitude et le besoin de la paix même en se combattant. Dans les rangs parlementaires, Fairfax conservait presque seul cette humanite élégante: autour de lui, officiers et soldats, parvenus braves et habiles, mais de moeurs rudes, ou fanatiques d'humeur violente et sombre, ne s'inquiétaient que de vaincre, et ne voyaient dans les Cavaliers que des ennemis. Les Cavaliers à leur tour, irrités, comme d'un affront, de succomber sous de tels adversaires, essayaient de s'en consoler ou de s'en venger par des moqueries, des épigrammes, des chansons, chaque jour plus insultantes. Ainsi la guerre devenait dure, quelquefois même cruelle, comme entre gens qui ne se sont connus que pour se mépriser ou se haïr. En même temps, la mésintelligence, jusque-là contenue, éclatait entre les Écossais et les Chambres; ceux-là se plaignaient qu'on ne payât point leur armèe; celles-ci qu'une armée d'alliés pillât et dévastât, comme une troupe ennemie, les comtés qu'elle occupait. Partout enfin la fermentation plus ardente, l'inimitié plus profonde, les mesures plus âpres et plus décisives laissaient peu de chance que la paix vînt arrêter, ou seulement une trève suspendre le cours déjà si rapide des événemens.

Les ouvertures du Roi furent repoussées, tout sauf-conduit refusé à ses négociateurs. Il insista par deux nouveaux messages, toujours sans succès; on lui répondit que les intrigues de ses courtisans dans la Cité ne permettaient pas qu'on les y laissât venir. Il offrit de se rendre lui-

même à Westminster pour traiter en personne avec le Parlement; malgré les remontrances des Écossais, sa proposition n'obtint pas un meilleur accueil. Il renouvela ses instances, moins dans l'espoir de réussir que pour décrier les Chambres auprès du peuple qui souhaitait la paix. Mais ses ennemis avaient acquis naguères un moyen plus sûr de le décrier lui-même: ils annoncèrent solennellement qu'ils possédaient enfin la preuve de la fausseté de ses paroles; qu'il venait de conclure avec les Irlandais, non plus une cessation d'armes, mais un traité d'alliance; que dix mille de ces rebelles, sous les ordres du comte de Glamorgan, devaient bientôt débarquer à Chester; que le prix de cet odieux secours était la complète abolition des lois pénales contre les catholiques, la liberté de leur culte, la reconnaissance de leur droit aux églises comme aux terres dont ils s'étaient emparés, c'est-à-dire le triomphe du papisme en Irlande et la ruine des protestans. Une copie du traité et plusieurs lettres qui s'y rapportaient avaient été trouvées dans la voiture de l'archevêque de Tuam, l'un des chefs des insurgés, tué par hasard au milieu d'une escarmouche sous les murs de Sligo. Le comité des deux royaumes qui, depuis trois mois, les tenait en réserve pour quelque occasion importante, les mit sous les yeux des Chambres; elles en ordonnèrent aussitôt la publication.

Le trouble du Roi fut grand; les faits étaient réels; le Parlement ne savait même pas tout. Depuis près de deux ans, Charles conduisait en personne cette négociation, à l'insu de son parti, de son Conseil, se cachant même quelquefois du marquis d'Ormond, son lieutenant en Irlande, quoiqu'il ne doutât point de son zèle et ne pût se passer de son concours. Un catholique, lord Herbert, fils aîné du marquis de Worcester, et créé naguères comte de Glamorgan, avait seul en cette affaire toute la confiance du Roi. Brave, généreux, inconsidéré, dévoué avec passion à son maître en péril et à sa religion opprimée, c'était Glamorgan qui allait et venait sans cesse tantôt d'Angleterre en Irlande, tantôt de Dublin à Kilkenny, se chargeant des démarches qu'Ormond ne voulait pas faire, et

sachant seul jusqu'où pouvaient s'étendre les concessions du Roi. Par lui passait la correspondance de Charles avec Rinuccini, nonce du Pape, récemment arrivé en Irlande, et avec le Pape lui-même. Enfin le Roi l'avait formellement autorisé, par un acte signé de sa main et connu d'eux seuls, à accorder aux Irlandais tout ce qu'il jugerait nécessaire pour en obtenir un secours efficace, s'engageant à tout approuver, à tout ratifier, quelque illégales que les concessions pussent être, désirant seulement que rien ne transpirât jusqu'au jour où il pourrait taut avouer. Le traité avait été conclu le 20 août précédent, et Glamorgan, toujours en Irlande, en pressait vivement l'exécution. C'était là le secret de ces fréquentes visites, de ces longs séjours du Roi au château de Ragland, résidence du marquis de Worcester, et de ces espérances mystérieuses qu'il laissait percer quelquefois au milieu de ses revers.

On apprit presque en même temps à Oxford et à Dublin que le traité était connu à Londres. Ormond comprit sans peine quel coup en recevraient, dans son propre parti, les affaires du Roi. Soit que lui-même ignorât vraiment, comme il le dit, que Charles eût autorisé de telles concessions, soit plutôt qu'il voulût le mettre en mesure de les désavouer, il fit à l'instant arrêter Glamorgan, comme ayant outre-passé ses pouvoirs et compromis gravement le monarque en accordant aux rebelles ce que leur refusaient toutes les lois. Inébranlable dans son dévouement, Glamorgan se tut, ne produisit point les actes secrets, signés par Charles, qu'il avait entre les mains, dit même que le Roi n'était point tenu de ratifier ce qu'il avait cru devoir promettre en son nom. Charles, de son côté, se hâta de le désavouer dans une proclamation qu'il adressa aux Chambres, et dans ses lettres officielles au Conseil de Dublin; à l'en croire, Glamorgan n'avait d'autre mission que de recruter des soldats et de seconder les efforts du lord-lieutenant; mais, dans l'un et l'autre parti, le mensonge n'était plus qu'une vieille et inutile habitude; personne, pas même le peuple, n'en était plus trompé. Au bout de quelques jours, Glamorgan sortit de prison

et recommença toutes ses démarches pour faire passer, au même prix, une armée irlandaise en Angleterre. Le Parlement vota que la justification du Roi était insuffisante; Cromwell, pour la dernière fois, fut continué dans son commandement; et Charles se vit contraint de chercher encore son salut dans la guerre, comme s'il eût pu la soutenir.

COURIER.

PAUL LOUIS COURIER *wurde am 4. Januar 1772 zu Paris geboren. Bald nach seiner Geburt sah sich sein Vater, ein geistig hochgebildeter Mann, eines Vorfalls wegen veranlasst, mit seiner Familie von Paris abzureisen, und sich nach seinem Lehngute Méré in Touraine zu begeben. Freien und festen Sinnes wie er selbst war, prägte er diese Eigenschaften auch bald seinem Sohne ein, um so leichter, als er sich allein dessen Unterrichte in den Sprachen, namentlich der griechischen, und den Wissenschaften unterzog. Funfzehn Jahre alt ging dann der junge Courier, hauptsächlich um seine mathematischen Kenntnisse zu vervollkommnen, wieder nach Paris, und als sein Lehrer Labbey an die Artillerie-Schule zu Chalons versetzt wurde, folgte er diesem dahin. Wie das Vaterland in Gefahr war, trat er 1793 als Officier in die reitende Artillerie, und that sich bald durch kühnen Muth und Berufstüchtigkeit so hervor, dass er 1795 zum Escadron-Chef ernannt wurde. Er machte nun 1798, 1805 ff. die italienischen Feldzüge mit, indem er die Zeit, während welcher er nicht activ sein musste, zur Untersuchung der in den Bibliotheken vorhandenen griechischen Handschriften benutzte. Dadurch mochte er wohl zuweilen eine militärische Dienstregel übertreten: dies übersahen ihm indessen, seiner Verdienste wegen, seine Vorgesetzten, nicht aber so die freimüthigen Rügen, welche von ihm manche ihrer Handlungen erfuhren. Er erhielt deshalb leicht den Abschied, um welchen er 1808 nachsuchte, und nachdem er noch freiwillig der*

Schlacht bei Wagram (6. *Juli* 1809) *beigewohnt hatte, verliess er den Kriegsdienst ganz. Nach kurzem Aufenthalte in Wien, begab er sich wieder nach Italien, wo er bis* 1812 *dem geliebten Studio der griechischen Classiker**), *dem Genusse der schönen Natur und angenehmen Umgange lebte. Darauf ging er nach Paris, verheirathete sich hier* 1814, *durchstreifte einige Monate lang Nord-Frankreich, und liess sich endlich im Departement Indre-et-Loire nieder, zuerst zu Luynes, einem kleinen Orte an der Loire, dann in dem Dorfe Veretz. Philologische Studien, landwirthschaftliche Arbeiten* (*weshalb er sich zuweilen* Paul Louis, vigneron, *genannt hat*), *und die Abfassung publicistischer Aufsätze und Schriften waren nun seine Hauptbeschäftigungen. Mit heiterer Derbheit und Laune eiferte er gegen die Gewaltthaten des herrschsüchtigen Klerus und Beamtenstandes oder gegen maasslose Ansprüche der wiedererwachten alten Aristokratie und forderte Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung. In diesem Geiste sind seine* Pétition aux Chambres, Paris, 1816, *seine* Lettres au Rédacteur du Censeur 1819 *und* 1820, *seine* Lettres particulières, Paris, 1820, 2 Cah., *sein* Simple Discours aux membres du conseil de la commune de Veretz, à l'occasion d'une souscription proposée par S. Exc. le ministre de l'intérieur, pour l'acquisition de Chambord (*für den Herzog von Bordeaux*) Paris, 1821, *welcher ihm die Verurtheilung zu einer Geldbusse von* 200 *Franken und* 2 *Monaten Gefängniss zuzog, seine* Réponses aux anonymes qui ont écrit des lettres à P. L. C., vigneron, Bruxelles, 1822, 2 Cah., *seine* Gazette du village, Bruxelles, 1823, *sein* Livret de Paul-Louis, vigneron, pendant son séjour à Paris, en mars 1823, Bruxelles, 1823, *sein* Pamphlet des pamphlets, Paris, 1824, *und viele andere Aufsätze geschrieben. Seine Schriften wurden mehrmals gesammelt, z. B.* Collection complète des Pamphlets politiques et Opuscules littéraires de P. L. C., Bruxelles, 1827, in 8. *oder* 2 Vol. in 18. (*deutsch von J. Sporschil, Braunschweig,* 1835. 1836,

*) *Der bekannte, für Courier so nachtheilige Vorfall, das Beflecken eines Manuscripts des Longus mit Tinte, widerfuhr ihm* 1810 *zu Florenz.*

2 *Bde.*); Mémoires, Correspondances et Opuscules inédits, Paris, 1828, 2 Vol.; Oeuvres complètes de P. L. C., Paris, 1829, 4 Vol. *Vor letzterer Sammlung befindet sich ein* Essai sur la vie et les écrits de P. L. Courier par Armand Carrel, *welche unter dem Titel:* Pamphlets politiques et littéraires, suivis d'un choix de ses lettres, précédés d'un essai etc. Paris, 1838, 2 Vol. in 32, *erschien und zwei neue Auflagen erlebte. Auch enthält dieselbe die früher mit den griechischen Originalen einzeln gedruckten französischen Uebersetzungen:* La Luciade, ou l'Ane de Lucius de Patras (1818), les Pastorales de Longus (1813), Fragmens d'Hérodote (1822), Périclès, de Plutarque, du Commandement de la cavalerie et de l'équitation, de Xénophon (1813), etc., *so wie die* Lettres inédites, écrites de France et d'Italie 1787 à 1812, *welche nicht unwichtig für die Geschichte dieser Zeit und in mehreren Auflagen erschienen sind. — Courier wurde am* 10. *April* 1825 *nahe bei seinem Wohnorte, man weiss nicht auf welche Veranlassung oder wessen Anstiftung, ermordet gefunden. Frankreich verlor in ihm einen seiner genialsten und vollendetsten didaktischen Schriftsteller, einen würdigen Geistesbruder Blaise Pascal's, welcher mit des ehrlich–naiven Michel Montaigne Fülle und Tiefe der Weltansicht und Menschenkenntniss Rabelais witzig derben Sarkasmus und Amiot's Wortzauber, Rousseau's männlich-trüben Ernst und Voltaire's heitere Leichtigkeit und schöpferische Gewandtheit vereinte*). Seine Schriften verzeichnet vollständig J. M. Quérard:* La France littéraire, T. II, p. 314—315; *sein Leben schildern: L. Wachler a. a. O. S.* 256—294 *und Armand Carrel a. a. O. p. I—XLI.*

Lettres inédites écrites d'Italie.

A Madame***.

A Reggio, en Calabre, le 15 avril 1806.

Pour peu qu'il vous souvienne, madame, du moindre de vos serviteurs, nous ne serez pas fâchée, j'imagine, d'apprendre que je suis vivant à Reggio, en Calabre, au

*) *L. Wachler in F. v. Raumer's hist. Taschenbuch, Jahrg. I, S.* 259 (*wiedergedruckt in Wachler's verm. Schriften Bd. I.*)

bout de l'Italie, plus loin que je ne fus jamais de Paris et de vous, madame. Pour vous écrire, depuis six mois je roule ce projet dans ma tête, je n'ai pas faute de matière, mais de temps et de repos. Car nous triomphons en courant, et ne nous sommes encore arrêtés qu'ici, où terre nous a manqué. Voilà, ce me semble, un royaume assez lestement conquis, et vous devez être contente de nous. Mais moi, je ne suis pas satisfait. Toute l'Italie n'est rien pour moi, si je n'y joins la Sicile. Ce que j'en dis c'est pour soutenir mon caractère de conquérant, car entre nous, je me soucie peu que la Sicile paie ses taxes à Joseph ou à Ferdinand. Là-dessus, j'entrerais facilement en composition, pourvu qu'il me fût permis de la parcourir à mon aise; mais en être venu si près, et n'y pouvoir mettre le pied, n'est-ce pas pour enrager? Nous la voyons en vérité, comme des Tuileries vous voyez le faubourg Saint-Germain; le canal n'est ma foi guère plus large; et, pour le passer, cependant nous sommes en peine. Croiriez-vous? S'il ne nous fallait que du vent, nous ferions comme Agamemnon: nous sacrifierions une fille. Dieu merci, nous en avons de reste. Mais pas une seule barque, et voilà l'embarras. Il nous en vient, dit-on; tant que j'aurai cet espoir, ne croyez pas, madame, que je tourne jamais un regard en arrière, vers les lieux où vous habitez, quoiqu'ils me plaisent fort. Je veux voir la patrie de Proserpine, et savoir un peu pourquoi le diable a pris femme en ce pays-là. Je ne balance point, madame, entre Syracuse et Paris; tout badaud que je suis, je préfère Aréthuse à la fontaine des Innocens.

Ce royaume que nous avons pris n'est pourtant pas à dédaigner: c'est bien, je vous assure, la plus jolie conquête qu'on puisse jamais faire en se promenant. J'admire surtout la complaisance de ceux qui nous le cèdent. S'ils se fussent avisés de le vouloir défendre, nous l'eussions bonnement laissé là; nous n'étions pas venus pour faire violence à personne. Voilà un commandant de Gaëte, qui ne veut pas rendre sa place; eh bien, qu'il la garde. Si Capoue en eût fait de même, nous serions encore à la porte, sans pain ni canons. Il faut convenir que l'Europe

en use maintenant avec nous fort civilement. Les troupes en Allemagne nous apportaient leurs armes, et les gouverneurs leurs clefs, avec une bonté adorable. Voilà ce qui encourage dans le métier de conquérant; sans cela on y renoncerait.

Tant y a que nous sommes au fin de la botte*), dans le plus beau pays du monde, et assez tranquilles, n'était la fièvre et les insurrections. Car le peuple est impertinent; des coquins de paysans s'attaquent aux vainqueurs de l'Europe. Quand ils nous prennent, ils nous brûlent le plus doucement qu'ils peuvent. On fait peu d'attention à cela: tant pis pour qui se laisse prendre. Chacun espère s'en tirer avec son fourgon plein ou ses mulets chargés, et se moque de tout le reste.

Quant à la beauté du pays, les villes n'ont rien de remarquable, pour moi du moins; mais la campagne, je ne sais comment vous en donner une idée. Cela ne ressemble à rien de ce que vous avez pu voir. Ne parlons pas des bois d'orangers ni des haies de citronniers, mais tant d'autres arbres et de plantes étrangères que la vigueur du sol y fait naître en foule, ou bien les mêmes que chez nous, plus grandes, plus développées, donnent au paysage un tout autre aspect. En voyant ces rochers, partout couronnés de myrte et d'aloès, et ces palmiers dans les vallées, vous vous croyez au bord du Gange ou sur le Nil, hors qu'il n'y a ni pyramides ni éléphans; mais les buffles en tiennent lieu et figurent fort bien parmi les végétaux africains, avec le teint des habitans, qui n'est pas non plus de notre monde. A dire vrai, les habitans ne se voient plus guère hors des villes; par là ces beaux sites sont déserts, et l'on est réduit à imaginer ce que ce pouvait être, alors que les travaux et la gaîté des cultivateurs animaient tous ces tableaux.

Voulez-vous, madame, une esquisse des scènes qui s'y passent à présent? Figurez-vous sur le penchant de quelque colline, le long de ces roches décorées comme je viens de vous le dire, un détachement d'une centaine de

*) Etre au fin de la botte, *am äussersten Ende sein.*

nos gens en désordre. On marche à l'aventure, on n'a souci de rien. Prendre des précautions, se garder, à quoi bon? Depuis plus de huit jours il n'y a point eu de troupes massacrées dans ce canton. Au pied de la hauteur coule un torrent rapide qu'il faut passer pour arriver sur l'autre montée: partie de la file est déjà dans l'eau, partie en deçà, au delà. Tout à coup se lèvent de différens côtés mille tant paysans que bandits, forçats déchaînés, déserteurs, commandés par un sous-diacre, bien armés, bons tireurs; ils font feu sur les nôtres avant d'être vus; les officiers tombent les premiers; les plus heureux meurent sur la place; les autres, durant quelques jours, servent de jouet à leurs bourreaux.

Cependant le général, colonel, ou chef, n'importe de quel grade, qui a fait partir ce détachement sans songer à rien, sans savoir, la plupart du temps, si les passages étaient libres, informé de la déconfiture, s'en prend aux villages voisins; il y envoie un aide de camp avec cinq cents hommes. On pille, on viole, on égorge, et ce qui échappe va grossir la bande du sous-diacre.

Me demandez-vous encore, madame, à quoi s'occupe ce commandant dans son cantonnement? s'il est jeune, il cherche des amusemens; s'il est vieux, il amasse de l'argent. Souvent il prend de l'un et de l'autre: la guerre ne se fait que pour cela. Mais, jeune ou vieux, bientôt la fièvre le saisit. Le voilà qui crève en trois jours entre ses plaisirs et son argent. Quelques-uns s'en réjouissent; personne n'en est fâché; tout le monde en peu de temps l'oublie, et son successeur fait comme lui.

On ne songe guère où vous êtes, si nous nous massacrons ici. Vous avez bien d'autres affaires: le cours de l'argent, la hausse et la baisse, les faillites, la bouillote; ma foi, votre Paris est un autre coupe-gorge, et vous ne valez guère mieux que nous. Il ne faut point trop détester le genre humain, quoique détestable; mais si l'on pouvait faire une arche pour quelques personnes comme vous, madame, et noyer encore une fois tout le reste, ce serait une bonne opération. Je resterais sûrement dehors, mais

vous me tendriez la main ou bien un bout de votre schâle (est-ce le mot?), sachant que je suis et serai toute ma vie, madame, ...

A. M.***,
Officier d'Artillerie, à Naples.

Scigliano, le 21 août 1806.

Ton patron nous écrit: J'ai reçu une lettre du général, comme vous, pas trop honnête. Il veut dire: comme celle que vous avez reçue. Tout le reste est de ce style.

Or, écoutez, vous qui dites que nous ne faisons rien; nous pendîmes un capucin à San Giovanni in Fiore, et une vingtaine de pauvres diables qui avaient plus la mine de charbonniers que d'autre chose. Le capucin, homme d'esprit, parla fort bien à Reynier. Reynier lui disait: Vous avez prêché contre nous; il s'en défendit: ses raisons me paraissaient assez bonnes. Nous voyant partis en gens qui ne devaient pas revenir, il avait prêché pour ceux à qui nous cédions la place. Pouvait-il faire autrement? Mais, si on les écoutait, on ne pendrait personne. Ici nous n'avons pu pendre qu'un père et son fils, que l'on prit endormis dans un fossé. Monseigneur excusera; il ne s'est trouvé que cela. Pas une âme dans la ville; tout se sauve, et il n'est resté que les chats dans les maisons.

Nous rencontrons, par-ci par-là, des bandes qui n'osent pas même tenir le sommet des montagnes. Leur plus grande audace fut à Cosenza, où l'Anglais*) les amena. Il les fit venir jusqu'à la porte du côté de Scigliano, et ils y restèrent toute une nuit, sans que personne dedans s'en doutât. S'ils fussent entrés tout bonnement (car de garde aux portes, ah! oui, c'est bien nous qui pensons à cela!), ils prenaient au lit monseigneur le maréchal avec sa suite. L'Anglais fut tué là. Le matin, nous autres déconfits, qui venions de Cassano, traversant à Cosenza, nous sortîmes par cette porte à la pointe du jour, et les trouvâmes là dans les vignes. Il s'était avancé, lui; sa canaille l'abandonna. Je le vis environné; il jeta son épée

*) Chef de bande.

en criant: prisonnier! mais on le tua; j'en fus fâché, j'aurais voulu lui rendre un peu les bons traitemens que j'ai reçus de ses compatriotes. C'était un bel homme, équipé fort magnifiquement: on le dépouilla en un clin d'oeil. Il avait de l'or beaucoup.

Nous allons à la Mantea; mais, si nous trouvons porte close, je ne sais comment nous ferons. Verdier a, je crois, quelques canons; nous, pandours, nous n'avons que des cordes.

Première Lettre particulière.

Tours, le 18 octobre 1820.

J'ai reçu la vôtre du 12. Nos métayers sont des fripons qui vendent la poule au renard; leurs valets me semblent comme à vous les plus méchans drôles qu'on ait vus depuis bien du temps. Ils ont mis le feu aux granges, et maintenant, pour l'éteindre, ils appellent les voleurs. Que faire? sonner le tocsin? les secours sont à craindre presqu'autant que le feu. Croyez-moi, sans esclandre, à nous seuls, étouffons la flamme, s'il se peut. Après cela nous verrons; nous ferons un autre bail avec d'autres fripons; mais il faudra compter, il faudra faire une part à cette valetaille, puisqu'on ne peut s'en passer, et surtout point de pot de vin.

Voilà mon sentiment sur ce que vous nous mandez. En revanche, apprenez les nouvelles du pays. A Saumur il y a eu bataille, coups de fusil, mort d'homme; le tout à cause de Benjamin Constant. Cela se conte de deux façons.

Les uns disent que Benjamin, arrivant à Saumur, dans sa chaise de poste, avec madame sa femme, insulta sur la place toute la garnison qu'il trouva sous les armes, et particulièrement l'école d'équitation. Cela ne surprend point: il a l'air ferrailleur, surtout en bonnet de nuit; car c'était le matin. Douze officiers se détachent, tous gentilshommes de nom, marchent à Benjamin, voulant se battre avec lui; l'arrêtent, et d'abord, en gens déterminés, mettent l'épée à la main. L'autre mit ses lunettes pour voir ce que c'était. Ils lui demandent raison. Je vois

bien, leur dit-il, que c'est ce qui vous manque. Vous en avez besoin; mais je n'y puis que faire. Je vous recommanderai au bon docteur Pinel qui est de mes amis. Sur ces entrefaites arrive l'autorité, en grand costume, en écharpe, en habit brodé, qui intime l'ordre à Benjamin de vider le pays, de quitter sans délai une ville où sa présence mettait le trouble. Mais lui: c'est moi, dit-il, qu'on trouble. Je ne trouble personne, et je m'en irai, messieurs, quand bon me semblera. Tandis qu'il contestait, refusant également de partir et de se battre, la garde nationale s'arme, vient sur le lieu, sans en être requise et *proprio motu*. On s'aborde; on se choque; on fait feu de part et d'autre. L'affaire a été chaude. Les gentilshommes seuls en ont eu l'honneur. Les officiers de fortune et les bas-officiers ont refusé de donner, ayant peu d'envie, disaient-ils, de combattre avec la noblesse, et peu de chose à espérer d'elle. Voilà un des récits.

D'autres content autrement. L'arrivée de Benjamin, annoncée à Saumur, fit plaisir aux jeunes gens, qui voulurent le fêter: non que Benjamin soit jeune, mais ils disent que ses idées sont de ce siècle-ci, et leur conviennent fort. La jeunesse ne vaut rien nulle part, comme vous savez; à Saumur elle est pire qu'ailleurs. Ils sortent au-devant du député de gauche, et vont à sa rencontre avec musique, violons, fifres, hautbois. Les gentilshommes de la garnison, qui ne veulent entendre parler ni du siècle ni de ses idées, trouvèrent celle-là très-mauvaise; et, résolus de troubler la fête, attaquent les donneurs d'aubade, croyant ne courir aucun risque. Mais, en ce pays-là, la garde nationale ne laisse point sabrer les jeunes gens dans les rues; aussi n'est-elle pas commandée par un duc. La garde nationale armée fit tourner tête aux nobles assaillans, qui bientôt, mal-menés, quittent le champ de bataille en y laissant des leurs. Tel est le second récit.

Ici scène moins grave; il s'agit de préséance. A l'église c'était grande cérémonie, office pontifical, cierges allumés, faux-bourdon, procession, cloches en branle; le concours des fidèles et cet ordre pompeux faisaient plaisir à voir. Au beau milieu du choeur, deux champions couverts d'or

se gourment, s'apostrophent. Ote-toi. — Non, c'est ma place. — C'est la mienne. — Tu ments. Coups de pied, coups de poing. Tu n'es pas royaliste. — Je le suis plus que toi. — Non, mais moi plus que toi; je te le prouverai, je te le ferai voir. Notre mère sainte église, affligée du scandale, y voulut mettre fin; son ministre arrive crossé, mitré. Ah! monsieur le général! ah, monsieur le commandant de la garde nationale! Mon cher comte! mon cher chevalier! Laissez là cette chaise, monsieur le général; rengaînez votre épée, monsieur le commandant.

Par malheur le payeur ne se trouvait pas là, car il eût apaisé la noise tout d'abord, en faisant savoir à ces messieurs ce que chacun d'eux touche par mois du gouvernement. La charge de payeur devrait toujours s'unir à celle de maître des cérémonies. Je l'ai dit à Perceval, un de nos députés; il en fera la proposition dès qu'il sera conseiller d'état.

Nous en allons faire de nouveaux, je dis des députés, Dieu sait quels, blancs ou noirs, mais bonnes gens, à coup sûr. En attendant ce jour, on rit de la querelle de Paul et du préfet; c'est affaire d'élections. Paul veut être électeur; le préfet ne veut pas qu'il le soit, et lui fait la plus plaisante chicane. Paul n'a pas de domicile, dit le préfet, attendu qu'il a été soldat; il a femme et enfant dans ce département, cultive son héritage, habite la maison de son père et de son grand-père, paie treize cents francs d'impôts: tout cela n'y fait rien. Il a été soldat pendant seize ans, rebelle aux puissances étrangères, aux cabinets de l'Europe; il a quitté le pays. Que ne restait-il chez lui? ou, s'il eût émigré . . . C'est un mauvais sujet, un vagabond, indigne d'être même électeur. Cette bouffonnerie réjouit toute la ville, et le département, et le bonhomme Paul, qui, labourant son champ, se moque des autres. Adieu, portez-vous bien; que tout ceci soit entre nous.

VILLEMAIN.

ABEL FRANÇOIS VILLEMAIN *wurde am* 10 *Juni* 1791 *zu Paris geboren. Er genoss einer gründlichen classischen Bildung bei einem rühmlich bekannten Lehrer, Hrn. Planche, der besonders ein tüchtiger Grieche war und dessen Unterrichte Villemain diese Grundlage des Wissens verdankt, die auf seine ganze spätere Entwickelung von so günstiger Wirkung war. Gleich nach Vollendung seiner Studien erhielt er, erst neunzehn Jahr alt, die Professur der Rhetorik am Lyceo Karls des Grossen, und zwei Jahre später ertheilte das Institut seinem als classisch anerkannten* Éloge de Montaigne (Paris, 1812) *den Preis. Die Aufmerksamkeit, welche er dadurch auf sich zog, wurde noch allgemeiner, als er* 1814 *abermals den Preis des Instituts für seine Rede:* Sur les avantages et inconvéniens de la critique *erhielt, und ihm die goldene Medaille in der öffentlichen Sitzung des Instituts übergeben wurde, welche der Kaiser von Russland und der König von Preussen mit ihrer Gegenwart beehrten. Die glänzenden Hoffnungen, welche diese Anfänge seiner literarischen Thätigkeit erweckten, wurden durch seine folgenden Arbeiten nicht vereitelt. Sein* Éloge de Montesquieu (Paris, 1817), *wurde* 1816 *ebenfalls vom Institut des Preises würdig erkannt, und dem Verfasser bald darauf die Professur der Beredsamkeit an der Pariser Universität übertragen. Später als Director des Buchhandels angestellt, gab er* 1819 *diese Stelle auf, da er zum Requetenmeister ernannt wurde, behielt aber seine Professur bei. Doch* 1824 *wurden ihm die Vorlesungen untersagt, und erst* 1827 *erhielt er die Erlaubniss, dieselben wieder zu beginnen. Sie zeichneten sich durch Klarheit und einnehmenden Vortrag aus, und wurden stets von einer grossen Zahl enthusiastischer Zuhörer besucht. — Am* 26. *April* 1821 *nahm die französische Akademie Villemain zum Mitgliede auf, später wurde er Vice-Präsident der Pariser Universität, und vom Departement Morbihan zum Deputirten erwählt. Am* 12. *October* 1832 *ernannte ihn König Ludwig Philipp zum Pair von Frankreich. Zu Ende* 1834 *wurde er beständiger Secretär der französischen Akademie. Am* 12. *Mai* 1839 *wurde er zum Minister*

des öffentlichen Unterrichts ernannt, behielt diese Stelle bis zum ersten März 1840, *wo unter Thiers Präsidentschaft Victor Cousin dieselbe erhielt. Unter dem neuen Ministerium desselben Jahres, das Soult am* 29. *October zusammenberief, wurde er wieder mit obigem Posten bekleidet, den er bis zum* 30. *December* 1844 *inne hatte, an welchem Tage er seine Entlassung einreichte und der Politik entsagte. Auch den von V. Cousin entworfenen Plan der Errichtung von* écoles primaires supérieures *(Realschulen), bereits in grösseren Städten zur Ausführung gebracht, setzte Villemain in den übrigen Städten der Provinz fort, wo er dies Ziel durch Vereinigung mit den bestehenden lateinischen Communalschulen erreichte (Vgl. Cousin). — Im Allgemeinen lassen sich Villemain's literarische Erzeugnisse in zwei Classen bringen: ästhetisch-literar-historische, und allgemein historische. Im ersten Fache hat er ausser den bereits genannten Preisschriften noch mehrere Aufsätze theils über ganze Theile der Aesthetik, wie sein* Essai sur l'art oratoire, *oder ganze Perioden der Literatur, wie sein* Essai sur le siècle de Louis XIV, *theils über einzelne Schriftsteller, wie über Bl. Pascal, Fénélon, Michel de l'Hôpital, Milton, Shakespeare*), verfasst, welche in seinen* Discours et Mélanges littéraires, Paris, 1823, 2e édit. 1823, 2 Vol., 3e édit. 1825, 2 Vol. *und* Nouveaux Mélanges historiques et littéraires, Paris, 1827, 2e édit. 2 Vol. (*zusammen:* Mélanges historiques et littéraires, Paris, 1827, 3 Vol.) *gesammelt wurden. Ferner gehören hierher sein:* Cours d'éloquence, Paris, 1827, *und sein* Cours de littérature française, Paris, 1827—30, 6 Vol. (*nämlich:* Tableau de la littérature au 18e siècle, 4 Vol. *und* Tableau de la littérature au moyen-âge, en France, en Italie, en Espagne et en Angleterre, 2 Vol., 4e édit. 1850, 4 Vol.) *Gründlichkeit und Vielseitigkeit des Wissens finden sich mit einem reinen durch das Studium der Alten gebildeten Geschmack in Villemain vereint. Deshalb weiss er den Eintritt und Charakter einer Periode treffend zu zeichnen, die Beziehungen der Literaturen zu einander gut auseinander zu setzen, und jeden*

*) Chefs d'oeuvre de Shakespeare, Jules César et la Tempête, par M. Jay avec un nouvel essai sur Shakespeare par Villemain. Paris, 1840.

Autor in seiner Thätigkeit richtig zu würdigen. In seinen Kritiken über Schriftsteller und Poeten macht Villemain — und Keiner hat mehr Recht dazu als gerade er — häufig auf den dauernden und durchgreifenden Einfluss und die Wichtigkeit früher classischer Studien aufmerksam, der Studien, an denen Racine und Fénélon gleichsam spielend gross gezogen worden und erstarkt waren, und die für Lamartine's schönes Genie gewiss die heilsamste Nahrung und die wohlthätigste Pflege gewesen wären, die Châteaubriand durch die Kraft seines Willens sich zu eigen gemacht, aber zu deren Erwerbung, wenn in reiferem Alter das Bedürfniss, die Lücken der ersten Schulbildung auszufüllen, fühlbar wird, leider den meisten der Muth oder die Mittel fehlen. Zu den allgemein historischen Schriften Villemain's rechnen wir seine Histoire de Cromwell, d'après les Mémoires du temps et les recueils parlementaires, Paris, 1819, 2 Vol. (*deutsch von C. P. Berly, Leipzig,* 1830) *und sein historisch-romantisches Gemälde* Lascaris, ou les Grecs du 15e siècle; suivi d'un Essai historique sur l'état des Grecs depuis la conquête musulmane jusqu'à nos jours, Paris, 1825 (*deutsch Strasburg,* 1825, 2 *Abth.*), 3e édit. augmentée d'un Essai sur les romans grecs, et ornée d'une carte, Paris, 1826, 2 Vol. in 18. *Alle diese Schriften, besonders die* Histoire de Cromwell, *sind noch oft gedruckt worden. In der Geschichte Cromwells oder der englischen Revolution erzählt er einfach die Thaten, und fügt nur hie und da kurze Betrachtungen bei, wie sie eben natürlich aus jenen fliessen. Der Charakter der handelnden Personen ist geschickt gezeichnet, und ihre Wirksamkeit unparteiisch beurtheilt. Lascaris ist ein Roman, den die Zeitereignisse hervorgerufen haben, und welcher sich einer guten Aufnahme bei der Lesewelt zu erfreuen hatte. Auch an der Uebersetzung der besten englischen Theaterstücke hat Villemain Antheil genommen:* Collection des chefs-d'oeuvre des théâtres étrangers, publiée par Ladvocat. *Es findet sich in dieser Sammlung von ihm:* l'Héritière, *von Burgoyne. Alle Schriften Villemain's zeichnen sich durch ihren reinen und eleganten Styl aus. — Biographien Villemain's enthält die* Biographie universelle des Contemporains, T. XX, p. 218—19; Biographie des Quarante de l'Académie française (Paris, 1826) p. 354—360; *das Magazin für die Literatur des Aus-*

landes, 1836, *Nr.* 55—57 (*von Ste. Beuve*: Revue des Deux-Mondes, Tome V, de la quatrième série), *und* la Biographie des hommes du jour, Tome I, 2e partie, pag. 62 ff. *Seine Schriften verzeichnet J. M. Quérard:* La France littéraire T. X, p. 174—179.

FRAGMENT
DE L'EXAMEN DE LA LITTÉRATURE FRANÇAISE AU DIX-HUITIÈME SIÈCLE.

(Cours de Litt. franç. 1828, XIIIe Leçon.)

Messieurs, nous allons aujourd'hui rentrer en France. La longue digression que j'ai faite avait son intérêt et son motif: elle était liée à l'histoire des lettres françaises, et nécessaire à l'intelligence du passé, comme à la prévoyance de l'avenir. Mais ce foyer de flamme et de lumière qui du milieu de la France éclairait et plus tard embrasa l'Europe, nous devons nous y arrêter encore. Après avoir suivi l'action des lettres françaises au dehors, il faut en voir les derniers effets dans notre patrie même. Ce ne seront plus quelques hommes de génie, puissans par leur pensée, qui nous apparaîtront; ce sont les interprètes nombreux d'une opinion devenue générale; c'est une force collective; c'est un système. Ce point de vue, s'il est moins favorable à l'admiration littéraire, n'est pas moins instructif pour l'histoire des moeurs et de la société.

Cette philosophie dont nous avons retrouvé par toute l'Europe l'influence souvent généreuse et salutaire, il faut l'examiner aussi dans les erreurs qu'on lui reproche; il faut chercher ce qu'elle devenait, lorsque du génie d'un Montesquieu*) elle tombait à quelque esprit à la fois violent et subalterne qui exagérait les idées qu'il empruntait.

Lorsqu'on jette un regard impartial sur les temps qui nous ont précédés, lorsqu'on parcourt d'une seul vue les quarante années antérieures à 1789, on est frappé du

*) *Geb.* 1689, *gest.* 1755, *Verf. des berühmten* Esprit des lois.

prodigieux travail de destruction qui s'opérait de toutes parts en France. Vos imaginations classiques se souviennent de cette belle fiction où Virgile, enlevant tout à coup le nuage qui obscurcit les yeux mortels d'Énée, lui fait voir tous les dieux ensemble occupés à démolir les forteresses, les murailles et les portes de Troie:

Ipse pater Danais animos viresque secundas
Sufficit
Apparent dirae facies, inimicaque Trojae
Numina magna Deûm
Tum vero omne mihi visum considere in ignes
Ilium, et ex imo verti Neptunia Troja.*)

Ces vers éclatant de poésie ne pourraient-ils pas offrir une image allégorique de toutes les forces destructives qui, du trône jusqu'au dernier rang de la société, travaillaient en France avec une espèce de concorde à tout changer, à tout renouveler? Ainsi s'abîmait l'ordre antique sous tant de coups redoublés.

Les uns agissaient sans le savoir, les autres sans le vouloir, les autres avec une volonté dont eux-mêmes ne calculaient pas la puissance. Ce trône que Louis XIV avait exhaussé sur la gloire, était rabaissé par la faiblesse. Tandis que la monarchie absolue de Louis XIV, au temps où les passions du roi servaient de spectacle à toute la France, était ennoblie par l'illustration des armes, par l'éclat de la jeunesse, par cette prospérité qui donne de la grâce à tout, c'était au milieu des revers et au commencement de la vieillesse que le successeur de Louis XIV, indifférent à la gloire, aux arts, se livrait à des plaisirs qui dégradaient la dignité du prince et la force du gouvernement. Le clergé n'avait plus que l'éclat des riches-

*) Aeneidos Lib II, 617. 622—625. *Nach Voss:*
Selbst entflammt die Achajer mit Muth und helfenden Kräften
Jupiter
Sieh, Erscheinungen drohn graunvoll, und Mächte der Götter
Feindlich dem troischen Volk
Jetzo fürwahr schien ganz mir hinabzusinken in Feuer
Ilium, und aus dem Grunde gewühlt die neptunische Troja.

ses enviées, dangereuses, et qui, suivant la prédiction éloquente de Massillon*), devaient un jour renverser le sanctuaire plutôt que le défendre. Dans le siècle de Louis XIV, c'était sur la primauté de la science et du génie que s'était fondée presque toujours la primauté épiscopale et religieuse. Eussiez-vous été maîtres de choisir, d'appeler le plus digne, vous n'auriez pas trouvé dans la France un génie plus puissant, plus élevé que Bossuet**), une âme plus vertueuse, plus pure, un plus beau talent que Fénélon***), un orateur plus éloquent, un homme de bien plus modeste et plus simple que Massillon.

Le siècle de Louis XIV avait hérité d'une des habitudes et d'un des secrets de la puissance ecclésiastique: il élevait les talens encore plus que la naissance. Fléchier†) était sorti de la boutique d'un chandelier, pour parler avec autorité dans la chaire épiscopale de Nîmes. Beaucoup d'autres hommes célèbres du dix-septième siècle avaient également échangé l'obscurité de leur naissance contre les dignités de l'église. Au contraire, l'esprit de cour qui dominait le gouvernement de France au dix-huitième siècle appelait exclusivement aux premières dignités du sacerdoce des hommes qui n'avaient d'autre titre que leur noblesse, les grâces légères de leur esprit, ou quelquefois des protections doublement scandaleuses pour un ministre de l'autel. Du reste, nul grand talent n'illustrait la chaire chrétienne.

Ainsi, une des colonnes de l'édifice, cette puissance morale de l'ordre ecclésiastique sur laquelle Louis XIV avait en partie appuyé sa monarchie, tombait et s'écroulait d'elle-même.

Cet autre appui de l'ancienne monarchie, la noblesse, malgré les faveurs qui lui étaient prodiguées, avait également beaucoup perdu de cette confiance en soi-même, de

*) *Geb.* 1665, *gest.* 1742, *Frankreichs grösster Kanzelredner.*

**) *Geb.* 1627, *gest.* 1704, *als feuriger Redner und geistreicher Historiker bekannt.*

***) *Geb.* 1651, *gest.* 1715, *Verfasser des Télemaque.*

†) *Geb.* 1632, *gest.* 1710.

cette foi à ses priviléges et à ses droits qui fait une partie de la puissance de tous les corps. Louis XIV lui-même avait commencé cette décadence de la noblesse. Le jour où il avait tiré les seigneurs des donjons de leurs châteaux, ou du gouvernement militaire des provinces, pour leur offrir l'élégante domesticité de la cour, il avait ôté à l'esprit féodal sa force et sa fierté.

Bientôt la cour n'eut plus l'éclat, la dignité que lui avait donnés Louis XIV; les vices succédèrent aux plaisirs élégans et délicats, aux fêtes brillantes. Ainsi la cour devint l'écueil de la noblesse.

Une autre puissance sociale n'était pas moins affaiblie et travaillée par un mal intérieur: je parle de ces corps judiciaires qui avaient fait une partie de la gloire de l'ancienne monarchie, qui avaient déterminé toutes les grandes mutations qu'elle éprouva.

Louis XIV avait abaissé sous le fier niveau de son sceptre les parlemens comme la noblesse. A sa mort, on avait vu combien les volontés du plus impérieux souverain s'arrêtent après lui. Le premier acte de ce parlement, si faible, si humble sous Louis XIV, avait été de casser le testament du grand roi; mais, après cette démarche éclatante, le parlement ne montra ni des lumières ni une fermeté de principes proportionnée au rôle qui lui était offert par une monarchie absolue et un prince faible. Occupés de misérables tracasseries théologiques, combattant tantôt les molinistes, tantôt les philosophes, les parlemens, devenus jansénistes à force de haïr les jésuites, ne furent point saisis, entraînés par un grand intérêt politique et social. La forme même de ces parlemens, l'hérédité de rang et de fortune qui perpétuait dans les mêmes familles le patriciat de la justice, les rendait plus étrangers au progrès des lumières, et ne les associait pas assez au renouvellement des esprits. Leur indépendance était souvent mêlée de routine et de préjugés. Ces parlemens, si hardis contre la cour, étaient en même temps faibles et timides devant l'opinion, qui ne les avait pas créés, qui ne les reconnaissait pas. Quelquefois d'accord avec le public, souvent ils le heurtaient

jusqu'au scandale, et paraissaient inspirés par les traditions d'un autre siècle.

Ainsi les parlemens poursuivaient avec sagesse et fermeté une société célèbre à laquelle on imputait beaucoup de torts, et qui semblait dépositaire des dernières passions de la ligue et du despotisme monacal. Mais en même temps le parlement de Paris consacrant une cruauté judiciaire dont s'indignait l'Europe, telle que la littérature française l'avait faite, ordonnait, à la majorité de quinze voix contre dix, le supplice atroce de ce jeune chevalier de La Barre*), coupable d'un scandale qu'une justice plus douce aurait puni de quelques mois de prison. Cet arrêt rendu au milieu de la philanthropie du dix-huitième siècle infligeait au condamné la torture ordinaire et extraordinaire, la mutilation de la langue et du poing, et permettait par grâce que la tête lui fût tranchée avant que son corps fût jeté sur le bûcher. Vous sentez ici, Messieurs, une contradiction profonde et intolérable entre les préjugés d'un corps et l'état de la société.

Le supplice de l'infortuné Lally*), les raffinemens de cruauté, les surcroîts de barbarie qui se mêlèrent à l'horreur même du supplice, n'offrent pas un exemple moins triste de ce désaccord entre les anciennes habitudes judiciaires et les moeurs nouvelles.

Après avoir examiné d'une vue incomplète ces élémens de l'ordre social, après nous être dit combien ils étaient affaiblis, impuissans, opposés l'un à l'autre, il nous reste à chercher si la présence de quelque homme d'état supérieur ne pouvait pas tout réunir, tout relever. En effet, par ces caprices et ces intrigues de cour favorables à la médiocrité, et quelquefois au talent, le pouvoir tomba et s'arrêta plusieurs années dans les mains d'un homme d'un esprit généreux, élevé, actif, le duc de Choiseul; et

*) *Der Chevalier de La Barre wurde im Jahre* 1766 *zu Abbeville wegen vermeinter Gotteslästerung hingerichtet.*

**) *Lally-Tollendal (Thomas Arthur Graf von), geb.* 1702, *wurde den* 9. *Mai* 1766 *zu Paris wegen vermeinter Erpressungen hingerichtet. Ludwig XVI. cassirte* 1788 *das Urtheil des Parlaments und brachte sein Andenken wieder zu Ehren.*

cependant c'est là que l'on aperçoit la faiblesse de l'ancienne monarchie française. Le duc de Choiseul ne fit rien de salutaire et de durable. Il forma des plans vastes; il eut des pensées hardies; il voulut changer la politique de l'Europe: mais tout son pouvoir se réduisit à terminer enfin cette indéterminable affaire des jésuites, à les faire exiler du royaume.

Lorsque tant de causes réunies, tous les torts de la faiblesse et du pouvoir absolu à la fois poussaient la société vers une irrésistible décadence, faut-il demander quelle fut aussi la part et le sort des lettres? La littérature philosophique a joué en France le même rôle, a tenu la même place que la controverse religieuse en Angleterre. L'une et l'autre ont précédé les troubles civils; l'une et l'autre ont ébranlé les anciennes opinions sur lesquelles reposait je ne dirai pas l'ancienne constitution, mais l'ancienne forme de l'état.

Quand vous voyez Voltaire*) encenser le maréchal de Richelieu, le nommer son héros, ou bien écrire cette pièce du Mondain, charmante si l'on veut, mais qui n'est que l'apothéose du vice élégant, ne reconnaissez-vous que la faiblesse du courtisan, la flatterie du gentilhomme de la chambre de Louis XV? Une pensée plus sérieuse dictait ce frivole langage. C'était à l'appui du scepticisme, de la liberté d'opinion que Voltaire flattait ainsi les vices et les grands de la cour. Mais cette ruse de guerre, ce subterfuge de la stratégie philosophique, une postérité plus sévère ne l'admet pas pour excuse. Elle laisse peser sur une portion de la philosophie du dix-huitième siècle le tort d'avoir mal compris la métaphysique, et dépravé la morale.

L'état de la société française, tel que nous l'avons esquissé devant nous, n'opposait aucune barrière à cette double influence; car les amendes, les lettres de cachet, et même le brûlement des livres au pied du grand escalier du Palais, ne sont pas des obstacles contre les doctrines. La pensée a quelque chose de libre et d'insaisissable qui ne peut être dompté que par la pensée.

*) *S. S.* 59. *Anmerk.*

On a fait en Angleterre quatre ou cinq épreuves de licence irréligieuse et sceptique. Sous le règne de Charles II, à la faveur du pouvoir absolu et de la corruption de cour, les écrits licencieux s'étaient multipliés. Plus tard, la pensée affranchie s'épura; le libre examen donna des défenseurs à la morale. En Angleterre, les doctrines sceptiques ont plus d'une fois recommencé le combat; chaque fois elles ont trouvé d'éloquens, de nobles adversaires. A une époque voisine de nous, l'irréligieuse démocratie de Thomas Payne disparaissait devant l'éloquence religieuse de Burke, et était foudroyée de toutes parts; c'est qu'au scepticisme on n'opposait pas la censure, mais la vérité. La défense était aussi libre et plus noble que l'attaque. Les talens supérieurs se jetaient de préférence vers une cause qui répondait davantage à l'élévation de l'âme, et ne laissait pas moins de dignité dans le combat. En France, au contraire, il y avait un haut clergé qui se taisait, qui jouissait de ses richesses, de ses honneurs, mais qui ne se mêlait plus aux querelles. Le parti philosophique n'ayant pour contradicteurs que la censure, ou le jésuite Nonotte, et éludant la censure à la faveur de la connivence universelle, triomphait et grandissait chaque jour.

Il est très-difficile d'être vainqueur, sans abuser de la victoire. Le parti philosophique fit un peu comme une armée d'invasion qui entre dans un pays, sous prétexte de l'affranchir, et qui brûle, pille, saccage, détruit. Ainsi dans le champ de la morale, ces écrivains qui ne voulaient que ruiner quelques préjugés, quelques oppressions monacales, finirent par attaquer la spiritualité de l'âme, la réalité de la conscience, la liberté de la pensée humaine, et Dieu même.

Dira-t-on que, parmi ces agresseurs, dans l'avant-garde même de cette armée philosophique, il s'est trouvé des hommes généreux dont le caractère démentait les doctrines? j'en conviens. Me dira-t-on qu'Helvétius*) était un homme bon et secourable; que sa vie, trop occupée par le plaisir, était ennoblie par la bienfaisance; que dans

*) *Geb.* 1715, *gest.* 1771.

sa magnifique terre de Voré maître un peu irritable quand il s'agissait d'un délit de chasse, il était du reste le seigneur le plus humain et le plus doux? j'y souscris, j'y consens: je n'ai pas besoin de lui imputer un vice, un tort personnel pour faire retomber ce vice ou ce tort sur la philosophie. Dans cette étude que nous faisons de l'esprit humain manifesté par la littérature, l'instruction est pour nous plus curieuse, quand nous voyons une doctrine erronée plus forte que les vertus de l'homme qui la reçoit et la proclame. C'est là qu'on aperçoit la puissance de cette opinion générale, de cette force qui poussait la trombe irrésistible du dix-huitième siècle.

Caractère de Cromwell.

(Hist. de Cromwell, Tom. II, liv. 11.)

La fortune extraordinaire de Cromwell justifiait cette longue illusion qui fit le caractère principal de son autorité. D'une condition obscure être parvenu à la puissance souveraine; du milieu de tant de sectes furieuses s'être élancé à la première place, porté sur tous les partis, et les brisant à mesure que chacun d'eux devenait inutile; c'étaient là sans doute des faits prodigieux, qui devaient frapper les âmes de surprise, aveugler les plus clairvoyans, et mêler partout l'admiration à la haine. Ce qu'il y eut de plus remarquable dans cette destinée, c'est qu'un même homme ait pu l'accomplir.

Il semble qu'un seul homme ne suffise pas aux diverses époques d'une révolution: elles ont chacune leurs héros qui se remplacent et se pressent l'un l'autre. Cromwell parait partout, et fixe d'abord les regards. Il ne survient pas à la fin, pour profiter de la lassitude commune et recueillir l'héritage de la république mourante. Seul, et remplissant toutes les époques, il voit naître la révolution, il la seconde, il la suit, la termine, et la réduit à l'unité de son pouvoir. Les désavantages personnels, qui n'arrêtèrent pas son élévation, n'étonnent pas moins que les grandes qualités qu'il déploya pour y parvenir. Cet homme qui domina par les armes et la parole, n'avait point fait la guerre jusqu'à l'âge de quarante-deux ans,

et semblait incapable de séduire et dépourvu de tout moyen d'éloquence. Mais, comme s'il eût caché en lui des forces et des idées pour toutes les chances de sa fortune, il parut successivement théologien, capitaine, politique, législateur, souverain, développant chaque fois le talent ou le vice dont il avait besoin. Il éleva le patriotisme de sa nation, l'opprima par sa gloire même, et la fit respecter au-dehors, pour mieux la subjuguer. Il exigeait pour ses ambassadeurs plus d'égards qu'aucune cour n'en avait jamais accordé aux ambassadeurs des Rois d'Angleterre. C'était sa politique; et flattant ainsi la souveraineté chimérique de ce peuple, dont il avait détruit la liberté, il disait*) „que la dignité de la couronne appartenait à la nation, et que la nation étant toujours la même, il voulait que ses ministres fussent honorés comme ceux des Rois." Son langage et ses sentimens grandirent avec sa fortune. La bassesse habituelle de ses manières fut remplacée par la hauteur et la gravité d'un maître. Un gentilhomme royaliste, qui avait remarqué la familiarité abjecte et l'habillement négligé de Cromwell, à sa première entrée dans le parlement, écrivait quelques années après: „Je vécus assez**) pour voir ce même homme, à la suite de grands succès, maître d'un pouvoir réel, quoique usurpé, ayant pris un plus habile tailleur, et s'étant mêlé à la bonne compagnie, représenter White-Hall***) avec beaucoup de politesse et de grandeur." Cette dignité, qui vient, ou qui paraît venir avec la puissance, était sujette dans Cromwell à des retours bizarres.

Surchargé de tant de soins, le Protecteur, naturellement triste et sévère, se livrait quelquefois à des saillies d'une humeur triviale et bouffonne, comme s'il eût méprisé sa propre fortune, autant qu'il méprisait les hommes. „Il plaisantait avec nos souffrances, dit énergiquement Cowley†), et il aimait à dire ou à faire des choses fan-

*) Burnet's history of his own time, Vol. I, p. 126.

**) Warwick's memoirs, p. 147.

***) *Ein königlicher Palast an der Themse.*

†) *Abraham Cowley (geb. 1618, gest. 1667), ein berühmter Dichter der Engländer.*

tasques et déraisonnables, ne fût-ce que pour montrer qu'il avait le pouvoir de tout dire et de tout faire.“

Les plus rigoureux censeurs, les ennemis même de Cromwell ne lui ont pas refusé un grand esprit, une admirable prudence, et la plus intrépide fermeté; mais après l'audace, le plus puissant ressort de son élévation fut la connaissance des hommes et de l'esprit de son temps. Cette pénétration, qui lui apprit ce qu'il pouvait espérer du fanatisme, explique son hypocrisie, que l'histoire atteste, et qu'on ne saurait mettre en doute sans ôter quelque chose à l'idée de son génie; car les hommes verront toujours moins de grandeur dans un fanatique de bonne foi, que dans un ambitieux qui fait des enthousiastes. Cromwell mena les hommes par la prise qu'ils lui donnaient sur eux. L'ambition seule lui inspira des crimes, qu'il fit exécuter par le fanatisme des autres. Dans tout ce qui ne touchait pas à sa puissance, l'esprit généralement moral de son siècle le rendit équitable. La supériorité de sa raison lui permit rarement d'être persécuteur: il ne se vengea d'aucun rival ni d'aucun ennemi, satisfait de les dominer tous. Ses moeurs privées étaient pures et sévères; sa courte domination porta l'Angleterre au plus haut point de grandeur où elle soit parvenue avant de jouir de toute sa constitution, et il n'y a que la liberté qui lui ait été plus favorable que cet odieux despote. La force de son génie se montra dans l'impuissance même où il fut d'établir solidement une domination, qu'il garda cependant jusqu'à sa dernière heure, inébranlable dans une autorité toujours combattue, et si puissant qu'après lui son nom régna quelque temps sous la faiblesse de Richard*). Plusieurs écrivains anglais ont prodigué à Cromwell des éloges excessifs, que la morale repousse. On reprochera toujours à sa mémoire deux grands crimes, qui s'aggravent encore l'un par l'autre, le régicide et la tyrannie.

*) *Cromwell's ältester Sohn, welchen jener zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Er legte schon nach 7½ Monat die Protectorwürde nieder.*

LAMENNAIS.

FÉLICITÉ ROBERT ABBÉ DE LAMENNAIS, *der Sohn eines Kaufmanns, wurde im Juni* 1782 *zu Saint-Malo in der Bretagne geboren. In seiner Jugend war er ein so wilder Knabe, dass sein Schullehrer oft nicht wusste, wie er ihn ruhig auf der Bank erhalten sollte. Indessen um sein achtes oder neuntes Jahr wandte sich seine ganze Thätigkeit zu den Studien, zur Lectüre und zu Andachtsübungen. Mit Eifer trieb er das Lateinische, aber die Revolution beraubte ihn seiner Lehrer, und nur durch seinen etwas ältern Bruder wurde er zur Lesung des Livius angeleitet. Doch hauptsächlich bildete er sich durch Selbstunterricht. Alle Bücher der Bibliothek seines Onkels, bei dem er auf dem Lande wohnte, wurden begierig durchlesen: die* Essais de morale *von Nicole*) sagten ihm am meisten zu. Diese verschiedenartige Lectüre, zu der auch J. J. Rousseau's Schriften gehörten, schadete indess seiner Frömmigkeit nicht, wenn gleich sie einige Widersprüche mit den Lehren des Pfarrers, welcher ihn zur ersten Communion vorbereitete, in ihm bildete. Indem sich diese Widersprüche in der Periode seiner reifern geistigen Entwickelung klarer herausstellten, fand ein schwerer innerer Kampf statt, aus dem er zwar nicht irreligiös gesinnt hervorging, nach dem ihm aber doch Religion Sache des Verstandes und nicht des Herzens war. Da scheint ein tief erschütternder Unglücksfall ihn dem religiösen Leben ganz zugeführt zu haben; jedoch empfing er erst* 1811 *die Tonsur. Schon vor dieser Zeit* (1808, *wo er die confiscirten* Réflexions sur l'état de l'Église en France pendant le 18e siècle, et sur sa situation actuelle [3e édition, suivie de Mélanges religieux et philosophiques, Paris, 1819] *herausgab) hoffte er Alles von einer Reform der Geistlichkeit, und diese Ansicht hat er seitdem un-*

*) *Pierre Nicole, berühmter katholischer Theolog, geboren zu Chartres* 1625, *gest.* 1695. *Die* Essais de morale *bilden in der Ausgabe* 1733 – 41 13 Vol. *Vergl. J. D. de Lanjuinais* Études biographiques, Paris, 1823 (*deutsch im Auszuge in Vaters kirchenhist. Archiv,* 1824, 1s *Heft.*)

ausgesetzt verfolgt. Während der hundert Tage ging er nach England, wo er sich durch Unterrichtgeben ernährte. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er 1817 *die geistlichen Weihen, und trat anonym mit dem ersten Bande seines* Essai sur l'indifférence en matière de religion (Paris) *hervor. Dieses Werk, welches von einem grossen Talent und vieler Beredsamkeit zeugte, fand eine überaus glänzende Aufnahme: in zwei Jahren erschienen fünf Auflagen,* 1825 *die achte. Da der Verfasser sich nicht genannt hatte, so wurden allerlei Vermuthungen laut: Einige erklärten ihn für einen Jesuiten, Andere verneinten dies, indem sie seinen bitter-strengen Ton und seine Kühnheit der Gedanken anführten. Die Geistlichkeit bewillkommnete ihn als ihren Kämpen, und nannte ihn den neuen Bossuet. Während man so über den Character des Verfassers stritt, liess er auf der vierten Auflage seinen Namen drucken, gab* 1820—1823 *den zweiten bis vierten Band des Buchs heraus, und gegen die vielen Angriffe, welche er wegen der Fortsetzung nun auch von der Geistlichkeit erfuhr,* 1821 *eine* Défense etc. (Paris). *Von seinen andern Schriften sind die bedeutendsten:* De la Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, Paris, 1825 — 26, 2 Vol.; Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'Église, Paris, 1829. *Nach der Juli-Revolution* 1830 *gab er die Zeitung* l'Avenir *heraus, durch die er* 1831 *mit dem Heiligen Stuhl in Misshelligkeiten kam.* 1834 *erschienen seine demokratisch-religiösen* Paroles d'un Croyant (Paris), *die bald eine europäische Flugschrift wurden und eine Menge Broschüren dagegen hervorriefen; und* 1835: Troisièmes Mélanges (Paris), *in deren Vorrede er eine beredte Darlegung seiner politischen und religiösen Grundsätze gibt. Von seinen neuesten Werken nennen wir noch:* Esquisse d'une Philosophie, Paris, 1841, 3 Vol.; *ein Werk, das mehrere Auflagen erlebte und vielfach angegriffen ist* (Esquisse d'une critique sur l'Esquisse d'une philosophie par M. Lamennais. Par Alfred Vigneron, avocat, Paris, 1841, 1 Vol. M. Lamennais réfuté par lui-même, à l'occasion de son ouvrage intutilé: Esquisse etc., anonyme); Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie, Paris, 1 Vol. (18 feuilles); De la Religion, Paris, 1 Vol. in 32; *und endlich:* Le Pays et le Gouvernement,

Paris, 1840. *Diese Schrift, welche die damalige Regierung Frankreichs in ein gehässiges Licht zu setzen suchte, zog ihm eine Vorladung vor die Assisen der Seine zu. Die Jury erkannte ihn für schuldig. Er wurde zu einer nicht unbeträchtlichen Geldstrafe und zu einjähriger* (350 *Tage*) *Gefängnissstrafe verurtheilt, die er vom Januar* 1841 *bis Januar* 1842 *zu Paris in St. Pélagie überstehen musste.* (Procès de F. Lamennais devant la cour d'assises, à l'occasion d'un écrit intitulé: le Pays et le Gouvernement, relation complète, contenant etc., suivi d'une Notice biographique et littéraire sur M. F. Lamennais, par M. Elias Regnault, Paris, 1841, *in Lieferungen edirt*). *Herr Châteaubriand und der berühmte Volksdichter Béranger besuchten ihn während dieser Zeit. In der Mitte Februar* 1842 *begab sich Lamennais nach seinem Landgute* la Chesnais, *bei seiner Geburtsstadt Saint-Malo gelegen, in welcher sein Eintreffen grosse Sensation erregte. Er hielt sich hier bis Ende* 1845 *auf, kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo er gleich Béranger das öffentliche Auftreten vermeidet. — Lamennais wird zu den ausgezeichnetsten Kanzelrednern Frankreichs gerechnet. Eine fixe Idee von Katholicismus macht ihn intolerant. Sein Styl ist* grave et nerveux, régulier et véhément, sans fausse parure ni grâce mondaine, style sérieux, convaincu, pressant, s'oubliant lui-même, qui n'obéit qu'à la pensée, y mesure paroles et couleurs, ne retentit que de l'enchaînement de son objet, ne reluit que d'une chaleur intérieure et sans cesse active*). *Die folgenden Proben haben wir aus des Autors* Nouveaux Mélanges (Paris, 1826, *noch oft gedruckt*) *entnommen. — Vgl. über Lamennais: Sainte Beuve a. a. O. p.* 282 — 329; *F. W. Carové, in Jahrbücher für wissensch. Kritik* 1833, *No* 21—25; *über ihn als Philosoph:* Ph. Damiron, Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19e siècle T. I, 255 — 282; E. Lerminier, Lettres philosophiques, adressées à un Berlinois (Paris, 1833), 8e lettre. *Seine Schriften verzeichnet J. M. Quérard,* la France littéraire, T. IV, p. 492—493.

*) C. A. Sainte-Beuve Critiques. (Edit. de Bruxelles, 1832, T. II, p. 313. 314.)

Sur le suicide.

Il n'est point de jour où le récit de quelque suicide ne vienne consterner l'âme, et nous éclairer sur la profondeur de la plaie que la philosophie a faite aux moeurs publiques: car, avant qu'on eût ébranlé l'empire des idées religieuses, le meurtre de soi était un crime presque inconnu; et aujourd'hui même on en trouverait à peine des exemples chez les nations que l'impiété n'a pas encore perverties. Merveilleux progrès de la raison! elle a rejeté la parole de vie, pour nous enseigner des doctrines qui condamnent à mort leurs sectateurs: et tandis qu'en nous montrant le ciel, la religion nous fait supporter avec une égale constance ces deux grandes épreuves des forces humaines, la prospérité et le malheur, la philosophie, s'efforçant de concentrer sur la terre les désirs infinis d'un être immortel, a mis le désespoir à l'extrémité de toutes nos joies et de toutes nos douleurs.

Il n'est pas si aisé qu'on le pourrait croire de réconcilier l'homme avec sa condition présente. Déchu d'un plus haut état, l'instinct de sa grandeur le tourmente sans cesse; il aspire à recouvrer son rang, et il y a en lui, malgré lui, quelque chose qui s'indigne quand on mutile ses destinées. On a beau flatter son orgueil par de vaines promesses d'indépendance, on ne guérit pas la plaie de son coeur. Plus il s'éloigne de l'ordre, plus les angoisses se pressent autour de lui. Roi de ses misères, souverain dégradé et en révolte contre lui-même, sans devoirs, et dès lors sans liens, sans société, seul au milieu de l'univers, il se fuit, ou plutôt il cherche à se fuir dans le néant.

Les biens et les maux d'ici-bas fatiguent presque également les âmes vides d'avenir. On se repaît de chimères, on vit d'attente; puis l'on s'en va, quand on s'imagine qu'il ne reste plus rien à désirer ou à souffrir.

Chose étrange! pour dégoûter l'homme de la vie, il suffit de la lui livrer tout entière, de le rassassier de ses plaisirs; alors, connaissant tout et ennuyé de tout, il sai-

sit avidement la mort comme une dernière sensation, ou une dernière espérance.

Non moins faible contre l'adversité, la moindre traverse l'irrite et l'abat. Il oublie que cette vie rapide n'est pas une jouissance mais un travail, et il se croit libre de refuser une existence qui lui pèse. Triste effet de l'extinction de la foi! lorsqu'un peuple tombe dans l'incrédulité et dans les désordres qui en sont la suite, il perd jusqu'à la force de supporter les maux qu'il se fait lui-même. Ses doctrines et ses lois ne laissant aux infortunés d'autre refuge que la tombe, ils s'y précipitent aveuglément, et, dans leur effrayante aliénation, cherchent la fin de tout, là où tout commence pour ne finir jamais.

La religion seule, en instruisant l'homme de sa condition véritable, en lui apprenant ce qu'il est, ce qu'il doit être, l'élève au-dessus de tous les événemens, et le retient sur la terre par de sublimes devoirs, et par l'espérance même qui en détache son coeur. Elle sait qu'il y a beaucoup à pleurer, beaucoup à souffrir en ce lieu d'exil, et elle dit: Heureux ceux qui pleurent, heureux ceux qui souffrent; et cette consolation s'est trouvée plus puissante qu'aucune autre. Ne pensez pas, cependant, qu'elle néglige d'essuyer ces larmes dont elle ôte l'amertume, d'adoucir ces souffrances qu'elle enseigne à supporter. Partout elle avait ouvert des asiles à l'infortune; sa tendresse n'oubliait aucune faiblesse, aucune douleur; elle recueillait jusqu'au remords. Cette sollicitude a, de nos jours, paru peu philosophique. On a détruit ces asiles du malheur et du repentir. Renversé en quelques momens, l'oeuvre de quatorze siècles s'est évanoui comme un songe de bonheur et de vertu. Ne nous plaignons pas, néanmoins; si la philanthropie du siècle nous a ravi les belles institutions créées par la foi de nos pères, nous n'avons pas tout perdu, il nous reste la Morgue*) et les filets de Saint-Cloud.

Remarquez cependant la différence des doctrines et

*) *Das Gebäude in Paris, wo die Selbstmörder gerichtlich beschaut werden.*

de leurs effets. La philosophie qui dit à l'homme: Vis pour toi! le conduit à un dégoût profond de la vie; la religion, qui lui ordonne de vivre pour les autres, la lui rend douce; et le sacrifice de soi, sans lequel nulle société n'existe, est aussi pour l'individu un principe de conservation. Et l'on ne doit pas s'en étonner; car si l'on y réfléchit, on comprendra qu'aucun être ne se conserve qu'en se conformant à l'ordre, et que l'ordre lui-même n'est que l'ensemble des devoirs, ou des rapports qui unissent chaque être aux autres êtres. Se soustraire à ces devoirs, ne considérer que soi, essayer de se faire une félicité, une vie à part, c'est donc tout à la fois une extravagance et un crime: une extravagance, car nul ne peut vivre seul ni vivre heureux qu'en obéissant à ses lois naturelles; une crime, car c'est tenter de se rendre indépendant de Dieu, de se mettre à sa place. On s'adore réellement dans ses passions, dans ses désirs; on y sacrifie tout, et soi-même s'il le faut; et le suicide, terrible et dernier acte du culte de soi, n'est en effet que le sacrifice de tout l'homme à lui-même.

La révolution qui, depuis trente ans, s'est opérée dans les croyances a tellement effacé ou corrompu l'ordre, qu'on a cru que la justice sociale devait être indifférente à ce genre de meurtre. On va plus loin, on veut que la religion soit complice de cette indifférence; on veut que, sur le cadavre encore sanglant du malheureux qui vient de se tuer, elle appelle les bénédictions du Dieu qui a dit: T u n e t u e r a s p o i n t. Et depuis quand l'homicide est-il une action qu'il soit utile de consacrer au nom du ciel? Craint-on qu'il n'y ait pas assez de suicides? Sont-ce les scrupules de leur conscience qu'on veut tranquilliser? Hommes de notre siècle, vous avez des attentions bien touchantes. Vous parlez de pitié, de miséricorde; mais le scandale que donnerait l'Église en tolérant le meurtre, à quoi servirait-il à l'infortuné qui n'est plus? Triste pitié qui ne sauve que l'amour propre d'une famille, en préparant peut-être le désespoir de plusieurs autres.

Laissez à la religion ses lois, aussi bien vous ne les

changerez pas ; elles sont immuables comme Dieu même. Occupez-vous plutôt de réformer les vôtres ; il en est bien temps. Tout hébétés de matérialisme, vous vous imaginez qu'il en est de l'ordre social comme de votre philosophie où la mort finit tout, et le suicide vous paraît hors du domaine des lois, parce que le coupable est hörs de leur atteinte.

Mais ne voyez-vous pas que cet homme qui est mort laisse un exemple qui ne meurt point, et que cet exemple, on doit en prévenir les effets ? Toute punition, celle de l'assassin même, n'a pas d'autre objet ; car enfin son supplice ne rend pas la vie à sa victime. Si donc l'homme qui se tue donne un exemple funeste, il est juste, il est convenable de flétrir sa mémoire, non pour punir celui qui ne peut plus être puni que par Dieu, mais pour détourner, autant que possible, les autres hommes de l'imiter. Et qui doute que le suicide ne soit nuisible à la société ? Elle ne subsiste qu'à l'aide des lois, par le respect ou la crainte qu'elles inspirent. Or, quiconque se croit maître de sa vie, quiconque est prêt à la quitter, est, de fait, par cela seul affranchi de toutes les lois ; il n'a plus de règle ni de frein que sa volonté. Cela est si vrai, qu'à Rome le suicide ne devint commun que dans des temps de calamité ; on y eut recours comme au seul moyen de soustraire à des lois et à des jugemens abominables. Ce fut aussi à la même époque que la philosophie entreprit de le justifier, et outrant l'erreur, selon sa coutume, elle enseigna qu'on pouvait se tuer pour se dérober aux souffrances d'une maladie incurable, à l'indigence, aux peines de l'âme, ou pour s'affranchir des lois de la nature même.

Des gens qui ne voient dans les actions de l'homme que des résultats nécessaires de son organisation physique prétendent que le suicide est l'effet d'une maladie. Or, disent-ils, voulez-vous que l'on punisse les maladies ? Non, mais qu'on les prévienne, qu'on en arrête le développement. Il y a moins de suicides quand les lois flétrissent ceux qui se tuent. Des lois contre le suicide sont donc utiles à la société. Mais j'ai honte de raisonner sur une

supposition aussi fausse qu'abjecte. D'après quoi jugez-vous que le suicide, hors certains cas très-rares, soit l'effet d'une maladie? parce que cet acte violent est contraire à la raison? Mais quel crime n'est pas, dans le même sens, un acte contraire à la raison? Il ne manquerait plus que de les excuser tous, comme une suite involontaire du dérangement des organes.

Enfin voilà ce qu'on ose soutenir. J'ignore ce que ces doctrines présagent à la société. On peut assurer du moins qu'elles lui préparent des destins nouveaux. Les peuples aussi éprouvent je ne sais quelle inquiétude, quel dégout d'être, qui les sollicite à se détruire eux-mêmes. Le mouvement vers la mort est partout, et entraîne tout. On dirait que le monde est pressé de finir. Témoins de ce mouvement terrible, le philosophe s'applaudit, le politique s'effraie, et le chrétien espère.

Nazon.

Nazon a peu d'esprit, mais il use toujours de tout l'esprit qu'il a. Il est incapable d'une haute pensée, mais il a une pensée constante, qui est lui-même: laissez le faire; il a résolu d'arriver, il arrivera. Il est propre aux petites choses, c'est déjà beaucoup; il n'est pas propre aux grandes, c'est encore plus. Qui oserait lui contester d'être supérieur à ce qui n'est rien? Ne sait-il pas lire, calculer, parler, et surtout se taire? Entre le oui et le non, le vrai et le faux, il y a toujours pour lui un milieu sûr: le silence. Il a trouvé un autre milieu entre le bien et le mal, entre les intérêts de la société et les intérêts de ceux qui l'attaquent, et ce milieu, c'est sa conscience; sa conscience est donc également utile à la société; sa conscience parviendra donc. D'ailleurs, comment douter qu'il soit nécessaire au salut de l'État, lorsqu'il l'a dit et redit tant de fois, et qu'il le croit peut-être? Ses talens, qui les ignore? Ne s'est-il pas fait applaudir alternativement par tous les partis? N'a-t-il pas plus d'une fois négocié avec avantage l'honneur et le bon sens du sien? Qui sait mieux que lui s'alléger d'une promesse gênante,

et glisser entre deux engagemens? S'il était lié, comment pourrait-il excuser tout et concilier tout? Sa bienveillance est universelle: il a des paroles douces pour les royalistes; il en a de consolantes pour la révolution, qu'on a vue s'attendrir en les écoutant; aussi l'aidera-t-il au besoin. Ce n'est pas pour cela qu'il abandonne la royauté ni la religion; le ciel l'en préserve! il fera même quelque chose pour Dieu, s'il y pense, et s'il en a le temps. C'est un homme étonnant que Nazon, en fait de reconnaissance. Il sait tout ce qu'il lui en a coûté pour devenir ce qu'il est, tout ce qu'il se doit à lui-même; soyez tranquille, il ne négligera rien pour s'acquitter.

On ne lui connaît que deux ennemis: le passé et le présent. Il assure être bien avec l'avenir; il se réfugie dans son sein: „c'est là, dit-il, qu'il faut le contempler; car les hommes comme les choses ont leur point de vue." Les royalistes cherchent celui de Nazon; les révolutionnaires l'ont déjà trouvé; ils le regardent du haut de Pyrénées*). Écoutez ses admirateurs, car il en a, et ils ont la plupart de fort bonnes raisons pour l'être: ils vous diront qu'a la vérité ils ne savent trop que dire; qu'on est aussi bien pressé; qu'on fasse eomme lui, qu'on attende; qu'il y a dans Nazon un génie caché qui surprendra tout le monde en se découvrant. Et comment l'ont-ils aperçu ce génie? Nazon s'est tû devant eux; ou bien il a parlé, et ils ne l'ont pas compris. Or, cela donne à penser; il est clair qu'il y a quelque chose là-dessous. Au reste, les détracteurs même de Nazon, s'il en a, ne sauraient s'empêcher de reconnaître au moins en lui une qualité éminente, et c'est la force de caractère. En aucune circonstance, s'est-il jamais rebuté? Quand a-t-il perdu le désir d'arriver et désespéré de lui-même? Quelle est la porte qu'il n'ait pas fléchie par sa persévérance? Il voulait entrer, elles se sont ouvertes; espérons qu'elles ne seront pas plus inflexibles si quelque jour il souhaite sortir.

*) 1823.

Physcon.

C'est bien le meilleur des hommes que Physcon; il n'a rien à lui, pas même sa conscience: tout est à ses amis, et il a constamment eu le bonheur de compter parmi eux tous les gens en pouvoir. On le trouve dans leur cabinet, à leur table, d'où il sort le dernier, plein d'admiration pour ce qu'ils ont dit, et pour ce qu'ils diront. Ce n'est pas qu'il soit flatteur, Dieu l'en garde! il hasardera même quelquefois de montrer une opinion, ne fût-ce que pour l'abandonner ensuite à propos. Un *je me trompais* a souvent tant de grâce, et peut conduire un homme si loin! Ne croyez pas cependant que Physcon désire les emplois: seulement il les accepte, car enfin l'on doit se rendre utile. Qui en est plus persuadé que lui, et qui le dissimule moins? Membre d'un corps de l'état, il y parle peu, mais il vote; et avec quelle défiance de son esprit! Il sait que les apparences trompent, qu'il n'est rien de stable sous le soleil; au lieu donc de s'aventurer à penser encore ce qu'il avait toujours pensé jusque là, ce qui était certain pour lui comme pour tout le monde, il s'approche modestement du régulateur de sa raison législative, se penche à son oreille, puis dresse les siennes pour recueillir, sans en rien perdre, la réponse à cette question profonde et délicate: *Monseigneur, qu'est-ce qui est vrai aujourd'hui?* Monseigneur le lui dit, le voilà tranquille; qu'on parle maintenant, qu'on discute, sa conviction est formée, on ne l'ébranlera pas; s'il en change jamais, ce ne sera du moins qu'après que certain hôtel aura changé de maître; alors il écoutera, il verra. Il est bon d'être ferme, il le sait; mais il sait aussi qu'on ne doit pas être sottement opiniâtre: tout en ce monde a sa mesure, ses bornes; et encore faut-il dîner.

Pensées diverses.

On demandait au brahme Poulahvi ce qui monte le plus haut? Il répondit, L'orgueil d'un esprit médiocre qui détourne ses regards de Dieu. Ce qu'il y a de plus vaste?

Il répondit, Les prétentions d'un homme ambitieux qui n'aime que soi. Ce qu'il y a de plus profond? Il répondit, Le sommeil d'un prince que sa conscience ne réveille plus. Ce qu'il y a de plus petit? Il répondit, les pensées d'un visir qui ne voit que le présent. Ce qu'il y a de plus malheureux? Il répondit, Le sort du peuple abandonné à ce visir.

La plus grande misère de l'homme n'est pas l'incertitude de ses jugemens, mais l'inconstance de sa volonté.

La raison n'ordonne jamais, elle conseille tout au plus: la parole qui commande vient de plus haut.

Il y a des choses qu'on dit pour les faire d'abord croire aux autres, et tirer ensuite de là un motif pour les croire soi-même. Voilà pourquoi les vieillards aiment à se louer de leur santé, de leur mémoire, de leur esprit qui n'a pas baissé, disent-ils. Ils cherchent un témoignage pour affermir leur foi.

On aime généralement à montrer ce qu'on sait. Il y a cependant une chose dont on est encore plus pressé de parler; c'est ce qu'on ne sait pas.

Quand on ne porte pas l'amour de soi jusqu'à la haine des autres, on est tranquille, on se croit en règle.

Le sentiment que nous avons des choses varie selon notre état intérieur; et notre état intérieur varie lui-même suivant les impressions que nous recevons du dehors; de sorte que notre âme agitée perpétuellement, ne peut se reposer ni dans la joie, ni dans la douleur.

Toutes nos joies sont soudaines; jamais elles ne naissent de la réflexion: on dirait qu'elles ne peuvent entrer dans l'âme que par surprise.

Nous avons peu de sentimens purs; presque toujours ils sont mélangés. Les larmes ont leur joie secrète, il ne faut pas creuser bien avant dans la joie pour y découvrir quelque tristesse cachée. Croire sincèrement être ce qu'on est, voilà toute l'humilité, cette vertu si rare et si pénible à l'homme.

SALVANDY.

NARCISSE ACHILLE COMTE DE SALVANDY, *aus einer irischen Familie, wurde zu Condom, im Departement du Gers, am* 11. *Juni* 1795*) *geboren, kam jung nach Paris und studirte im Lycée Napoléon (früher und auch jetzt wieder Collége de Henri IV). Darauf nahm er Militärdienste, machte die Feldzüge von* 1813 *und* 1814 *unter den Ehrengarden Napoleons mit, wurde mehrmals verwundet, und stieg durch Muth und militärische Tüchtigkeit bis zum Regiments-Adjutanten. Am* 6. *April* 1814 *empfing er zu Fontainebleau, aus den Händen Napoleons den Orden der Ehrenlegion. Nach der ersten Restauration wurde er bei der Adjutantur des Königs angestellt, und begleitete im März* 1815 *die Prinzen bis an die Grenze. Während der hundert Tage und nach der Schlacht bei Waterloo gab er einige Broschüren heraus, und* 1816 *seine mit Freimüthigkeit, Vaterlandsliebe und Talent verfasste Schrift:* La Coalition et la France, *welche auf Verlangen der fremden Gesandten confiscirt werden sollte. Indess wusste der Verfasser bestehende Gesetze dagegen anzuwenden, und nur als die Minister ihn auf die zu nehmenden höhern Rücksichten aufmerksam machten, gab er seine Opposition auf. Er wurde dafür* 1819 *als Requetenmeister im Staatsrathe angestellt, und fand neue Veranlassungen, mit politischen Flugschriften aufzutreten. Diejenige unter dem Titel:* Dangers de la situation présente, Paris, 1819, *hatte seinen Bruch mit dem Ministerio zur Folge: er wendete seine Musse zu einer Reise nach Spanien an. Als er nach Paris zurückgekehrt war, bot man ihm seine Stelle im Staatsrathe wieder an, doch unter Bedingungen, die er mit seinen Ansichten und seiner Ehre nicht vereinbar fand. Er widmete sich nun gänzlich der Literatur, und gab, ausser mehreren kleineren politischen Broschüren, nach und nach noch folgende Schriften heraus:* 1. Don Alonso, ou l'Espagne, histoire contemporaine, Paris, 1824, 4 Vol. 3e édit. 5 Vol. 4e édit. 1828, 4 Vol. (*deutsch Breslau,* 1825, 5 *Bde.*) *Ein historischer Roman von bedeutendem Werthe, welcher uns*

*) *Nach Quérard* 1796.

ein anschauliches Bild von der Verwirrung in Spanien seit Karls III. Tode, 1788, *giebt. Kraftvolle Zeichnung, geistreiche Gedanken, tiefe Bemerkungen und eine seltene Beredsamkeit zeichnen ihn aus, und erwarben seinem Verfasser den Rang eines der besten Schriftsteller der Franzosen.* 2. Islaor, ou le barde chrétien; nouvelle gauloise, Paris, 1824, in 12. (*deutsch von F. K. v. Erlach, Heidelberg,* 1825), *die Geschichte eines Tribunen, der, weil er ein Christ ist, unter Julian's Regierung das Heer verlassen muss, und sich nach Gallien flüchtet.* 3. Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobieski, Paris, 1829, 2e édit. 1830, 3 Vol. *und noch oft, ein gutgeschriebenes Geschichtswerk, voll mannigfacher Belehrung.* 4. Seize mois, ou la révolution et le parti révolutionnaire, Paris, Juill. 1830; Lyon, Novbr. 1831; Paris, Décbr. 1831; 2e édit. Vingt mois, etc. Paris, 1832; *neueste Auflage und umgearbeitet* Paris, 1850. *Der Zweck dieser Schrift ist, den Zustand der Dinge, den Erfolg der Bewegungen seit dem Juli darzulegen. Der Verf. ist seinen politischen Ansichten nach ein gemässigter Liberaler.* 5. Paris, Nantes et la Session, Paris, 1832, *gleichsam eine Fortsetzung der vorigen Schrift.* 1833 *gab Salvandy den anziehenden Roman:* Natalie (Paris, *neuste Auflage* 1847), *von einer unbekannten Dame, heraus, mit einer Einleitung über die schriftstellernden Frauen Frankreichs. Mit Victor Cousin gab er* 1851 *zu Paris seine berühmte Brochüre:* Principes de la révolution et du gouvernement représentatif *heraus.* — 1833 (8. *Nov.*) *wurde Salvandy von dem Wahl-Collegium zu Evreux zum Deputirten gewählt, und am* 19. *Febr.* 1835 *erwählte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, deren Director er gegenwärtig ist. Am* 15. *April* 1837 *wurde er unter dem Ministerium Molé Minister des öffentlichen Unterrichts und bekleidete dieses Amt bis zum* 31. *März* 1839. *In der Mitte December* 1841 *wurde er als ausserordentlicher Gesandte nach Madrid geschickt, und kurz vor seiner Abreise in den Grafenstand erhoben. Da er aber, laut Instruction, nicht mit dem Regenten von Spanien, Espartero, sondern mit der Königin selbst in directe Verbindung treten sollte, so missglückte seine Mission durch die Weigerung des Regenten, der dies als eine Ver-*

letzung seiner Würde ansah. Schon am 6. *Januar* 1842 *verliess Salvandy Madrid, ohne weitere Instructionen seines Hofes abzuwarten. Erst am* 2. *Februar* 1845 *begann seine öffentliche Thätigkeit aufs neue. Er wurde an diesem Tage wieder zum Minister des öffentlichen Unterrichts und Grossmeister der Universität an Villemain's Stelle ernannt. Ein Jahr später erhielt er von der Königin Isabelle das Grosskreuz des Ordens Carls III. Nach der Februar-Revolution* 1848 *wurde Salvandy eifriger Legitimist und ist einer der Häupter der constitutionell-monarchischen Doctrinairs. Anfangs* 1852 *machte er im Auftrage seiner Partei eine Reise zum Grafen Chambord. — Eine Biographie Salvandy's enthält die* Biographie nouvelle des Contemporains, T. XVIII, p. 400—402. *Seine Schriften verzeichnet J. M. Quérard:* La France littéraire, T. VIII, p. 424—426.

Fragment de Don Alonso ou l'Espagne.

(Tome II, Chap. 3.)

„J'arrivai à Briebiezca en même temps que l'empereur. Il m'ordonna de demeurer auprès de lui, quoique Joseph continuât d'habiter la capitale de l'Alava. J'aperçus, dès le premier entretien de Napoléon, des projets qui roulaient confusément dans sa pensée, et devaient, en se fixant, donner à l'Espagne de nouveaux orages. Toute idée d'une forme étrangère était importune à son ambition, comme un larcin ou comme une menace. Ce prince ombrageux s'effrayait déjà de la puissance que donnerait à son frère la vaste domination des Espagnes. Il me parut dès lors disposé à traiter en rival, en ennemi, un roi dont l'empire, borné à quelques champs de bataille, ne reposait encore que sur les chances douteuses de l'avenir, et je tremblai de voir bientôt l'indépendance ou du moins l'intégrité de la monarchie espagnole attaquée par celui que ses intérêts et ses promesses en devaient rendre le défenseur.

„Les colonnes françaises s'arrêtèrent devant les hauteurs. L'armée espagnole attendait de pied ferme le choc des aigles impériales. L'empereur se porta en avant pour

reconnaître l'obstacle que rencontrait leur marche, et il jugea la position assez forte, l'ordre de bataille assez savant, pour remettre l'attaque au lendemain. A mesure que les troupes arrivaient en ligne, elles établissaient leurs bivouacs en présence des postes ennemis. Des deux côtés les feux s'allumèrent. Le cri des sentinelles espagnoles se faisait entendre jusque dans le camp français. La nuit fut calme et pure. La lune promenait sur cette grande scène son disque paisible, et les deux armées dormaient, en attendant que le lever du jour leur permît de s'entr'égorger.

„Je pris mon gîte en arrière des bivouacs, dans un des hameaux qui bordaient la route. Les habitans s'étaient enfuis de toutes parts, et les soldats, ne trouvant point de bois, de paille, d'alimens dans ces solitudes où il n'y avait ni un arbre ni un homme, avaient à moitié démoli le village pour employer la charpente à se défendre de la fraîcheur des nuits, et le chaume à satisfaire ou plutôt à tromper la faim des chevaux. Je m'établis dans une de ces maisons désertes et délabrées. Tout ce qu'il me fallait, c'était un moment de repos, au milieu des tristes événemens que je venais de traverser et de ceux qui m'attendaient encore. Tous mes sentimens d'homme, de frère, d'Espagnol, étaient froissés; dans le désordre de mes pensées, je regrettais le calme, et quel calme, grand Dieu! du monastère de San-Lorenzo.

„La hutte sauvage où j'avais cherché un asile, était la moins endommagée du canton. Un bruit d'hommes, des hennissemens de mules, des voix de femmes se firent entendre à la porte: c'était Matéa, qui cherchait un abri sous ce toit grossier. Elle était partie de Vittoria, impatiente de rentrer dans Madrid, sûre de voir les armées du saint-office fuir partout devant vos drapeaux. Peut-être le roi, inquiet d'être laissé loin du centre des opérations militaires et politiques, avait-il compté sur l'habileté, sur l'ardeur de la comtesse, soit pour démêler les desseins jaloux de l'empereur, soit pour les fléchir. Elle fut surprise de me retrouver: elle s'en montra heureuse. Je lui parlai de ce qui s'était passé aux bords de l'Èbre, et elle parvint à dissiper les accusations qui s'élevaient

contre elle dans mon coeur, en m'assurant qu'elle s'était bercée de l'espoir qu'à l'aspect de ses soldats mutinés, Alonso aurait cherché un asile dans le camp français. Matéa pouvait me persuader sans peine, quand elle se défendait d'avoir conspiré le meurtre de mon frère. Le cri douloureux qu'elle avait poussé au moment où la soldatesque se précipitait sur le général désarmé, attestait que son coeur se révoltait contre les menaces des complices de Fortunato. Il ne resta bientôt plus de nuages entre nous; je retrouvai l'appui de ma vie. Jamais je n'avais ressenti plus vivement le besoin d'être soutenu. La journée du lendemain me semblait affreuse. La pensée des dangers qu'allaient courir Alonso et Maria, au milieu de trente mille Espagnols résolus à mourir avec eux, cette pensée portait le trouble jusque dans ma conscience.

„La comtesse avait cru arriver sans obstacle à Burgos, la nuit même, sous la protection des armes françaises. Contrainte de s'arrêter devant la résistance d'Alonso, elle accusait, dans sa colère, et le génie de l'empereur et la bravoure de vos soldats. Le sommeil mit un terme à ses emportemens, et je demeurai en proie aux angoisses qui déchiraient mon sein.

„Avant le lever du jour, les sons d'une musique guerrière retentirent le long de la ligne française; je tressaillis; c'était le signal du réveil. L'armée s'ébranla: le dragon, le hussard donnaient des soins à leur compagnon de gloire, tandis que le fantassin, étendu le long des feux, riait des travaux de l'orgueilleux cavalier, ou dormait encore. Mais, au bruit d'une fusillade lointaine, il secoua la paille du bivouac, prit son arme fidèle et se pressa autour de ses drapeaux. Les aides de camp s'agitaient de toutes parts; les généraux commençaient à paraître sur la porte des chaumières qui leur servaient de demeure, et l'artillerie prolongeait, sur la route ébranlée, sa marche pesante. Tout à coup l'ordre d'aller au trot lui fut donné, et ces lourdes machines, dans leur course qui faisait trembler la terre, renversaient les escadrons formés en bataille au milieu du village. Une des ailes de l'armée, déployée vers les montagnes, pour tourner Alonso, venait d'être

rompue et taillée en pièces. On n'avait pas trouvé dans le canton un habitant qui pût servir de guide. Seulement une jeune femme s'était rencontrée, ayant un de ses enfans sur les bras et l'autre à ses côtés. Elle avait consenti à conduire les Français, et marchait à leur tête en chantant, lorsque tout à coup elle jeta sa fille qui la suivait, de l'autre côté d'un précipice, et disparut elle-même, suspendue adroitement aux rameaux fléxibles d'un saule, avec un fardeau qui eût été pesant pour tout autre qu'une mère. Une grêle meurtrière accabla aussitôt vos régimens perdus dans des gorges profondes. Les héros d'Austerlitz entendaient, dans leur chute, les rires et les outrages de celle qui les avait menés à la mort. Ils périrent sans pouvoir combattre, sans essayer de fuir. Seuls deux grenadiers songèrent à se traîner tout sanglans jusqu'à nos quartiers; mais ce n'est pas le soin de leur vie qui les occupait: ils avaient à sauver leurs drapeaux. En tirant de leur poitrine l'aigle sacrée, tous deux expirèrent.

„L'armée, au récit d'un tel désastre, resta silencieuse et morne. La valeur française ne s'accoutumait pas à cette sorte de combats sans égalité, et de dangers sans gloire. La guerre sauvage que leur faisait notre population étonnait des hommes qui croyaient avoir tout épuisé en fait de périls, de privations et de résistances. Ce désert qu'ils semblaient porter avec eux, tels que le lépreux ou le coupable, cette solitude des villes ou des bourgades muettes comme des tombeaux, ce silence des chemins qui n'était interrompu de loin en loin que par des bruits de mort, toutes ces nouveautés menaçantes déconcertaient les plus bouillans courages.

„Cependant l'ardeur de la vengeance s'alluma bientôt dans les rangs. On vit une armée espagnole accepter le combat; on jura de châtier sur elle le meurtre des braves qui venaient de succomber, et je craignis qu'il ne fût pas fait de quartier aux vaincus.

„De nouveaux corps furent destinés à attaquer les revers des montagnes. On choisit des guides parmi un gros de prisonniers que vos partis amenaient au camp: c'étaient, pour la plupart, des habitans du pays, déguenillés, demi-

nus, ils n'avaient pour uniforme que le ruban rouge. Je reconnus le gendre de Léonardo. Il me sembla qu'Angel, dans la fleur de l'adolescence, et près de conduire à la couche nuptiale sa compagne désignée, devait attacher du prix à la vie.

„Je l'indiquai avec le jeune béat, frère de sa bien-aimée, pour conduire vos légions. Le moment de mettre son obéissance à l'épreuve était d'autant mieux choisi, qu'une troupe de femmes, chassées de leurs asiles lointains par vos éclaireurs, avaient fui devant eux jusqu'à nous, et venaient de se précipiter dans l'église, en demandant deux choses: l'absolution et l'honneur, comme si elles fussent tombées aux mains de Kalmouks et d'Arabes. Dans le nombre était Maria del Carmen et avec elle sa fille, embellie par les émotions de la fatigue et de la peur. Angel avait vu sa fiancée; il avait pressé sa main tremblante; le béat avait vu sa soeur et sa mère. Ils partirent accompagnés des conseils de Maria del Carmen, des voeux de Catalina, et entourés de baïonnettes; la division qu'ils conduisaient erra loin du but où elle croyait marcher. Le général français vit qu'il était trahi; les deux Castillans ne se justifièrent pas. Ils se mirent à genoux, et tombèrent fusillés.

„Le soleil s'était levé à notre gauche, au milieu d'un ciel sans nuages; des vapeurs légères semblaient ne parsemer le firmament que pour prêter, par leurs brillans reflets, un éclat de plus et un cortége au réveil de l'astre-roi. A le voir monter avec majesté au-dessus de l'horizon, dans une immense couronne de feu et d'or, on eût dit un arbitre qui allait prononcer sur ces grands différends; il ne venait si paisible et si beau que pour éclairer le carnage.

„Des tirailleurs descendirent dans l'étroite vallée qui séparait les deux camps, et engagèrent le combat. Les soldats prenaient plaisir à cette lutte meurtrière, et certains de l'avenir, ils se bornaient à railler la retraite précipitée de leurs camarades, lorsque les chasseurs espagnols, adroits et lestes, avaient un moment l'avantage sur les chasseurs français.

„Je distinguais tous les corps distribués devant nous

sur les hauteurs. Celui d'Alonso se déployait sur la première ligne. Le général passa dans les rangs; une femme, qu'un cheval blanc semblait fier de porter, agitait à côté du jeune chef son panache rouge; et des cris de Vive le bien aimé don Ferdinand! vive l'indépendance nationale! éclataient sur leur passage. Les enseignes aux couleurs d'Aragon et de Castille flottaient autour d'eux dans les airs. Ce général, cette héroïne, étaient mon frère et Maria; ces soldats mes concitoyens, ces drapeaux ceux de ma patrie. Les cris qui retentissaient le long des collines opposées ne parlaient à mon âme que des sentimens dont elle avait été remplie, et des voeux que j'étais destiné à former jusqu'à ma dernière heure. Autour de moi tout était étranger; les armes qui brillaient à mes côtés allaient se tourner contre tout ce qui avait des droits à ma sympathie, à ma tendresse. Des larmes remplirent mes yeux, je me demandai s'il était bien vrai que la cause de mon pays ne fût point là où je voyais ses enfans et ses couleurs.

„Un coup de canon, parti auprès de moi, sembla me répondre. Le roc sur lequel s'était arrêté le cortége de mon frère fut ébranlé. Dans mon trouble, je m'élançais en avant pour traverser l'arène, et pour me réunir aux fils de la vieille terre de mes aïeux; Matéa, que j'étais loin d'attendre dans un tel lieu, s'approcha de moi et me dit tout émue: „Ils ont pris le beau rôle; le nôtre est moins brillant, mais plus utile. Que cette pensée nous console et nous fortifie.“ En ce moment, une batterie espagnole répondit à l'appel des batteries françaises: le boulet passa au-dessus des troupes immobiles qui attendaient devant nous le signal de l'attaque, et, traçant un long sillon sur la terre, il vint, de bond en bond, expirer aux pieds de la comtesse épouvantée. Un général l'avait amenée, croyant pouvoir encore, sans péril, lui montrer le magnifique aspect de deux armées en bataille. Elle s'enfuit; je l'accompagnai dans sa marche rapide. Elle pressait ma main avec émotion; mon coeur espagnol savait gré au sien de partager mon trouble. J'étais heureux de m'appuyer un moment sur son affection. Mais, dès que je cessai de craindre pour elle, je revins au grand et dou-

loureux spectacle qui m'attendait. Il me semblait que je réussirais à tempérer l'ardeur de la victoire: l'empereur m'avait ordonné la veille de me tenir à la portée de ses ordres: ma présence pouvait devenir utile.

„Le feu s'était étendu sur le front tout entier. Des flots de fumée commençaient à dérober aux yeux les corps qui faisaient entendre leurs décharges pressées. Le canon dominait ces bruits funestes; les bataillons, échelonnés derrière la première ligne, écoutaient planer sur leurs têtes le boulet ennemi, et le suivaient des yeux jusque dans les rangs de la cavalerie, qui s'eloignait pour ne pas rester exposée à d'inutiles périls. Cavaliers et fantassins, tous murmuraient de ces longs préludes. Ils s'indignaient que l'ennemi ne fût pas livré à leurs bouillans courages. L'empereur n'était pas épargné dans leur colère, et l'officier semblait ne point entendre les imprécations que ses soldats envoyaient au chef de l'empire. „Jeunes gens, disait Bertrand, de quoi avez-vous peur? Le maître que nous avons ne laissera pas rouiller vos fusils. Il nous fait faire là une vilaine campagne: les Espagnols ont raison mille fois pour une. Leurs cris de Vive la nation me font mal. Vous autres, vous ne savez pas ce que cela veut dire: vous n'avez pas fait les guerres de la liberté.“ Un grenadier répondit au sergent: „Si ce boulet qui vient de raser mon bonnet à poil pouvait se planter sur les épaules de Napoléon le Grand à la place de sa tête chérie, nous n'aurions pas moins un tondu pour général, et celui-là n'aurait peut-être pas un frère Joseph auquel il fallût conquérir des royaumes.“ J'étais étonné, j'étais inquiet de ce langage. Je croyais que le feu de la révolte s'allumait dans les âmes. Tout à coup, la bouche qui s'était ouverte pour proférer une malédiction, pousse le cri de Vive l'empereur, qui, répété avec enthousiasme par l'armée entière, uni au bruit des tambours et des clairons, soutenu par les fanfares, domine le tonnerre des batailles. La joie éclatait dans le trépignement des soldats, le cliquetis des armes, l'agitatition des casques et des drapeaux. Parmi ces cent mille hommes il n'en était pas un qui doutât de vaincre ou s'inquiétât de mourir.

„Je cherchais pourquoi cette soudaine ivresse: sur la route venait de s'élever un nuage de poussière. On en vit sortir quatre-vingts lances avec leur fer étincelant et leur flamme blanche et rouge qui flottait dans les airs. Un homme courait en tête de ce cortége. Un chapeau militaire, d'une forme étroite et basse, que ne relevaient ni la plume blanche ni le galon d'or, une redingote grise qui semblait usée dans la poudre des camps, le distinguaient d'un état major éclatant de broderies, de panaches, de cordons; c'était ce chapeau singulier, ce vêtement modeste, dont la vue avait exalté toutes les âmes. L'armée y trouvait de vieux témoins de sa gloire; elle les avait vus au pied des Pyramides, sous les murs de Mantoue, sur la terre des Jagellons. Celui qui les portait était le premier soldat de l'impire et le maître du monde.

„L'empereur avait arrêté court son cheval noir, dont le galop brûlait la terre; il dirigea sa lunette sur les positions de l'ennemi, me demanda si ce n'étaient pas les gardes wallonnes qui occupaient un point de la seconde ligne, donna un ordre; et, livrant tout à coup l'espace à son coursier qui, la bouche écumante, l'oeil enflammé, la tête haute, semblait porter le dieu de la guerre, il partit brusquement, et parcourut comme l'éclair, suivi de son escorte haletante, le front de son armée. Une même influence se fit sentir dans les lignes opposées; les Espagnols le reconnurent; ils reculèrent. Les Français inclinèrent les aigles sur son passage; l'acclamation militaire courut, aussi prompte que lui, d'une extrémité à l'autre, et tout s'ébranla pour achever une victoire que sa présence avait commencée.

„Napoléon avait alors un inexprimable caractère de grandeur; le calme de sa figure antique contrastait étrangement avec l'ardeur guerrière de tout ce qui l'environnait. Sur ce théâtre de mort et de gloire, les regards étaient étincelans, les visages animés: chaque soldat, chaque chef semblait respirer le feu des batailles; on voyait éclater de toutes parts cette exaltation qui soutient le courage en étourdissant l'humanité. Lui seul, avec cette imposante sérénité de ses traits, semblait se sentir au-dessus de toutes

les chances des combats. Il n'avait pas une émotion à donner au péril ni au succès; nulle sensation humaine ne paraissait approcher de son âme; on eût dit que, maître du ciel et de la terre, il avait fait avec la fortune un pacte que la mort elle-même devait respecter.

„Le grand capitaine revint prendre place sur une éminence d'où il pouvait tout diriger et tout voir. Le signal d'une attaque générale fut donné; des cris de joie l'accueillirent, et l'armée, marchant au pas lent et mesuré du Champ-de-Mars, s'avança comme une muraille mouvante, comme un rempart d'hommes et d'acier, vers les positions ennemies. Elle gravissait, sans répondre au feu roulant des hauteurs; la mousqueterie et la mitraille castillannes ne réussissaient ni à presser la marche des assaillans, ni à émouvoir le calme de leur contenance, ni à rompre leurs lignes; seulement, de temps à autre, les soldats se serraient pour remplir la place du camarade qui venait de tomber.

„Ma vie était suspendue tout entière durant ces manoeuvres terribles. Les Espagnols cédèrent au choc avant de l'avoir reçu; Alonso parvint plusieurs fois à les ramener au combat, ils furent toujours dispersés; l'exemple de leur brave général et la voix de Maria ne servaient à les rallier un moment que pour qu'on les vît fuir encore. Le champ de bataille s'agrandissait ainsi devant la valeur française; nous avancions, au milieu des cadavres; l'homme foulait aux pieds, d'un air indifférent, l'ennemi, le frère d'armes, qui palpitait encore. Le cheval seul, les naseaux ouverts et l'oeil humide, penchait la tête d'un air de compassion sur la poussière sanglante, évitant de toucher du pied les guerriers blessés ou morts, se cabrant d'horreur à l'aspect des chevaux sans vie.

„Dans chacun des infortunés que je voyais étendus autour de moi, mon coeur reconnaissait un concitoyen et craignait de retrouver un frère. Longtemps j'aperçus les efforts d'Alonso, qui donnait des ordres en général et combattait en soldat. Longtemps mes yeux suivirent à ses côtés la marquise voilée dont la main montrait en vain le ciel à ses escadrons pour ranimer leur courage. Je ne

vous dirai pas combien je tremblais pour elle; . . . peu après je tremblai davantage: on ne la voyait plus!

„Un cheval caparaçonné d'or partit des rangs espagnols et vint expirer dans les nôtres: il était blanc; sa couleur et la richesse de ses harnais me frappèrent, des chiffres ornaient les coins de la peau de tigre qui flottait sur ses flancs déchirés: c'était le chiffre de Maria.

„A cette vue je m'arrêtai, m'assis sur un banc que m'offrait le hasard et pleurai: elle était encore ma soeur!

„C'était sur la croupe du mont de la Bruxela. Une opinion populaire le signale comme le point le plus élevé de la Péninsule. C'est là que les eaux, partagées entre le Duéro et l'Èbre, vont chercher la Méditerranée ou se perdre dans l'Océan. Là, une petite colonne qu'un banc de pierre entoure, porte le nom de Boussole et domine la longue chaîne des montagnes d'Occa, le lit de l'Arlanzon, les plaines qu'il arrose, Burgos et sa citadelle escarpée, et les clochers de sa cathédrale antique. Devant moi fuyaient en combattant les restes mutilés de l'armée espagnole. J'accompagnais ces débris des yeux et du coeur, mon âme était navrée de désespoir. Oh! qu'est-il besoin de supplices afin de châtier les infortunés qui ont tourné leurs armes contre les concitoyens; on ne sait donc pas ce qu'il en coûte pour être aux prises avec les enseignes, avec le nom seul de la patrie!

„L'Empereur, entouré de maréchaux et d'officiers d'ordonnance, mit pied à terre auprès du banc sur lequel j'étais placé. L'escorte s'était arrêtée à cent pas de nous. Les aides de camp attendaient à cheval qu'un signe disposât d'eux. Les généraux s'entretenaient à l'écart. Le prince, les mains derrière le dos, l'oeil sur le champ de bataille, envoyait de temps en temps des ordres, et discutait froidement avec moi l'élévation extraordinaire du sol des Castilles, la direction de nos montagnes, la structure de cette charpente que la nature semble avoir posée à l'avant-garde de l'Europe, comme une limite fatale que les mers, dans leurs révolutions, ne doivent pas franchir. L'Empereur en observant les progrès de ses légions, prisait souvent des poignées de tabac parfumé dans un gousset

de cuir, et sa main, dont le grand homme se complaisait à étaler les formes délicates et la blancheur singulière, jetait au vent ce qu'il n'avait pû respirer de sa poudre favorite. Il sourit d'entendre Bertrand, qui défilait près de lui avec vieille garde, dire aux grenadiers, en imitant le geste de son général: „Tout va bien: le Tondu a prisé trois fois de suite."

„En ce moment, Napoléon vit que tout se dispersait devant un dernier effort. Le marquis de Belvédère venait de succomber sous les coups d'un de vos plus illustres capitaines. L'empereur dit tout haut: „A cheval." Il s'éloigna en même temps au galop, et tout ce qui composait son état-major, interrompant la phrase commencée, s'élança sur ses traces, inquiet de n'avoir pas une obéissance aussi rapide que la parole du commandement. Au départ, Napoléon me donna rendez-vous à Burgos pour travailler avec lui. Jeune, voué par des parens téméraires à l'inaction et à l'obscurité, je me voyais transporté sur le théâtre du monde; j'y paraissais aux côtés de l'homme qui tenait tous les rois sous sa main; et cependant un inexorable sentiment de réprobation et de malheur pesait alors même sur moi.

„Je partis pour l'antique capitale de la Castille; vos premières colonnes venaient de planter leurs aigles sur ses murailles. Le corps entier d'Alonso cherchait un refuge par-delà l'Arlanzon, sur les montagnes que décore la chartreuse magnifique de Miraflores; les monastères sont les châteaux de notre Espagne.

„Je rejoignis la route: un enfant mutilé, s'adossant au revers d'un fossé peu profond, cherchait à mourir debout. Le canon espagnol ne lui avait laissé que la moitié de lui-même; il nageait dans son sang et, intrépide, essayait de tirer des sons d'une caisse de tambour à laquelle sa bandoulière l'attachait encore. Les troupes le regardaient quelquefois avec compassion, plus souvent avec indifférence, et passaient. Je reconnus le fils de Bertrand; je le plaignis. —

„Ça m'est égal," me dit-il dans son simple langage; car il ne se doutait pas d'être un héros. Ça m'est égal,

j'en ai vu encore une; vive l'empereur.“ La victoire le consolait des souffrances d'une mort affreuse, d'une mort prématurée qui pourtant ne se faisait que trop attendre.

„La longue avenue qui conduit du village de Camonal à l'illustre cité, était encombrée d'Espagnols qui avaient jeté bas les armes. Leurs habits étaient déchirés, leurs visages couverts de sang et de poussière. L'empereur traversa cette foule silencieuse: ils se découvrirent, et le vainqueur put lire dans leurs traits l'expression d'un respect unanime. Un jeune homme, vêtu de noir, s'élança à la bride de son cheval, le monarque fut contraint de s'arrêter. J'avais eu la pensée de fuir loin de ces malheureux. J'accourus alors, et remarquai dans Napoléon un mouvement convulsif de sa lèvre, dont l'effrayante expression apprenait que la peur pouvait atteindre celui qui faisait trembler le monde. Mais, plein d'un admirable empire sur soi-même, il recompose aussitôt son visage. La sérénité y brille, un sourire embellit sa bouche. Il ordonne d'un ton indifférent qu'on désarme l'insensé sans violence, et passe outre en ralentissant sa marche. Cet insensé n'était autre qu'Estevan. Il s'était cru appelé par son génie à détourner le cours des usurpations et des victoires impériales, à l'aide d'une harangue sur les droits imprescriptibles des peuples.

„Comptant toujours sur son éloquence pour réparer l'échec des armes espagnoles, le jeune étudiant voulut rappeler aux colonnes françaises le souvenir des guerres de la révolution. Il étala les maximes qui les avaient conduits sous les drapeaux, en 1792, pour défendre l'indépendance nationale. Mais, à voir sa longue figure, à entendre son langage embarrassé, les soldats riaient de ses véhémentes allocutions, et le croyaient tombé en démence. Quelques chasseurs d'une légion étrangère le menacèrent de la crosse de leurs fusils; l'un d'eux alla même jusqu'à le frapper. L'enthousiaste était forcé de reconnaître que des principes ne peuvent rien contre des armes; que si la raison est une autorité, il est une autre, souveraine absolue de tous les lieux et de tous les temps, qu'on appelle la force. Don Estevan éprouva une indignation amère,

des larmes arrivèrent à ses yeux, et, comprenant quelles illusions lui échappaient, je me sentis touché de sa douleur.

„L'attitude de tous ces prisonniers était remarquable: la consternation, la honte, l'étonnement, plus que tout, régnaient parmi eux. Ils ne concevaient pas comment ils avait pu être vaincus; leurs yeux immobiles contemplaient les vainqueurs, et essayaient de deviner par quel prodige les Français venaient de l'emporter. Puis ils sortaient de leur abattement pour se dire: „N'importe, l'Espagne sera affranchie et vengée; ils ne passeront jamais les Thermopyles de la Somo Sierra."

„Je m'informai des destins de mon frère et de la marquise. La plupart des captifs dédaignèrent de me répondre. Un vieil officier, dont le visage était couvert de poussière et de sang, s'émut aux noms que je prononçais. — „Le général, me dit-il, a fini par succomber à sa lassitude. Ses blessures étaient rouvertes; des grenadiers du régiment des gardes l'ont porté sur un brancard à la tête de nos bataillons. Quant à l'inconnue qui marchait à ses côtés, les soldats croient que c'était un archange combattant pour la religion, le roi et la patrie. On l'a vue tomber et disparaître; c'est depuis lors que nous avons cédé à l'effort de ce monde d'ennemis. Vous qui m'interrogez, vous avez l'accent de l'Espagnol. Si vous portez, sous le manteau qui vous cache, le coeur d'un parjure, allez, que votre présence n'insulte pas plus longtemps à nos malheurs."

„J'inclinai ma tête sans songer à répondre. Cette voix, ces cheveux blancs, cette réprobation, ces nouvelles sinistres, tout m'avait accablé, comme si une main divine, une main de bronze se fût appesantie sur ma tête. Je sus, peu de jour après, que ce vieillard était mon père.

„J'arrivai dans les murs de Burgos. L'armée les franchissait aux sons d'une musique guerrière. Les airs nationaux des peuples divers qui marchaient unis à un même étendard, retentissaient sur les rives fleuries de l'Arlanzon, sur le quai magnifique, dans les places, aux approches du mont aride à la croupe duquel est suspendu le vieux château. Les aigles françaises brillaient devant les temples,

les palais, les arcs de triomphe que l'aigle germanique avait ombragés longtemps, et dont elle chargeait encore les écussons. Mais le soldat tenait vainement le regard attaché aux grilles de fer qui protègent les fenêtres de nos demeures. Il n'y trouvait pas ces femmes, ces enfans qu'on voyait, dans le reste de l'Europe, accourir sur le passage des hommes d'Arcole et d'Iéna. Ici, nul bruit, si ce n'est la voix perdue de l'horloge, ne se mêlait au retentissement des trompettes et des cymbales. Nul être vivant n'animait la longueur des rues. Burgos était tout entier désert; une plus imposante solitude ne règne pas dans le Forum de la cité morte qui dort ensevelie, depuis deux mille ans, sous les cendres du Vésuve. La victoire de l'étranger n'avait d'autres témoins que les statues du comte de Gonzalès, du Cid, des premiers juges de la Castille. Ces héros de marbre semblaient être demeurés à leur poste afin de protester, au nom de leur postérité absente, contre l'envahissement de la patrie."

Fragment de l'Histoire de Pologne avant et sous le Roi Jean Sobieski.

(Tome III, Livr. 9.)

Il était huit heures du matin*), l'action**) devenait vive et sanglante; elle embrassait tout le territoire de Closter-Neubourg, et déjà les dragons de Savoie, ceux de Croï, un régiment de Saxe et le corps de Lubomirski s'étaient couverts de gloire. Le prince Charles de Lorraine courut auprès du Roi pour prendre ses derniers ordres, et tous deux, les instructions données, se précipitèrent, aux bras l'un de l'autre, dans la vieille église de Léopoldsberg, afin d'invoquer ensemble les bénédictions de celui dont ils allaient défendre la querelle. Un capu-

*) *Am* 12. *September* 1683.

**) *Johann Sobieski war mit einem polnischen Heere zur Befreiung der hart bedrängten Kaiserstadt Wien herbeigeeilt, und lieferte den Türken die in dem nachfolgenden Aufsatze erzählte Schlacht.*

cin qui arrivait de Rome, religieux, enthousiaste et éloquent, estimé, dit Daleyrac, grand homme de bien jusqu'à faire des miracles, et chargé de porter aux défenseurs de la croix les bénédictions d'Innocent XI, le père Marco d'Aviano célébra la messe. Les électeurs, ceux des princes qui n'étaient pas encore engagés, toute cette noblesse, l'élite du monde policé, se pressèrent pour l'entendre: elle fut servie par Jean Sobieski. A genoux tout le temps sur les marches de l'autel, la tête inclinée, les mains en croix, le héros priait avec ferveur; il communia, puis il se releva pour armer chevalier le prince Jacques son fils. Alors Marco d'Aviano s'avança sur le seuil de la chapelle, et le crucifix à la main, répandit sa bénédiction sur l'armée: „Je vous annonce, dit-il, de par le Saint-Siége, que si vous avez confiance en Dieu, la victoire est à vous." Déjà le roi était à cheval, et, laissant le religieux, qui voulait le suivre, en prières au haut de ces crêtes escarpées, il lança l'armée sur ces précipices, ces défilés, ces champs lointains, ce camp magnifique, en s'écriant: „Marchons présentement avec assurance; Dieu nous assistera!"

Les chrétiens marchaient d'ensemble, descendant de ces monts sauvages en cinq colonnes comme autant de formidables torrens, mais gardant un ordre admirable; les premiers corps arrêtant de cent pas en cent pas pour attendre ceux dont la course était suspendue par les difficultés du sol, et dresser des batteries qui avec l'avantage du terrain foudroyaient au loin les escadrons ennemis. Un premier parapet de terre, élevé à la hâte pour fermer les cinq ou six chemins tracés dans la montagne, fut forcé après un combat rude et court. A chaque ravine une nouvelle action exerçait le courage des chrétiens et couronnait leur ardeur. Les Spahis mettaient pied à terre pour combattre, et, remontant à cheval, ils cherchaient à quelques pas plus loin des positions propres à rendre de nouveaux combats. Sans retranchemens dans ces lieux où la nature en avait disposé de toutes parts, ils s'embarrassaient dans les défilés étroits, les difficiles passages, les bois, les vignobles, et n'ayant point de gens de pied à opposer aux masses de l'infanterie allemande, ils pliaient

de toutes parts. Exaltée par le spectacle de cette marche tutélaire, la garnison de Vienne faisait des miracles sur la brèche; et Kara-Mustapha, toujours tranquille entre ces deux batailles, pensa enfin à marcher avec toutes ses forces au-devant du foudre vengeur.

A dix heures du matin, les Impériaux étaient sortis des défilés. A mesure que le terrain s'agrandissait devant eux, les colonnes se formaient en bataille et l'armée s'avançait sur trois lignes profondes. Leslé d'abord, puis le duc de Croï, revenu au combat malgré sa blessure, Caprara, Saxe-Lawenbourg, avaient planté leurs enseignes dans la plaine. Leur gauche maîtrisait le Danube, leur droite se liait au prince de Waldeck, qui déboucha bientôt. Jean ordonna à Charles de Lorraine de faire halte pour attendre les Polonais qui avaient un trajet plus long de quelques milles à parcourir dans les gorges du Wenersberg. A onze heures ils parurent à leur rang de bataille. Les aigles impériales saluèrent l'apparition de leurs escadrons aux cuirasses dorées, et un cri Vive le roi Jean Sobieski! courut d'un bout à l'autre des lignes chrétiennes.

Jean et les chefs mirent pied à terre pour dîner sous un arbre; les soldats mangèrent ce que chacun portait, sans quitter le mousquet ou la lance. A midi on s'ébranla malgré le poids d'une chaleur accablante; et, formant un demi-cercle sur ce vaste amphithéâtre qui les montrait maintenant à découvert dans tout leur ordre et tout leur éclat à l'oeil surpris des barbares, les alliés continuèrent cette marche savante et terrible. Jean allait de colonne en colonne, encourageant toutes les troupes, parlant à chacun la langue de sa patrie, allemand aux Allemands, italien aux Italiens, fran çaisaux Français nombreux qui garnissaient les rangs.

Les Turcs avaient profité de cette halte pour prendre des positions, se rallier, se grossir de puissans renforts. C'était une nouvelle bataille, et plus vive à livrer. A la faveur des ravins, des côteaux pierreux, des épais vignobles, le village de Neudorf, puis un autre poste furent disputés avec vigueur. La croix l'emporta. Helgstadt à son tour résista: les hussards polonais entrés en ligne se jetèrent,

la lance baissée, sur les escadrons turcs, et les dispersèrent. Mais, emportés par la victoire jusque dans le gros de l'armée musulmane, ils furent un moment compromis. Le jeune Potocki, fils du castellan de Cracovie, le trésorier de la cour Modrjewski, le colonel Assuérus, trouvèrent la mort dans la mêlée. Jean porta le prince de Waldeck et les Bavarois au secours des siens. Bientôt lui-même parut à la tête de sa seconde ligne et des dragons de l'Empereur: le choc fut terrible. Les musulmans fléchirent; ils essayèrent de se défendre sur les hauteurs, furent écrasés, et l'armée chrétienne arriva sur les glacis du camp. C'était le lieu où devait se décider la querelle.

Ce camp, dont la magnificence enflammait l'ardeur guerrière des soldats, avait ses approches défendues par un ravin profond; et, en avant du ravin, se présentait en bon ordre l'armée musulmane, tout entière assemblée autour de l'étendard du grand-visir*). Il commandait en personne le corps de bataille. Celle de ses ailes qui faisait face aux Impériaux et s'appuyait au Danube avait à sa tête le vaillant et habile Kara-Méhémet-Pacha, signalé dans la guerre de l'Ukraine; l'autre était conduite par le vieil Ibrahim**): elle couvrait l'armée du côté des montagnes de Styrie. Les Transylvains, les Walaques, les Arabes, les Tatares, une portion des janissaires, étaient en ligne sur des mamelons que l'art avait rapidement fortifiés. Une artillerie formidable hérissait leur front, et comme les Polonais menaçaient vers le centre les abords les plus ouverts de cette vaste citadelle, de leur côté se laissaient voir les masses les plus épaisses: c'était là que devait combattre Kara-Mustapha. Là se porta le roi en personne, tandis que Jablonowski, avec quelques milliers de chevaux, couvrant la droite, un moment menacée par Sélim-Giéray, balayait dans la plaine jusque vers les montagnes de Styrie ses nuées de Ta-

*) Kara-Mustapha.

**) Ibrahim-Pacha, béglier-beg de Bude, le plus grand homme de guerre de ce temps au jugement des Turcs.

tares, et qu'à la tête des quarante mille Allemands, le prince Charles de Lorraine, appuyé au Danube, se disposait à profiter du succès, ou à réparer le revers.

Il était alors près de cinq heures du soir. Jean comptait coucher sur le champ de bataille et remettre au lendemain le dénouement de ce drame terrible. Ce qui restait à faire ne paraissait pas pouvoir être l'oeuvre de quelques heures, l'oeuvre de troupes fatiguées. Cependant les alliés, malgré le poids du jour, étaient plus animés qu'abattus par leur marche victorieuse. On voyait au contraire la consternation régner dans les troupes ottomanes. De loin se découvraient les longues files de chameaux pressées sur les chemins de Hongrie. Leur route était indiquée par un sillon de poussière prolongé dans les airs jusqu'à l'horizon. Le grand-visir, opposant à l'effroi commun son indomptable assurance, augmentait le désordre de ses troupes par cette confiance même qui exaspérait les esprits. Il était venu ordonner le combat comme on court assister à un triomphe. Il s'attendait à voir l'armée chrétienne se briser en quelque sorte, sans coup férir, aux pieds de ses retranchemens. Son cheval de bataille, tout bardé d'or, et pliant sous le fardeau, n'était bon ni pour vaincre ni pour fuir. On le voyait lui-même, abrité par une tente cramoisie contre les feux du soleil couchant, y prendre paisiblement le café avec ses deux fils, tandis que l'oeil du roi de Pologne mesurait ses lignes.

A l'aspect de cette tente superbe, la colère prit au roi. Son infanterie n'était pas arrivée encore: il pointa sur le visir deux ou trois pièces, que Konski avait roulées jusque-là sur des leviers; c'étaient les seules qu'il eût sous sa main. Il donnait cinquante écus par volée. Mais il n'y avait point de caissons; et quelques munitions portées à bras furent promptement épuisées. Un officier français, faute de mieux, bourra une fois, avec ses gants, sa perruque et un paquet de gazettes de France qu'il avait sur lui. Enfin les gens de pied parurent. Le roi leur commanda de se saisir d'une hauteur qui dominait les quartiers de Kara-Mustapha. Le comte de Maligny, leur

chef, exécuta l'ordre avec sa valeur française, et, culbutant les avant-postes, arriva le premier sur la redoute. A cette attaque inopinée, de l'incertitude se manifeste dans les rangs ennemis. Kara-Mustapha appelle à soi tout ce qu'il avait d'infanterie à son aile droite, et laisse ses flancs découverts: ce mouvement trouble la ligne entière. Le roi s'écrie que ce sont des gens perdus. Il envoie au duc de Lorraine l'ordre d'attaquer brusquement par le centre, maintenant affaibli et ouvert, tandis que lui-même va renverser ces masses encore désordonnées. A peine il a dit, et déjà il a poussé droit à cette tente rouge qui l'enflamme comme le taureau dans l'arène. Entouré de ses escadrons, reconnaissable à son aigrette brillante, à son arc et son carquois d'or, à sa lance royale, au bouclier homérique que le fidèle Matzinski porte devant lui, plus que tout à l'enthousiasme qu'excite chez cette vaillante milice la présence de son glorieux chef, il brandit au premier rang sa framée*), en répétant à grands cris ce verset du roi prophète: „Non nobis, non nobis, domine exercituum, sed nomini tuo des gloriam.“**) Les Tatares et les Spahis le reconnurent et reculèrent: on entendait le nom du roi de Pologne courir d'un bout à l'autre des lignes ottomanes. Pour la première fois on crut tout à fait à sa présence. „Par Allah! répétait sans cesse Sélim-Giéray, le roi est avec eux!“ Survint alors une éclipse de lune; les deux armées virent le croissant pâlir dans le ciel. Le ciel semblait prendre fait et cause dans ce grand débat.

En ce moment, les hussards du prince Alexandre, qui tenaient la tête des colonnes, s'élancèrent au cri national de „Dieu bénisse la Pologne!“ Le reste des escadrons, conduit par tout ce qu'il y avait de palatins et de sénateurs, brillans de noblesse, de luxe, de courage, suivirent. Ils franchirent, bride abattue, un ravin où l'infan-

*) *Halbpieke: kurzer Wurfspiess.*

**) „Ce n'est pas pour nous, ce n'est pas pour nous, Seigneur Dieu des armées, c'est pour ton nom que nous te demandons la victoire.“

terie aurait hésité, le remontèrent au galop, entrèrent tête baissée dans les rangs ennemis, coupant en deux le corps de bataille. Le choc fut si rude, que presque toutes ces terribles lances s'y brisèrent. Le pacha d'Alep, celui de Silistrie périrent dans la mêlée. A l'extrême droite quatre autres pachas tombèrent sous les coups de Jablonowski. En même temps, Charles de Lorraine et le prince de Waldeck, passant sur le corps de toutes ces troupes chrétiennes des principautés, où la politique des hospodars était troublée et flottante comme la foi des soldats, tournèrent les infidèles, et menacèrent de près leur camp. Le grand interprète, Mauro-Cordato, prit la fuite dans la tente même de Kara-Mustapha. Tombé tout à coup du haut de sa confiance altière, le visir ne sut que fondre en larmes. „Et toi!“ dit-il au kan de Crimée qui arrivait entraîné par les fuyards, „ne peux-tu me secourir?“ — „Je connais le roi de Pologne, répondit Sélim-Giéray; je vous disais bien qu'avec lui il n'y aurait rien à faire que de nous en aller. Regardez le firmament, ajouta-t-il, voyez si Dieu n'est pas contre nous.“ Kara-Mustapha cependant, essaya de rallier ses troupes dans le camp, et de les ranimer. Mais point. Tout fuyait. Il s'enfuit à son tour, après avoir embrassé ses fils en pleurant. Vaincue, pleine d'épouvante, n'osant lever les yeux en haut, l'armée musulmane n'était plus. La cause de l'Europe, de la chrétienté, de la civilisation avait vaincu. Le flot de la puissance ottomane reculait épouvanté, et reculait sans retour.

COUSIN.

VICTOR COUSIN *wurde* 1792 *zu Paris geboren, und liess schon früh die Fähigkeiten blicken, welche ihn später so sehr ausgezeichnet haben. Zuerst wurde er als Repetent für die griechische Literatur an der* École normale des professeurs *an-*

gestellt, und ihm bald darauf die Professur der Philosophie an dieser Anstalt übertragen. Die vorzügliche Art und Weise, in der er hier wirkte, machte Royer-Collard) auf ihn aufmerksam, welcher damals Professor der Geschichte der Philosophie an der Universität war. Derselbe konnte aber, seiner Staatsgeschäfte wegen, sich diesem Amte nicht genügend widmen, und berief deshalb Cousin dazu, welcher hier nun einen grossen und schönen Wirkungskreis fand. Zunächst suchte er seinen Zuhörern die Ideen seines Lieblingsphilosophen Plato zu entwickeln; dann setzte er ihnen einige Systeme neuerer schottischer Philosophen auseinander: auf die deutsche Philosophie liess er sich noch nicht ein. Als Napoleon* 1815 *wieder in Frankreich landete, trat er unter die royalistischen Freiwilligen, um für die Verfassung gegen den Despotismus zu kämpfen. Später jedoch, als auch die Bourbons ihre Macht missbrauchten und gegen die Aufklärung wirkten, konnte es nicht fehlen, dass er sich jetzt auch dagegen aufgelehnt fühlte. Mit lebhafter Freimüthigkeit theilte er seine Gesinnung auch vom Katheder aus mit, und sprach mit einem solchen Enthusiasmus über den Begriff der Freiheit, dass die Regierung sich* 1820 *veranlasst glaubte, seine Vorlesungen verbieten zu müssen. Er beschäftigte sich nun mit philologischen und philosophischen Studien und literarischen Arbeiten, und gab mit Benutzung bisher unedirter Handschriften eine griechisch-lateinische Ausgabe des Neuplatonikers Proklus**)* (Paris, 1820 — 1827, 6 Vol.), *eine französische Uebersetzung des Plato mit mehreren eignen Abhandlungen* (Paris, 1823 — 1840, 13 Vol.), *und eine Ausgabe des Philosophen Descartes***)* (Paris, 1824—1826, 11 Vol.) *heraus. Dann machte er* 1824 *mit den Söhnen des Marschalls Lannes, Herzogs von Montebello, deren Erziehung er übernommen hatte, eine Reise nach Deutschland; da er sich aber sehr frei über politische Gegenstände äusserte, kam er in den Verdacht demagogischer Umtriebe, und wurde zu Dres-*

*) *Einer der gründlichsten französischen Redner, und geachteter Philosoph der eklektischen Schule. Geb.* 1763. *Vergl.* E. Lerminier, Lettres philosophiques adressées à un Berlinois (Paris, 1833) p. 35 — 64.

**) *Geb. zu Constantinopel* 412, *gest.* 485. *Vergl. F. Schöll's Geschichte der griech. Literatur Th. III, S.* 377 — 383.

***) *Geb. zu La Haye in Touraine* 1596, *gest.* 1650.

den verhaftet und nach Berlin gebracht. Bald befreit, benutzte er seinen Aufenthalt in dieser Stadt, um mit der deutschen Philosophie, und namentlich dem Hegelschen System, bekannt zu werden, wozu ihm der persönliche Umgang mit Hegel und dessen Schülern sehr behülflich war. Auch besuchte er zweimal Göthe in Weimar; zuletzt im April des Jahres 1825. *Darauf kehrte er nach Paris zurück, wo der stattgefundene Ministerwechsel ihm zur Wiedereröffnung seiner Vorlesungen verhalf, die jetzt von einer grossen Anzahl von Zuhörern besucht wurden, und unleugbar viel zur Belebung des Sinnes für Philosophie, und namentlich für die deutsche, in Frankreich beigetragen haben. Einen solchen Erfolg hatten auch die Aufsätze, welche er in mehrere Zeitschriften einrücken liess, und unter den Titeln:* Fragmens philosophiques, Paris, 1826 (2e édit. 1833, *neueste Auflage* 1847), *und* Nouveaux Fragmens philosophiques, Paris, 1828, *sammelte. Seine* 1828 *begonnenen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie wurden unter dem Titel gedruckt:* Cours de l'histoire de la philosophie, 3 Vol. Vol. 1 *enthält:* Introduction générale à l'histoire de la philosophie, Paris, 1828, *neueste Auflage* 1849; Vol. 2. 3. Histoire de la philosophie au 18e siècle, Paris, 1829, nouvelle édition Paris, 1846, 2 Vol.; 1829 *gab er eine französische Uebersetzung von Tennemanns Grundriss der Geschichte der Philosophie* (Paris, 1829, 2 Vol.) *und* 1841 *die* Oeuvres philosophiques de Maine de Bisan (Paris, 1841, 3 Vol. *und noch oft) heraus. — Nach der Juli-Revolution* 1830 *wurde Cousin Mitglied des königl. Raths des öffentlichen Unterrichts, und am* 5. *Mai* 1831 *nahm ihn die französische Akademie zum Mitgliede auf. Gleich darauf machte er im Auftrage des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Montalivet, eine Reise nach Deutschland, um dessen, namentlich Preussens, Unterrichtsanstalten kennen zu lernen. Sein Bericht über die gemachten Erfahrungen erschien* 1832 *und* 1834 *gedruckt in Paris, und ist von J. E. Kröger* (*Altona,* 1832. 1833, 2 *Thle.*) *ins Deutsche übersetzt worden. Nach seiner Rückkunft wurde er Officier der Ehrenlegion und Mitglied des Staatsraths; dann, am* 12. *October* 1832, *zum Pair von Frankreich erhoben.**) *Als Thiers am* 1. *März* 1840 *mit der Bildung*

*) *In der Kammer zeigte er sich geistreich und gewandt. Die*

eines neuen Ministeriums beauftragt wurde, trat Cousin als Minister des öffentlichen Unterrichts in dasselbe ein, und blieb in dieser Stellung bis zum 29. *October dess. J. Er hat das unbestreitbare Verdienst, die Realschulen* (écoles primaires supérieures), *welche den deutschen nachgebildet sind, in Frankreich zuerst eingerichtet zu haben, und zwar auf den Grund eines Gesetzes vom* 28. *Juni* 1833, *nach welchem es in jeder Stadt, deren Einwohnerzahl* 6000 *Seelen übersteigt, oder welcher Hauptort eines Departements ist, wenigstens Eine höhere Bürger- oder Realschule geben soll. In der festen Ueberzeugung, dass solche Schulen dem Theile der Bevölkerung, welcher keine Gymnasialbildung erstrebt, aber doch über die der Elementar- und niedern Bürgerschulen sich zu erheben nöthig hat, die wesentlichsten Dienste leisten können, wollte Cousin die Wohlthaten dieser Einrichtung dadurch schätzen lehren, dass er sich vor Allem angelegen sein liess, zunächst in den grössern Städten solche Anstalten einzurichten. Nach dem Sturze des Ministeriums vom* 1. *März nahm Cousin an der Verwaltung des öffentlichen Unterrichts keinen directen Antheil, nur erst im März* 1842 *liess er sich durch Thiers Mitwirkung bewegen, an die Stelle des kurz vorher gestorbenen Philosophen Jouffroy, der ihn ersetzt hatte, als das obige Ministerium gebildet worden, in den Conseil des Cultus zu treten und sich mit dem Minister Villemain auszusöhnen (vergl. Villemain). Dadurch wurde Cousin mehr in den Stand gesetzt, energisch gegen die Polemik der Geistlichkeit aufzutreten, welche die auf der französischen Hochschule vorgetragenen philosophischen Lehren und besonders Cousin, den Vertreter der deutschen Philosophie in Frankreich, oft angegriffen hat. Zu seinen entschiedensten Gegnern gehörte Herr Clausel de Montals, Bischof von Chartres, der in seinem blinden Eifer schon früher Cousin und den Professor der Staatsökonomie, Michel Chevalier, als Atheisten denuncirte. Ueber seine ministerielle Wirksamkeit legte Cousin in der Schrift:* Recueil des principaux actes du ministère de l'instruction publique du 1er mars au 28 octobre 1840; Paris, 1841, 1 Vol. (27 feuil-

vier grossen Reden, welche er daselbst bei der Discussion des Unterrichts-Gesetzes gehalten hat, sind gesammelt unter dem Titel: Défense de l'université et de la philosophie, Paris 1844, *erschienen.*

les) *Rechenschaft ab. In neuester Zeit hat er sich fern von den Staatsgeschäften gehalten. — Cousins System der Philosophie ist das Resultat der Ansicht:* que chaque système n'est pas faux, mais incomplet; d'où il suit qu'en réunissant tous les systèmes incomplets on aurait une philosophie complète, adéquate à la totalité de la conscience*). *Cousin hat diese Vereinigung in seinem Systeme bewerkstelligt, das er selbst deshalb auch als* Eclectisme impartial appliqué aux faits de conscience *bezeichnet. — Seine Vorträge zeichnen sich durch glänzende Beredsamkeit, Geist und Gelehrsamkeit aus. Mit grosser Leichtigkeit weiss er philosophische Abstractionen darzulegen und sie seinen Zuhörern zum Bewusstsein zu bringen. — Seine Biographie mit kurzer Kritik seines philosophischen Systems enthält das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Liter. Bd. I, S.* 536—539; *ausführlicher sprechen darüber Ph. Damiron,* Essai sur l'histoire de la Philosophie en France, T. II, p. 167—218; *F. E. Beneke in Allgem. Lit. Ztg.* 1831, *Erg. Bl. No.* 94—98, *und E. Lerminier,* Lettres philosophiques adressées à un Berlinois (Paris, 1833), p. 67—99.

Du fait de Conscience.

(Fragmens philosophiques.)

La philosophie est toute faite, car la pensée de l'homme est là.

Il n'y a point et il ne peut y avoir de philosophie absolument fausse; car l'auteur d'une pareille philosophie aurait pu se placer hors de sa propre pensée, c'est-à-dire hors de l'humanité. Cette puissance n'a été donnée à nul homme.

Quel est donc le tort de la philosophie? C'est de n'avoir considéré qu'un côté de la pensée et de l'avoir vue toute entière dans ce côté. Il n'y a pas de système faux, mais beaucoup de systèmes incomplets, assez vrais en eux-mêmes, mais vicieux dans leur prétention de contenir en chacun d'eux l'absolue vérité, qui ne se trouve

*) Fragmens philosophiques. Préface p. 48.

que dans tous. L'incomplet, et par conséquent l'exclusif: voilà le tort de la philosophie, et encore il vaudrait mieux dire des philosophes; car la philosophie domine tous les systèmes; elle fait sa route à travers tous, et ne s'arrête à aucun. Ami de la réalité, elle en compose le tableau total des traits empruntés à chaque système. Car, encore une fois, chaque système contient en soi la réalité; mais par malheur il la réfléchit par un seul angle.

Pour posséder la réalité toute entière, il faudrait rester au centre. Pour rétablir la vie intellectuelle mutilée par chaque système, il faudrait rentrer dans la conscience, et là, sans esprit systématique et exclusif, analyser la pensée dans ses élémens et dans tous ses élémens, et rechercher en elle les caractères et tous les caractères sous lesquels elle se manifeste aujourd'hui aux regards de la conscience.

Or, quand je descends dans la conscience et que j'y contemple paisiblement la vie intellectuelle ou la pensée, je suis frappé irrésistiblement de l'immédiate aperception de trois élémens, de trois élémens dis-je, ni plus ni moins, qui s'y rencontrent tous et toujours, simultanés quoique distincts, constituant la pensée dans leur complexité nécessaire, et la détruisant par le défaut de l'un des trois. La pensée est un fait intellectuel à trois parties, qui périt tout entier dans le plus léger oubli de l'une d'elles. Les trois parties de ce fait sont dans la pensée son objet, son sujet et sa forme. Mais laissons là ces expressions logiques, quoiqu'elles puissent résumer exactement la triplicité de conscience; et trouvons-les par l'analyse.

Ce que je sais le mieux, c'est-à-dire le plus immédiatement, c'est moi-même, ma personnalité, mon individualité. Dans tout fait intellectuel, dans toute pensée, dans toute connaissance, je m'aperçois moi-même comme le sujet de ce fait, sujet de la pensée ou de la connaissance, élément constitutif et fondamental de la conscience; car sans moi, tout est pour moi comme s'il n'était pas; sans le moi, le moi ne connaît rien, ne sent rien, ne se rappelle rien, n'abstrait rien, ne combine rien, ne raisonne sur rien. Il peut bien y avoir la matière d'une pensée, d'une sensation, d'un jugement, d'un souvenir, d'un raisonnement; mais le moi

n'en sait rien et n'en peut rien savoir s'il n'est pas; il faut que je sois pour savoir quelque chose, pour penser et pour connaître. Le moi est donc l'élément nécessaire de toute pensée.

Dira-t-on que le moi c'est la pensée même, c'est-à-dire la sensation, le jugement etc. réunis dans une unité collective qu'on appelle moi. Mais je sens et je sais, certissima scientia et clamante conscientia, que, quoique la pensée, le souvenir, la sensation ne soient pas sans le moi, le moi n'est pas seulement un lien logique et verbal inventé pour exprimer leur union, mais quelque chose de réel qui unit les pensées et en forme une chaîne continue, en tant qu'il est dans chacune d'elles, identique au milieu de leur diversité. Je sens et je sais fort bien encore que le moi n'est pas plus une circonstance particulière, un degré d'une pensée particulière, qu'il n'est le lien verbal de plusieurs pensées. Je sais qu'il n'est pas vrai que la sensation ou le souvenir ou le désir, dans un certain degré de vivacité, deviennent moi, mais que c'est moi qui constitue la sensation ou le désir, en m'ajoutant à un certain mouvement, à de certaines affections sensibles qui ne s'intellectualisent en quelque sorte, et ne deviennent pour moi sensation ou désir qu'autant que j'en prends connaissance.

Je sais encore qu'il y a là deux circonstances remarquables sous lesquelles le moi se manifeste: il est ou spontané, ou réfléchi. Pour qu'il soit à ses propres yeux, il faut qu'il agisse; son action est la condition nécessaire de son aperception; mais cette action est ou spontanée, c'est-à-dire qu'elle s'accomplit d'abord sans que le moi prévoie son résultat et y consente; ou elle est réfléchie, c'est-à-dire qu'elle s'accomplit parce que le moi y consent et qu'il en connaît les conséquences. L'action spontanée et l'action réfléchie ou volontaire sont les deux actions intérieures que me découvre la conscience; on ne peut négliger l'une ou l'autre de ces actions, sans mutiler une des deux parties de cette force intérieure qui est le moi. Le moi est l'apparition de l'esprit à lui-même, par son activité redoublée en elle-même et retournant à elle-même, c'est-à-dire dans la conscience. La conscience n'est pas

une faculté spéciale qui aperçoit d'un côté ce qui se passe de l'autre; il n'y a pas une scène isolée où se passent les événemens de la vie intellectuelle, et, vis-à-vis quelqu'un, dans le parterre qui les contemple: ici pour ainsi dire le parterre est sur la scène; la conscience de la vie est la vie même, car il n'y a vraiment de vie qu'autant qu'elle se manifeste; ainsi, comme la conscience c'est le moi-même, que ce moi c'est l'activité même de l'esprit et que cette activité entre en exercice spontanément ou par réflexion, la conscience est ou spontanée ou réfléchie. Cette dernière action est éminemment libre; tout acte libre est un acte réfléchi. La spontanéité n'est pas non plus aveugle, ni fatale; seulement elle n'est pas précédée de la réflexion. Le moi est une force continue dans son exercice, et qui tend au plus grand développement, tantôt marche en avant, tantôt revient sur elle-même, rentre en elle et s'y constitue un nouveau point de départ, un point d'appui pour son développement ultérieur. La vie est une action, et la vie n'est à nous qu'autant que l'action nous appartient, et que nous nous l'approprions par la liberté; la liberté est le plus haut degré de la vie, et la liberté n'appartient qu'à la réflexion, car il n'y a pas de liberté sans choix, sans comparaison et délibération, c'est-à-dire sans réflexion. La réflexion, mère de la liberté et fille de la liberté, et un acte libre qui produit des actes libres. Au sein de l'activité spontanée du moi, et de cette autre activité dont nous n'avons point parlé encore, qui ne vint pas du moi, qui fait effort au contraire pour agir sur lui et l'envelopper dans son action fatale; la réflexion, au milieu de ce monde de forces qui se combattent et vont toujours en avant, s'arrête elle-même, et, selon une expression célèbre, se pose elle-même. Je définis la réflexion ou le moi libre, un point d'arrêt dans l'infini. Fichte *) l'appelle un choc contre l'activité infinie. Le moi, dit ce grand homme, se pose lui-même dans une détermination libre; ce point de vue est celui de la réflexion; le moi se

*) *Joh. Gottl. Fichte, geb.* 1762, *gest.* 1814, *berühmter deutscher Philosoph.*

pose parce qu'il le veut, est c'est vraiment à lui-même, à sa détermination libre, qu'il doit son existence propre La détermination qui accompagne et caractérise la réflexion, est une détermination précédée ou mêlée d'une négation. Pour que je pose le moi, comme dit Fichte, il faut que je le distingue explicitement du non-moi; distinguer c'est nier; tinguer un chose d'une autre, c'est affirmer encore, mais en niant; c'est affirmer après avoir nié. Mais est-il vrai que nous débutions par une négation? et n'y a-t-il rien avant la réflexion et le fait à la description duquel Fichte a pour jamais attaché son nom? Toutes nos recherches sur nous-mêmes sont réfléchies, et notre sort est de chercher le point de vue spontané, par la réflexion, c'est-à-dire de le détruire en le cherchant. Cependant, en s'examinant en paix, il n'est pas impossible de saisir le spontané sous le réfléchi. Dans l'instant même de la réflexion, on sent sous cette activité qui a dû se déployer d'abord sans se réfléchir. Chose fatale à la psychologie, mais inévitable! tout jugement primitif est positif; tout primitif du moi est spontané, mais quoique l'action primitive se redouble dans la conscience, elle s'y redouble faiblement et obscurément; et si nous voulons éclaircir ces ténèbres, convertir la conscience obscure dans une conscience claire et distincte, nous ne le pouvons que par la réflexion, que par un point de vue distinctif et des jugemens mêlés de négation, c'est-à-dire encore une fois que nous ne pouvons éclairer le point de vue spontané qu'en le détruisant. Il faudrait sentir le moi se déployant lui-même, sans aucune impulsion extérieure, agissant par sa propre vertu, mais agissant sans s'être commandé d'agir, ne se déterminant point encore, mais déterminant ses actes ou ses pensées, se trouvant sans s'être cherché, s'apercevant sans se poser, en un mot spontané, mais non pas volontaire et libre. La spontanéité redoublée en elle-même, c'est la conscience naturelle; conscience positive, immédiate et pure. La liberté redoublée en elle-même, c'est la réflexion ou l'aperception médiate, négative et distinctive. Telles sont ces deux formes du moi sous lesquelles il se reproduit sans cesse.

Le moi est l'élément de toute connaissance; mais la connaissance ne repose point uniquement sur le moi, sans quoi il faudrait dire avec Fichte qu'elle n'est qu'un développement du moi. Mais lorsqu'on se replie sur sa conscience, on y trouve inévitablement un élément opposé au moi, savoir le multiple de la connaissance, un ordre de phénomènes que le moi n'a point fait, et qui introduisent dans le monde intérieur de la conscience la multiplicité extérieure dont ils sont les représentans. Je parle de la sensation, qui ne serait pas sans un moi qui l'aperçoive, mais qui non plus n'est pas fille du moi, mais du monde extérieur: je m'explique.

Il est certain que le moi prend connaissance de certains phénomènes qui lui appartiennent, qu'il constitue, qu'il pose lui-même; ainsi les volitions, les déterminations du moi, sont l'objet du moi dans la conscience; il y a même des sensations appelées volontaires, parce qu'elles sont le produit de la liberté humaine s'affectant elle-même: alors l'objet n'est pas distinct du sujet, le non-moi du moi, le multiple de l'individu. Dans ce cas il y a bien contraste dans la conscience, mais il n'y a pas opposition; car ce contraste c'est le moi lui-même qui l'établit; et la diversité n'est que le déploiement varié de l'unité individuelle. Mais son-seulement la conscience crée, mais elle trouve. Le moi se distingue de deux phénomènes très-différens, savoir: des phénomènes mêmes qu'il produit, et de ceux qu'il ne produit pas et qu'il aperçoit seulement. Le moi ne se confond avec aucun phénomène; son existence est pour lui son individualité, c'est-à-dire son indivisibilité, et c'est là ce qu'il faut entendre par son immatérialité. Les déterminations du moi, bien qu'elles soient les effets propres de moi, sont distinctes de lui; il se les rapporte à lui-même, en se distinguant d'elles; mais il y a un autre genre de distinction qu'on ne peut confondre avec celui-là; je veux dire la distinction que le moi reconnaît entre lui-même et ses affections involontaires. Dans ce cas le non-moi apparaît au moi non-seulement comme distinct, mais comme étranger; ce n'est plus le moi qui pose le non-moi, ce n'est pas non plus

le non-moi qui pose le moi, le moi n'étant jamais posé que par lui-même, mais le non-moi pose, détermine, cause une affection du moi. L'affectivité du moi consiste non pas à être déterminé par le non-moi, mais à ce qu'il aperçoive en lui des modifications déterminées par une cause extérieure. Cette différence entre l'activité et l'affectivité s'éclaircit et se manifeste dans la sensation. Lorsqu'on me presse le bras, le moi aperçoit la sensation qu'il éprouve comme un effet indépendant de lui et de sa détermination: c'est la passivité du moi. A proprement parler, le moi n'est jamais passif, le moi ne se connaît qu'autant qu'il s'aperçoit, et apercevoir c'est déjà agir. De plus le moi agit sans cesse tant qu'il est; nous agissons et nous voulons dans la sensation même; la sensation n'est pas un acte du moi, mais la sensation n'est sentie, n'est sensation que parce que le moi qui en prend connaissance est déjà constitué, est déjà posé, et il ne l'est que par l'action et la volition. Si le moi était passif, il faudrait un autre moi actif pour prendre connaissance de la passion du premier moi: il y aurait deux moi, ce qui est absurde; le moi est un être indivisible, et son indivisibilité est celle même de sa volonté et de son activité; mais au milieu de cette activité continue surviennent des affections extérieures que le moi aperçoit involontairement, qu'il est contraint de subir, il est vrai, mais dans lesquelles il agit, il veut encore, puisqu'il les juge, les apprécie, les distingue de soi, y résiste, ou y cède, et même en leur cédant détermine jusqu'où il veut leur céder. Toute affection n'éteint pas la liberté, mais la limite, selon qu'elle est plus ou moins vive; quand l'affection trop violente et trop vaste accable la liberté, le moi disparaît; il y a ce qu'on appelle défaillance. Il n'y a plus alors d'aperception, même du non-moi; car il n'y a plus de moi, et cependant ce n'est pas le non-moi qui manque à l'aperception, mais la force intérieure par laquelle le moi se pose lui-même et peut alors apercevoir; il n'y a plus ni plaisir ni peine parce qu'il n'y a plus aperception; dégradation dont le premier degré est déjà le plus léger affaiblissement de la liberté. Ainsi privilége et grandeur de la liberté! Où elle manque, s'éteint l'in-

telligence, et où meurt l'intelligence, là expire la sensibilité, mais je prétends qu'il faut être intelligent pour sentir, et que qui ne pourrait pas connaître qu'il sent, ne sentirait pas.

Résumons-nous. Le moi est libre, c'est là son fonds; sur ce fonds se dessinent mille scènes variées que la liberté se donne à elle-même. Le moi se distingue même de ses actes; il y a un non-moi posé par le moi, mais il y a aussi un ordre de phénomènes involontaires qui limitent la liberté de l'homme, la combattent, quelquefois la surmontent: c'est là le véritable non-moi, que le moi ne s'oppose pas à lui même, c'est-à-dire, ne pose pas lui-même, comme l'a prétendu Fichte, mais que le moi trouve opposé à lui-même. Le rapport du moi au non-moi est un rapport d'opposition réciproque; c'est un véritable combat. Or, comme le moi combat en même temps qu'il est combattu, et qu'aussitôt qu'il cesse de combattre il cesse d'être; et comme combattre est la condition nécessaire pour le moi de savoir qu'il est combattu, il s'ensuit que la passivité suppose la liberté, et que l'état de pure passivitè n'est jamais dans la conscience. L'opposition du moi et du non-moi constitue la conscience; la conscience est le théâtre de ce combat perpétuel de la vie intellectuelle et morale, comme la vie physiologique n'est autre chose que la lutte de la force intérieure, du principe vital, contre les forces extérieures ou les principes de destruction. La santé est la victoire de la force intérieure; ses défaites sont les maladies; sa fuite et sa destruction est la mort. Notre constitution physique est telle que le principe vital ou la force intérieure, seule contre toutes les autres forces, s'épuise bientôt dans la résistance; et après avoir rendu un combat plus ou moins long, mais toujours court et plus composé de défaites que de victoires, succombe et abandonne le corps à toutes les forces ennemies qui l'envahissent, le partagent, le décomposent, et le font rentrer dans les lois de la nature universelle dont elle sont les agens. Si du monde physique nous entrons dans le monde moral, nous trouverons qu'ici la nature extérieure attaque le moi de mille manières plus redoutables les unes que les autres, par le corps intime au moi, par ses peines,

surtout par ses joies, par toutes les passions, filles des circonstances qui nous environnent et de l'univers entier qui nous accable. Pour se défendre le moi n'a que lui-même, comme Médée*). Mais le moi est intelligent et libre; comme libre, il peut toujours combattre; doué d'une liberté plus ou moins puissante, il peut être vaincu, mais il peut toujours résister; et alors même qu'il est vaincu, il sait qu'il n'est pas détruit et qu'il peut combattre encore. Il ne dépend pas du principe vital, qu'on a voulu confondre avec le moi, d'être vainqueur: il dépend du moi de l'être; surtout il dépend de lui de ne jamais céder, et de poursuivre toujours le combat, s'il ne peut le terminer à son avantage. Mais, dans tout cela, je ne vois que le combat de deux phénomènes, je ne vois que cette dualité constante et primitive que la conscience aperçoit toujours. N'y a-t-il donc pas autre chose dans la conscience?

De l'influence du climat.

(Cours de l'histoire de la philosophie.)

Quel est celui de vous qui pense que les lieux de la terre qu'il habite, l'air qu'il respire, les montagnes ou les fleuves qui l'avoisinent, le climat, le chaud, le froid, toutes les impressions qui en résultent, en un mot que le monde extérieur lui est indifférent et n'exerce sur lui aucune influence? ce serait, messieurs, de votre part un idéalisme un peu extraordinaire, et j'imagine que vous croyez, avec tout le monde, que l'âme est distincte, mais non pas absolument indépendante du corps, et que par conséquent la nature extérieure a une influence indirecte mais très-réelle sur l'homme. Pensez-vous, quelqu'un a-t-il j'amais pensé, que l'homme des montagnes ait et puisse avoir les mêmes habitudes, le même caractère, les mêmes idées, et soit appelé à jouer dans le monde le même rôle que l'homme de la plaine, que le riverain, que l'insulaire?

*) *Medea, die Tochter des Königs Aëtes von Kolchis, übte allein furchtbare Rache an ihrem ungetreuen Gemahl, Jason, dem Anführer der Argonauten, indem sie dessen Kinder ermordete.*

Croyez-vous par exemple, que l'homme que consument les feux de la zone torride soit appelé à la même destinée que celui qui habite les déserts glacés de la Sibérie? le croyez-vous? Eh bien! ce qui est vrai des deux extrémités de la zone glacée et de la zone torride doit l'être également des lieux intermédiaires et de toutes les latitudes.

Jusqu'ici la raison a l'avantage de s'accorder avec le préjugé, et c'est beaucoup pour elle. Oui, messieurs, donnez-moi la carte d'un pays, sa configuration, son climat, ses eaux, ses vents, et toute sa géographie physique; donnez-moi ses productions naturelles, sa flore, sa zoologie etc., et je me charge de vous dire a priori quel sera l'homme de ce pays, et quel rôle jouera ce pays dans l'histoire non pas accidentellement, mais nécessairement, non pas à telle époque, mais dans toutes, enfin l'idée qu'il est appelé à représenter. Un homme qu'on n'accusera pas d'être perdu dans des rêveries métaphysiques, mais qui joignait à l'esprit le plus positif ces grandes vues où le vulgaire des penseurs ne voit qu'une imagination ardente, et qui ne sont pas moins que le regard rapide et perçant du génie, un homme qui ne jouera pas un grand rôle dans les annales de la métaphysique, le vainqueur d'Arcole et de Marengo, rendant compte à la postérité de ses desseins vrais ou simulés sur cette Italie qui devait lui être chère à plus d'un titre, commence par une description du territoire Italien dont il tire toute l'histoire passée de l'Italie et le seul plan raisonnable qui ait jamais été tracé pour sa grandeur et sa prospérité. Je sais peu de pages historiques plus belles que celles-là. A cette autorité je joindrai celle de Montesquieu, c'est-à-dire de l'homme de notre pays qui a le mieux compris l'histoire et qui le premier a donné l'exemple de la véritable méthode historique. L'auteur de l'Ésprit des lois, après avoir établi nettement et profondément, que tout a sa nécessité, que tout a sa loi, tout a commencé par Dieu même, n'hésite pas à attribuer au climat une influence immense sur la créature humaine. Mais Montesquieu n'était pas homme à s'arrêter à cette généralité; il la développe et l'applique en détail. Le principe général admis, il le suit dans ses plus étroites consé-

quences, et descendant des hauteurs de l'idée générale, il l'applique à toutes les institutions humaines, politiques, civiles, religieuses, militaires, aux lois les plus petites comme aux plus grandes. C'est là le triomphe de l'esprit philosophique: en effet, il n'y a pas de lacunes dans les choses, tout se tient et se lie.

THIERRY.

Zwei französische Historiker dieses Namens haben sich in neuerer Zeit einen guten Ruf erworben: der erste und wichtigste ist Augustin Thierry, Mitglied der Akademie der Inschriften; der zweite dessen Bruder, Amedée Thierry, Präfect des Saone-Departements, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften (seit dem 14. März 1841), und Verfasser eines Résumé de l'histoire de Guyenne, Paris, 1826, in 8., *und einer* Histoire des Gaulois depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'entière soumission de la Gaule à la domination romaine, Paris, 1828, 3 Vol., 2e édit. 1834, *und noch oft.* — JACQUES NICOLAS AUGUSTIN THIERRY *wurde zu Blois am 10. Mai 1795 geboren. Er erhielt seine Bildung in der Pariser Normalschule, und trat dann, noch ziemlich jung, als Schriftsteller auf. Ein Freund der constitutionellen Meinungen, durchforschte er zu deren Begründung mit grossem Eifer die alten Geschichtsbücher, und erkannte bei dieser Gelegenheit, wie die damals hoch geschätzten historischen Werke von Velly, Mézeray, Daniel, Anquetil und Mably die Geschichte des Mittelalters in einem ganz falschen Lichte darstellten. Er liess in dieser Beziehung 1820 zehn Briefe in dem* Courrier français *abdrucken, welche er 1827 mit Hinzufügung von funfzehn neuen besonders herausgab* (Paris; 2e édit. revue, cor- corrigée et augmentée, Paris, 1829, 4e édit. augmentée, 1834; 5e édit. 1836; 8e édit. 1845). *Sie verbreiten sich theils über das Bedürfniss einer Geschichte Frankreichs zur Be-*

lehrung der Nation, theils über die Art und Weise, wie eine solche Geschichte abgefasst sein muss, theils über die Fehler der obengenannten Werke, theils endlich über einzelne Theile der französischen Geschichte. Wie die letzteren Briefe wichtige Beiträge zu einer Geschichte Frankreichs sind, so muss, wenn jetzt das Wesen einer Volksgeschichte richtiger als früher in Frankreich erkannt wird, dies Thierry's ersten Briefen grösstentheils zugerechnet werden. Eine andere Frucht seiner historischen Forschungen von 1817 *bis* 1827 *ist sein Werk:* Dix ans d'études historiques, Paris, 1835; 3e édit. 1839; 6e édit. 1850, *das eine Menge der verschiedenartigsten Aufsätze über die Geschichte Frankreichs, Englands etc. enthält. Thierry's Hauptwerk ist die meisterhafte* Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Écosse, en Irlande et sur le continent, Paris, 1825, 3 Vol.; 2e édit. revue, corrigée et augmentée avec atlas, Paris, 1826, 4 Vol.; 8e édit. 1850; *gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und treue und glückliche Benutzung der Quellen, wie durch einen würdigen echt historischen Styl. H. Bolzenthal hat sie (Berlin,* 1830. 1831, 2 *Bde.) ins Deutsche übersetzt. Die angestrengten Studien haben Thierry's Gesundheit untergraben und ihn fast ganz des Augenlichts beraubt, weshalb er* 1827 *Paris verlassen hatte und sich lange auf dem Lande aufhielt. Im Juni* 1844 *entriss ihm der Tod seine Gattin. Sie war der Secretär ihres Mannes und selbst treffliche Schriftstellerin, so dass sie ihm bei allen seinen Arbeiten die wesentlichste Hülfe leistete.* 1829 *nahm ihn die Königl. Akademie der Inschriften zu ihrem Mitgliede auf, und* 1835 *wurde er zum Bibliothekar des Herzogs von Orleans ernannt. Darauf verfasste er sein berühmtes Werk:* Récits des temps mérovingiens, précédés de considérations sur l'histoire de France, Paris, 1840, 2 Vol., *dem von der Akademie der Wissenschaften zu Paris der erste Preis zuerkannt wurde, und das in mehreren Auflagen erschienen ist (Bazin, für seine* Histoire de France sous Louis XIII *erhielt den zweiten Preis). Die Schriften beider Brüder (bis* 1839) *verzeichnet J. M. Quérard:* La France littéraire, Tome IX, p. 427.

Fragment
de l'Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands.

(Tom II, liv. 5. 1070 à 1071.)

Tout le pays des Anglo-saxons était conquis*), de la Twed au cap de Cornouailles, de la mer de Gaule à la Saverne, et la population vaincue était traversée dans tous les sens par l'armée de ses conquérans. Il n'y avait plus de provinces libres, plus de masses d'hommes organisées militairement. On trouvait seulement quelques débris épars des armées et des garnisons detruites, des soldats qui n'avaient plus de chefs, et des chefs que personne ne suivait. La guerre se continuait contre eux par la persécution individuelle; les plus considérables étaient jugés et condamnés solennellement; le reste était livré à la discrétion des soldats étrangers, qui en faisaient des serfs pour leurs domaines, ou bien les massacraient avec des circonstances qu'un ancien historien refuse de détailler comme incroyables et dangereuses à raconter. Ceux auxquels il restait quelques moyens de s'expatrier, se rendaient vers l'ouest, dans les ports du pays de Galles, pour s'y embarquer, et aller, selon l'expression des vieilles annales, promener leur douleur et leur misère à travers les royaumes étrangers. Une troupe de ces fugitifs, réunie sous la conduite de Siward, ancien chef de la province de Glocester, se dirigea vers le midi, côtoya l'Espagne, et alla en Sicile, offrir ses services à l'empereur grec Alexis. Alexis enrôla les émigrés saxons dans un corps de troupes germaniques, soldées depuis longtemps par l'empire, sous le nom tudesque de Waerings, ou sous un nom grec qui signifiait Porte-haches. Ils y conservèrent l'armure et la langue de leur patrie, et reçurent des terres dans l'Ionie, où une ville fut bâtie par eux. Par une destinée bizarre, ces hommes chassés de leur terre natale par l'invasion

*) *Durch die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer. — Den Zustand Englands unmittelbar nach der Eroberung schildert das folgende Fragment.*

des Gallo-Normands, combattirent sous les drapeaux de leur nouvel hôte, contre d'autres Gallo-Normands envahisseurs de l'Apulie, et, à la bataille de Durazzo, que perdit Robert Guiscard ou Guichar, aventurier et conquérant comme Guillaume, les exilés de l'Angleterre formèrent le premier rang de l'armée impériale grecque.

D'autres chefs et d'anciens riches qui ne purent ou ne voulurent pas traverser la mer, se retirèrent dans les forêts avec leurs cliens et leurs familles. Les grandes routes où passaient les convois normands, furent infestées par leurs bandes armées; ils enlevaient par ruse aux conquérans ce que les conquérans avaient enlevé par force, et se faisaient ainsi payer la rançon de leurs héritages, ou vengeaient, par l'assassinat, le massacre de leurs compatriotes. Ces réfugiés sont appelés brigands par les historiens amis de la conquête, et ces historiens les traitent, dans leurs récits, comme des hommes librement et méchamment armés contre un ordre de société légitime. „Il se commettait chaque jour, disent-ils, une foule de vols et d'homicides causés par la scélératesse naturelle aux indigènes, et par les immenses richesses de ce royaume;" mais les indigènes croyaient avoir le droit de reprendre ces richesses qu'on leur avait ôtées; et s'ils devenaient brigands, ce n'était, selon eux, que pour rentrer dans leurs propres biens.

L'ordre contre lequel ils s'insurgeaient, la loi qu'ils violaient, n'avaient à leurs yeux aucune sanction: aussi le mot anglais Outlaw (mis hors la loi, bandit ou brigand) perdit, dès lors, dans la bouche du peuple subjugué, son ancien sens défavorable. Au contraire, les vieux récits, les légendes et les romances populaires des Anglais, ont répandu une sorte de teinte poétique sur le personnage du banni, sur la vie errante et libre qu'il mène sous les feuilles des bois. Dans ces romances, l'homme mis hors de la loi est toujours le plus gai et le plus brave des hommes; il est roi dans la forêt, et ne craint point le roi du pays.

Ce fut surtout la contrée du nord, celle qui avait le plus énergiquement résisté aux envahisseurs, qui devint le

pays du vagabondage en armes, dernière protestation des vaincus. Les vastes forêts de la province d'York étaient le séjour d'une bande nombreuse qui avait pour chef un homme appelé Seveyn, fils de Sigg. Dans les contrées du centre et près de Londre, jusque sous les murs des châteaux normands, on vit se former aussi plusieurs troupes de ces hommes qui, reniant jusqu'au bout l'esclavage, disent les vieux historiens, prenaient les déserts pour demeure. Leurs rencontres avec les conquérans étaient toujours sanglantes, et quand ils apparaissaient dans quelque lieu habité, c'était un prétexte pour l'étranger d'y redoubler ses vexations; il punissait les hommes sans armes du trouble que lui causaient les gens armés, et ces derniers, à leur tour, faisaient quelquefois des visites redoutables à ceux qu'on leur signalait comme amis des Normands. Ainsi une terreur perpétuelle régnait sur le pays. Au danger de périr par l'épée de l'homme d'outre-mer, qui se croyait un demi-dieu parmi des brutes, qui ne comprenait ni la prière, ni les raisons, ni les excuses proférées dans l'idiome des vaincus, se joignait encore celui d'être regardé comme traître ou comme suspect par les Saxons indépendans, frénétiques de désespoir comme les Normands l'étaient d'orgueil. Aussi nul habitant n'osait s'aventurer dans le voisinage de sa propre maison; la maison de chaque Anglais qui avait juré la paix et donné des ôtages au conquérant était close et fortifiée comme une ville en état de siége. Elle était remplie d'armes de toute espèce, d'arcs, de flèches, de haches, de massues, de poignards et de fourches de fer; les portes étaient munies de verroux et de barricades. Quand venait l'heure du repos, au moment de tout fermer, l'ancien de la famille se levait, et prononçait à haute voix les prières qui se faisaient alors sur mer aux approches de l'orage; il disait: „Que le Seigneur nous bénisse et nous aide"; tous les assistans répondaient Amen. Cette coutume subsista en Angleterre plus de deux siècles après la conquête.

Dans la partie septentrionale de la province de Cambridge, il y a une vaste étendue de terres basses et marécageuses, coupées en divers sens par des rivières. Toutes

les eaux du centre de l'Angleterre qui ne coulent pas dans le bassin de la Tamise ou dans celui de la Trent, vont se jeter dans ces marais, qui, au temps de l'arrière-saison, débordent, couvrent le pays et se chargent de vapeurs et de brouillards. Une partie de cette contrée humide et fangeuse s'appelait et s'appelle encore l'île d'Ély; une autre s'appelait l'île de Thorneye; une troisième l'île de Crowland. Ce sol, presque mouvant, impraticable pour la cavalerie et pour les soldats pesamment armés, avait plus d'une fois servi de refuge aux Saxons dans le temps de la conquête danoise; sur la fin de l'année 1069, il devint un point de réunion pour quelques bandes de partisans formées de divers côtés contre les Normands. D'anciens chefs déshérités s'y rendirent successivement avec leur clientèle, les uns par terre, les autres sur des vaisseaux, par l'embouchure des rivières. Ils y élevèrent des retranchemens de terre et de bois, et y établirent une grande station armée, qui prit le nom de camp de refuge. Les étrangers hésitèrent d'abord à les attaquer au milieu des joncs et des saules, et leur laissèrent ainsi le temps d'envoyer des messages dans le pays et hors du pays, et d'avertir, en beaucoup de lieux, les amis de la vieille Angleterre. Devenus forts, ils entreprirent la guerre de parti sur terre et sur mer, ou, pour parler comme les conquérans, la piraterie et le brigandage.

Chaque jour, au camp de ces brigands, de ces pirates pour la bonne cause, se rendait quelque Saxon de haut rang, laïque ou prêtre, apportant avec lui les derniers débris de sa fortune ou la contribution de son église. Egelric, évêque de Lindisfarn, et Sithric, chef d'un couvent du Devonshire, y vinrent, ainsi que beaucoup d'autres. Les Normands les accusaient d'outrager la religion et de déshonorer la sainte Église, en se livrant à un genre de vie criminel et infâme, mais ces reproches intéressés ne les arrêtaient pas. L'exemple des prélats insurgés encouragea beaucoup d'hommes, et l'ascendant qu'ils exerçaient sur les esprits, pour le bien comme pour le mal, devint favorable à la cause patriotique. Les gens d'église, jusque-là trop peu ardens pour elle, s'y rallièrent avec plus de

zèle. Plusieurs d'entre eux, il est vrai, s'étaient généreusement dévoués; mais la masse avait appliqué au conquérant le précepte apostolique de la soumission aux puissances. La conquête les avait, en général, moins maltraités que le reste de la nation; toutes leurs terres n'avaient pas été prises, l'asile de leurs habitations n'avait pas été partout violé. Dans les vastes salles des monastères, où les espions normands ne pénétraient point encore, les Saxons laïques pouvaient se rassembler en grand nombre, et sous prétexte de vaquer aux exercices de dévotion, converser et conspirer librement. Ils apportaient avec eux l'argent qu'ils avaient soustrait aux perquisitions des vainqueurs, et le laissaient en dépôt, dans le trésor du saint lieu, pour le soutien de la cause nationale ou pour la subsistance de leurs fils, si eux-mêmes périssaient dans les combats. Quelquefois l'abbé du couvent faisait briser les lames d'or et détacher les pierres précieuses dont les rois saxons avaient orné jadis les autels et les reliquaires, disposant ainsi de leurs dons pour le salut du pays qu'eux-mêmes avaient aimé durant leur vie. Des messagers braves et fidèles transportaient le produit de ces contr butions communes, à travers les postes normands, jusqu'au camp des réfugiés: mais ces manoeuvres patriotiques ne restèrent pas longtemps secrètes.

Le roi Guillaume, d'après le conseil de Guillaume fils d'Osbert, son sénéchal, ordonna bientôt des perquisitions dans tous les couvens de l'Angleterre, et fit prendre tout l'argent que les riches Anglais y avaient placé en depôt, ainsi que la plupart des vases, des reliquaires et des ornemens précieux. On enleva aussi des églises, où elles avaient été déposées, les chartes qui contenaient les fausses promesses de clémence et de justice faites naguère par le roi étranger, quand il était encore incertain de sa victoire. Cette grande spoliation eut lieu dans le carême qui, suivant l'ancien style du calendrier, termina l'année 1070: et aux octaves de pâques 1071, arrivèrent en Angleterre, d'après les demandes adressées antérieurement par Guillaume, trois légats du siége apostolique. C'étaient Ermenfroy, évêque de Sienne, et les cardinaux Jean et

Pierre. Le conquérant fondait de grands desseins sur la présence de ces chargés d'affaires de son allié le pape de Rome, et il les retint auprès de lui toute une année, les honorant, dit un vieux historien, à l'égal des anges de Dieu. Au milieu de la famine qui faisait périr les Anglais par milliers, des fêtes brillantes furent célébrées dans le palais fortifié de Winchester. Là, les prêtres romains, plaçant de nouveau la couronne sur la tête du roi normand, effacèrent la vaine malédiction qu'Eldred, l'archevêque d'York, avait prononcée contre lui.

Après les fêtes, il y eut à Winchester une grande assemblée des conquérans, laïques ou prêtres, qui s'étaient fait une grande fortune en prenant les biens des Anglais. Les évêques saxons furent sommés d'y comparaître, au nom de l'autorité de l'église romaine, par des circulaires dont le style hautain pouvait leur présager d'avance l'issue que ce grand concile, comme on l'appelait, devait avoir pour eux. „Bien que l'église de Rome, disaient les envoyés, ait droit de veiller sur la conduite de tous les chrétiens, il lui appartient plus spécialement de s'enquérir de vos moeurs et de votre manière de vivre, à vous, qu'elle a instruits dans la foi du Christ, et de réparer la décadence de cette foi que vous tenez d'elle. C'est pour exercer sur vos personnes cette salutaire inspection, que nous, ministres du bienheureux Pierre l'apôtre, représentans autorisés de notre seigneur le pape Alexandre, nous avons résolu de tenir avec vous un concile pour nous informer des mauvaises choses qui pullulent dans le vigne du Seigneur, et y planter les choses utiles au bien des corps et des âmes.“

Le sens réel de ces paroles mystiques était que le nouveau roi, d'accord avec le pape, avait résolu de destituer en masse tout le haut clergé de race anglaise, et que les légats venaient donner une sorte de couleur religieuse à cette opération politique. Telle était leur mission, et le premier prélat qu'ils frappèrent fut l'archevêque de Canterbury, Stigand, celui qui avait marché en armes à la rencontre de l'étranger et refusé de le sacrer roi. C'était là son véritable crime, mais l'arrêt qui le dégrada de la dignité épiscopale fut motivé sur d'autres causes,

sur des prétextes plus honnêtes, comme s'exprime un vieux historien. Son ordination fut déclarée nulle, en conséquence de trois griefs purement ecclésiastiques: d'abord, parce qu'il avait pris l'archevêché de Canterbury du vivant de l'archevêque Robert, exilé par le peuple anglais; ensuite, parce qu'il avait célébré la messe avec le pallium de ce même Robert; et enfin, parce qu'il avait reçu son propre pallium du pape Bénoît, déclaré antipape, dégradé et excommunié par un compétiteur victorieux.

Quand l'ami du roi Harold et de son pays eut été, selon le langage ecclésiastique, frappé, comme un arbre stérile, par la hache de correction, les terres qui lui restaient furent saisies et partagées entre le roi, la reine, et l'évêque de Bayeux, frère du roi. Ceux des évêques anglais sur le compte desquels on ne trouva rien à objecter canoniquement n'en furent pas moins frappés de même. Alexandre évêque de Lincoln, Égelmar évêque de l'Estanglie, Égelric évêque de Sussex, d'autres prélats et les abbés des principaux monastères furent déposés presque à la fois. Au moment où l'on prononçait à quelqu'un d'entre eux sa sentence, on le contraignait de jurer sur l'Évangile qu'il se regardait comme déchu de sa dignité légitimement et à tout jamais, et que, quelque fût le successeur qu'on lui donnerait, il ne ferait rien pour le décréditer en protestant contre lui. Ensuite chaque évêque dégradé était conduit soit dans une forteresse, soit dans un monastère qui devait lui servir de prison. Ceux qui avaient été autrefois moines, on les recloîtrait de force dans leurs anciens couvens, et l'on publiait officiellement que, dégoûtés du monde et du bruit, il leur avait plu d'aller revoir les vieux compagnons de leur jeunesse.

Plusieurs membres du haut-clergé saxon trouvèrent moyen de se dérober à leur sort: l'archevêque Stigand et l'évêque de Lincoln s'enfuirent tous les deux en Écosse; Égelsig, abbé de Saint-Augustin, s'embarqua pour le Danemark, et y resta, quoiqu'il fût réclamé, comme fugitif du roi, par un rescrit du conquérant. Égelvin, évêque de Durham, sur le point de partir aussi pour l'exil, maudit solennellement les oppresseurs de son pays, et les dé-

clara séparés de la communion des chrétiens, suivant les formules graves et sombres par lesquelles cette séparation se prononçait. Mais le bruit de ses paroles frappa en vain les oreilles du roi normand: Guillaume avait des prêtres pour démentir les prêtres saxons, comme il avait des épées pour briser les épées saxonnes.

VICTOR HUGO.

VICTOR MARIE HUGO, *der Sohn eines Obersten, wurde am* 26. *Februar* 1802 *zu Besançon geboren. Die ersten Jahre seiner Kindheit verlebte er auf der Insel Elba, wohin sein Vater versetzt worden war; dann hielt er sich mit seiner Mutter, einer hochgesinnten Vendéerinn, von* 1805 *bis* 1807 *in Paris auf, wo er den ersten Schulunterricht empfing, und darauf von* 1808 *bis* 1809 *in Italien, wo sein Vater den Posten eines Gouverneurs der Provinz Avelino bekleidete.* 1809 *kehrte seine Mutter mit ihm und seinen Brüdern nach Paris zurück, bezog hier eine einsame Wohnung in einer Sackgasse der Feuillantinerinnen in der Vorstadt Sanct Jacob, und widmete sich in Verbindung mit einem bei ihr verborgenen Royalisten und einem Geistlichen ganz der Erziehung ihrer Kinder. Victor erhielt hier die royalistischen Ideen, welche sich in seinen Schriften finden, die überhaupt öfters Rückerinnerungen an jene Wohnung und Zeit enthalten. Im Frühlinge des Jahres* 1811 *zog die Familie nach Madrid, wo der Vater, seit* 1809 *General, als Oberhaushofmeister und Gouverneur zweier Provinzen angestellt war. Victor brachte ein Jahr in dem adeligen Seminar zu, und sollte eben unter die Pagen des Königs Joseph, der ihn sehr liebte, aufgenommen werden, als die drohenden Ereignisse des Jahres* 1812 *seine Rückkehr nach Paris veranlassten. Wenn gleich sein Aufenthalt in Spanien nur von kurzer Dauer war, so ist er doch von grossem Einflusse auf seinen Charakter gewesen, und hat ihm einen tiefen Ernst, eine würdevolle Haltung des Körpers und Geistes und ein stolzes Streben gegeben. Nachdem er kaum in Paris*

seine classischen Studien mit der Lesung des Tacitus und Juvenal beendigt hatte, trieb es ihn schon zu poetischen Versuchen. Der erste, den er in seinem dreizehnten Jahre ausführte, handelte von Roland und dem Ritterthume. Dann verfertigte er 1816 *ein Trauerspiel, dessen Stoff die Rückkehr Ludwigs XVIII. war, und dessen Titel* Irtamène *sein sollte.* 1817 *begann er eine andere Tragödie:* Athélie ou les Scandinaves, *welche er aber nur bis zum dritten Acte vollendete. In demselben Jahre schickte er zur Preisbewerbung bei der französischen Akademie sein Gedicht* Sur les Avantages de l'Étude *ein: es erhielt neben den Gedichten eines Pierre Lebrun, Cas. Delavigne etc. eine ehrenvolle Erwähnung, und würde den Preis erhalten haben, wenn die Richter nicht gemeint hätten, der Verf. wolle sie durch die Angabe, dass er erst* 15 *Jahre alt sei, zum Besten haben.* 1818 *kam Hugo in das Collége de Louis-le-Grand, wo er Philosophie, Physik und Mathematik studirte, und namentlich in letzterer Wissenschaft bedeutende Fortschritte machte. Darauf sollte er mit seinem Bruder Eugène in die polytechnische Schule eintreten, aber auf ihr Bitten wurde ihnen dies vom Vater erlassen. Um diese Zeit gewann Eugène bei den Jeux floraux*) in Toulouse einen Preis: dies erregte Victor's Wetteifer. Er sandte* 1819 *zwei Gedichte ein:* Ode sur la Statue de Henri IV (*welche er in Einer Nacht verfertigt hatte*) *und* Les Vierges de Verdun, *und beide erhielten den Preis. Ein dritter Preis, den er* 1820 *durch sein Gedicht* Moïse sur le Nil (*gedruckt:* Paris, 1822) *errang, verschaffte ihm auch den Grad eines Maître-ès-jeux-floraux. Die Jahre* 1819 *und* 1820 *gehören überhaupt zu den fruchtbarsten und entscheidendsten im Leben unsers Autors. Die Trennung von seiner Geliebten, welche er nicht mehr sehen durfte, verursachte ihm einem tiefen Schmerz, dem er in seinem Gedichte* Le premier soupir *Worte gab. Der Roman* Han d'Islande, *den er um diese Zeit begann, hatte keinen andern Zweck, als eben jener Geliebten von seinen Gefühlen Nachricht zu geben. Dann dichtete er eine Menge Oden, und gab in Verbindung mit seinen Brüdern und einigen Freunden* (1820—1821) *die Zeitschrift* Le Conservateur littéraire *heraus, in der viele*

**) Ein der Dichtkunst gewidmetes Fest, das bereits seit länger als* 500 *Jahren jährlich in Toulouse gefeiert wird.*

Gedichte und mehrere literarische Aufsätze von ihm sich finden. 1821 starb seine Mutter; seinen Schmerz über diesen Verlust besänftigte nur der Gedanke, dass ihm die Vereinigung mit seiner Geliebten nun eher möglich werden würde. Ein Ereigniss, das seinem Herzen zur wahren Ehre gereicht, ward ihm dazu behülflich. Sein Jugendfreund Delon war in eine Verschwörung verwickelt; Hugo schrieb an dessen Mutter und bot dem Flüchtigen seine Wohnung an, da man denselben bei ihm, als einem bekannten Royalisten, nicht suchen würde. Dieser Brief wurde von der Polizei aufgefangen, und Ludwig dem XVIII. mitgetheilt, der aber von den Gesinnungen des jungen Dichters gerührt, ihm statt der Strafe die erste erledigte Pension gab. So erhielt Hugo ein Einkommen von 2000 Franken, ohne dass er den Grund wusste, und konnte sich nun im October 1822 mit seiner Geliebten ehelich verbinden. Die schriftstellerischen Erzeugnisse, mit welchen er seitdem hervorgetreten ist, haben ihn zum reichen Manne gemacht und seinen Ruhm durch die ganze literarische Welt getragen. Seine 1822 und 1824 erschienenen Odes erhielten zwar nicht einen sehr lebhaften Beifall, und seine Romane Han d'Islande und Bug-Jargal gefielen noch weniger; aber mit der einzigen 1827 gedichteten Ode à la colonne de la place Vendôme gewann er die allgemeinste Bewunderung. Um diese Zeit entspann sich der Kampf zwischen den Romantikern und Classikern mit erneuerter Heftigkeit. Hugo stand an der Spitze der ersteren, und sein Drama Cromwell (1827) liess schon den Classikern den Sieg hoffen, als seine Gedichte Les Orientales (1829) sie gänzlich darnieder warf. Nie hatte ein Franzose solche Lyrik gedichtet. Bald darauf (noch 1829) erschien der Roman Le dernier jour d'un condamné, und die Trauerspiele Hernani und Marion Delorme, und verschafften ihrem Verfasser einen europäischen Ruf. Nach der Juli-Revolution 1830 dichtete er zu Ehren derselben eine Ode; ausserdem schien er sich aber von der neuern Politik nicht eben begeistert zu fühlen. 1831 gab er seinen Roman Notre Dame de Paris und seine Gedichtsammlung Les Feuilles d'automne heraus (Les feuilles d'Automne. Les Chants du crépuscule, Paris, 1841, in 12.), und 1832 kam sein Drama: Le roi (Franz I.) s'amuse, zur Darstellung, dessen weitere Aufführung aber von der Polizei mancher Anspielungen wegen ver-

boten wurde. Am 2. *Februar* 1833 *brachte er sein Drama:* Lucrèce Borgia *und gegen Ende des Jahres seine* Marie Tudor, drame en 3 journées, *auf die Bühne. Im Jahre* 1834 *hat er seine Charakterschilderung Mirabeau's unter dem Titel:* Études sur Mirabeau (*vor den* Mémoires de Mirabeau *und einzeln* Paris), *und eine Sammlung vermischter prosaischer Aufsätze unter dem Titel* Littérature et Philosophie mêlées, Paris, 1834, 2 Vol. *herausgegeben; neueste Auflage Paris,* 1849. 1835 *erschien von ihm:* Angelo, tyran de Padoue, drame en 3 journées (Paris), *und ein Band Gedichte unter dem Titel:* Les Chants du Crépuscule (Paris). *Im Juli* 1838 *erhielt er das Ritterkreuz des Leopoldsorden vom Könige der Belgier, wurde Ritter der Ehrenlegion, und am* 3. *Juni* 1841 *an Lemercier's Stelle als Mitglied in die französische Akademie eingeführt, nachdem seine Wahl endlich am* 7. *Januar desselben Jahres Statt gefunden hatte. Die übliche Rede, die er bei dieser Veranlassung hielt, gefiel im Ganzen nicht, wie überhaupt in neuerer Zeit seine Productionen weniger Anklang in Frankreich finden und sich keiner bedeutenden Popularität zu erfreuen haben. Zwar erkennt man die wilde üppige Naturkraft, die sich in seinen Beschreibungen geltend macht, rühmend an, tadelt aber dagegen seine Neigung und Vorliebe für Schilderungen des Lasters und Schreckens-Scenen, so wie seine Geringschätzung alles dessen, was die Zeit in der Moral als gut geheiligt hat. Das Falsche und Unwahre in seinen Schriften ist jedoch mit so vielem Glanze ausgestattet und hier und da so viel Echtes und Schönes mit eingestreut, dass es ihm nie an enthusiastischen Verehrern fehlen wird. Wo Strahlen sind, ist auch Schatten! Der Graf v. Salvandy hielt als Kanzler der Akademie die Erwiederungsrede an unseren Autor, bei seinem Eintritt in dieselbe. Er rühmt in derselben die Unabhängigkeit und Beharrlichkeit von Victor Hugo's litterarischem Leben, wie derselbe muthig seinen Beruf und sein Geschick gegen alle Lockungen des politischen Ehrgeizes, des Parteigeistes und der so leicht getäuschten Eitelkeit vertheidigt. „Sie haben, sagt er im Verlaufe seiner Rede, zwanzig Jahr hindurch unermüdlich eine Production an die andere gefügt, immer glänzend, oft ungleich aber ausserordentlich, zugleich originell und manigfaltig, die literarische Leidenschaft bis zum Sektengeist, den literarischen Ehrgeiz bis zum Posten eines Partei-*

hauptes mit allen seinen Gefahren treibend.“ — Im Jahre 1843 *wurde er zum Pair von Frankreich creirt. Nach den Februar-Ereignissen des Jahres* 1848 *wurde er zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung gewählt und gehörte in derselben zur Bergpartei. Die Lösung der politischen Fragen absorbirte gänzlich seine schriftstellerische Thätigkeit. Nach dem* 2. *December* 1851 *zur Flucht genöthigt, hielt er sich einige Zeit in Belgien auf, und begab sich dann mit seiner Familie nach England, wo er sich gegenwärtig in London aufhält. — In Erschaffung neuer Typen für seine Helden ist er unerschöpflich. Die Sprache weiss er nach Gefallen zu fügen, und wenn dann zuweilen seltsame Formen entstehen, so erkennt man auch in diesen sein Genie. Von seinen Dichtungen haben wir im poetischen Theile unseres Werkes ausführlicher gesprochen und Proben gegeben* (Les Voix intérieures. Les Rayons et les Ombres, Paris, 1841, in 12.); *seine Romane erschienen in nachstehender Folge*: Han d'Islande, 1e et 2e édit. Paris, 1823, 4 Vol. in 12. *(anonym)*; 3e édit. *(mit dem Namen des Verf.)* Paris, 1829, 4 Vol. in 12, *neueste Aufl.* Paris, 1847, *(deutsch von O. Laubner, Meissen,* 1830, 3 *Thle.), eine der seltsamsten und phantastischten Schöpfungen, deren Originalität nichts desto weniger Bewunderung erregt; obgleich die Handlung ohne rechte Verbindung ist, so spannt sie doch das Interesse.* Bug-Jargal, Paris, 1826, in 18. *(anonym)*; nouv. édit. (*mit dem Namen des Verf.*) Paris, 1820, 3 Vol. in 12. (*deutsch München,* 1826), *eine Erzählung aus der Zeit der Neger-Empörung auf St. Domingo; das schwächste prosaische Product des Autors, obgleich sein Talent auch darin nicht zu verkennen ist, wie namentlich in der Schöpfung des furchtbaren Zwergs Habibrah, und der Engelsfigur der Marie.* Le dernier jour d'un condamné, 1e *bis* 3e édit. Paris, 1829, in 12. *neueste Aufl.* Paris, 1846, *mit Bug-Jargal zusammen (auch deutsch), eine beredte Schrift gegen die Todesstrafe.* Notre Dame de Paris, Paris, 1831, 2 Vol. *(deutsch von Th. Weis, Quedlinburg,* 1831, 3 *Thle.),* 8*te mit einigen neuen Capiteln vermehrte Ausgabe* 1832 *und nachher noch oft gedruckt; der bedeutendste Roman des Verfassers: ein vollständiges Gemälde von Paris, namentlich des Kirchenwesens, im Jahre* 1482; *ein Kunstwerk, düster, hehr, und ahnungsvoll, reich an vielen und grossen Schönheiten, besonders in Beschreibungen. Eine neue Ausgabe*

seiner Werke erschien in 120 *Lieferungen unter dem Titel:* Oeuvres de Victor Hugo. Nouvelle édition, Paris, 1841—1842, 6 Vol. *Als im December* 1840 *Napoleons Leiche nach Paris kam, empfing sie Victor Hugo mit der Dichtung:* Le retour de l'Empereur, Paris, 1840 (2 feuilles). *Sie besteht aus mehreren Oden, von denen die erste dem Kaiser den Willkommen zuruft. Eine seiner neuesten literarischen Productionen ist:* Le Rhin, lettres à mes amis, Paris, 1842, 2 Vol. in (grand) 8.; *wozu er die Materialien während seiner Rheinreise im Sommer* 1839 *sammelte. Durch dieses Werk, in welchem er sich übrigens sehr günstig über Deutschland ausspricht, hat der Verfasser wenig Beifall eingeerntet. Die deutschen Blätter haben dasselbe sehr mitgenommen, die französische Presse es fast ganz ignorirt.* — *Vergl. über Victor Hugo:* Critiques et portraits littéraires par C. A. Sainte-Beuve (édit. de Bruxelles T. II, p. 52—118; *deutsch in der Zeitschrift: das Ausland* 1831); *O. L. B. Wolff Vorlesungen über die schöne Literatur Europa's (Leipzig,* 1832) *S.* 7—78; *Wolfg. Menzel's Literatur-Blatt* 1832, *No.* 18; *Magazin für die Literatur des Auslandes, No.* 3, *von* 1836. (*V. Hugo, nach Mistress Trollope.*) *Seine Schriften bis* 1829 *verzeichnet J. M. Quérard*: La France littéraire T. IV, p. 157—158; *gesammelt erschienen sie zuerst* Paris, 1832—1834, 15 Vol. (*Ins Deutsche übersetzt Frankfurt a. M.* 1835 *ff.* 16. *und Stuttgart,* 1835 *ff.* 16.)

Fragment de Han d'Islande.

Description d'un combat entre les soldats du roi de Danemarc et les mineurs révoltés de Norvège.

On n'entreprendra pas de décrire ici l'épouvantable confusion qui rompit les colonnes déjà désordonnées des rebelles, quand le fatal défilé leur montra soudain toutes ses cimes hérissées, tous ses antres peuplés d'ennemis inattendus. Il eût été difficile de distinguer si le long cri, formé de mille cris, qui s'échappa de leurs rangs aussi inopinément foudroyés, était un cri de désespoir, d'épouvante ou de rage. Le feu terrible que vomissaient sur eux de toutes parts les pelotons démasqués des troupes royales, s'accroissait de moment en moment, et avant qu'il

fût parti de leurs lignes un autre coup de mousquet que le funeste coup de Kennybol*), ils ne voyaient déjà plus autour d'eux qu'un nuage étouffant de fumée embrasée à travers lequel volait aveuglément la mort; où chacun d'eux, isolé, ne reconnaissait que soi-même, et distinguait à peine de loin les arquebusiers, les dragons, les hulans, qui se montraient confusément au front des rochers et sur la lisière des taillis, comme des diables dans une fournaise.

Toutes ces bandes, ainsi éparses dans une longueur d'environ un mille, sur un chemin étroit et tortueux, bordé, d'un côté, d'un torrent profond, de l'autre, d'une muraille de rochers, ce qui leur ôtait toute facilité de se replier sur elles-mêmes, ressemblaient à ce serpent que l'on brise en le frappant sur le dos, lorsqu'il a déroulé tous ses anneaux, et dont les tronçons vivans se roulent longtemps dans leur écume, cherchant encore à se réunir.

Quand la première surprise fut passée, le même désespoir parut animer, comme une âme commune, tous ces hommes naturellement farouches et intrépides; furieux de se voir ainsi écraser sans défense, cette foule de brigands poussa une clameur comme un seul corps, une clameur qui couvrit un moment tout le bruit des ennemis triomphans; et quand ceux-ci les virent sans chefs, sans ordre, presque sans armes, gravir sous un feu terrible, des rochers à pic, s'attacher des dents et des poings à ces ronces au-dessus des précipices, en agitant des marteaux et des fourches de fer; ces soldats si bien armés, si bien rangés, si sûrement postés, et qui n'avaient pas encore perdu un seul des leurs, ne purent se défendre d'un moment d'effroi involontaire.

Il y eut plusieurs fois de ces barbares qui parvinrent, tantôt sur des ponts de morts, tantôt en s'élevant sur les épaules de leurs camarades, appliqués aux pentes des rocs comme des échelles vivantes, jusqu'aux sommets occupés par les assaillans; mais à peine avaient-ils crié: liberté! à peine avaient-ils élevé leurs haches ou leurs massues

*) C'est le nom d'un chef de rebelles qui avait le premier lâché un coup de carabine.

noueuses; à peine avaient-ils montré leurs noirs visages, tout écumans d'une rage convulsive, qu'ils étaient précipités dans l'abîme, entraînant avec eux ceux de leurs hasardeux compagnons qu'ils rencontraient dans leur chute suspendus à quelque buisson ou embrassant quelque pointe de roches.

Les efforts de ces infortunés pour fuir et pour se défendre étaient vains; toutes les issues du défilé étaient fermées; tous les points accessibles étaient hérissés de soldats. La plupart de ces malheureux rebelles expiraient en mordant le sable de la route, après avoir brisé leurs bisaiguës ou leurs coutelas sur quelque éclat de granit; quelques-uns croisant les bras, l'oeil fixé à terre, s'asseyaient sur des pierres au bord du chemin, et là ils attendaient, en silence et immobiles, qu'une balle les jetât dans le torrent. Ceux d'entr'eux que la prévoyance de Hacket avait armés de mauvaises arquebuses, dirigeaient au hasard quelques coups perdus vers la crête des rochers, vers l'ouverture des cavernes d'où tombaient sans cesse sur eux de nouvelles pluies de balles. Une rumeur tumultueuse, où l'on distinguait les cris furieux des chefs et les commandemens tranquilles des officiers, se mêlait incessamment au fracas intermittent et fréquent des décharges; tandis qu'une sanglante vapeur montait et fuyait au-dessus du lieu de carnage, jetant au front des montagnes de grandes lueurs tremblantes, et que le torrent, blanchi d'écume, passait comme un ennemi entre ces deux troupes d'hommes ennemis, emportant avec lui sa proie de cadavres.

Mais dès les premiers momens de l'action, ou plutôt de la boucherie, c'étaient les montagnards de Kole, commandés par le brave et imprudent Kennybol, qui avaient le plus souffert. On se souvient qu'ils formaient l'avant-garde de l'armée rebelle, et qu'ils étaient engagés dans le bois de pins qui termine le défilé. A peine le malencontreux Kennybol eut-il armé son arquebuse, que ce bois, peuplé soudain, en quelque sorte par magie, de tirailleurs ennemis, les enferma d'un cercle de feu, tandis que du sommet d'une hauteur en esplanade dominé par

quelques grandes roches penchées, un bataillon entier du régiment de Munckholm, formé en carré, les foudroyait sans relâche d'une mousqueterie épouvantable. Dans cette horrible crise, Kennybol éperdu jeta les yeux vers le mystérieux géant, n'attendant plus de salut que d'un pouvoir surhumain, tel que celui de Han d'Islande: mais il ne vit point le formidable démon déployer soudain deux ailes immenses et s'élever au-dessus des combattans, en vomissant des flammes et des foudres sur les arquebusiers; il ne le vit point grandir tout à coup jusqu'aux nuages et renverser une montagne sur les assaillans, ou frapper du pied la terre et ouvrir un abîme sous le bataillon embusqué. Ce formidable Han d'Islande recula comme lui dès la première bordée d'arquebusade, et vint à lui d'un visage presque troublé, demandant une carabine, attendu, disait-il avec une voix assez ordinaire, qu'en un pareil moment sa hache lui était aussi inutile que la quenouille d'une vieille femme.

Kennybol étonné, mais toujours crédule, remit son propre mousqueton au géant avec un effroi qui lui faisait presque oublier la crainte des balles qui pleuvaient autour de lui. Espérant toujours un prodige, il s'attendit encore à voir son arme fatale devenir entre les mains de Han d'Islande aussi grosse qu'un canon ou se métamorphoser en un dragon ailé lançant du feu par les yeux, la gueule et les narines. Il n'en fut rien, et l'étonnement du pauvre chasseur fut au comble quand il vit le démon charger comme lui la carabine de poudre et de plomp ordinaire, la mettre en joue à sa manière, et lâcher tout simplement son coup sans même l'ajuster aussi bien que lui, Kennybol, l'aurait pu faire. Il le regarda avec une morne stupeur répéter cette opération toute machinale plusieurs fois de suite; et convaincu enfin qu'il fallait renoncer à un miracle, il songea à tirer ses compagnons et lui même du mauvais pas où ils se trouvaient, par quelque moyen humain. Déjà son pauvre vieux camarade Guldon Stayper était tombé à ses côtés, criblé de blessures; déjà tous ses montagnards, épouvantés er ne pouvant fuir, cernés de toutes parts, se serraient les uns contre les autres, sans

songer à se défendre, avec de lamentables clameurs. Kennybol comprit et vit combien cet amas d'hommes donnait de sûreté aux coups de l'ènnemi, dont chaque décharge lui enlevait une vingtaine des siens. Il ordonna à ses malheureux compagnons de s'éparpiller, de se jeter dans les taillis qui longent le chemin, beaucoup plus larges en cet endroit que dans le reste de la gorge du Pilier-Noir, de se cacher sous les broussailles et de riposter de leur mieux au feu de plus en plus meurtrier des tirailleurs et du bataillon. Les montagnards, pour la plupart bien armés, parce qu'ils étaient tous chasseurs, exécutèrent l'ordre de leur chef avec une soumission qu'il n'eût peut-être pas obtenue dans un moment moins critique; car en face du danger les hommes en général perdent la tête, et alors ils obéissent assez volontiers à celui qui se charge d'avoir du sang-froid et de la présence d'esprit pour tous.

Cette mesure sage était loin cependant d'être la victoire ou seulement le salut. Il y avait déjà plus de montagnards étendus hors de combat qu'il n'en restait debout, et malgré l'exemple et les encouragemens de leur chef et du géant, plusieurs d'entr' eux, s'appuyant sur leurs mousquets inutiles ou s'étendant auprès des blessés, avaient pris obstinément le parti de recevoir la mort sans avoir la peine de la donner. On s'étonnera peut-être que ces hommes, accoutumés tous les jours à braver la mort en courant de glaciers en glaciers à la poursuite des bêtes féroces, eussent sitôt perdu courage; mais qu'on ne s'y trompe pas, dans les coeurs vulgaires le courage est local: on peut rire devant la mitraille, et trembler dans les ténèbres ou au bord d'un précipice: on peut affronter chaque jour les animaux farouches, franchir des abîmes d'un bond, et fuir devant une décharge d'artillerie. Il arrive souvent que l'intrépidité n'est qu'habitude; et que, pour avoir cessé de la craindre sous telle ou telle forme, on n'en redoute pas moins la mort.

Kennybol, entouré des monceaux de ses frères expirans, commençait lui-même à désespérer, quoiqu'il n'eût encore reçu qu'une légère atteinte au bras gauche, et qu'il vît le diabolique géant continuer son office de mousque-

taire avec l'impassibilité la plus rassurante. Tout à coup il aperçut dans le fatal bataillon rangé sur la hauteur se manifester une confusion extraordinaire et qui ne pouvait être certainement causée par le peu de dommage que lui faisait éprouver le très-faible feu de ses montagnards. Il entendit d'affreux cris de détresse, des imprécations de mourans, des paroles d'épouvante s'élever de ce carré victorieux. Bientôt la mousqueterie se ralentit, la fumée s'éclaircit, et il put voir distinctement d'énormes quartiers de granit tomber sur les arquebusiers de Munckholm du haut de la roche élevée qui dominait le plateau où ils étaient en bataille. Ces éclats de roc se suivaient dans leur chute avec une horrible rapidité; on les entendait se briser à grand bruit les uns sur les autres et rebondir parmi les soldats, qui, rompant leurs lignes, se hâtaient de descendre en désordre de la hauteur et fuyaient dans toutes les directions.

A ce secours inattendu, Kennybol tourna la tête: — le géant était pourtant encore là. Le montagnard resta interdit, car il avait pensé que Han d'Islande avait enfin pris son vol et s'était placé au haut de ce rocher d'où il écrasait l'ennemi. Il leva les yeux vers le sommet d'où tombaient les formidables masses, et ne vit rien. Il ne pouvait donc supposer qu'une partie des rebelles étaient parvenus à ce redoutable poste, puisqu'on n'entendait point de cris de triomphe.

Cependant le feu du plateau avait entièrement cessé; l'épaisseur des arbres cachait les débris du bataillon qui se ralliait sans doute au bas de la hauteur. La mousqueterie des tirailleurs était même devenue moins vive. Kennybol, en chef habile, profita de cet avantage bien inespéré: il ranima ses compagnons, et leur montra à la sombre lueur qui rougissait toute cette scène de carnage, le monceau de cadavres entassés sur l'esplanade parmi les quartiers de rocs qui continuaient de tomber d'intervalle en intervalle. Alors les montagnards répondirent à leur tour par des clameurs de victoire aux gémissemens de leurs ennemis; ils se formèrent en colonne, et bien que toujours incommodés par les tirailleurs épars dans les hal-

liers, ils résolurent, pleins comme d'un courage nouveau, de sortir de vive force de ce funeste défilé.

La colonne ainsi formée allait s'ébranler; déjà Kennybol donnait le signal avec sa trompe, au bruit des acclamations liberté! liberté! plus de tutelle! quand le son du tambour et du cor, sonnant la charge, se fit entendre devant eux; puis le reste du bataillon de l'esplanade, grossi de quelques renforts de soldats frais, déboucha à portée de carabine d'un tournant de la route, et montra aux montagnards un front hérissé de piques et de baïonnettes, soutenu de rangs nombreux dont l'oeil ne pouvait sonder la profondeur. Arrivé ainsi à l'improviste en vue de la colonne de Kennybol, le bataillon fit halte, et celui qui paraissait le commander agita une petite bannière blanche en s'avançant vers les montagnards, escorté d'un trompette.

L'apparition imprévue de cette troupe n'avait point déconcerté Kennybol. Il y a un point, dans le sentiment du danger, où la surprise et la crainte sont impossibles. Aux premiers bruits du cor et du tambour, le vieux renard de Kole avait arrêté ses compagnons. Au moment où le front du bataillon se déploya en bon ordre, il fit charger toutes les carabines et disposa ses montagnards deux par deux, afin de présenter moins de surface aux décharges de l'ennemi. Il se plaça lui-même en tête, à côté du géant, avec lequel, dans la chaleur de l'action, il commençait presque à se familiariser, ayant osé remarquer que ses yeux n'étaient pas précisément aussi flamboyans que la fournaise d'une forge, et que les prétendues griffes de ses mains ne s'éloignaient pas autant qu'on le disait de la forme des ongles humains.

Quand il vit le commandant des arquebusiers royaux s'avancer ainsi comme pour capituler, et le feu des tirailleurs s'éteindre tout à fait, bien que leurs cris d'appel, qui retentissaient de toutes parts, décelassent encore leur présence dans le bois, il suspendit un instant ses préparatifs de défense.

Cependant l'officier à la bannière blanche était parvenu au milieu de l'espace qui divisait les deux colonnes:

il s'arrêta, et le trompette qui l'accompagnait sonna trois fois la sommation. Alors l'officier cria d'une voix forte, que les montagnards entendirent distinctement, malgré le fracas toujours croissant dont le combat remplissait derrière eux les gorges de la montagne:

„Au nom du roi! la grâce du roi est accordée à ceux des rebelles qui mettront bas les armes et livreront leurs chefs à la souveraine justice de sa Majesté!"

Le parlementaire avait à peine prononcé ces paroles, qu'un coup de feu partit d'un taillis voisin. L'officier frappé chancela; il fit quelques pas en élevant sa bannière, et tomba en s'écriant: „Trahison!"

Nul ne sut de quelle main venait le coup fatal.

„Trahison! lâcheté!" répéta le bataillon des arquebusiers avec des frémissemens de rage! Et une effroyable salve de mousqueterie foudroya les montagnards.

„Trahison!" reprirent à leur tour les montagnards, furieux de voir leurs frères tomber à leurs côtés: et une décharge générale répondit à la bordée inattendue des soldats royaux.

„Sur eux! camarades! mort à ces lâches! Mort!" crièrent les officiers des arquebusiers.

„Mort! mort!" répétèrent les montagnards.

Et les combattans des deux partis s'élancèrent les sabres nus, et les deux colonnes se rencontrèrent presque sur le corps du malheureux officier, avec un horrible bruit d'armes et de clameurs.

Les rangs enfoncés se mêlèrent. Chefs rebelles, officiers royaux, soldats, montagnards, tous, pêle-mêle, se heurtèrent, se saisirent, s'étreignirent, comme deux troupeaux de tigres affamés qui se joignent dans un désert. Les longues piques, les baïonnettes, les pertuisanes, étaient devenues inutiles; les sabres et les haches brillaient seuls au-dessus des têtes; et beaucoup de combattans, luttant corps à corps, ne pouvaient même plus employer d'autres armes que le poignard ou les dents.

Une égale fureur, une pareille indignation animait les montagnards et les arquebusiers; le même cri: trahison! vengeance! était vomi par toutes les bouches. La mêlée

en était arrivée à ce point où la férocité entre dans tous les coeurs, où l'on préfère à sa vie la mort d'un ennemi que l'on ne connaît pas, où l'on marche avec indifférence sur des amas de blessés et de cadavres, parmi lesquels le mourant se réveille, pour combattre encore de sa morsure celui qui le foule aux pieds.

C'est dans ce moment qu'un petit homme, que plusieurs combattans, à travers la fumée et les vapeurs du sang, prirent d'abord, à son vêtement de peaux de bêtes, pour un animal sauvage, se jeta au milieu du carnage, avec d'horribles rires et des hurlemens de joie. Nul ne savait d'où il venait, ni pour quel parti il combattait: car sa hache de pierre ne choisissait pas ses victimes et fendait également le crâne d'un rebelle et le ventre d'un soldat. Il paraissait néanmoins massacrer plus volontiers les arquebusiers de Munckholm. Tout s'écartait devant lui: il courait dans la mêlée comme un esprit, et sa hache sanglante tournoyait sans cesse autour de lui, faisant jaillir de tous côtés des lambeaux de chair, des bras rompus, des ossemens fracassés. Il criait vengeance! comme tous les autres, et prononçait des paroles bizarres, parmi lesquelles le nom de Gill revenait souvent. Ce formidable inconnu était dans le carnage comme dans une fête.

Un montagnard, sur lequel son regard meurtrier s'était arrêté, vint tomber aux pieds du géant dans lequel Kennybol avait placé tant d'espérances déçues, en criant: „Han d'Islande, sauve-moi!“

— Han d'Islande! — répéta le petit homme. Il s'avança vers le géant.

— Est-ce que tu es Han d'Islande? — dit-il. Le géant pour réponse leva sa hache de fer. Le petit homme recula, et le tranchant, dans sa chute, s'enfonça dans le crâne même du malheureux qui implorait le secours du géant. L'inconnu se mit à rire.

— Ho! ho! par Ingolphe! je croyais Han d'Islande plus adroit. —

„C'est ainsi que Han d'Islande sauve qui l'implore,“ dit le géant.

— Tu as raison. —

Les deux formidables champions s'attaquèrent avec rage. La hache de fer et la hache de pierre se rencontrèrent; elles se heurtèrent si violemment, que les deux tranchans volèrent en éclats avec mille étincelles.

Plus prompt que la pensée, le petit homme désarmé saisit une lourde massue de bois, laissée à terre par un mourant, et, évitant le géant qui se courbait pour le saisir entre se bras, il assena, à mains jointes, un coup furieux de massue sur le large front de son colossal adversaire.

Le géant poussa un cri étouffé, et tomba. Le petit homme triomphant le foula aux pieds, en écumant de joie.

— Tu portais un nom trop lourd pour toi, — dit-il. Et, agitant sa massue victorieuse, il alla chercher d'autres victimes.

Le géant n'était pas mort. La violence du coup l'avait étourdi, il était tombé presque sans vie. Il commençait à rouvrir les yeux et à faire quelques faibles mouvemens, lorsqu'un arquebusier l'aperçut dans le tumulte, et se jeta sur lui en criant: „Han d'Islande est pris! victoire!"

Il y avait déjà quelque temps que les montagnards se sentaient succomber sous le nombre; car aux arquebusiers de Munckholm s'étaient joints les tirailleurs de la forêt, et des détachemens de hulans et de dragons démontés, qui arrivaient de moment en moment de l'intérieur des gorges où la reddition des principaux chefs rebelles avait arrêté le carnage. Le brave Kennybol, blessé au commencement de l'action, avait été fait prisonnier. La capture de Han d'Islande ne tarda pas d'abattre tout le reste du courage des montagards. — Ils mirent bas les armes.

Quand les premières blancheurs de l'aube éclairèrent la cime aiguë des hauts glaciers encore à-demi submergés dans l'ombre, il n'y avait plus, dans les défilés du Pilier-Noir, qu'un morne repos, qu'un affreux silence parfois entremêlé de faibles plaintes dont se jouait le vent léger du matin. De noires nuées de corbeaux accouraient vers ces fatales gorges de tous les points du ciel; et quelques pauvres chevriers, qui avaient passé pendant le crépuscule sur la lisière des rochers, revinrent effrayés dans leurs

cabanes, affirmant qu'ils avaient vu dans le défilé du Pilier-Noir, une bête à face humaine qui buvait du sang, assise sur des monceaux de morts.

Fragment de Notre-Dame de Paris.

Notre-Dame.

Sans doute, c'est encore aujourd'hui un majestueux et sublime édifice que l'église de Notre-Dame de Paris. Mais si belle qu'elle se soit conservée en vieillissant, il est difficile de ne pas soupirer, de ne pas s'indigner devant les dégradations, les mutilations sans nombre que simultanément le temps et les hommes ont fait subir au vénérable monument, sans respect pour Charlemagne qui en avait posé la première pierre, pour Philippe-Auguste qui en avait posé la dernière.

Sur la face de cette vieille reine de nos cathédrales, à côté d'une ride on trouve toujours une cicatrice. *Tempus edax, homo edacior;* ce que je traduirais volontiers ainsi: le temps est aveugle, l'homme est stupide.

Si nous avions le loisir d'examiner une à une avec le lecteur les diverses traces de destruction imprimées à l'antique église, la part du temps serait la moindre, la pire celle des hommes, surtout des hommes de l'art. Il faut bien que je dise des hommes de l'art, puisqu'il y a eu des individus qui ont pris la qualité d'architectes dans les deux derniers siècles.

Et d'abord, pour ne citer que quelques exemples capitaux, il est, à coup sûr, peu de plus belles pages architecturales que cette façade où, successivement et à la fois, les trois portails creusés en ogive, le cordon brodé et dentelé des vingt-huit niches royales, l'immense rosace centrale flanquée de ses deux fenêtres latérales comme le prêtre du diacre et du sous-diacre, la haute et frêle galerie d'arcades à trèfle qui porte une lourde plate-forme sur ses fines colonnettes, enfin les deux noires et massives tours avec leurs auvens d'ardoise, parties harmonieuses d'un tout magnifique, superposées en cinq étages gigantesques, se

développent à l'oeil, en foule et sans trouble, avec leurs innombrables détails de statuaire, de sculpture et de ciselure, ralliés puissamment à la tranquille grandeur de l'ensemble; vaste symphonie en pierre, pour ainsi dire; oeuvre colossale d'un homme et d'un peuple, tout ensemble une et complexe comme les Iliades et les romanceros dont elle est soeur; produit prodigieux de la cotisation de toutes les forces d'une époque, où sur chaque pierre on voit saillir en cent façons la fantaisie de l'ouvrier disciplinée par le génie de l'artiste; sorte de création humaine, en un mot, puissante et féconde comme la création divine dont elle semble avoir dérobé le double caractère: variété, éternité.

Et ce que nous disons ici de la façade, il faut le dire de l'église entière; et ce que nous disons de l'église cathédrale de Paris, il faut le dire de toutes les églises de la chrétienté au moyen âge. Tout se tient dans cet art venu de lui-même, logique et bien proportionné. Mesurer l'orteil du pied, c'est mesurer le géant.

Revenons à la façade de Notre-Dame, telle qu'elle nous apparaît encore à présent, quand nous allons pieusement admirer la grave et puissante cathédrale, qui terrifie, au dire de ses chroniqueurs: *quae mole sua terrorem incutit spectantibus.* Toutes choses importantes manquent aujourd'hui à cette façade: d'abord le degré de onze marches qui l'exhaussait jadis au-dessus du sol; ensuite la série inférieure de statues qui occupait les niches des trois portails, et la série supérieure des vingt-huit plus anciens rois de France, qui garnissaient la galerie du premier étage, à partir de Childebert jusqu'à Philippe-Auguste, tenant en main „la pomme impériale.“

Le degré, c'est le temps qui l'a fait disparaître en élevant d'un progrès irrésistible et lent le niveau du sol de la Cité; mais, tout en faisant dévorer une à une, par cette marée montante du pavé de Paris, les onze marches qui ajoutaient à la hauteur majestueuse de l'édifice, le temps a rendu à l'église plus peut-être qu'il ne lui a ôté, car c'est le temps qui a répandu sur la façade cette sombre

couleur des siècles, qui fait de la vieillesse des monumens l'âge de leur beauté.

Mais qui a jeté bas les deux rangs de statues? qui a laissé les niches vides? qui a taillé, au beau milieu du portail central, cette ogive neuve et bâtarde? qui a osé y encadrer cette fade et lourde porte de bois sculpté à la Louis XV, à côté des arabesques de Biscornette? Les hommes, les architectes, les artistes de nos jours.

Et, si nous entrons dans l'intérieur de l'édifice, qui a renversé ce colosse de saint Christophe, proverbial parmi les statues au même titre que la grand'salle du Palais *) parmi les halles, que la flèche de Strasbourg parmi les clochers? et ces myriades de statues qui peuplaient tous les entre-colonnemens de la nef et du choeur, à genoux, en pied, équestres, hommes, femmes, enfans, rois, évêques, gendarmes, en pierre, en marbre, en or, en argent, en cuivre, en cire même, qui les a brutalement balayées? Ce n'est pas le temps.

Et qui a substitué au vieil autel gothique splendidement encombré de châsses et de reliquaires ce lourd sarcophage de marbre à tête d'anges et à nuages, lequel semble un échantillon dépareillé du Val-de-Grâce ou des Invalides? Qui a bêtement scellé ce lourd anachronisme de pierre dans le pavé carlovingien de Hercandus? N'est-ce pas Louis XIV accomplissant le voeu de Louis XIII?

Et qui a mis de froides vitres blanches à la place de ces vitraux „hauts en couleur“ qui faisaient hésiter l'oeil émerveillé de nos pères entre la rose du grand-portail et les ogives de l'abside? Et que dirait un sous-chantre du seizième siéle, cen voyant le beau badigeonnage jaune dont nos vandales archevêques ont barbouillé leur cathédrale? Il se souviendrait que c'était la couleur dont le bourreau brossait les édifices scélérés; il se rappellerait l'hôtel du Petit-Bourbon tout englué de jaune aussi pour la trahison du connétable, „jaune après tout de si bonne trempe, dit Sauval, et si bien recommandé, que plus d'un siècle n'a

*) Le Palais de justice.

pu encore lui faire perdre sa couleur;" il croirait que le lieu saint est devenu infâme, et s'enfuirait.

Et si nous montons sur la cathédrale, sans nous arrêter à mille barbaries de tout genre, qu'a-t-on fait de ce charmant petit clocher qui s'appuyait sur le point d'intersection de la croisée, et qui, non moins frêle et non moins hardi que sa voisine la flèche (détruite aussi) de la Sainte-Chapelle, s'enfonçait dans le ciel plus avant que les tours, élancé, aigu, sonore, découpé à jour? Un architecte de bon goût (1787) l'a amputé, et a cru qu'il suffisait de masquer la plaie avec ce large emplâtre de plomb qui ressemble au convercle d'une marmite.

C'est ainsi que l'art merveilleux du moyen-âge a été traité presque en tous pays, surtout en France. On peut distinguer sur sa ruine trois sortes de lésions, qui toutes trois l'entament à différentes profondeurs: le temps d'abord, qui a insensiblement ébréché ça et là et rouillé partout sa surface; ensuite les révolutions politiques et religieuses, lesquelles, aveugles et colères de leur nature, se sont ruées en tumulte sur lui, ont déchiré son riche habillement de sculptures et de ciselures, crevé ses rosaces, brisé ses colliers d'arabesques et de figurines, arraché ses statues, tantôt pour leur mitre, tantôt pour leur couronne; enfin, les modes, de plus en plus grotesques et sottes, qui depuis les anarchiques et splendides déviations de la *renaissance*, se sont succédé dans la décadence nécessaire de l'architecture. Les modes ont fait plus de mal que les révolutions. Elles ont tranché dans le vif, elles ont attaqué la charpente osseuse de l'art; elles ont coupé, taillé, désorganisé, tué l'édifice, dans la forme comme dans le symbole, dans sa logique comme dans sa beauté. Et puis, elles ont refait; prétention que n'avaient eue, du moins, ni le temps ni les révolutions. Elles ont effrontément ajusté, de par *le bon goût*, sur les blessures de l'architecture gothique, leurs misérables colifichets d'un jour, leurs rubans de marbre, leurs pompons de métal, véritable lèpre d'oves, de volutes, d'entournemens, de draperies, de guirlandes, de franges, de flammes de pierre, de nuages de bronze, d'amours replets, de ché-

rubins bouffis, qui commence à dévorer la face de l'art dans l'oratoire de Catherine de Médicis, et le fait expirer, deux siècles après, tourmenté et grimaçant, dans le boudoir de la Dubarry.

Ainsi, pour résumer les points que nous venons d'indiquer, trois sortes de ravages défigurent aujourd'hui l'architecture gothique. Rides et verrues à l'épiderme; c'est l'oeuvre du temps. Voies de fait, brutalités, contusions, fractures; c'est l'oeuvre des révolutions, depuis Luther jusqu'à Mirabeau. Mutilations, amputations, dislocation de la membrure, restaurations; c'est le travail grec, romain et barbare des professeurs selon Vitruve*) et Vignole**). Cet art magnifique que les Vandales avaient produit, les académies l'ont tué. Aux siècles, aux révolutions qui dévastent du moins avec impartialité et grandeur, est venue s'adjoindre la nuée des architectes d'école, patentés, jurés et assermentés, dégradant avec le discernement et le choix du mauvais goût, substituant les chicorées de Louis XV aux dentelles gothiques pour la plus grande gloire du Parthénon. C'est le vieux chêne qui se couronne, et qui, pour comble, est piqué, mordu, déchiqueté par les chenilles. Qu'il y a loin de là à l'époque où Robert Cenalis, comparant Notre-Dame de Paris à ce fameux temple de Diane à Éphèse, tant réclamé par les anciens païens, qui a immortalisé Erostrate, trouvait la cathédrale gauloise „plus excellente en longueur, largeur, hauteur et structure!" ***)

Notre-Dame de Paris n'est point, du reste, ce qu'on peut appeler un monument complet, défini, classé. Ce n'est plus une église romaine, ce n'est pas encore une église gothique. Cet édifice n'est pas un type. Notre-Dame de Paris n'a point, comme l'abbaye de Tournus, la grave et massive carrure, la ronde et large voûte, la nu-

*) *M. Vitruvius Pollio, berühmter römischer Baumeister aus Verona (um 730). Die beste Ausgabe seines Werkes:* De architectura libri X. *erschien zu St. Udine in Italien* 1825 *ff.*

**) *Giacopo Barozzi Vignola, berühmter italien. Baumeister, geb.* 1507, *gest.* 1573. *Von seinen Werken ist die* Regole de cinque ordini d'architettura *am häufigsten gedruckt worden.*

***) Histoire gallicane, liv. II, période 3, f. 130, p. 1.

dité glaciale, la majestueuse simplicité des édifices qui ont le plein-cintre pour générateur. Elle n'est pas, comme la cathédrale de Bourges, le produit magnifique, léger, multiforme, touffu, hérissé efflorescent de l'ogive. Impossible de la ranger dans cette antique famille d'églises sombres, mystérieuses, basses et comme écrasées par le plein-cintre; presque égyptiennes au plafond près; toutes hiéroglyphiques, toutes sacerdotales, toutes symboliques; plus chargées, dans leurs ornemens, de losanges et de zigzags que de fleurs, de fleurs que d'animaux, d'animaux que d'hommes; oeuvre de l'architecte moins que de l'évêque; première transformation de l'art, toute empreinte de discipline théocratique et militaire, qui prend racine dans le Bas-Empire et s'arrête à Guillaume-le-Conquérant. Impossible de placer notre cathédrale dans cette autre famille d'églises hautes, aériennes, riches de vitraux et de sculptures; aiguës de forme, hardies d'attitude; communales et bourgeoises comme symboles politiques; libres, capricieuses, effrénées, comme oeuvres d'art; seconde transformation de l'architecture, non plus hiéroglyphique, immuable et sacerdotale, mais artiste, progressive et populaire, qui commence au retour des croisades et finit à Louis XI. Notre-Dame de Paris n'est pas de pure race romaine, comme les premières, ni de pure race arabe, comme les secondes. C'est un édifice de la transition. L'architecte saxon achevait de dresser les premiers piliers de la nef, lorsque l'ogive, qui arrivait de la croisade, est venue se poser en conquérante sur ces larges chapitaux romains qui ne devaient porter que des pleins-cintres. L'ogive, maîtresse dès lors, a construit le reste de l'église. Cependant, inexpérimentée et timide à son début, elle s'évase, s'élargit, se contient, et n'ose s'élancer encore en flèches et en lancettes, comme elle l'a fait plus tard dans tant de merveilleuses cathédrales. On dirait qu'elle se ressent du voisinage des lourds piliers romains.

D'ailleurs, ces édifices de la transition du romain au gothique ne sont pas moins précieux à étudier que les types purs. Ils expriment une nuance de l'art, qui serait perdue sans eux. C'est la greffe de l'ogive sur le plein-cintre.

Notre-Dame de Paris est, en particulier, un curieux échantillon de cette variété. Chaque face, chaque pierre du vénérable monument est une page non-seulement de l'histoire du pays, mais encore de l'histoire de la science et de l'art. Ainsi, pour n'indiquer ici que les détails principaux, tandis que la petite Porte-Rouge atteint presque aux limites des délicatesses gothiques du quinzième siècle, les piliers de la nef, par leur volume et leur gravité, reculent jusqu'à l'abbaye carlovingienne de Saint-Germain des Prés. On croirait qu'il y a six siècles entre cette porte et ces piliers.

Il n'est pas jusqu'aux hermétiques qui ne trouvent dans les symboles du grand portail un abrégé satisfaisant de leur science dont l'église de Saint-Jacques-de-la-Boucherie était un hiéroglyphe si complet. Ainsi, l'abbaye romaine, l'église philosophale, l'art gothique, l'art saxon, le lourd pilier rond qui rappelle Grégoire VII, le symbolisme hermétique par lequel Nicolas Flamel préludait à Luther, l'unité papale, le schisme, Saint-Germain-des-Prés, Saint-Jacques-de-la-Boucherie, tout est fondu, combiné, amalgamé dans Notre-Dame. Cette église centrale et génératrice est parmi les vieilles églises de Paris une sorte de chimère; elle a la tête de l'une, les membres de celle-là, la croupe de l'autre, quelque chose de toutes.

Nous le répétons, ces constructions hybrides ne sont pas les moins intéressantes pour l'artiste, pour l'antiquaire, pour l'historien. Elles font sentir à quel point l'architecture est chose primitive, en ce qu'elles démontrent (ce que démontrent aussi les vestiges cyclopéens, les pyramides d'Égypte, les gigantesques pagodes hindoues) que les plus grands produits de l'architecture sont moins des oeuvres individuelles que des oeuvres sociales; plutôt l'enfantement des peuples en travail que le jet des hommes de génie; le dépôt que laisse une nation; les entassemens que font les siècles; le résidu des évaporations successives de la société humaine; en un mot, des espèces de formations.

Chaque flot du temps superpose son alluvion; chaque race dépose sa couche sur le monument; chaque individu apporte sa pierre. Ainsi font les castors, ainsi font les

abeilles, ainsi font les hommes. Le grand symbole de l'architecture, Babel, est une ruche.

Les grands édifices, comme les grandes montagnes, sont l'ouvrage des siècles. Souvent l'art se transforme qu'ils pendent encore: *pendent opera interrupta;* ils se continuent paisiblement selon l'art transformé. L'art nouveau prend le monument où il le trouve, s'y incruste, se l'assimile, le développe à sa fantaisie, et l'achève s'il peut. La chose s'accomplit sans trouble, sans efforts, sans réaction, suivant une loi naturelle et tranquille. C'est une greffe qui survient, une sève qui circule, une végétation qui reprend. Certes, il y a matière à bien gros livres, et souvent histoire universelle de l'humanité, dans ces soudures successives de plusieurs arts à plusieurs hauteurs sur le même monument. L'homme, l'artiste, l'individu, s'effacent sur ces grandes masses sans nom d'auteur; l'intelligence humaine s'y résume et s'y totalise. Le temps est l'architecte, le peuple est le maçon.

A n'envisager ici que l'architecture européenne chrétienne, cette soeur puînée des grandes maçonneries de l'Orient, elle apparaît aux yeux comme une immense formation divisée en trois zones bien tranchées qui se superposent: la zone romaine*), la zone gothique, la zone de la renaissance, que nous appellerions volontiers gréco-romaine. La couche romaine, qui est la plus ancienne et la plus profonde, et occupée par le plein-cintre, qui reparaît, porté par la colonne grecque, dans la couche moderne et supérieure de la renaissance. L'ogive est entre deux. Les édifices qui appartiennent exclusivement à l'une de ces trois couches sont parfaitement distincts, uns et complets. C'est l'abbaye de Jumièges, c'est la cathédrale de Reims, c'est Sainte-Croix d'Orléans. Mais les trois

*) C'est la même qui s'appelle aussi, selon les lieux, les climats et les espèces, lombarde, saxonne et byzantine. Ce sont quatre architectures soeurs et parallèles, ayant chacune leur caractère particulier, mais dérivant du même principe, le plein-cintre.

. . . . Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem etc. (Ovid. Met. II, 13. 14).

zones se mêlent et s'amalgament par les bords, comme les couleurs dans le spectre solaire. De là les monumens complexes, les édifices de nuance et de transition. L'un est romain par les pieds, gothique au milieu, gréco-romain par la tête.

C'est qu'on a mis six cents ans à le bâtir. Cette variété est rare. Le donjon d'Étampes en est un échantillon. Mais les monumens de deux formations sont fréquens. C'est Notre-Dame de Paris, édifice ogival, qui s'enfonce par ses premiers piliers dans cette zone romaine où sont plongés le portail de Saint-Denis et la nef de Saint-Germain-des-Prés. C'est la charmante salle capitulaire demi-gothique de Bocherville, à laquelle la couche romaine vient jusqu'à mi-corps. C'est la cathédrale de Rouen, qui serait entièrement gothique, si si elle ne baignait pas l'extrémité de sa flèche centrale dans la zone de la renaissance*). Du reste, toutes ces nuances, toutes ces différences n'affectent que la surface des édifices. C'est l'art qui a changé de peau. La constitution même de l'église chrétienne n'en est pas attaquée. C'est toujours la même charpente intérieure, la même disposition logique des parties. Quelle que soit l'enveloppe sculptée et brodée d'une cathédrale, on retrouve toujours dessous, au moins à l'état de germe et de rudiment, la basilique romaine. Elle se développe éternellement sur le sol selon la même loi.

Ce sont imperturbablement deux nefs qui s'entrecoupent en croix, et dont l'extrémité supérieure, arrondie en abside, forme le choeur; ce sont toujours des bas-côtés, pour les processions intérieures, pour les chapelles, sortes de promenoirs latéraux où la nef principale se dégorge par les entre-colonnemens. Cela posé, le nombre des chapelles, des portails, des clochers, des aiguilles, se modifie à l'infini, suivant la fantaisie du siècle, du peuple, de l'art. Le service du culte une fois pourvu et assuré,

*) Cette partie de la flèche qui était en charpente, est précisément celle qui a été consumée par le feu du ciel en 1823.

l'architecture fait ce que bon lui semble. Statues, vitraux, rosaces, arabesques, dentelures, chapitaux, bas-reliefs, elle combine toutes ces imaginations selon le logarithme qui lui convient. De là la prodigieuse variété extérieure de ces édifices au fond desquels réside tant d'ordre et d'unité. Le tronc de l'arbre est immuable, la végétation est capricieuse. —

DUMAS.

ALEXANDRE DUMAS *wurde zu Villers Cotterets im Jahre* 1803 *geboren, und ist der Sohn eines französischen Generals, der im Kampfe für die Republik fiel. Dennoch erhielt seine Wittwe keine Pension, vielleicht weil ihr Gatte einst bei Napoleon in Ungnade gefallen war. Sie lebte in geringer Entfernung von Paris in Dürftigkeit, und widmete sich mit mütterlicher Sorgfalt ganz der Erziehung ihres Sohnes. Dieser, von dem* 1820 *ein Gedicht:* Dévouement de Lamoignon de Malesherbes, Paris, *in Druck erschienen war, ging* 1823 *nach der Hauptstadt, im Vertrauen, durch die Unterstützung der alten Freunde seines Vaters eine Anstellung zu finden. Aber überall wurde er kalt aufgenommen, und nur der General Foy nahm sich seiner liebevoll an, und verschaffte ihm, da er eine gute Hand schrieb, eine Stelle als Secretär im Büreau des Herzogs von Orleans. Die Mussestunden, welche ihm dieses Amt liess, füllte er mit Studiren und Dichten aus, und als die Gedichte und Novellen, welche er in Zeitschriften einrücken liess, und von denen eine* Élégie sur la mort du général Foy, Paris, 1825, *eine* Dithyrambe: Canaris, Paris, 1826, *und* Nouvelles Contemporaines, Paris, 1826, *einzeln gedruckt sind, gefielen, ermuthigte ihn dies zu grösseren Versuchen. Er schrieb ein Drama* Fiesco, *das aber das Théâtre-Français ausschlug, und welches nie aufgeführt wurde. Sein* Henri et sa cour,

drame historique en 5 actes et en prose, *das am* 11. *Februar* 1829 *zuerst auf dem Théâtre-Français gespielt worden ist, hatte grossen Erfolg, und ist dem Romantismus sehr förderlich gewesen. Er hat sich streng an die Geschichte gehalten; der Dialog ist voll Kraft und mehrere Scenen wahrhaft tragisch. Bald nach dem Erscheinen dieses Stücks ernannte ihn der Herzog von Orleans, später König Ludwig Philipp, zu seinem Bibliothekar. Dumas verlor jedoch diese Stelle bald wieder, da ihm die zu jedem Amte erforderliche Pünktlichkeit abging. Er begab sich nach der Juli-Revolution auf Reisen, und besuchte erst die Schweiz und Italien, später auch Aegypten und einen Theil von Syrien. Seine Reiseskizzen zeichnen sich vornämlich durch die sorgloseste Ungezwungenheit aus, und da er jeden Ort, den er besucht, zu historischen Anknüpfungspunkten benutzt, so gewinnen dieselben dadurch ungemein an Interesse und Mannigfaltigkeit. Seine dramatischen Werke haben ihm durch die schöne Sprache, in der sie geschrieben, einen bedeutenden Ruf erworben, nur sind sie leider nicht selten indecent, da er zur Spannung des Interesses nicht immer die moralischsten Mittel benutzt. Seine* Impressions de voyage *erschienen zuerst* 1833, *und fanden den allgemeinsten Beifall, wie die rasch aufeinander folgenden Auflagen* (Impressions de Voyage, Paris, 1849, 8e édit. 2 Vol.) *genügend darthun. Es erschienen ferner von ihm:* Souvenirs d'Antony, Paris, 1835. Isabel de Bavière (Règne Charles VI) Paris, 1835, 2 Vol.; *das die Waffenthaten der französischen Chevalerie gegen die Engländer in ein glänzendes Licht setzt.* Pauline, 1838, 4e édit. Paris, 1850; *ein sehr beifällig aufgenommener Roman.* Dans ce roman, M. A. Dumas, tout en usant de ce procédé de mise en scène qui lui a valu tant de succès au théâtre, tout en continuant de travailler dans le système de la préparation pour l'effet, a essayé de joindre à ses qualités dramatiques le mérite plus rare du développement. Quelque intrigué que pût paraître ce roman, soumis à l'analyse, nous devons dire qu'en réalité il est d'une simplicité d'action à laquelle l'auteur d'Angèle ne nous avait pas habitués. Non content de modifier sa manière au point de vue du développement, il s'est efforcé visiblement encore d'échapper

au reproche d'immoralité que lui avaient attiré jusqu'à ce jour ses moindres ouvrages. (Revue de Paris *von* 1838.) Maître Adam le Calabrais, Paris, 1839; 5e édit. Paris, 1849. Le Capitaine Paul, Paris, 1838; 2e édit. Paris, 1840 *und noch oft.* Contes et nouvelles, Paris, 1838. Quinze jours au Sinaï, Paris, 1833, 2 Vol.; 2e édit. Paris, 1839 *und noch oft.* Acté, Paris, 1839, 2 Vol. Chroniques de France. La Comtesse de Salisbury, Paris, 1839, 2 Vol. Jacques Ortis, Paris, 1839. Crimes célèbres, Paris, 1839—47, *bis jetzt* 9 Vol. *Dieses grössere Werk hat Dumas in Gemeinschaft mit mehreren Mitarbeitern (Fournier, Arnould, Mallefille etc.) herausgegeben.* Tome I *enthält:* Les Cenci, la Marquise de Brinvilliers, Karl Ludwig Sand, Marie Stuart; Tome II: *die Fortsetzung von* Marie Stuart *und den ersten Theil der* Marquise de Ganges; Tome III: *die Folge der* Marquise de Ganges, Murat et les Borgia; Tome IV: *die Fortsetzung der* Borgia, Urbain Grandier et Vaninka; Tome V: *den ersten Theil der* Massacres du Midi, de 1551 à 1815; Tome VI: *den zweiten Theil derselben,* la Comtesse de Saint-Géran, Jeanne de Naples, Nisida; Tome VII: Nisida (2e partie), Derues, Martin Guerre, Ali-Pacha (1 partie) *u. s. w.* — Aventure de John Davys, Paris, 1840, 4 Vol., *enthält die sehr abenteuerliche, aber nicht selten sehr unwahrscheinliche Geschichte eines englischen Flottenofficiers.* Le Capitaine Pamphile, Paris, 1840, 2 Vol. Othon l'Archer, Paris, 1840. Les Stuarts, Paris, 1840, 2 Vol. Le Maître d'armes, Paris, 1840, 3 Vol.; *das eine interessante Schilderung Petersburgs und des geselligen Lebens daselbst enthält.* Excursions sur les bords du Rhin, Paris, 1841, 2 Vol. Une année à Florence, Paris, 1841, 2 Vol. *Florenz scheint der Lieblingsaufenthalt von Dumas zu sein; er schildert das Leben daselbst mit den anmuthigsten Farben. Sämmtliche Werke sind bereits in mehreren Auflagen erschienen. In neuester Zeit gab er unter andern nachfolgende interessante Werke heraus:* La Dame de Monsoreau, Paris, 6 Vol. Mémoires d'un médecin, 22 Vol. Le Collier de la Reine, 6 Vol. Ange Pitou, 5 Vol. — *Im Juli* 1838 *erhielt Alexander Dumas das Ritterkreuz des Leopoldordens vom Könige der Belgier, nachdem er schon früher, als Salvandy Minister*

war, auf dessen Vorschlag das Kreuz der Ehrenlegion empfangen hatte. Dann hielt er sich wieder in Italien auf, und war im März 1842 *in Rom, um die Data zu einer Beschreibung der heiligen Woche und des Osterfestes zu sammeln. Am* 30. *August* 1844 *wurde er bei Gelegenheit der* 100*jährigen Feier der Universität zu Königsberg zum Doctor ernannt und ihm das Ehrendiplom zugeschickt. Vom Januar* 1845 *ab wurde er Mitarbeiter an dem Journale* La Presse, *und erhielt dafür ein Gehalt von* 80,000 *Francs jährlich. Trotz dem hat er in neuester Zeit* (1852), *in Folge gewagter Speculationen, wegen Bankerotts sich genöthigt gesehen, Frankreich zu verlassen und sich nach Belgien zu flüchten. Eine Biographie Alexander Dumas befindet sich im Conversations-Lexicon der Gegenwart, Band I, S.* 1081 — 82; *die Erstlinge seiner literarischen Producte verzeichnet:* La France littéraire par M. J. Quérard, T. III, p. 671.

Un Bain Chaud et un Bain Froid en Égypte.

(Extrait de Quinze jours au Sinaï.)

Les bains sont, après les mosquées, les plus beaux monumens des villes orientales. Celui auquel on me conduisit était un vaste bâtiment d'une architecture simple et recouverte d'ornemens ingénieux. On entre d'abord dans un grand vestibule, ayant à droite et à gauche des chambres où l'on dépose le manteau. Au fond et en face de l'entrée est une porte hermétiquement fermée; on la franchit et l'on se trouve dans une atmosphère plus chaude que l'air extérieur. Arrivé là, il est encore temps de se retirer, mais dès qu'on a mis le pied dans un des cabinets qui sont contigus à cette chambre, on ne s'appartient plus, Deux domestiques s'emparent de vous, et vous devenez la chose de l'établissement.

C'est ce qui m'arriva, à mon grand étonnement: à peine entré, deux vigoureux garçons de bains m'appréhendèrent au corps, me dépouillèrent de mes vêtemens; puis l'un d'eux me noua un châle de lin autour de la ceinture, tandis que l'autre me bouclait aux pieds une paire de

patins gigantesques, qui me grandirent immédiatement d'un pied. Non seulement cette chaussure insolite me rendit toute fuite impossible; mais encore, exhaussé démesurément comme je l'étais, je n'aurais pas même pu conserver mon centre de gravité, si mes deux esclaves ne m'eussent soutenu chacun sous une épaule. J'étais pris, il n'y avait pas à reculer; je me laissai conduire.

Nous passâmes dans une autre chambre; mais là, quelle que fût ma résignation, la vapeur était si intense et la chaleur si grande, que je me sentis suffoqué. Je crus que mes guides s'étaient trompés et étaient entrés dans un four; je voulus me débattre, mais ma résistance avait été prévue; je n'étais d'ailleurs ni en costume ni en situation favorable pour soutenir la lutte, aussi m'avouai-je vaincu. Il est vrai qu'au bout d'un instant je fus moi-même étonné de sentir, à mesure que la sueur me coulait le long du corps, ma respiration revenir et mes poumons se dilater. Nous passâmes ainsi dans quatre ou cinq chambres, dont la température suivait une marche progressive si rapide, qu'enfin je commençai à croire que depuis cinq mille ans l'homme s'était trompé d'élément, et que sa véritable vocation était d'être bouilli ou rôti. Enfin nous entrâmes dans l'étuve; là, le brouillard était si épais, que je ne pus, au premier abord, rien apercevoir à deux pas de moi, et la chaleur si insupportable que je me sentis défaillir. Je fermai les yeux et me laissai aller à la merci de mes guides, qui me firent faire quelques pas encore, m'enlevèrent ma ceinture, me dégrafèrent mes patins et m'étendirent à moitié évanoui sur l'estrade qui s'élevait au milieu de la chambre, et qui ressemblait à la table de marbre d'un amphithéâtre.

Cependant cette fois encore, au bout de quelques instans, je commençai de m'habituer à cette température infernale; je profitai du retour graduel de mes facultés pour jeter discrètement les yeux autour de moi. Comme mes autres organes, ma vue se familiarisait avec l'atmosphère qui m'enveloppait, si bien que je parvins, malgré le brouillard, à voir assez distinctement les objets environnans. Mes deux bourreaux paraissaient m'avoir mo-

mentanément oublié; je les voyais occupés à l'autre bout de la chambre, et je songeai à mettre à profit le moment de relâche qu'ils voulaient bien me donner.

Je m'orientai donc petit à petit, et je finis par me rendre compte de ma situation: j'étais au centre d'un grand salon carré, incrusté, jusqu'à hauteur d'homme, de marbres de différentes couleurs; des robinets ouverts versaient incessamment sur les dalles une eau fumante qui allait, aux quatre coins de la salle, se perdre dans quatre bassins pareils à des chaudières, à la surface desquels je voyais s'agiter des têtes rasées qui exprimaient leur béatitude par des expressions de physionomie des plus grotesques. J'étais si occupé de ce tableau, que je ne prêtai qu'une attention médiocre au retour de mes deux garçons de bains. Ils revenaient à moi, tenant, l'un une large sébile de bois dans laquelle il avait fait dissoudre du savon, l'autre un paquet de filasse fine. Tout à coup il me sembla que des milliers d'aiguilles m'entraient dans la tête, par les yeux, le nez et la bouche; c'était mon scélérat de baigneur qui venait de m'inonder le visage avec cette préparation, et qui, pendant que son camarade me maintenait par les épaules, me frottait avec rage la figure, les cheveux et la poitrine. La douleur était si insupportable, qu'elle me rendit toute mon énergie; il me parut ridicule de me laisser ainsi torturer sans me défendre, j'écartai l'un d'un coup de pied, je culbutai l'autre d'un coup de poing, et ne voyant pas d'autre remède à mon mal qu'une immersion complète, je me dirigeai vers celui des quatre bassins qui me parut le mieux habité, et je m'y élançai hardiment; l'eau était bouillante. Je jetai un cri de brûlé, et m'accrochant à mes voisins, qui ne comprenaient rien à mon agitation, je remontai sur le bord de la cuve presque aussi rapidement que j'y étais descendu. Cependant, si courte qu'eût été l'ablution, elle avait produit son effet: j'avais le corps rouge comme un homard.

Je restai un instant stupéfait et me crus sous l'empire d'un cauchemar. J'avais devant les yeux des hommes qui cuisaient dans une espèce de court bouillon et qui paraissaient prendre le plus grand plaisir à ce supplice.

Cela bouleversait toutes mes idées sur le plaisir et sur la douleur, puisque ce qui était douleur pour moi était plaisir pour eux; aussi pris-je la résolution de ne plus m'en rapporter à moi-même, de ne plus croire à mes sensations, et de me laisser tout bonnement faire, quelque chose qu'on me fît; mes deux bourreaux me trouvèrent donc parfaitement résigné lorsqu'ils revinrent à moi, et je les suivis sans résistance vers l'un des quatre bassins. Arrivé aux marches, ils me firent signe de descendre; j'obéis passivement, et je me trouvai dans une eau qui me parut avoir de 35 à 40 degrés. Cela me parut une chaleur fort tempérée.

De ce bassin je passai à un autre d'une température plus élevée, mais supportable encore. J'y restai, comme dans le premier, à peu près trois minutes. Au bout de ce temps, mes hommes me conduisirent dans un troisième, qui pouvait avoir 10 ou 12 degrés de plus que le second; enfin, de ce troisième, ils me dirigèrent vers le quatrième, qui était celui où j'avais fait mon apprentissage de damné. Je m'en approchai avec la plus grande répugnance, quelque résolution que j'eusse prise de tout supporter. Aussi, arrivé à la descente, je commençai par tâter l'eau du bout du pied; elle me parut toujours chaude, mais non plus au degré que je lui avais connu. Je risquai une jambe, puis l'autre, enfin tout le corps, et je fus on ne peut plus étonné de ne plus éprouver la même cuisson. C'est que cette fois j'étais arrivé par gradation, et que les autres bassins m'avaient préparé à celui-ci. Au bout de quelques secondes, je n'y pensai plus, et cependant je crois pouvoir répondre que l'eau avait de 60 à 65 degrés de chaleur; seulement, lorsque je sortis, ma peau avait encore foncé en couleur: du ponceau j'étais passé au cramoisi.

Mes deux traîtres me reprirent et me renouèrent de nouveau une ceinture autour des reins; puis ils me roulèrent un châle sur la tête, et me ramenèrent successivement dans les salles où nous étions déjà passés, ayant soin, à chaque changement d'atmosphère, de me mettre une nouvelle ceinture et un nouveau turban. Enfin j'arri-

vai dans la première chambre où j'avais laissé mes habits. J'y trouvai un bon tapis et un oreiller, on m'enleva encore une fois ma ceinture et mon turban pour m'envelopper tout le corps d'un grand peignoir de laine; on me coucha comme un enfant, puis on me laissa seul.

J'éprouvai alors un sentiment de bien-être indéfinissable: je me sentais parfaitement heureux, mais d'une faiblesse telle que, lorsqu'on rouvrit, une demi-heure après, la porte de ma chambre, on me retrouva exactement dans la même position où on m'avait laissé.

Le nouveau personnage qui entrait en scène était un jeune Arabe vigoureux et bien découplé: il s'approcha de mon lit en homme qui avait affaire à moi. Je le regardai s'avancer avec une espèce d'effroi, bien naturel à un homme qui vient de passer par de pareilles épreuves; mais j'étais si faible, que je n'eus pas même l'idée de me soulever: il commença par me prendre la main gauche, dont il fit craquer toutes les articulations; puis il passa à la main droite, à laquelle il rendit le même service. Après le tour des mains vint celui des pieds et des genoux; enfin, par un dernier effort habilement combiné, il me mit dans la position d'un pigeon à la crapaudine*), et comme on donne le coup de grâce à un patient, il me fit craquer l'épine dorsale. Pour cette fois je jetai un véritable cri de terreur, je croyais avoir la colonne vertébrale brisée. Quant à mon masseur**), satisfait du résultat qu'il avait obtenu, il abandonna le premier exercice pour passer à un autre, et se mit à me pétrir les bras, les jambes et les cuisses, avec une dextérité admirable; cela dura environ un quart d'heure, au bout duquel il me quitta. J'étais plus faible encore qu'auparavant; de plus toutes les jointures me faisaient mal. Je voulus tirer mon tapis pour me recouvrir; je n'en eus pas la force.

Un domestique m'apporta du café, une chibouque***) et des cassolettes; puis il me laissa m'enivrer de parfums et de tabac. Je passai ainsi une demi-heure entre la veille

*) *Aufgeschnittene, auf dem Rost gebratene Tauben.*
) *Der Kneter.* *) *Lange türkische Pfeife.*

et le sommeil, perdu dans les vagues méditations d'une ivresse délicieuse, éprouvant un sentiment de bien-être inconnu et dans une parfaite insouciance des choses de ce monde.

Enfin on rentra et je fis signe que je voulais sortir: on me rhabilla, et je fus reconduit dans la chambre qui s'ouvre sur le vestibule, où je retrouvai mon manteau; puis je payai pour ce bain, qui avait duré trois heures, pour les domestiques, le masseur, le barbier, la pipe, le café, les parfums, pour le tout une piastre et demie, c'est-à-dire onze sous de notre monnaie. On ne peut pas bouillir à meilleur marché.

Le Bain Froid.

.... Nous remontions le Nil pour gagner le Caire, lorsqu'un jour nous eûmes les esprits consternés par ce vent délétère que les Arabes appellent *kramsin.* Après avoir subi cette épreuve, quand nous fûmes à la fin du kramsin, nos matelots sautaient de joie et se trempaient la figure et les bras dans le Nil pour se rafraîchir. Cette manière de se baigner à l'européenne rentrait dans ma spécialité; aussi je ne voulus pas que la fête se terminât sans que j'en prisse ma part. En un tour de main je me mis en costume de santon*), et, prenant mon élan de la cange**), je piquai par dessus le bord une tête à la hussarde***), qui dénonçait du premier coup son caleçon rouge****). Lorsque je revins sur l'eau, je vis tout l'équipage occupé à me regarder avec la plus grande attention; je savais qu'il n'y avait de crocodiles dans le Nil qu'au-dessus de la première cataracte; de sorte que, ne concevant aucune crainte, je ne pus m'expliquer l'in-

*) *Eine Art türkischer Mönche. Santon.*

**) Cange *und* djerme *sind kleine Fahrzeuge, deren man sich auf dem Nilfluss bedient.*

***) *Ich setzte mit einem Kopf- oder Schwerdtsprung über Bord.*

****) *Der sogleich seinen Fahrtenschwimmer verrieth.*

térêt de la galerie que d'une manière tout à fait flatteuse pour mon amour-propre. Mon agilité et mon adresse en redoublèrent; tout ce que le répertoire de la natation contient, depuis la simple brasse*) jusqu'à la double culbute fut exécuté avec un succès croissant sous les yeux de mes spectateurs basanés. J'en étais à la planche roide**), lorsque tout à coup je reçus, à la cuisse droite, une espèce de décharge électrique si violente que je me sentis toute la moitié du corps paralysée; je me retournai aussitôt sur le ventre pour nager vers la cange; mais je vis à l'instant que je ne pourrais, sans aide, regagner le bâtiment. Moitié riant, moitié buvant, je demandai la perche, tendant le bras droit hors de l'eau et essayant de me soutenir avec le bras gauche: quant à la jambe droite, elle était sans aucune connaissance, et refusait tout mouvement. Heureusement Mahomed, notre pilote, comme s'il eût prévu l'accident qui venait de m'arriver, se tenait sur le bord de la djerme***) avec une corde qu'il me lança; j'en attrapai un bout, il me tira par l'autre et j'abordai le bâtiment d'une manière beaucoup moins triomphante que je ne l'avais quitté. Cependant, à l'insouciance presque goguenarde avec laquelle nos Arabes m'entourèrent, je jugeai que l'aventure n'avait rien de bien inquiétant; je ne désirai pas moins en connaître la cause, ne fût-ce que pour m'en garantir désormais. Mahomed m'apprit qu'outre une foule de poissons fort agréables au goût et fort curieux à étudier, on trouvait dans le Nil une espèce de torpille dont la vertu électrique était si bien connue de nos Arabes que, redoutant la sensation douloureuse que j'avais éprouvée, ils s'étaient contentés, comme je l'avais vu, de se laver avec précaution la figure et les mains dans le fleuve. Ce qui me parut le plus clair dans tout cela, c'est que, si l'électricité leur était désagréable pour eux-

*) Nager à la brasse, c'est nager en étendant, au-dessus de l'eau, les bras l'un après l'autre.

**) *Ich lag eben auf dem Rücken und liess mich treiben.*

***) *S. Note 2 auf der vorhergehenden Seite.*

mêmes, ils ne répugnaient pas à étudier ses effets sur l'Européen; au reste l'explication n'était pas terminée que la douleur avait cessé, ma jambe et mon bras avaient repris leur service accoutumé.

L'Etna*).

Le lendemain de notre arrivée à Catane, nous devions tenter une ascension sur l'Etna. Je dis tenter, car c'est surtout à l'occasion des projets que les voyageurs font à l'endroit de cette montagne, qu'on peut appliquer le proverbe: L'homme propose, et Dieu dispose. Rien de plus commun que les curieux partis de Catane pour gravir le Ghibello, comme on appelle l'Etna en Sicile; rien de plus rare que les privilégiés arrivés jusqu'à son cratère. C'est que, pendant neuf ou dix mois de l'année, la montagne est véritablement inaccessible: jusqu'au 15 juin, il est trop tôt; passé le 1er octobre, il est trop tard.

Nous étions sous ce rapport dans les conditions voulues, car nous étions arrivés à Catane le 4 septembre; de plus, toute la journée avait été magnifique: aucune vapeur, aucun brouillard, ne voilaient l'Etna. De toutes les rues qui y conduisaient, nous l'avions vu, la veille, calme et majestueux. La légère fumée qui s'échappait du cratère suivait la direction du vent, flottant comme une banderole; enfin, le soleil, que nous avions vu se coucher du haut de la coupole des Bénédictins, avait glissé dans un ciel sans nuage et disparu derrière le village d'Aderno, promettant pour le lendemain une journée non moins belle que celle qui venait de s'écouler. Aussi, à cinq heures du matin, notre guide nous éveilla-t-il en nous annonçant un temps fait exprès pour nous. Nous courûmes aussitôt à nos fenêtres qui donnaient sur l'Etna, et nous vîmes le géant baignant sa tête colossale dans les blondes vapeurs

*) *Das nachfolgende Fragment ist aus dem Werke Dumas:* Le Speronare (*grosse italienische Barke*) *entlehnt, welches in der* Revue de Paris *von* 1841 *zuerst im Druck erschien.*

du matin. On distinguait parfaitement les trois régions qu'il faut franchir pour arriver au sommet, la région cultivée, la région des bois, la région déserte. Contre l'ordinaire, son cône était entièrement dépouillé de neige.

A cinq heures donc, après nous être munis d'une bouteille du meilleur rhum que nous pûmes trouver, nous enfourchâmes nos mules, et nous partîmes pour Nicolosi, où nous devions compléter nos provisions. Nous étions chacun dans notre costume ordinaire, auquel, malgré les recommandations de notre hôte, nous n'avions rien ajouté, ne pouvant croire qu'après avoir joui dans la plaine d'une température à cuire un oeuf, nous trouverions dix degrés de froid sur la montagne.

Je ne sais rien de plus beau, de plus original, de plus accidenté, de plus fertile et de plus sauvage à la fois que le chemin qui conduit de Catane à Nicolosi, et qui traverse tour à tour des mers de sable, des oasis d'orangers, des fleuves de lave, des tapis de moissons et des murailles de basalte. Trois ou quatre villages sont sur la route, pauvres, chétifs, souffreteux, peuplés de mendians, comme tous les villages siciliens; avec tout cela, ils ont des noms sonores et poétiques, qui résonnent comme des noms heureux: ils s'appellent Gravina, Santa-Lucia, Massanunziata; ils sont élevés sur la lave, bâtis avec de la lave recouverte de lave; ils sortent tout entiers des entrailles de la montagne, où ils rentreront un jour. Ils éclosent à la surface du volcan, comme de pauvres fleurs flétries avant de naître, et qu'un vent d'orage doit emporter.

Pendant notre halte dans une espèce de masure sans toit, nommée la casa del Bosco ou della Neve, c'est-à-dire du Bois ou de la Neige, noms qu'elle mérite successivement l'été et l'hiver, le ciel s'était enrichi d'un croissant qui, quelle qu'en fût la ténuité, suffisait cependant pour jeter un peu de lumière. Nous continuâmes à marcher un quart d'heure encore à peu près au milieu d'arbres qui devenaient plus rares de vingt pas en vingt pas, et qui finirent enfin par disparaître tout à fait. Nous venions d'entrer à minuit et demi dans la troisième région de l'Etna, et nous sentions, au pas de nos mulets, quand ils passaient

sur des laves, quand ils traversaient des cendres, ou quand ils foulaient une espèce de mousse, seule végétation qui monte jusque là. Quant aux yeux, ils nous étaient d'une médiocre utilité, le sol nous apparaissant plus ou moins coloré, voilà tout, mais sans que nous pussions, au milieu de l'obscurité, distinguer aucun détail.

Cependant, à mesure que nous montions, le froid devenait plus intense, et, malgré les houppelandes dont nous nous étions encore munis, nous étions glacés. Ce changement de température avait suspendu la conversation, et chacun de nous, concentré en lui-même comme pour y conserver sa chaleur, s'avançait silencieusement. Je marchais le premier, et, si je ne pouvais voir le terrain sur lequel nous avancions, je distinguais parfaitement à notre droite des escarpemens gigantesques et des pics immenses, qui se dressaient comme des géans, et dont les silhouettes noires se dessinaient sur l'azur foncé du ciel. Plus nous avancions, plus ces apparitions prenaient des aspects étranges et fantastiques; on comprenait bien que la nature n'avait point fait ces montagnes ainsi, et que c'était une longue lutte qui les avait dépouillées. Nous étions sur le champ de bataille des titans; nous gravissions Pélion entassé sur Ossa.

Tout cela était terrible, sombre, majestueux; je voyais et je sentais parfaitement la poésie de ce nocturne voyage, et cependant j'avais si froid que je n'avais pas le courage d'échanger un mot avec Jadin*) pour lui demander si toutes ces visions n'étaient point le résultat de l'engourdissement que j'éprouvais, et si je ne faisais pas un songe. De temps en temps des bruits étranges, inconnus, qui ne ressemblaient à aucun des bruits que l'on entend habituellement, s'éveillaient dans les entrailles de la terre, qui semblait alors gémir et se plaindre comme un être animé. Ces bruits avaient quelque chose d'inattendu, de lugubre et de solennel qui faisait frissonner. Souvent, à ces bruits, nos mulets s'arrêtaient tout court, approchaient leurs na-

*) *Dumas Reisegefährte.*

seaux ouverts et fumans du sol, puis relevaient la tête en hennissant tristement, comme s'ils voulaient faire entendre qu'ils comprenaient cette grande voix de la solitude, mais que ce n'était point de leur propre mouvement qu'ils venaient troubler ses mystères.

Cependant nous montions toujours, et de minute en minute le froid devenait plus intense; à peine si j'avais la force de porter ma gourde de rhum à ma bouche. D'ailleurs, cette opération était suivie d'une opération plus difficile encore, qui consistait à la reboucher: mes mains étaient te ement glacées, qu'elles n'avaient plus la perception des objets qu'elles touchaient, et mes pieds étaient tellement alourdis, qu'il me semblait porter une enclume au bout de chaque jambe. Enfin, sentant que je m'engourdissais de plus en plus, je fis un effort sur moi-même, j'arrêtai mon mulet, et je mis pied à terre. Pendant cette évolution, je vis passer Jadin sur sa monture. Je lui demandai s'il ne voulait pas en faire autant que moi; mais, sans me répondre, il secoua la tête en signe de refus et continua son chemin. D'abord il me fut impossible de marcher; il me semblait que je posais mes pieds nus sur des milliers d'épingles. J'eus alors l'idée de m'aider de mon mulet, et je l'empoignai par la queue; mais il appréciait trop l'avantage qu'il avait d'être débarrassé de son cavalier pour ne pas tenter de conserver son indépendance. A peine eut-il senti le contact de mes mains, qu'il rua des deux jambes de derrière; un de ses pieds m'atteignit à la cuisse et me lança à dix pieds en arrière. Mon guide accourut et me releva.

Je n'avais rien de cassé; de plus la commotion avait quelque peu rétabli la circulation du sang; je n'éprouvais presque pas de douleur, quoique, par ma chute, il me fût clairement prouvé que le coup avait été violent. Je me mis donc à marcher, et me sentis mieux. A bout de cent pas, je trouvai Jadin arrêté: il m'attendait. Le mulet, qui l'avait rejoint sans moi ni le guide, lui avait indiqué qu'il venait de m'arriver un accident quelconque. Je le rassnrai, et nous continuâmes notre route, lui et le guide à mulet, moi à pied. Il était deux heures du matin.

Nous marchâmes trois quarts d'heure encore à peu près dans des chemins raides et raboteux, puis nous nous trouvâmes sur une pente doucement inclinée, où nous traversions de temps en temps de grandes flaques de neige dans lesquelles j'enfonçais jusqu'à mi-jambes, et qui finirent par devenir continues. Enfin cette sombre voûte du ciel commença à pâlir, un faible crépuscule éclaira le terrain sur lequel nous marchions, amenant un air plus glacé encore que celui que nous avions respiré jusque-là. A cette lueur terne et douteuse, nous aperçûmes devant nous quelque chose comme une maison; nous nous en approchâmes, Jadin au trot de son mulet, et moi en courant de mon mieux. Le guide poussa une porte, et nous nous trouvâmes dans la casa Inglese, bâtie au pied du cône pour le plus grand soulagement des voyageurs.

Mon premier cri fut pour demander du feu, mais c'était là un de ces souhaits instinctifs qu'il est plus facile de former que de voir s'accomplir: les dernières limites de la forêt sont à deux grandes lieues de la maison, et dans les environs, entièrement envahis par les laves, par les cendres ou par la neige, il ne pousse pas une herbe, pas une plante. Le guide alluma une lampe qu'il trouva dans un coin, ferma la porte aussi hermétiquement que possible, et nous dit de nous réchauffer de notre mieux en nous enveloppant dans nos houppelandes et en mangeant un morceau, tandis qu'il conduirait ses mulets dans l'écurie.

Comme, à tout prendre, ce qu'il y avait de mieux à faire était de sortir de l'état de torpeur où nous nous trouvions, nous nous mîmes à battre la semelle de notre mieux, Jadin et moi. Enfermé dans la maison, le thermomètre marquait 6 degrés au-dessous de zéro: c'était une différence de 41 degrés avec la température de Catane.

Notre guide rentra, rapportant une poignée de paille et des branches sèches, que nous devions sans doute à la munificence de quelque Anglais, notre prédécesseur. En effet, il est arrivé quelquefois que ces dignes insulaires, toujours parfaitement renseignés à l'égard des précautions qu'ils doivent prendre, louent un mulet de plus, et, en

traversant la forêt, le chargent de bois. Si peu anglomane que je sois, c'est un conseil que je donnerai à ceux qui voudraient faire le même voyage. Un mulet coûte une piastre, et je sais que j'aurais donné de grand coeur dix louis pour un fagot. L'aspect de ce feu, de si courte durée qu'il dût être, nous rendit notre courage. Nous nous en approchâmes comme si nous voulions le dévorer, étendant nos pieds jusqu'au milieu de la flamme; alors, un peu dégourdis, nous procédâmes au déjeuner.

Tout était gelé, pain, poulets, vin et fruits; il n'y avait que notre rhum qui était resté intact. Nous dévorâmes deux de nos poulets comme nous eussions fait de deux alouettes; nous donnâmes le troisième à notre guide, et nous gardâmes le quatrième pour la faim à venir. Quant aux fruits, c'était comme nous eussions mordu dans de la glace; nous bûmes donc un coup de rhum au lieu de dessert, et nous nous trouvâmes un peu restaurés.

Il était trois heures et demie du matin; notre guide nous rappela que nous avions encore trois quarts d'heure de montée au moins, et que, si nous voulions être arrivés au haut du cône pour le lever du soleil, il n'y avait pas de temps à perdre.

Nous sortîmes de la casa Inglese. On commençait à distinguer les objets: tout autour de nous s'étendait une vaste plaine de neige, du milieu de laquelle, figurant un angle de quarante-cinq degrés à peu près, s'élevait le cône de l'Etna. Au-dessus de nous, tout était dans l'obscurité; à l'orient seulement une légère teinte d'opale colorait le ciel sur lequel se découpaient en vigueur les montagnes de la Calabre.

A cent pas au-delà de la maison anglaise, nous trouvâmes les premières vagues d'un plateau de lave, qui tranchait par sa couleur noire avec la neige, du milieu de laquelle il sortait comme une île sombre. Il nous fallut monter sur ces flots solides, sauter de l'un à l'autre, comme j'avais déjà fait à Chamouny sur la mer de glace, avec cette différence que des arêtes aiguës coupaient le cuir de nos souliers et nous déchiraient les pieds. Ce trajet,

qui dura un quart d'heure, fut un des plus pénibles de toute la route.

Nous arrivâmes enfin au pied du cône, qui, quoique s'élevant de treize cents pieds au-dessus du plateau où nous nous trouvions, était complètement dépouillé de neige, soit que l'inclinaison en soit trop rapide pour que la neige s'y arrête, soit que le feu intérieur qu'il recèle ne laisse pas les flocons séjourner à sa surface. C'est ce cône, éternellement mobile, qui change de forme à chaque irruption nouvelle, s'abîmant dans le vieux cratère, et se reformant avec un cratère nouveau.

Nous commençâmes à gravir cette nouvelle montagne, toute composée d'une terre friable mêlée de pierres qui s'éboulait sous nos pieds et roulait derrière nous. Dans certains endroits, la pente était si rapide, que, du bout des mains et sans nous baisser, nous touchions le talus; de plus, à mesure que nous montions, l'air se raréfiait et devenait de moins en moins respirable. Quoique nous fussions déjà à mille pieds à peu près au-dessus des neiges éternelles, et que nous dussions monter encore à une hauteur de huit cents pieds, la houppelande que j'avais sur les épaules me devenait insupportable, et je sentais l'impossibilité de la porter plus longtemps: elle me pesait comme une de ces chapes de plomb sous lesquelles Dante vit, dans le sixième cercle de l'enfer, les hypocrites écrasés. Je la laissai donc tomber sur la route, n'ayant pas le courage de la traîner plus loin, et laissant à mon guide le soin de la reprendre en passant; bientôt il en fut ainsi pour le bâton que je portais à la main et pour le chapeau que j'avais sur la tête. Ces deux objets, que j'abandonnai successivement, roulèrent jusqu'à la base du cône, et ne s'arrêtèrent qu'à la mer de lave, tant le pente est rapide. De son côté, je voyais Jadin qui se débarrassait aussi de tout ce que son costume lui paraissait offrir de superflu, et qui de cent pas en cent pas s'arrêtait pour reprendre haleine.

Nous étions au tiers de la montée à peu près, nous avions mis près d'une demi-heure pour monter quatre cents pieds; l'orient s'éclaircissait de plus en plus; la crainte

de ne pas arriver au haut du cône à temps pour voir le lever du soleil nous rendit tout notre courage, et nous repartîmes d'un nouvel élan, sans nous arrêter à regarder l'horizon immense qui, à chaque pas, s'élargissait encore sous nos pieds; mais plus nous avancions, plus les difficultés s'augmentaient: à chaque pas la pente devenait plus rapide, la terre plus friable, et l'air plus rare. Bientôt, à notre droite, nous commençâmes à entendre des mugissemens souterrains qui attirèrent notre attention; notre guide marcha devant nous et nous conduisit à une fissure de laquelle sortait à grand bruit, et poussée par un courant d'air intérieur, une fumée épaisse et soufrée. En nous approchant des bords de cette gerçure, nous voyions, à une profondeur que nous ne pouvions mesurer, un fond incandescent*) rouge et liquide; et, quand nous frappions du pied, la terre résonnait au loin comme un tambour. Heureusement l'air était parfaitement calme; car, si le vent eût poussé cette fumée de notre côté, elle nous eût asphyxiés, tant elle portait avec elle une effroyable odeur de soufre.

Après une halte de quelques minutes au bord de cette fournaise, nous nous remîmes en route, montant de biais, pour plus de facilité; je commençais à avoir des tintemens dans la tête, comme si le sang allait me sortir par les oreilles, et l'air, qui devenait de moins en moins respirable, me faisait haleter comme si la respiration allait me manquer tout à fait. Je voulus me coucher pour me reposer un peu, mais la terre exhalait une telle odeur de soufre, qu'il fallut y renoncer. J'eus alors l'idée de mettre ma cravate sur ma bouche, et de respirer à travers le tissu; cela me soulagea.

Cependant, petit à petit, nous étions arrivés aux trois quarts de la montée, et nous voyions à quelques centaines de pieds seulement au-dessus de notre tête le sommet de la montagne. Nous fîmes un dernier effort, et moitié debout, moitié à quatre pattes, nous nous remîmes à gravir ce court espace, n'osant pas regarder au-dessous

*) *Glühend heiss.*

de nous, de peur que la tête ne nous tournât, tant la pente était rapide. Enfin Jadin, qui était de quelques pas plus avancé que moi, jeta un cri de triomphe: il était arrivé et se trouvait en face du cratère; quelques secondes après, j'étais près de lui. Nous nous trouvions littéralement entre deux abîmes.

Une fois arrivés là, et n'ayant plus besoin de faire des mouvemens violens, nous commençâmes à respirer avec plus de facilité; d'ailleurs le spectacle que nous avions sous les yeux était tellement saisissant, qu'il dissipa notre malaise, si grand qu'il fût.

Nous nous trouvions en face du cratère, c'est-à-dire d'un immense puits de huit milles de tour et de neuf cents pieds de profondeur; les parois de cette excavation étaient depuis le haut jusqu'en bas recouvertes de matières scorifiées, de soufre et d'alun; au fond, autant qu'on pouvait le voir de la distance où nous nous trouvions, il y avait une matière quelconque en ébullition, et de cette abîme montait une fumée ténue et tortueuse, pareille à un serpent gigantesque qui se tiendrait debout sur la queue. Les bords du cratère étaient découpés irrégulièrement et plus ou moins élevés. Nous étions sur un des points les plus hauts.

Notre guide nous laissa un instant tout à ce spectacle, en nous retenant de temps en temps cependant par notre veste quand nous nous approchions trop près du bord, car la pierre est si friable qu'elle pourrait manquer sous les pieds, et qu'on recommencerait la plaisanterie d'Empédocle; puis il nous invita à nous éloigner d'une vingtaine de pieds du cratère, pour éviter tout accident, et à regarder autour de nous.

L'orient, qui de la teinte opale que nous avions remarquée en sortant de la casa Inglese était passé à un rose tendre, était maintenant tout inondé des flammes du soleil, dont on commençait à apercevoir le disque au-dessus des montagnes de la Calabre. Sur les flancs de ces montagnes d'un bleu foncé et uniforme, se détachaient, comme de petits points blancs, les villages et les villes. Le détroit de Messine semblait une simple rivière, tandis

qu'à droite et à gauche on voyait la mer comme un miroir immense. A gauche, ce miroir était tacheté de plusieurs points noirs: ces points noirs étaient les îles de l'archipel Lipariote. De temps en temps une de ces îles brillait comme un phare intermittent; c'était Stromboli, qui jetait des flammes. A l'occident, tout était dans l'obscurité encore. L'ombre de l'Etna se projetait sur toute la Sicile.

Pendant trois quarts d'heure, le spectacle ne fit que gagner en magnificence. J'ai vu le soleil se lever sur le Righi et sur le Faulhorn, ces deux titans de la Suisse: rien n'est comparable à ce qu'on voit du haut de l'Etna. La Calabre, depuis le Pizzo jusqu'au cap delle Armi, le détroit depuis Scylla jusqu'à Reggio, la mer de Tyrrhène et la mer d'Ionie; à gauche les îles Éoliennes, qui semblent à portée de la main; à droite, Malte, qui flotte à l'horizon comme un léger brouillard; autour de soi, la Sicile tout entière, vue à vol d'oiseau, avec son rivage dentelé de caps, de promontoires, de ports, de criques et de rades, ses quinze villes, ses trois cents villages, ses montagnes, qui semblent des collines, ses vallées, qu'on croirait des sillons de charrues, ses fleuves, qui paraissent des fils d'argent, comme pendant l'automne il en descend du ciel sur l'herbe des prairies; enfin, le cratère immense, mugissant, plein de flamme et de fumée; sur sa tête le ciel, sous ses pieds l'enfer: un tel spectacle nous fit tout oublier, fatigues, danger, souffrance. J'admirais entièrement, sans restriction, de bonne foi, avec les yeux du corps et les yeux de l'âme. Jamais je n'avais vu Dieu de si près, et par conséquent si grand.

Nous restâmes une heure ainsi, dominant tout le vieux monde d'Homère, de Virgile, d'Ovide et de Théocrite, sans qu'il vînt à Jadin ni à moi l'idée de toucher un crayon, tant il nous semblait que ce tableau entrait profondément dans notre coeur et devait y rester gravé sans le secours de l'écriture ou du dessin. Puis nous jetâmes un dernier coup d'oeil sur cet horizon de trois cents lieues qu'on n'embrasse qu'une fois dans sa vie, et nous commençâmes à redescendre.

MIGNET.

FRNAÇOIS AUGUSTE ALEXIS MIGNET, *Vorsteher vom Archiv des Ministerii der auswärtigen Angelegenheiten und Ritter des Ordens der Ehrenlegion, wurde zu Aix in der Provence am* 8. *Mai* 1796 *geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt, ward Advocat am königlichen Gerichtshofe daselbst und später in Marseille, von wo er sich mit seinem Freunde Thiers (s. den folgenden Artikel) nach Paris begab. Hier wurde er zuerst bekannt, als ihm* 1821 *die königliche Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften einen halben Preis für seine Schrift:* De la féodalité, des institutions de Saint-Louis, et de la législation de ce prince, avec des notes et l'indication des pièces justificatives (*gedruckt* Paris, 1822) *ertheilte. Seitdem arbeitete er an verschiedenen Zeitschriften, besonders dem* „Courrier français“ *mit, und hielt historische Vorträge am* Athénée des arts. 1824 *gab er seine* Histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814 (Paris; 8e édit. 1849, *auch deutsch z. B. Jena,* 1825, *und Wiesbaden,* 1825) *heraus, und begründete damit vortheilhaft seinen literarischen Ruf. Nach der Juli-Revolution wurde er zu* Staats-*Stellen befördert. Am* 29. *December* 1832 *nahm ihn die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, deren Secretär er gegenwärtig ist, zum Mitgliede auf; im Mai* 1837 *wurde er einer der Vierzig der* Académie française, *und im Mai* 1847 *Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Neapel.* 1836 *gab er heraus, und zwar in seiner Eigenschaft als Mitglied des von Guizot gegründeten historischen Comité's*: Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV, ou Correspondances, mémoires et actes diplomatiques concernant les prétentions et l'avènement de la maison de Bourbon au trône d'Espagne; accompagnés d'un texte historique, et précédés d'une introduction, T. I. II, Paris, in 4. (*Theile der* Collection de documens inédits sur l'histoire de France). *Eine Geschichte der Reformation, an der er seit längerer Zeit arbeitet und zu der er mehrere wichtige Manuscripte Calvin's, welche sich in Genf befinden, mitgetheilt*

erhalten hat, ist bis jetzt immer noch nicht erschienen. — Mignet wird zu der sogenannten historischen École fataliste gerechnet. Seine Histoire de la Révolution *ist ein treues, lebenvolles Gemälde der Ereignisse, welche sich in den so wichtigen fünf und zwanzig Jahren zugetragen haben. Er hat dazu manche Materialien benutzt, welche bisher unbekannt waren und über einzelne Theile der französischen Revolution Licht verbreiten. Mit Meisterhand weiss er die handelnden Personen zu zeichnen und bei verständiger Beurtheilung der Ereignisse gute Regierungsgrundsätze zu entwickeln. Auch als Redner hat sich Mignet bei manchen Gelegenheiten rühmlichst ausgezeichnet. Er hielt in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften* 1838 *dem verstorbenen Sièyes*), und* 1839 *dem Fürsten Talleyrand die gebräuchliche Lobrede. Sein neuestes Werk erschien* 1851 *unter dem Titel:* Histoire de Marie Stuart, 2 Vol., Paris. *Vermöge seiner Stellung im* Archive *ist es Mignet gelungen neue historische Materialien über die unglückliche Königin aufzufinden und zu benutzen. — Seine Schriften verzeichnet J. M. Quérard:* La France littéraire, T. VI, p. 125.

Fragment
de l'Histoire de la Révolution Française. (Chap. 8.)

Insurrection des Départemens. Constitution de 1793.

Il était à présumer que les Girondins ne souscriraient pas à leur défaite, et que le 31 mai (1793) serait le signal de l'insurrection des départemens contre la Montagne et la commune de Paris. Il leur restait cette dernière épreuve à tenter; ils le firent. Mais, dans cette mesure décisive, on remarque le même défaut de concert qui avait perdu leur cause dans l'assemblée. Il est douteux que les Girondins eussent triomphé, même en se montrant unis, et

*) *Der Graf Emmanuel Joseph Sièyes, geb. am* 3 *Mai* 1748, *gest. am* 20. *Juni* 1836, *also* 88 *Jahr alt, war, besonders von* 1789 *bis* 1798, *in verschiedenen Aemtern und Stellungen, eine der einflussreichsten und historisch wichtigsten Personen Frankreichs.*

surtout qu'en triomphant ils eussent sauvé la révolution. Comment auraient-ils fait, avec des lois justes, ce que les Montagnards firent avec des mesures violentes? Comment auraient-ils vaincu les ennemis étrangers sans fanatisme, comprimé les partis sans épouvante, nourri la multitude sans maximum, alimenté les armées sans réquisitions? Si le 31 mai avait eu lieu en sens inverse, on aurait probablement vu, dès-lors, ce qui se montra plus tard, le ralentissement de l'action révolutionnaire, les attaques redoublées de l'Europe, la reprise d'armes de la part de tous les partis, les journées de prairial sans pouvoir repousser la multitude, les journées de vendémiaire sans pouvoir repousser les royalistes, l'invasion des coalisés, et, d'après la politique d'usage à cette époque, le morcellement de la France. La république n'était pas assez puissante pour suffire à tant d'attaques, comme elle le fit après la réaction de thermidor.

Quoi qu'il en soit, les Girondins, qui auraient dû ou rester, ou combattre ensemble, ne le firent point, et, après le 3 juin, tous les hommes modérés du parti restèrent sous le décret d'arrestation; tous les autres s'évadèrent. Vergniaud, Gensonné, Ducos, Fonfrède etc. furent au nombre des premiers; Petion, Barbaroux, Guadet, Louvet, Buzot, Lanjuinais, au nombre des seconds. Ils se rendirent à Évreux, dans le département de l'Eure, où Buzot avait beaucoup de crédit, et de là à Caen, dans le Calvados. Ils firent de cette ville le centre de l'insurrection. La Bretagne ne tarda pas à y prendre part. Les insurgés, sous le nom d'assemblée des départemens réunis à Caen, formèrent une armée, nommèrent le général Wimpfen pour la commander, arrêtèrent les Montagnards Romme et Prieur de la Marne, commissaires de la convention, et disposèrent tout pour marcher sur Paris. Ce fut de là que partit une jeune, belle et courageuse fille, Charlotte Corday, pour punir Marat, le principal auteur du 31 mai et du 2 juin: elle crut sauver la république, en se dévouant pour elle. Mais la tyrannie ne tenait pas à un homme, elle tenait à un parti et à la situation violente de la république. Charlotte Corday, après avoir

exécuté son généreux*), mais inutile dessein, mourut avec une sérénité inaltérable, un courage modeste, et la satisfaction d'avoir bien fait. Mais Marat assassiné devint pour la multitude un plus grand objet d'enthousiasme encore que de son vivant. On l'invoqua sur les places publiques; son buste fut placé dans toutes les sociétés populaires, et la convention fut contrainte de lui accorder les honneurs du Panthéon.

En même temps Lyon se souleva, Marseille et Bordeaux prirent les armes, et plus de soixante départemens adhérèrent à l'insurrection. Bientôt cette attaque amena le soulèvement général de tous les partis, et les royalistes s'emparèrent du mouvement que les Girondins avaient commencé. Lyon devint le chef-lieu de l'insurrection royaliste: cette ville était fort attachée à l'ancien ordre de choses. Ses manufactures de soie et de broderies en or et en argent, son commerce de luxe, la rendaient dépendante des hautes classes. Elle devait donc se déclarer de bonne heure contre un changement social qui dérangeait les anciens rapports et ruinait ses manufactures, en abaissant la noblesse et le clergé. Aussi Lyon, en 1790, sous la constituante même, lorsque les princes émigrés étaient dans le voisinage, à la cour de Turin, avait fait des tentatives de soulèvement. Ces tentatives, dirigées par les prêtres et les nobles, avaient été réprimées; mais l'esprit était resté le même. Là, comme ailleurs, on avait voulu, après le 10 août, faire la révolution de la multitude, et établir son gouvernement. Châlier, fanatique imitateur de Marat, était à la tête des Jacobins,

*) Voici quelques-unes des réponses de cette fille héroïque devant le tribunal révolutionnaire: — Quelles étaient vos intentions en tuant Marat? — De faire cesser les troubles de la France. — Y avait-il longtemps que vous aviez formé ce projet? — Depuis l'affaire du 31 mai, jour de la proscription des députés du peuple. — C'est donc dans les journaux que vous avez appris que Marat était un anarchiste? — Oui, je savais qu'il pervertissait la France. — J'ai tué, ajouta-t-elle en élevant extrêmement la voix, un homme pour en sauver cent mille; un scélérat, pour sauver des innocens; une bête féroce, pour donner le repos à mon pays. J'étais républicaine avant la révolution, et je n'ai jamais manqué d'énergie.

des Sansculottes, et de la municipalité de Lyon. Son audace s'était accrûe après les massacres de septembre et le 21 janvier. Cependant rien n'avait été décidé encore entre la classe inférieure républicaine et la classe moyenne royaliste, dont l'une avait le siége de son pouvoir à la municipalité, l'autre dans les sections. Mais les débats étant devenus plus grands vers la fin de mai, on se battit, et les sections l'emportèrent. La municipalité fut assiégée et prise d'assaut. Châlier, après s'être évadé, fut pris, et au bout de quelque temps exécuté. Les sectionnaires, n'osant pas encore secouer le joug de la convention, s'excusèrent auprès d'elle de la nécessité où les Jacobins et les municipaux les avaient mis de les combattre. La convention, qui ne pouvait se sauver qu'à force d'audace, et qui en cédant était perdue, ne voulut rien entendre. Sur ces entrefaites, les événemens de juin survinrent, l'insurrection du Calvados fut connue, et les Lyonnais, encouragés, ne craignirent plus de lever l'étendart de la révolte. Ils mirent leur ville en état de défense: ils élevèrent des fortifications, ils formèrent une armée de vingt mille hommes, ils reçurent les émigrés au milieu d'eux, donnèrent le commandement de leurs forces au royaliste Précy et au marquis de Virieux, et concertèrent leurs opérations avec le roi de Sardaigne.

La révolte de Lyon était d'autant plus à craindre pour la convention, que cette ville, placée au centre de la France, s'appuyait sur le Midi, qui prenait les armes; tandis que tout l'Ouest s'ébranlait aussi. A Marseille, la nouvelle du 31 mai avait soulevé les partisans des Girondins: Rebecqui s'y était rendu en toute hâte. Les sections avaient été réunies; on avait mis hors la loi les membres du tribunal révolutionnaire, arrêté les deux représentans Baux et Antiboul, et levé une armée de dix mille hommes pour s'avancer contre Paris. Ces mesures étaient l'oeuvre des royalistes, qui, là comme ailleurs, n'attendant qu'une occasion pour relever leur parti, s'étaient présentés d'abord avec les apparences républicaines, et avaient fini par agir en leur propre nom. Ils s'étaient emparés des sections, et le mouvement ne s'opérait plus en faveur des Giron-

dins, mais pour les contre-révolutionnaires. Dès qu'on est en révolte, le parti dont l'opinion est la plus extrême et le but le plus précis, l'emporte sur ses associés. En voyant la nouvelle tournure de l'insurrection, Rebecqui s'était jeté de désespoir dans le port de Marseille. Les insurgés prirent la route de Lyon; leur exemple fut rapidement imité par Toulon, Nîmes, Montauban et les principales villes du Midi. Dans le Calvados, l'insurrection avait eu le même caractère de royalisme, depuis que le marquis de Puisaye, à la tête de quelques troupes, s'était introduit dans les rangs girondins. Les villes de Bordeaux, de Nantes, de Brest, de Lorient, étaient favorables aux proscrits du 2 juin, et quelques-unes se déclarèrent pour eux; mais elles ne leur furent pas d'un grand secours, parce qu'elles furent retenues par le parti jacobin, ou par la nécessité de combattre les royalistes de l'Ouest.

Ceux-ci, pendant cette levée presque générale des départemens, étendaient leurs entreprises. Après leurs premières victoires, les Vendéens s'étaient emparés de Bressuire, d'Argenton, de Thouars. Entièrement maîtres de leur propre pays, ils projetèrent d'en occuper les barrières, de s'ouvrir le chemin de la France révolutionnaire, ainsi que des communications avec l'Angleterre. Le 6 juin, l'armée vendéenne, composée de quarante mille hommes, sous Cathelineau, Lescure, Stofflet, La Roche-Jacquelin, marcha sur Saumur, qu'elle enleva de vive force. Elle se disposa à attaquer et à prendre Nantes, pour assurer la possession de son propre pays, et disposer du cours de la Loire. Cathelineau, à la tête des troupes vendéennes, partit de Saumur après y avoir laissé garnison, prit Angers, passa la Loire, feignit de se diriger sur Tours et le Mans, et se jeta ensuite vivement du côté de Nantes, qu'il attaqua par la rive droite, tandis que Charette devait l'attaquer par la rive gauche.

Tout semblait se réunir contre la convention pour l'accabler. Ses armées étaient battues au nord et aux Pyrénées, en même temps qu'elle était menacée par les Lyonnais au centre, les Marseillais dans le Midi, les Girondins dans une partie de l'Ouest, et les Vendéens dans

l'autre. La réaction militaire qui, après la brillante campagne de l'Argonne et de la Belgique, avait eu lieu surtout à cause du désaccord de Dumouriez et des Jacobins, de l'armée et du gouvernement, s'était prononcée d'une manière bien plus désastreuse depuis la défection du général-en-chef. Il n'y avait plus d'ensemble dans les mouvemens, d'élan dans les troupes, de concert entre la convention, préoccupée de ses querelles, et les généraux découragés. Les débris de l'armée de Dumouriez s'étaient réunis au camp de Famars, sous le commandement de Dampierre; mais ils avaient été obligés de se retirer, après une défaite, sous le canon de Bouchain. Dampierre avait été tué. De Dunkerque à Givet, la frontière était menacée par des forces supérieures. Custine fut promptement appelé de la Moselle à l'armée du nord, mais sa présence ne rétablit pas les affaires. Valenciennes qui ouvrait la France fut prise, Condé essuya le même sort: l'armée, chassée de position en position, se retira derrière la Scarpe, en avant d'Arras, dernière position de retraite jusqu'à Paris. D'un autre côté, Mayence, vivement pressée par l'ennemi et par la famine, perdit l'espoir d'être secourue par l'armée de la Moselle réduite à l'inaction, et, désespérant de tenir plus longtemps, elle capitula. La situation de la république ne pouvait pas être pire.

La convention était en quelque sorte prise au dépourvu. Elle était désorganisée, parce qu'elle sortait d'une lutte, et que le gouvernement des vainqueurs n'avait pas eu encore le temps de s'établir. Après le 2 juin, avant que le danger devînt aussi pressant pour elle dans les départemens et sur les frontières, la Montagne avait envoyé des commissaires de toutes parts, et s'était occupée sur-le-champ de la constitution qui était attendue depuis si longtemps, et dont elle espérait beauconp. Les Girondins avaient voulu la décréter avant le 21 janvier pour sauver Louis XVI, en substituant l'ordre légal à l'état révolutionnaire; ils y étaient revenus avant le 31 mai pour prévenir leur propre proscription. Mais les Montagnards avaient, à deux reprises, détourné l'assemblée de cette discussion par deux coups d'état, le jugement de Louis XVI et l'élimination

de la Gironde. Aujourd'hui, restés les maîtres, ils s'empressaient de rattacher à eux les républicains en décrétant la constitution. Hérault de Séchelles fut le législateur de la Montagne, comme Condorcet devait l'être de la Gironde. En quelques jours cette constitution nouvelle fut adoptée dans la convention, et soumise à l'acceptation des assemblées primaires. On conçoit facilement ce qu'elle devait être avec les idées qui régnaient alors sur le gouvernement démocratique. Les constituans passaient pour des aristocrates: la loi qu'ils avaient établie, était considérée comme une infraction aux droits du peuple, parce qu'elle imposait des conditions pour l'exercice des droits politiques; parce qu'elle ne consacrait pas l'égalité la plus absolue; parce qu'elle faisait nommer les députés et les magistrats par des électeurs, et ces électeurs par le peuple; parce qu'elle bornait en certains cas la souveraineté nationale, excluant une partie des citoyens actifs, des grandes fonctions publiques, et les prolétaires des fonctions de citoyens actifs; enfin, parce qu'au lieu de fixer pour base unique des droits, la population, elle la combinait dans toutes ses opérations avec la fortune. La loi constitutionnelle de 1793 établissait le pur régime de la multitude: non seulement elle reconnaissait le peuple comme la source de de tous les pouvoirs, mais encore elle lui en déléguait l'exercice. Une souveraineté sans bornes; une mobilité extrême dans les magistratures; des élections immédiates auxquelles chacun concourait; des assemblées primaires qui se réunissaient sans convocation, à une époque fixe, qui nommaient les représentans et contrôlaient leurs actes; une assemblée nationale annuellement renouvelée, et qui n'était, à proprement parler, qu'un comité des assemblées primaires: telle était cette constitution. Comme elle faisait gouverner la multitude, comme elle désorganisait entièrement le pouvoir, elle était impraticable en tous temps; mais elle l'était surtout dans un moment de guerre générale. Le parti montagnard, au lieu de la plus extrême démocratie, avait besoin de la dictature la plus resserrée. La constitution fut suspendue, aussitôt que faite, et l'on

maintint, en le renforçant, le gouvernement révolutionnaire jusqu'à la paix.

Ce fut et pendant la discussion de la constitution et après son envoi aux assemblées primaires, que les Montagnards apprirent tous les dangers dont ils étaient menacés. Ayant à comprimer dans l'intérieur trois ou quatre partis, à terminer des guerres civiles de plusieurs genres, à réparer les désastres des armées et à repousser l'Europe entière, ces hommes hardis ne s'épouvantèrent pas de leur position. Les représentans des quarante-quatre mille municipalités vinrent accepter la constitution. Admis à la barre de l'assemblée, après avoir fait connaître le consentement du peuple, ils demandèrent l'arrestation de tous les gens suspects, et la levée en masse du peuple. — „Eh bien! s'écria Danton, répondons à leur voeu! Les députés des assemblées primaires viennent d'exercer parmi nous l'initiative de la terreur; je demande que la convention qui doit être maintenant pénétrée de toute sa dignité, car elle vient d'être revêtue de toute la force nationale; je demande que, par un décret, elle investisse les commissaires des assemblées primaires du droit de dresser l'état des armes, des subsistances, des munitions, de faire un appel au peuple, d'exciter l'énergie des citoyens, et de mettre en réquisition quatre cent mille hommes. C'est à coups de canon qu'il faut signifier la constitution à nos ennemis! C'est l'instant de faire ce grand et dernier serment, que nous nous vouons tous à la mort, ou que nous anéantirons les tyrans!" Le serment fut aussitôt prêté par tout ce qu'il y avait de députés et de citoyens dans la salle. Peu de jours après Barrère, au nom du comité du salut public, qui fut révolutionnairement composé, qui devint le centre des opérations et le gouvernement de l'assemblée, proposa des mesures plus générales encore: „La liberté, dit-il, est devenue créancière de tous les citoyens; les uns lui doivent leur industrie, les autres leur fortune; ceux-ci leurs conseils, ceux-là leurs bras; tous lui doivent leur sang. Ainsi donc tous les Français, tous les sexes, tous les âges sont appelés par la patrie à défendre la liberté. Toutes les facultés phy-

siques ou morales, tous les moyens politiques ou industriels lui sont acquis; tous les métaux, tous les élémens, sont ses tributaires. Que chacun occupe son poste dans le mouvement national et militaire qui se prépare. Les jeunes gens combattront, les hommes mariés forgeront les armes, transporteront les bagages et l'artillerie, prépareront les subsistances; les femmes travailleront aux habits des soldats, feront des tentes, et porteront leurs soins hospitaliers dans les asiles des blessés; les enfans mettront le vieux linge en charpie; et les vieillards, reprenant la mission qu'ils avaient chez les anciens, se feront porter sur les places publiques, ils y enflammeront le courage des jeunes guerriers, ils propageront la haine des rois et l'unité de la république. Les maisons nationales seront converties en casernes, les places publiques en ateliers, le sol des caves servira à préparer le salpêtre; tous les chevaux de voiture seront employés pour l'artillerie; les fusils de chasse, de luxe, les armes blanches et les piques suffiront pour le service de l'intérieur. La république n'est plus qu'une grande ville assiégée, il faut que la France ne soit plus qu'un vaste camp." Les mesures proposées par Barrère furent décrétées sur-le-champ. Tous les Français de dix-huit à vingt-cinq ans prirent les armes; on refit les armées avec des réquisitions d'hommes, on les nourrit avec des réquisitions de vivres. La république eut bientôt quatorze armées et douze cent mille soldats. La France, qui devint un camp et un atelier pour les républicains, se changea en prison pour les dissidens. En marchant contre les ennemis avoués, on voulut s'assurer des ennemis secrets, et la fameuse loi des suspects fut portée. On arrêta les étrangers, à cause de leurs menées, et l'on emprisonna aussi les partisans de la monarchie constitutionnelle ou de la république modérée, pour être gardés jusqu'à la paix. Dans le moment, ce n'était encore qu'une mesure de précaution. La bourgeoisie, le commerce, la classe moyenne fournirent les prisonniers après le 31 mai, comme la noblesse et le clergé les avaient fournis après le 10 août. On créa une armée révolutionnaire de six mille soldats et de mille canonniers pour l'intérieur. Chaque citoyen in-

digent eut quarante sous par jour, afin d'assister aux assemblées de section. On délivra des certificats de civisme, pour être assuré des opinions de tous ceux qui coopéraient au mouvement révolutionnaire. On plaça les fonctionnaires sous la surveillance des clubs, on forma un comité révolutionnaire par sections; et l'on fit face de toutes parts aux ennemis extérieurs et aux insurgés du dedans.

THIERS.

LOUIS ADOLPHE THIERS *wurde zu Aix in der Provence am* 15. *April* 1797 *von armen Eltern geboren. Eine innige Freundschaft verband ihn in früher Jugend mit Mignet (s. den vorigen Artikel), mit dem zugleich er die Rechtswissenschaft studirte, Advocat wurde, in Marseille practisirte, und diese Stadt verliess um in Paris sein Glück zu suchen. An den Deputirten Manuel empfohlen, wurden sie durch ihn in Lafitte's Salon eingeführt, wo sie mit den Häuptern der Opposition und den Redacteuren der Oppositions-Journale bekannt wurden. Freimüthigkeit der Sprache und das Talent über mannigfaltige die Interessen des Tages gerade berührende Dinge zu schreiben, verschaffte Thiers bald einigen Ruf. Seine erste bedeutendere Leistung war* 1822 *die Bearbeitung der Memoiren der englischen Schauspielerin Miss Bellamy, für die* Collection des Mémoires dramatiques, Paris. *Dann gab er, nach einer Reise ins südliche Frankreich und durch die Pyrenäen, zuerst als Artikel für die Zeitschrift* le Constitutionnel, *seine Schrift* Les Pyrénées et le Midi de la France pendant les mois de Novembre et Décembre 1822, Paris, 1823; *neueste Ausgabe* Paris, 1833, *heraus, in der er in mehreren Capiteln geistreiche und freimüthige Bemerkungen über die südlichen Städte Frankreichs, über die Grenze Spaniens und die sogenannte Regentschaft von Urgel zusammengestellt hat. Bald darauf entwarf er die Grundlage zu seiner* Histoire de la Révolution française, accompagnée d'une Histoire de la Révolution de 1355 ou des États-

généraux sous le roi Jean, Paris, 1823—1827, 10 Vol.; 2e édit. 1828, 1829; 3e édit. 1832; 4e édit. 1833; 8e édit. 1840, 4 Vol., *mit* 50 *Stahlstichen;* 10e édit. 1841, 10 Vol.; *neueste Auflage* 1852, 6 Vol.: *einem Werke, dem man den vorzüglichsten Antheil an der Reform der Begriffe und an den seit* 1800 *bis* 1827 *gefällten Urtheilen über die letzten Jahre des* 18. *Jahrhunderts zuschreiben muss. Thiers gehört, wie Mignet, zur sogenannten École fataliste. Sein Werk ist die vollständigste Geschichte der französischen Revolution, welche wir besitzen; aus den Quellen geschöpft, reich an wichtigen Documenten. Schlachten und grosse Kriegsbewegungen sind darin auf eine ganz neue Art gezeichnet, und der Finanzzustand während der Revolution mit einer solchen Klarheit dargelegt, dass er auch dem Laien zum Verständniss kommt. R. Mohl hat die ersten Theile des Werks, Tübingen,* 1825—1827, *ins Deutsche übersetzt. — Thiers, der schon früh und vermittelst einer Anleihe Lafitte's ein Actionär des* Constitutionnel *geworden war, blieb dessen Mitarbeiter bis* 1829, *wo er zu einem der Haupt-Redacteure desselben ernannt wurde. Da es ihm aber schien, als bliebe dieses Blatt in seiner Politik zurück, und er in Folge gewisser, im Talleyrand'schen Hotel gebildeter Pläne für nothwendig erkannte, für seine neuen politischen Ansichten ein anderes Organ zu haben, so schuf er, in Verbindung mit Armand Carrel und Mignet, die Zeitung* Le National. *Er lieferte darin eine Menge freisinniger Artikel, durch die er sich zwar die Gunst des Volkes erwarb, aber auch den Hass der Regierung und manche Anklagen zuzog. Als nun die Juli-Revolution* 1830 *ausbrach, wurden die Pressen, mit denen seine Zeitung gedruckt wurde, in Beschlag genommen und das Haus mit Truppen besetzt. Die liberalere Gesinnung, welcher das neue Gouvernement huldigte, liess ihn jedoch bald die Zeitung wieder fortführen. Um diese Zeit erwählte ihn das Departement der Rhonemündungen zum Deputirten, und seine beredten und gründlichen Vorträge in der Kammer, namentlich über Finanzsachen, erhöhten seinen Ruf. Am* 11. *Octbr.* 1832 *wurde er zum Minister des Innern, und am* 1. *Januar* 1833 *zum Minister des Handels und der öffentlichen Bauten ernannt. Am* 20. *Juni* 1833 *erwählte ihn die Académie française zu ihrem Mitgliede, und am* 7. *April* 1834 *erhielt er wieder das Amt eines Ministers des Innern. Am*

22. *Februar* 1836 *wurde er Conseils-Präsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; da er jedoch die Intervention in Spanien nicht erlangen konnte, behielt er dieses Amt nur bis zum* 6. *September desselben Jahres, und war darauf als Deputirter der einflussreichste Gegner des Ministeriums Molé. In der Mitte des Jahres* 1838 *unternahm er eine Reise nach Italien, literarischer und archäologischer Zwecke wegen. Er machte daselbst viel Aufwand, und kaufte für grosse Summen Geldes besonders werthvolle Gemälde. Am* 1. *März* 1840 *wurde Thiers wieder zum Conseils-Präsidenten und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Als solcher bewirkte er die Translocation der Asche Napoleons von St. Helena nach Paris, wodurch er sich ungemein die Volksgunst erwarb. Der von ihm in Vorschlag gebrachte Plan einer Befestigung von Paris machte ihn jedoch bald wieder unbeliebt. Das von ihm aufgestellte System eines bewaffneten Friedens drohte Frankreich mit Europa in die feindlichsten Conflicte zu bringen; der von ihm beantragte ausserordentliche Credit wäre den Handelsinteressen und Finanzen des Landes wenig förderlich gewesen und fand die entschiedenste Opposition. Daher reichte Thiers am* 29. *October* 1840 *seine Entlassung ein. Als Deputirter kämpfte er mit geistvoller Beredsamkeit gegen die in der Kammer auf ihn losstürmenden Angriffe und Beschuldigungen. Die Befestigung der Hauptstadt förderte er durch die Schrift* Rapport au nom de la commission chargée de l'examen du projet de loi tendant à ouvrir un crédit extraordinaire de 140 millions pour les fortifications de la ville de Paris; accompagné de pièces et documens relatifs aux dépenses des travaux et de l'approvisionnement de Paris, etc. Séance de 13 janvier 1841. Paris, 1841, in 18. *Auch die Rede, die er am* 12. *und* 13. *April* 1841 *über die Lage der Finanzen Frankreichs hielt, bekundete ein seltenes Rednertalent. Von* 1841 *bis* 1847 *hielt er sich im Ganzen von Staatsangelegenheiten fern, hauptsächlich mit der Herausgabe seines grossen Werkes:* Histoire du Consulat et de l'Empire *beschäftigt, zu welchem Endzwecke er auch eine Reise nach Deutschland machte, um die Schlachtfelder Napoleons in Augenschein zu nehmen, und auch in Berlin kurze Zeit verweilte. Der Empfang, der ihm überall wurde, zeigte ihm, wie wenig Anklang er im Auslande als Staatsmann gefunden hatte.*

Von obigem Werke, von dem wir ein interessantes Fragment mittheilen, sind bis jezt (1852) 11 *Theile erschienen, die durch die ungemein grosse Theilnahme, der sie sich erfreuen, dem historischen Rufe des Verfassers gebührend entsprechen. Nach der Februar-Revolution von* 1848, *während welcher er den Orleans vielfache Beweise seiner Anhänglichkeit an dieselben zu geben Gelegenheit hatte, wurde er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und wurde als Haupt der orleanistischen Partei betrachtet. Die Ereignisse des* 2. *December* 1851 *trafen ihn hart. Er wurde verhaftet; dann aus Frankreich verbannt, reiste er über Cöln nach Belgien, und wurde auch hier genöthigt Brüssel zu verlassen; er ging darauf nach England und hält sich gegenwärtig in London auf. — Seine Vorträge sind übrigens keine Reden, es ist ein blosses Plaudern, aber lebhaft, glänzend, leicht, beweglich, voll Feuer, mit geschichtlichen Erinnerungen und feinen Betrachtungen durchwebt, und das Alles wird mit einer unvergleichlichen Sprachgewandtheit vorgetragen, abgebrochen, verbunden, aufgelöst und wieder angeknüpft. Zuweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu antworten, und dann schiesst er seine Entgegnung mit verblüffender Sicherheit ab. Thiers denkt ohne sich anzustrengen, er producirt ohne sich zu erschöpfen, er schreitet vorwärts ohne zu ermüden, und er ist der schnellste Reisende im Reiche der Gedanken. Die Zeiten fliegen an ihm vorüber in ihrer Reihefolge und nach ihrer verschiedenen Gestalt, und die Natur, die sich von Anderen aufsuchen lässt, kommt ihm entgegen, ohne dass er sie ruft, mit allem Glanze ihrer Herrlichkeit und mit aller Anmuth ihres Lächelns. S. Thiers nach Cormenin's Schilderung im Magazin für die Literatur des Auslandes, No.* 69, 1839, *und* La France littéraire par J. M. Quérard Tom IX, p. 429—431.

Fragment
de l'Histoire de la Révolution française.

(Tome II.)

État de la France de 1789 à 1793.

La nation française sentait en 1789 et connaissait tous ses maux, mais elle ne concevait pas la possibilité de les guérir. Tout à coup, sur la demande imprévue des par-

lemens, les états-généraux sont convoqués; l'assemblée constituante se forme, et arrive en présence du trône enorgueilli de son ancienne puissance, et disposé tout au plus à souffrir quelques doléances. Alors elle se pénètre de ses droits, se dit qu'elle est la nation, et ose le déclarer au gouvernement étonné. Menacée par l'aristocratie, par la cour et par une armée, ne prévoyant pas encore les soulèvemens populaires, elle se déclare inviolable, et défend au pouvoir de toucher à elle. Convaincue de ses droits, elle s'adressait à des ennemis qui n'étaient pas convaincus des leurs, et elle l'emporte par une simple expression de sa volonté, sur une puissance de plusieurs siècles et une armée de trente mille hommes. C'est là toute la révolution; c'en est le premier acte et le plus noble; il est juste, il est héroïque, car jamais une nation n'a agi avec plus de droit et de danger.

Le pouvoir vaincu, il fallait le reconstituer d'une manière juste et convenable. Mais à l'aspect de cette échelle sociale au sommet de laquelle tout surabonde, puissance, honneurs, fortune, tandis qu'au bas tout manque jusqu'au pain indispensable à la vie, l'assemblée constituante éprouve dans ses pensées une réaction violente, et veut tout niveler. Elle décide donc que la masse des citoyens complètement égalisée exprimera ses volontés, et que le roi demeurera seulement chargé de les exécuter.

Son erreur ici n'est pas d'avoir réduit la royauté à une simple magistrature; car le roi avait encore assez de puissance pour maintenir les lois, et plus que n'en ont les magistrats dans les républiques: mais c'est d'avoir cru qu'un roi, avec le souvenir de ce qu'il avait été, pût se résigner, et qu'un peuple qui se réveillait à peine et qui venait de recouvrer une partie de la puissance publique, ne voulût pas la conquérir tout entière.

L'histoire prouve en effet qu'il faut diviser infiniment les magistratures, ou que, si on établit un chef unique, il faut le doter si bien qu'il n'ait pas envie d'usurper. Les rois de Danemark, de Suède, de Pologne, placés en présence du pouvoir, n'ont pu se résigner à n'en avoir qu'une petite partie, et ont fini par l'envahir tout entier.

Quand les nations, beaucoup occupées de leurs intérêts privés, ont besoin de se décharger sur un chef des soins du gouvernement, elles font bien de s'en donner un; mais il faut alors que ce chef, égal des rois anglais, pouvant convoquer et dissoudre les assemblées nationales, n'ayant point à recevoir leurs volontés, ne les sanctionnant que lorsqu'elles lui conviennent, et empêché seulement de trop mal faire, ait réellement la plus grande partie de la souveraineté. La dignité de l'homme peut encore se conserver sous un gouvernement pareil, lorsque la loi est rigoureusement observée, lorsque chaque citoyen sent tout ce qu'il vaut, et sait que ces pouvoirs si grands laissés au prince, ne lui ont été cédés que comme une concession à la faiblesse humaine.

Mais ce n'est pas à l'instant où une nation vient tout à coup de se rappeler ses droits, qu'elle peut renoncer à toutes ses prérogatives, se donner un rôle secondaire, et céder la toute-puissance à un chef, pour que l'envie ne lui vienne pas de l'usurper. L'assemblée constituante n'était pas plus capable que la nation elle-même de faire une pareille abdication. Elle réduisit donc le roi à une simple magistrature héréditaire, espérant que la nation la lui laisserait, et qu'il se contenterait lui-même de cette magistrature toute brillante encore d'honneurs, de richesses et de puissance.

Mais que l'assemblée l'espérât ou non, pouvait-elle dans ce doute trancher la question, c'est-à-dire, supprimer le roi, ou lui donner toute la puissance que l'Angleterre accorde à ses monarques?

Elle ne pouvait d'une part déposer Louis XVI; car, s'il est toujours permis de mettre la justice dans un gouvernement, il ne l'est pas d'en changer la forme, quand déjà la justice s'y trouve, et de convertir tout à coup une monarchie en république. D'ailleurs la possession est respectable, et si l'assemblée eût dépossédé la dynastie, que n'eussent pas dit ses ennemis, qui l'accusaient de violer la propriété parce qu'elle attaquait les droits féodaux?

D'autre part, elle ne pouvait accorder au roi le veto absolu, la nomination des juges et autres prérogatives sem-

blables, parce que l'opinion publique s'y opposait, et que cette opinion faisant sa seule force, elle était obligée de lui céder.

Quant à l'établissement d'une seule chambre, son erreur a été plus réelle peut-être, mais tout aussi inévitable. S'il était dangereux de ne laisser que le souvenir du pouvoir à un roi qui l'avait eu tout entier, et en présence d'un peuple qui voulait en reprendre jusqu'au dernier reste, il était bien plus faux en principe de ne pas reconnaître les inégalités et les gradations sociales, lorsque les républiques elles-mêmes les admettent, et que chez toutes on trouve un sénat, ou héréditaire, ou électif. Mais il ne faut exiger des hommes et des esprits que ce qu'ils peuvent à chaque époque. Comment à l'instant d'une révolte contre l'injustice des rangs, reconnaître leur nécessité? Comment constituer l'aristocratie au moment de la guerre contre l'aristocratie? Constituer la royauté eût été plutôt possible, parce que, placée loin du peuple, elle avait été moins oppressive, parce que d'ailleurs elle remplit des fonctions qui semblent plus nécessaires.

Mais je le répète, si ces erreurs n'avaient pas été dans l'assemblée, elles étaient dans la nation, et la suite des événemens prouvera que si l'assemblée avait laissé au roi et à l'aristocratie tous les pouvoirs qu'elle ne leur laissa pas, la révolution n'en aurait pas moins eu lieu jusque dans ses derniers excès.

Il faut, pour s'en convaincre, distinguer les révolutions qui ont lieu chez les peuples longtemps soumis, de celles qui ont lieu chez les peuples libres, c'est-à-dire en possession d'une certaine activité politique. A Rome, Athènes et ailleurs, on voit les nations et leurs chefs se disputer le plus ou le moins d'autorité. Chez les peuples modernes entièrement dépouillés, la marche est différente. Complètement asservis, ils dorment longtemps. Le réveil a lieu d'abord dans les classes les plus éclairées: celles-ci se soulèvent et recouvrent une partie du pouvoir. Le réveil est successif, l'ambition l'est aussi, et gagne les dernières classes, jusqu'à ce que la masse entière soit en mouvement. Bientôt satisfaites de ce qu'elles ont obtenu, les classes

éclairées veulent s'arrêter, mais elles ne le peuvent plus, et sont incessamment foulées par celles qui les suivent. Celles qui s'arrêtent, fussent-elles les avant-dernières, si elles veulent s'opposer aux dernières, sont pour celles-ci une aristocratie, et en essuvent le nom. Le simple bourgeois est nommé aristocrate par le manouvrier, et poursuivi comme tel.

L'assemblée constituante présente cette génération qui s'éclaire et réclame la première contre le pouvoir encore tout-puissant: assez sage pour voir ce que l'on doit à ceux qui avaient tout et à ceux qui n'avaient rien, elle veut laisser aux premiers une partie de ce qu'ils ont, parce qu'ils l'ont toujours eu, et procurer surtout aux seconds les lumières et les droits qu'elles donnent. Mais le regret est chez les uns, l'ambition chez les autres; le regret veut tout recouvrer, l'ambition tout conquérir, et une guerre d'extermination s'engage. Les constituans sont donc ces premiers hommes de bien qui, secouant l'esclavage, tentent un ordre juste, l'essaient sans effroi, accomplissent même cette immense tâche, mais succombent en voulant engager les uns à céder quelque chose, les autres à ne pas tout désirer. Des deux côtés on les accuse, et suivant l'usage on leur fait les reproches les plus contraires. Pourquoi, disent ceux qu'ils ont troublés dans leurs injustes jouissances, pourquoi ont-ils donné le signal de la guerre? Pourquoi! parce qu'il faut que justice se fasse; parce que, lorsque le présent est insupportable, il est permis de se jeter dans l'avenir même incertain; parce qu'il faut que l'homme redevienne homme, même au prix des calamités; et tel est le voeu de la nature, puisqu'elle lui a donné pour se développer la force et la témérité de briser tous les obstacles.

Pourquoi s'écrient au contraire ceux dont les constituans ont voulu arrêter le débordement, pourquoi ont-ils voulu arrêter une révolution qu'ils avaient commencée? Parce que, lorsque assez de droits sont rendus aux peuples, lorsque la justice leur est restituée, le devoir est de ne pas poursuivre de nouvelles acquisitions à travers de périlleux hasards; parce que, lorsqu'on a arraché à ceux qui

avaient trop, la portion qu'ils ne pouvaient garder sans iniquité, il faut leur laisser le reste, par cela seul qu'ils l'eurent autrefois. Ce qui fut, quand il n'est pas inique, mérite d'être encore.

L'assemblée constituante, dans sa répartition équitable, avait ménagé les anciens possesseurs. Louis XVI avec le titre de roi des Français, trente millions de revenus, le commandement des armées, et le droit de suspendre les volontés nationales, avait encore d'assez belles prérogatives. Le souvenir seul du pouvoir absolu peut l'excuser de ne pas s'être résigné à ce reste si brillant de puissance.

Le clergé dépouillé des biens immenses qu'il avait reçus jadis, à charge de secourir les pauvres, qu'il ne secourait pas, d'entretenir le culte dont il laissait le soin à des curés indigens, le clergé n'était plus un ordre politique. Mais ses dignités ecclésiastiques étaient conservées, ses dogmes respectés, ses richesses scandaleuses changées en un revenu suffisant, et on peut même dire abondant, car il permettait encore un assez grand luxe épiscopal. La noblesse n'était plus un ordre, elle n'avait plus les droits exclusifs de chasse, et autres pareils; elle n'était plus exempte d'impôts; mais pouvait-elle faire de ces choses l'objet d'un regret raisonnable? Ses immenses propriétés lui étaient laissées. Au lieu de la faveur de la cour, elle avait la certitude des succès accordés au mérite. Elle avait la faculté d'être élue par le peuple, et de le représenter dans l'état, pour peu qu'elle voulût se montrer bienveillante et résignée. La robe et l'épée étaient assurées à ses talens; pourquoi une généreuse émulation ne venait-elle pas l'animer tout à coup? Quel aveu d'incapacité ne faisait-elle point en regrettant les faveurs d'autrefois?

Les anciens pensionnaires avaient été ménagés; les ecclésiastiques avaient reçu des dédommagemens; chacun avait été traité avec égard; le sort que l'assemblée constituante avait fait à tous, était-il donc si insupportable?

La constitution étant achevée, aucune espérance ne restait au roi de recouvrer, par des délibérations, les prérogatives qu'il regrettait. Il n'avait plus qu'une chose à faire, c'était de se résigner, et d'observer la constitution,

à moins qu'il ne comptât sur les puissances étrangères. Mais il espérait très-peu de leur zèle; et se défiait de l'émigration. Il se décida donc pour le premier parti, et ce qui prouve sa sincérité, c'est qu'il voulait franchement exprimer à l'assemblée les défauts qu'il trouvait à la constitution. Mais on l'en détourna, et il se résolut à attendre du temps les restitutions de pouvoir qu'il croyait lui être dues. La reine n'était pas moins résignée. „Courage, dit-elle au ministre Bertrand, qui se présenta à elle, tout n'est pas encore perdu. Le roi veut s'en tenir à la constitution, ce système est certainement le meilleur.“ Et il est permis de croire que, si elle avait eu d'autres pensées à exprimer, elle n'eût pas hésité en présence de Bertrand de Molleville.

L'ancienne assemblée venait de se séparer. Ses membres étaient retournés au sein de leurs familles, ou s'étaient répandus dans Paris. Quelques-uns des plus marquans, tels que Lameth, Duport, Barnave, communiquaient avec la cour, et lui donnaient leurs conseils. Mais le roi, tout décidé qu'il était à observer la constitution, ne pouvait se résigner à suivre les avis qu'il recevait, car on ne lui recommandait pas seulement de ne point violer cette constitution, mais de faire croire par tous ses actes qu'il lui était sincèrement attaché. Ces membres de l'ancienne assemblée, réunis à Lafayette depuis la révision, étaient les chefs de cette première génération révolutionnaire, qui avait donné les premières règles de liberté, et voulait qu'on s'y tînt. Ils étaient soutenus par la garde nationale, que ses longs services, sous Lafayette, avaient entièrement attachée à lui et à ses principes. Les constituans eurent alors un tort, celui de dédaigner la nouvelle assemblée, et de l'irriter souvent par leur mépris. Une espèce de vanité aristocratique s'était déjà emparée de ces premiers législateurs, et il semblait que toute la science législative était devenue impossible après eux.

La nouvelle assemblée était composée de diverses classes d'hommes. On y comptait des partisans éclairés de la première révolution, Ramond, Girardin, Vaublanc, Dumas et autres, qui se nommèrent les constitutionnels, et occu-

pèrent le côté droit, où ne se trouvait plus un seul des anciens privilégiés. Ainsi, par la marche naturelle et progressive de la révolution, le côté gauche de la première assemblée devait devenir le côté droit de la seconde. Après les constitutionnels, on y trouvait beaucoup d'hommes distingués, dont la révolution avait enflammé la tête et exagéré les désirs. Témoins des travaux de la constituante, et impatiens comme ceux qui regardent faire, ils avaient trouvé qu'on n'avait pas encore assez fait. Ils n'osaient pas s'avouer républicains, parce que de toute part on se recommandait d'être fidèle à la constitution; mais l'essai de république qu'on avait fait pendant le voyage de Louis XVI, les intentions suspectes de la cour, ramenaient sans cesse leurs esprits à cette idée, et ils devaient s'y attacher toujours davantage par leurs hostilités continuelles avec le gouvernement.

Parmi cette nouvelle génération de talens, on remarquait principalement les députés de la Gironde, d'où le parti entier, quoique formé par des hommes de tous les départemens, se nomma girondin. Condorcet, écrivain connu par une grande étendue d'idées, par une extrême rigueur d'esprit et de caractère, en était l'écrivain; et Vergniaud, improvisateur pur et entraînant, en était l'orateur. Ce parti, grossi sans cesse de tout ce qui désespérait de la cour, ne voulait pas la république qui lui échut en 1793; il la rêvait avec tous ses prestiges, avec ses vertus et ses moeurs sévères. L'enthousiasme et la véhémence devaient être ses principaux caractères.

Il devait avoir ses extrêmes: c'étaient Bazire, Chabot, Merlin de Thionville et autres: inférieurs par le talent, ils l'emportaient par la violence; déclamateurs forcenés, alliés obscurs de la populace, ils devinrent le parti de la Montagne, lorsqu' après le renversement du trône ils se séparèrent de la Gironde. Cette seconde assemblée avait enfin, comme la première, une masse moyenne, qui, sans engagement pris, votait tantôt avec les uns, tantôt avec les autres. Sous la constituante, lorsqu'une liberté réelle régnait encore, cette masse était restée indépendante; mais comme elle ne l'était pas par force, mais en partie par

indifférence, dans les assemblées postérieures et sous le règne de la violence elle devint lâche et méprisable, et reçut le nom trivial et honteux de ventre.

Les clubs acquirent à cette époque une tout autre importance. Agitateurs sous la constituante, ils devinrent dominateurs sous la législative. L'assemblée nationale ne pouvant contenir toutes les ambitions, elles se réfugiaient dans les clubs, où elles trouvaient une tribune et des orages. C'était là que se rendait tout ce qui voulait parler, s'agiter, s'émouvoir, c'est-à-dire la nation presque entière. Le peuple courait à ce spectacle nouveau; il occupait les tribunes de toutes les assemblées, et y trouvait dès ce temps même un emploi lucratif, car on commençait à payer les applaudissemens. Le ministre Bertrand avoue les avoir payés lui-même.

Le plus ancien des clubs, celui des Jacobins, avait acquis une importance extraordinaire.

Une église suffisait à peine à la foule de ses membres et de ses auditeurs. Un immense amphithéâtre s'élevait en forme de cirque, et occupait toute la grande nef de l'église des Jacobins. Un bureau se trouvait au centre; le président et les secrètaires l'occupaient. On y recueillait les voix; on y constatait les delibérations sur un régistre. Une correspondance active entretenait le zèle des sociétés répandues sur la surface entière de la France; c'était celles qu'on nommait sociétés affiliées. Ce club, par son ancienneté et une violence soutenue, l'avait constamment emporté sur tous ceux qui avaient voulu se montrer plus modérés ou même plus véhémens. Les Lameths, après le voyage de Varennes, l'avaient abandonné avec tout ce qu'il renfermait de plus distingué, et s'étaient transportés aux Feuillans. C'était dans ce dernier que se trouvaient confondus tous les essais de clubs modérés, essais qui n'avaient jamais réussi parce qu'ils allaient contre le besoin même qui faisait courir aux clubs, celui de l'agitation. C'est aux Feuillans que se réunissaient alors les constitutionnels, ou partisans de la première révolution. Aussi le nom de Feuillant devint-il un titre de proscription, lorsque celui de Modéré en fut un.

Un autre club avait voulu rivaliser par la violence avec celui des Jacobins, c'était celui des Cordeliers. Camille Desmoulins en était l'écrivain, et Danton le chef. Ce dernier n'ayant pas réussi au barreau, s'était fait adorer de la multitude qu'il touchait vivement par ses formes athlétiques, sa voix sonore, et ses passions toutes populaires. Les Cordeliers n'avaient pu, même avec de l'exagération, l'emporter sur ses rivaux, vers lesquels l'habitude portait l'affluence. Mais ils étaient presque tous du club jacobin, et lorsqu'il le fallait, ils s'y rendaient à la suite de Danton pour déterminer la majorité en sa faveur.

Robespierre, qu'on a vu pendant l'assemblée constituante se distinguer par le rigorisme de ses principes, était exclu de l'assemblée législative par le décret de non-réélection qu'il avait lui-même contribué à faire rendre. Il s'était retranché chez les Jacobins où il dominait sans partage, par le dogmatisme de ses opinions et une réputation d'intégrité qui lui valut le nom d'incorruptible. Saisi d'effroi comme on l'a vu, au moment de la révision, il s'était rassuré depuis, et il continuait l'oeuvre de sa popularité. Robespierre avait trouvé deux rivaux qu'il commençait à haïr: c'étaient Brissot et Louvet. Brissot, mêlé à tous les hommes de la première assemblée, ami de Mirabeau et de Lafayette, connu pour républicain, et l'un des membres les plus distingués de la législative, était léger de caractère, mais supérieur par l'étendue et l'élévation de son esprit. Louvet, avec une âme chaude, beaucoup d'esprit et une grande audace, était du nombre de ceux qui, ayant dépassé la constituante, rêvaient la république: il se trouvait par là naturellement jeté vers les Girondins. Bientôt ses luttes avec Robespierre le leur attachèrent davantage. Ce parti de la Gironde formé peu à peu, sans intention, par des hommes qui avaient trop de mérite pour s'allier à la populace, assez d'éclat pour être enviés par elle et ses chefs, et qui étaient plutôt unis par leur situation que par un concert, ce parti dut être brillant mais faible, et périr devant les factions plus réelles qui se formaient autour de lui.

Tel était donc l'état de la France: les anciens privi-

légiés s'étaient retirés au delà du Rhin. Les partisans de la constitution occupaient la droite de l'assemblée, la garde nationale et le club des Feuillans; les Girondins avaient la majorité dans l'assemblée, mais non dans les clubs, où la basse violence l'emportait davantage; enfin les exagérés de cette nouvelle époque, placés sur les bancs les plus élevés de l'assemblée, et nommés la Montagne à cause de cela, étaient tout-puissans dans les clubs et sur la populace.

Mort du duc d'Enghien.

(Fragment de l'Histoire du Consulat.)

Le Premier Consul, dépité de ne pas saisir l'un de ces princes*) qui en voulaient à sa vie, promenait ses regards sur tous les lieux où ils résidaient. Un matin, dans son cabinet, entouré de MM. de Talleyrand et Fouché, il se faisait énumérer les membres de cette famille infortunée, autant à plaindre pour ses fautes que pour ses malheurs. On lui disait que Louis XVIII, avec le duc d'Angoulême, habitait Varsovie; que M. le comte d'Artois et le duc de Berry se trouvaient à Londres; que les princes de Condé se trouvaient aussi à Londres, hors un seul, le troisième, le plus jeune, le plus entreprenant, le duc d'Enghien, qui vivait à Ettenheim, fort près de Strasbourg. C'était de ce côté aussi que MM. Taylor, Smith et Drake, agens anglais, cherchaient à fomenter des intrigues. L'idée que ce jeune prince pouvait se servir du pont de Strasbourg, comme le comte d'Artois avait voulu se servir de la falaise de Biville, vint tout à coup à l'esprit du Premier Consul, et il résolut d'envoyer sur les lieux un sous-officier de gendarmerie intelligent, pour prendre des informations. On en avait un qui avait servi autrefois, lorsqu'il était jeune, auprès des princes de Condé. On lui ordonna de se déguiser, de se rendre à Ettenheim, et de se procurer des renseignemens sur le prince, sur son genre de vie, sur ses relations.

*) *Aus der Familie der Bourbons.*

Le sous-officier partit avec cette commission, et se rendit à Ettenheim. Le prince y vivait depuis quelque temps auprès d'une princesse de Rohan, à laquelle il était fort attaché, partageant son temps entre cette affection et le goût de la chasse, qu'il satisfaisait dans la Forêt-Noire. Il avait reçu ordre du cabinet britannique de se rendre aux bords du Rhin, sans doute dans la prévision du mouvement dont MM. Drake, Smith et Taylor donnaient la fausse espérance à leur gouvernement. Ce prince croyait avoir à faire prochainement la guerre contre son pays, déplorable rôle qui avait déjà été le sien pendant plusieurs années. Mais rien ne prouve qu'il connût le complot de Georges. Tout porte à croire, au contraire, qu'il l'ignorait. Il s'absentait souvent pour aller à la chasse, et même, disaient quelques personnes, pour assister au spectacle à Strasbourg. Il est certain que ce bruit avait reçu assez de consistance, pour que son père lui écrivît de Londres, et lui donnât l'avis d'être plus prudent, en termes assez sévères. Ce prince avait auprès de lui quelques émigrés attachés à sa personne, notamment un certain marquis de Thumery.

Le sous-officier envoyé pour prendre des renseignemens arriva déguisé, et se fit donner, dans la maison même du prince, une foule de détails dont il était facile à des esprits prévenus de tirer de funestes inductions. On disait que le jeune duc s'absentait souvent; qu'il s'absentait même pour plusieurs jours, quelquefois, ajoutait-on, pour aller à Strasbourg. Il avait avec lui un personnage qu'on présentait comme beaucoup plus important qu'il n'était, et qui s'appelait d'un nom que les Allemands, auteurs de ces rapports, prononçaient mal, et de manière à faire croire que c'était le général Dumouriez. Ce personnage était le marquis de Thumery, dont nous venons de citer le nom, et que le sous-officier, trompé par la prononciation allemande, prit de bonne foi pour célèbre général Dumouriez. Il consigna ces détails dans son rapport, écrit, comme on le voit, sous l'influence des illusions les plus malheureuses et envoyé sur-le-champ à Paris.

Ce rapport fatal arriva le 10 mars au matin. La veille

au soir, dans la nuit, et le matin encore du même jour, une déposition non moins fatale avait été plusieurs fois renouvelée. On avait obtenu cette déposition du nommé Léridant, qui était le serviteur de Georges, arrêté avec lui. Il avait résisté d'abord aux interrogations pressantes de la justice; puis il avait fini par parler avec une sincérité qui semblait complète; et il venait enfin de déclarer qu'en effet il y avait un complot, qu'un prince était à la tête de ce complot, que ce prince allait arriver, ou était même arrivé; que quant à lui, il avait lieu de le croire, car il avait vu venir quelquefois chez Georges un homme jeune, bien élevé, bien vêtu, objet du respect général. Cette dépositon, souvent répétée, et chaque fois avec de nouveaux détails, avait été portée au Premier Consul. Le rapport du sous-officier de gendarmerie lui ayant été remis au même instant, il se produisit dans sa tête le plus funeste concours d'idées. Les absences du duc d'Enghien se lièrent avec la prétendue présence d'un prince à Paris. Ce jeune homme pour lequel les conjurés montraient tant de respect, ne pouvait être un prince venu de Londres, car la falaise de Biville était soigneusement gardée. Ce ne pouvait être que le duc d'Enghien, venant en quarante-huit heures d'Ettenheim à Paris, et retournant de Paris à Ettenheim dans le même espace de temps, après quelques momens passés au milieu de ses complices. Mais, ce qui achevait aux yeux du Premier Consul cette malheureuse démonstration, c'était la présence supposée de Dumouriez. Le plan se complétait ainsi d'une manière frappante. Le comte d'Artois devait arriver par la Normandie avec Pichegru, le duc d'Enghien par l'Alsace avec Dumouriez. Les Bourbons pour rentrer en France se faisaient accompagner par deux célèbres généraux de la République. La tête, ordinairement si saine, si forte du Premier Consul ne tint pas à tant d'apparences trompeuses. Il fut convaincu. Il faut avoir vu des esprits tendus par une recherche de ce genre, surtout si une passion quelconque les dispose à croire ce qu'ils soupçonnent, pour comprendre à quel point les inductions sont promptes, et pour bénir cent fois les lenteurs de la justice, qui sauvent les hommes

de ces fatales conclusions tirées si vite de quelques coïncidences fortuites.

Le Premier Consul, en lisant le rapport du sous-officier envoyé à Ettenheim, que venait de lui remettre le général Moncey, commandant de la gendarmerie, fut saisi d'une extrême agitation. Il reçut fort mal M. Réal qui survint dans le moment, lui reprocha de lui avoir laissé ignorer si longtemps des détails d'une telle importance, et il crut de très-bonne foi tenir la seconde et la plus redoutable partie du complot. Cette fois la mer ne l'arrêtait plus; le Rhin, le duc de Baden, le corps germanique n'étaient pas des obstacles pour lui. Il convoqua sur-le-champ un conseil extraordinaire, composé des trois Consuls, des ministres, et de M. Fouché, redevenu ministre de fait, quoiqu'il n'en eût plus le titre. Il appela en même temps aux Tuileries les généraux Ordener et Caulaincourt. Mais, en attendant ces messieurs, il avait pris des cartes du Rhin, pour ordonner un plan d'enlèvement, et, ne trouvant pas celles qu'il cherchait, il renversait confusément à terre toutes les cartes de sa bibliothèque. M. de Meneval, homme doux, sage, incorruptible, dont il ne pouvait jamais se passer, parce qu'il lui dictait ses lettres les plus secrètes, M. de Meneval s'était absenté ce jour-là pour quelques instans. Il le fit appeler aux Tuileries avec des reproches très-peu mérités sur son absence, et continua son travail sur la carte du Rhin dans un état d'émotion estraordinaire.

Le conseil eut lieu. Un témoin oculaire en a consigné le récit dans ses mémoires.

L'idée d'enlever le prince et le général Dumouriez, sans s'inquiéter de la violation du sol germanique, en adressant toutefois une excuse pour la forme au grand-duc de Baden, fut sur-le-champ proposée. Le Premier Consul demanda les avis, mais avec toutes les apparences d'une résolution prise. Cependant il écouta les objections avec patience. Son collègue Lebrun parut effrayé de l'effet qu'un tel événement produirait en Europe. Le consul Cambacérès eut le courage de résister ouvertement à l'avis qu'on venait de proposer. Il s'efforça de montrer tout ce

qu'avait de dangereux une résolution de cette nature, soit pour le dedans, soit pour le dehors, et le caractère de violence qu'elle ne pouvait manquer d'imprimer au gouvernement du Premier Consul. Il fit valoir surtout cette considération, qu'il serait déjà bien grave d'arrêter, de juger, de fusiller un prince du sang royal, même surpris en flagrant délit sur le sol français, mais que l'aller chercher sur le sol étranger, c'était, indépendamment d'une violation de territoire, le saisir quand il avait pour lui toutes les apparences de l'innocence, et se donner à soi toutes les apparences d'un abus odieux de la force; il conjura le Premier Consul, pour sa gloire personnelle, pour l'honneur de sa politique, de ne pas se permettre un acte qui replacerait son gouvernement au rang de ces gouvernemens révolutionnaires dont il avait mis tant de soin à se distinguer. Il insista enfin plusieurs fois avec une chaleur qui ne lui était pas ordinaire, et proposa, comme terme moyen, d'attendre que ce prince, ou tout autre, fût saisi sur le territoire français, pour lui appliquer alors les lois du temps dans toute leur rigueur. Cette proposition ne fut point admise. On répondit qu'il ne fallait plus espérer que le prince destiné à s'introduire par la Normandie ou par le Rhin, vînt s'exposer à des dangers certains, inévitables, quand déjà Georges et tous les agens de la conspiration étaient arrêtés; que d'ailleurs, en allant prendre celui qui se trouvait à Ettenheim, on prendrait avec lui ses papiers et ses complices, qu'on acquerrait ainsi des preuves qui attesteraient sa criminalité, et que dès lors on pourrait sévir en s'appuyant sur l'évidence acquise; que souffrir patiemment qu'à la faveur d'un territoire étranger les émigrés conspirassent aux portes de France, c'était accorder la plus dangereuse des impunités; que les Bourbons et leurs partisans recommenceraient tous les jours; qu'il faudrait punir dix fois pour une, tandis qu'en frappant un grand coup, on rentrerait ensuite dans le système de clémence naturel au Premier Consul; que les royalistes avaient besoin d'un avertissement; que, relativement à la question de territoire, il fallait donner à ces petits princes allemands une leçon comme à tout le monde; que, du reste, c'était

rendre un service au grand-duc de Baden, que de prendre le prince sans le lui demander, car il lui serait impossible de refuser l'extradition à une puissance comme la France, et il serait mis au ban de l'Europe pour l'avoir accordée. On ajouta enfin qu'il ne s'agissait, après tout, que de s'assurer de la personne du prince, de ses complices, de ses papiers; qu'on verrait après ce qu'il faudrait faire quand on aurait examiné les preuves et le degré de sa culpabilité.

Le Premier Consul entendit à peine ce qui fut dit pour et contre: il écouta comme un homme résolu. Personne ne put se vanter d'avoir influé sur sa détermination. Cependant il ne parut pas savoir mauvais gré à M. Cambacérès de sa résistance. — Je sais, dit-il, le motif qui vous fait parler; c'est votre dévouement pour moi. Je vous en remercie; mais je ne me laisserai pas tuer sans me défendre. Je vais faire trembler ces gens-là, et leur enseigner à se tenir tranquilles.

L'idée de terrifier les royalistes, de leur apprendre qu'on ne s'attaquait pas impunément à un homme comme lui, de leur faire connaître que le sang sacré des Bourbons n'avait pas à ses yeux plus de valenr que celui de tout autre personnage illustre de la République, cette idée et d'autres dans lesquelles le calcul, la vengeance, l'orgueil de sa puissance, avaient une part égale, le dominaient violemment. Il donna les ordres immédiatement. En présence du général Berthier, il prescrivit aux colonels Ordener et Caulaincourt la conduite qu'ils avaient à tenir. Le colonel Ordener devait se rendre sur les bords du Rhin, prendre avec lui 300 dragons, quelques pontonniers et plusieurs brigades de gendarmerie, pourvoir ces troupes de vivres pour quatre jours, emporter une somme d'argent afin de n'être point à charge aux habitans, passer le fleuve à Rheinau, courir sur Ettenheim, envelopper la ville, enlever le prince et tous les émigrés qui l'entouraient. Pendant ce temps, un autre détachement, appuyé de quelques pièces d'artillerie, devait se porter par Kehl à Offenbourg, et rester là en observation, jusqu'à ce que l'opération fût achevée. Tout de suite après, le colonel Caulaincourt devait se rendre auprès du grand-duc de Baden, pour lui présenter

une note contenant des explications sur l'acte qu'on venait de commettre. L'explication consistait à dire qu'en souffrant ces rassemblemens d'émigrés, on avait obligé le gouvernement français à les dissiper lui-même; que d'ailleurs la nécessité d'agir promptement et secrètement n'avait pas permis une entente préalable avec le gouvernement badois.

Il est inutile d'ajouter qu'en donnant ces ordres aux officiers chargés de les exécuter, le Premier Consul ne prenait pas la peine d'expliquer quelles étaient ses intentions en enlevant le prince, ni ce qu'il voulait faire de lui. Il commandait en général à des hommes qui obéissaient en soldats. Cependant le colonel Caulaincourt, que des relations de naissance attachaient à l'ancienne famille royale, et particulièrement aux Condés, était profondément triste, bien qu'il n'eût pour sa part qu'une lettre à porter, et qu'il fût bien loin de prévoir l'horrible catastrophe qui se préparait. Le Premier Consul ne parut pas y prendre garde, et leur enjoignit à tous de se mettre en route au sortir des Tuileries.

Les ordres qu'il venait de donner furent ponctuellement exécutés. Cinq jours après, c'est-à-dire le 15 mars, le détachement de dragons, avec toutes les précautions ordonnées, partit de Schelestadt, passa le Rhin, surprit et enveloppa la petite ville d'Ettenheim, avant qu'aucune nouvelle de ce mouvement pût y parvenir. Le prince, qui avait reçu antérieurement des conseils de prudence, mais qui au moment même n'eut point d'avis positif de l'expédition dirigée contre sa personne, se trouvait alors dans la demeure qu'il avait coutume d'habiter à Ettenheim. En se voyant assailli par une troupe armée, il voulut d'abord se défendre, mais il en comprit bientôt l'impossibilité. Il se rendit, déclara lui-même son nom à ceux qui le cherchaient sans le connaître, et avec un vif chagrin de perdre sa liberté, car l'étendue du péril lui était encore inconnue, il se laissa conduire à Strasbourg, et enfermer dans la citadelle.

On n'avait découvert ni les papiers importans qu'on avait espéré se procurer, ni le général Dumouriez qu'on supposait auprès du prince, ni aucune de ces preuves du

complot tant alléguées pour motiver l'expédition. Au lieu du général Dumouriez, on avait trouvé le marquis de Thumery et quelques autres émigrés de peu d'importance. Le rapport contenant les stériles détails de l'arrestation fut envoyé immédiatement à Paris.

Le résultat de l'expédition aurait dû éclairer le Premier Consul et ses conseillers sur la témérité des conjectures qu'on avait formées. L'erreur surtout commise au sujet du général Dumouriez était fort significative. Voici les idées qui s'emparèrent malheureusement du Premier Consul, et de ceux qui pensèrent comme lui en cette circonstance. On tenait l'un de ces princes de Bourbon, auxquels il en coûtait si peu d'ordonner des complots, et qui rencontraient des imprudens et des fous toujours prompts à se compromettre à leur suite. Il en fallait faire un exemple terrible, ou s'exposer à provoquer un rire de mépris de la part des royalistes, en relâchant le prince après l'avoir enlevé. Ils ne manqueraient pas de dire qu'après s'être rendu coupable d'une étourderie en l'envoyant prendre à Ettenheim, on avait eu peur de l'opinion publique, peur de l'Europe; qu'en un mot, on avait eu la volonté du crime, mais qu'on n'en avait pas eu le courage. Au lieu de les faire rire, il valait mieux les faire trembler. Ce prince, après tout, était à Ettenheim, si près de la frontière, dans des circonstances pareilles, pour quelque motif apparemment. Était-il possible qu'averti comme il l'avait été (et des lettres trouvées chez lui le prouvaient), était-il possible qu'il restât si près du danger, sans aucun but? qu'il ne fût pas complice à quelque degré, du projet d'assassinat? Dans tous les cas, il était certainement à Ettenheim, pour seconder un mouvement d'émigrés dans l'intérieur, pour exciter à la guerre civile, pour porter encore une fois les armes contre la France. Ces actes, les uns ou les autres, étaient punis de peines sévères par les lois de tous les temps: il fallait les lui appliquer.

Tels furent les raisonnemens que le Premier Consul se fit à lui-même, et qu'on lui répéta plus d'une fois. Il n'y eut plus de conseil comme celui que nous avons rapporté, il y eut des entretiens fréquens entre le Premier

Consul et ceux qui flattaient sa passion. Il ne sortait pas de cette funeste idée: les royalistes sont incorrigibles; il faut les terrifier. On ordonna donc la translation du prince à Paris, et sa comparition devant une commission militaire, pour avoir cherché à exciter la guerre civile et porté les armes contre la France. La question ainsi posée était résolue d'avance, d'une manière sanglante. Le 18 mars le prince fut extrait de la citadelle de Strasbourg et conduit sous escorte à Paris.

Au moment où ce terrible sacrifice approchait, le Premier Consul voulut être seul.

Il partit le 18 mars, dimanche des Rameaux, pour la Malmaison, retraite où il était plus assuré de trouver l'isolement et le repos. Excepté les Consuls, les ministres et ses frères, il n'y reçut personne. Il s'y promenait seul des heures entières, affectant sur son visage un calme qui n'était pas dans son coeur. La preuve de ses agitations est dans son oisiveté même, car il ne dicta presque pas une lettre pendant les huit jours de son séjour à la Malmaison, exemple d'oisiveté unique dans sa vie; et cependant Brest, Boulogne, le Texel, occupaient, quelques jours avant, toute l'activité de sa pensée! Sa femme, qui était instruite, comme toute sa famille, de l'arrestation du prince, sa femme, qui, avec cette sympathie dont elle ne pouvait se défendre pour les Bourbons, avait horreur de l'effusion du sang royal, qui, avec cette prévoyance du coeur propre aux femmes, apercevait peut-être dans un acte cruel des retours de vengeance possibles contre son époux, contre ses enfans, contre elle-même, sa femme fondant en larmes lui parla plusieurs fois du prince, ne croyant pas encore, mais craignant que sa perte ne fût résolue. Le Premier Consul, qui mettait une sorte d'orgueil à comprimer les mouvemens de son coeur, généreux et bon, quoi qu'en aient dit ceux qui ne l'ont pas connu, le Premier Consul repoussait ces larmes, dont il craignait l'effet sur lui-même. Il répondait à madame Bonaparte, avec une familiarité qu'il cherchait à rendre dure: Tu es une femme, tu n'entends rien à ma politique; ton rôle est de te taire. —

Le malheureux prince partit le 18 mars de Strasbourg,

arriva le 20 à Paris, vers midi. Il fut retenu jusqu'à cinq heures à la barrière de Charenton, gardé dans sa voiture par l'escorte qui l'accompagnait*). Il y avait en cette fatale occurrence quelque confusion dans les ordres, parce qu'il y avait quelque agitation dans ceux qui les donnaient.

D'après les lois militaires, le commandant de la division devait former la commission, la réunir, et ordonner l'exécution de la sentence. Murat était commandant de Paris et de la division. Quand l'arrêté des Consuls lui parvint, il fut saisi de douleur. Murat, comme nous l'avons dit, était brave, quelquefois irréfléchi, mais parfaitement bon. Il avait applaudi, quelques jours auparavant, à la vigueur du gouvernement, quand on avait ordonné l'expédition d'Ettenheim; mais, chargé maintenant d'en poursuivre les cruelles conséquences, son excellent coeur faillit. Il dit avec désespoir à un de ses amis, en montrant les basques de son uniforme, que le Premier Consul y voulait imprimer une tache de sang. Il courut à Saint-Cloud, exprimer à son redoutable beau-frère les sentimens dont-il était pénétré. Le Premier Consul, qui lui-même était plus enclin à les partager qu'il n'aurait voulu, cacha sous un visage de fer l'agitation dont il était secrètement atteint. Il craignait que son gouvernement ne parût faiblir devant le rejeton d'une race ennemie. Il adressa de dures paroles à Murat, lui reprocha sa faiblesse, qu'il qualifia en termes méprisans, et finit par lui dire, avec hauteur, qu'il couvrirait ce qu'il appelait sa lâcheté, en signant lui-même de sa main consulaire les ordres à donner dans la journée.

Le Premier Consul avait rappelé le colonel Savary de cette falaise de Biville, où l'on avait vainement atten-

*) Il vient de paraître un écrit excellent sur la catastrophe du duc d'Enghien, par M. Nougarède de Fayet. Les recherches consciencieuses et pleines de sagacité qui distinguent ce morceau d'histoire spéciale, doivent lui mériter la plus grande confiance. M. Nougarède de Fayet dit que le prince fut conduit à la porte du ministère des affaires étrangères. Il est possible que ce fait soit exact, mais n'ayant pu le constater d'une manière certaine, j'ai admis la tradition la plus générale.

du les princes mêlés au complot, et il lui confia le soin de veiller au sacrifice du prince qui n'y avait aucune part. Le colonel Savary était prêt à donner au Premier Consul sa vie, son honneur. Il ne conseillait rien, il exécutait en soldat ce que lui commandait un maître, auquel il portait un attachement sans bornes. Le Premier Consul fit rédiger tous les ordres, les signa lui-même, puis enjoignit à Savary de les porter à Murat, et d'aller à Vincennes pour présider à leur exécution. Ces ordres étaient complets et positifs. Ils contenaient la composition de la Commission, la désignation des colonels de la garnison qui devaient en être membres, l'indication du général Hullin comme président, l'injonction de se réunir immédiatement, pour tout finir dans la nuit; et si, comme on ne pouvait en douter, la condamnation était une condamnation à mort, de faire exécuter le prisonnier sur-le-champ. Un détachement de la gendarmerie d'élite et de la garnison devait se rendre à Vincennes, pour garder le tribunal et procéder à l'exécution de la sentence. Tels étaient ces ordres funestes, signés de la propre main du Premier Consul. Légalement, ils devaient être exécutés au nom de Murat; en réalité il n'y prit presque aucune part. Le colonel Savary, comme il en avait reçu la mission, se rendit à Vincennes, pour veiller à leur accomplissement.

Cependant tout n'était pas irrévocable dans ces ordres; il restait un moyen encore de sauver le prince infortuné. M. Réal devait se transporter à Vincennes, pour l'interroger longuement, et lui arracher ce qu'il savait sur le complot, dont toujours on le croyait complice, sans pouvoir en alléguer la preuve. M. Maret avait lui-même, dans la soirée, déposé chez le conseiller d'État Réal l'injonction écrite de se rendre à Vincennes pour faire cet interrogatoire. Si M. Réal voyait le prisonnier, entendait de sa bouche la véridique explication de faits, se sentait touché par sa franchise, par ses demandes instantes d'être conduit devant le Premier Consul, M. Réal pouvait communiquer ses impressions à celui qui tenait la vie du prince en ses puissantes mains. Il y avait donc encore, même après la condamnation, un moyen de sortir de l'affreuse

voie dans laquelle on s'était engagé, en faisant au duc d'Enghien une grâce noblement demandée et noblement accordée !

C'était la dernière chance qui restât pour sauver la vie du jeune prince et pour épargner une grande faute au Premier Consul. Ce dernier y pensait dans ce moment, même après les ordres qu'il venait de donner. En effet, pendant cette triste soirée du 20 mars, il était enfermé à la Malmaison avec sa femme, son secrétaire, quelques dames et quelques officiers. Seul, distrait, affectant le calme, il avait fini par s'asseoir devant une table, et il jouait aux échecs avec l'une des dames les plus distinguées de la cour consulaire*), laquelle, sachant que le prince était arrivé, tremblait d'épouvante en pensant aux conséquences possibles de cette fatale journée. Elle n'osait lever les yeux sur le Premier Consul, qui, dans sa distraction, murmura plusieurs fois les vers les plus connus de nos poètes sur la clémence, d'abord ceux que Corneille a mis dans la bouche d'Auguste, et puis ceux que Voltaire a mis dans la bouche d'Alzire.

Ce ne pouvait être là une sanglante ironie: elle eût été trop basse et trop inutile. Mais cet homme si ferme était agité, et il revenait parfois à considérer en lui-même la grandeur, la noblesse du pardon accordé à un ennemi vaincu et désarmé. Cette dame crut le prince sauvé; elle en fut remplie de joie. Malheureusement il n'en était rien.

La commission s'était réunie à la hâte, ses membres ignorant pour la plupart de quel accusé il s'agissait. On leur dit que c'était un émigré poursuivi pour avoir attenté aux lois de la République. On leur apprit son nom. Quelques-uns de ces soldats de la République, enfans quand la monarchie avait croulé, savaient à peine que le nom d'Enghien était porté par l'héritier présomptif des Condés. Leur coeur cependant souffrait d'une telle mission, car depuis plusieurs années on ne condamnait plus d'émigrés. Le prince fut amené devant eux. Il était calme, même

*) Cette dame est madame de Rémusat; et elle a consigné ce récit dans ses Mémoires, restés manuscrits jusqu'à ce jour, et aussi intéressans que spirituellement écrits.

fier, et doutait encore du sort qui l'attendait. Interrogé sur son nom, sur ses actes, il répondit avec fermeté, repoussa toute participation au complot actuellement poursuivi par la justice, mais avoua peut-être avec trop d'ostentation, qu'il avait servi contre la France, et qu'il était sur les bords du Rhin pour servir de nouveau et de la même manière. Le président insistant sur ce point avec l'intention de lui révéler le danger d'une telle déclaration faite en de tels termes, il répéta ce qu'il avait dit, avec une assurance que le danger ennoblissait, mais qui blessa ces vieux soldats, habitués à verser leur sang pour défendre le sol de leur patrie. Cette impression fut fâcheuse. Le prince demanda plusieurs fois, et avec force, à voir le Premier Consul. On le ramena dans le donjon, et on entra en délibération. Bien que ses déclarations répétées eussent révélé en lui un implacable ennemi de la Révolution, ces coeurs de soldats étaient touchés par la jeunesse, par le courage du prince. La question posée comme elle l'était, ne pouvait amener qu'une solution funeste. Les lois de la République et de tous les temps punissaient de peines capitales le fait de servir contre la France. Cependant il y avait bien des lois violées contre le prince, comme de l'avoir enlevé sur le sol étranger, comme de le priver d'un défenseur, et c'étaient des considérations qui auraient dû agir sur la détermination des juges. Dans la confusion où ils étaient plongés, ces malheureux juges, affligés de leur rôle plus qu'on ne peut dire, prononcèrent la mort. Cependant la plupart d'entre eux exprimèrent le désir de renvoyer la sentence à la clémence du Premier Consul, et surtout de lui présenter le prince, qui demandait à le voir. Mais les ordres du matin, qui portaient de tout finir dans la nuit, étaient précis. M. Réal seul pouvait, en arrivant, en interrogeant le prince, obtenir un sursis. M. Réal ne parut point. La nuit s'était écoulée, le jour approchait. On conduisit le prince dans un fossé du château, et là il reçut, avec une fermeté digne de sa naissance, le feu des soldats de la République, qu'il avait combattus tant de fois du milieu des rangs autri-

chiens. Tristes représailles de la guerre civile! Il fut enseveli sur la place même où il était tombé.

Le colonel Savary partit immédiatement, pour rendre compte au Premier Consul de l'exécution de ses ordres.

En route, il rencontra M. Réal, qui venait interroger le prisonnier. Ce conseiller d'État, exténué de fatigue par un travail de plusieurs jours et de plusieurs nuits, avait défendu à ses domestiques de l'éveiller. L'ordre du Premier Consul ne lui avait été remis qu'à cinq heures du matin. Il arrivait, mais trop tard. Ce n'était pas une machination ourdie, comme on l'a dit, pour surprendre un crime au Premier Consul; point du tout. C'était un accident, un pur accident, qui avait ôté au prince infortuné la seule chance de sauver sa vie, et au Premier Consul une heureuse occasion de sauver une tache à sa gloire. Déplorable conséquence de la violation des formes ordinaires de la justice! Quand on viole ces formes sacrées, inventées par l'expérience des siècles, pour garder la vie des hommes de l'erreur des juges, on est à la merci d'un hasard, d'une légèreté! La vie des accusés, l'honneur des gouvernemens, dépendent quelquefois de la rencontre la plus fortuite! Sans doute la résolution du Premier Consul était prise, mais il était agité; et si le cri du malheureux Condé demandant la vie, fût arrivé jusqu'à lui, ce cri ne l'aurait pas trouvé insensible; il eût cédé à son coeur, il aurait été glorieux d'y céder.

Le colonel Savary arriva fort ému à la Malmaison. Sa présence provoqua une scène de douleur. Madame Bonaparte, en le voyant, devina que tout était fini, et se mit à verser des larmes. M. de Caulaincourt poussait des cris de désespoir, en disant qu'on avait voulu le déshonorer. Le colonel Savary pénétra dans le cabinet du Premier Consul, qui était seul avec M. de Meneval. Il lui rendit compte de ce qui avait été fait à Vincennes. Le Premier Consul lui dit tout de suite: Réal a-t-il vu le prisonnier? — Le colonel avait à peine achevé sa réponse négative, que M. Réal parut, et s'excusa en tremblant de l'inexécution des ordres qu'il avait reçus. Sans exprimer ni approbation ui blâme, le Premier Consul congédia ces

instrumens de ses volontés, s'enferma dans une pièce de sa bibliothèque, et y demeura seul pendant plusieurs heures.

Le soir, quelques personnes de sa famille dînaient à la Malmaison. Les visages étaient graves et tristes. On n'osait point parler, on ne parla point. Le Premier Consul était silencieux comme tout le monde. Ce silence finit par être embarrassant. En sortant de table, il le rompit lui-même. M. de Fontanes étant arrivé dans le moment, devint le seul interlocuteur du Premier Consul. Il était épouvanté de l'acte dont le bruit remplissait Paris, mais il ne se serait pas permis d'en dire son sentiment, dans le lieu où il se trouvait. Il écouta beaucoup, et répondit rarement. Le Premier Consul parlant presque toujours, et cherchant à remplir le vide laissé par le silence des assistans, discourut sur les princes de tous les temps, sur les empereurs romains, sur les rois de France, sur Tacite, sur les jugemens de cet historien. sur les cruautés qu'on prête souvent aux chefs d'empire quand ils n'ont cédé qu'à des nécessités inévitables; enfin, arrivant par de longs détours au tragique sujet de la journée, il prononça ces paroles: On veut détruire la Révolution en s'attaquant à ma personne: je la défendrai, car je suis la Révolution, moi, moi... On y regardera à partir d'aujourd'hui, car on saura *de quoi nous sommes capables.* —

Il est affligeant pour l'honneur de l'humanité d'être obligé de dire, que la terreur inspirée par le Premier Consul agit efficacement sur les princes de Bourbon et sur les émigrés. Ils ne se crurent plus en sûreté, en voyant que le sol germanique n'avait pas même couvert le malheureux duc d'Enghien; et, à partir de ce jour, les complots de ce genre cessèrent. Mais cette triste utilité ne saurait justifier de tels actes! Mieux valait un danger de plus pour la personne du Premier Consul, si souvent exposée sur les champs de bataille, que la sécurité acquise à un tel prix.

Le bruit se répandit bientôt dans Paris qu'un prince avait été saisi, transféré à Vincennes, et fusillé. L'effet fut grand et déplorable. Depuis l'arrestation de Pichegru et de Georges, le Premier Consul était devenu l'objet de toutes les sollicitudes. On était indigné contre tous

ceux qui s'étaient associés à des chouans pour menacer sa vie; on était fort sévère pour Moreau, dont la culpabilité moins démontrée commençait cependant à devenir vraisemblable; on faisait des voeux ardens pour l'homme qui ne cessait pas d'être, aux yeux de tous, le génie tutélaire de la France. La sanglante exécution de Vincennes opéra une réaction subite. Les royalistes furent prodigieusement irrités et plus effrayés encore; mais les gens honnêtes furent désolés de voir un gouvernement admirable jusque-là, tremper les mains dans le sang, et en un jour se mettre au niveau de ceux qui avaient fait mourir Louis XVI, et, il faut le reconnaître, sans l'excuse des passions révolutionnaires, qui en 1793 avaient troublé les têtes les plus fermes et les coeurs les meilleurs.

Il n'y avait de satisfaits que les révolutionnaires ardens, ceux dont le Premier Consul était venu terminer le règne insensé. Ils le trouvaient en un jour devenu presque leur égal. Aucun d'enx ne craignait plus que le général Bonaparte travaillât désormais pour les Bourbons.

Singulière misère de l'esprit humain! Cet homme extraordinaire, d'un esprit si grand, si juste, d'un coeur si généreux, était naguère encore plein de sévérité pour les révolutionnaires et pour leurs excès. Il jugeait leurs égaremens sans aucune indulgence, quelquefois même sans aucune justice. Il leur reprochait amèrement d'avoir versé le sang de Louis XVI, déshonoré la Révolution, rendu la France inconciliable avec l'Europe! Il jugeait ainsi dans le calme de sa raison: et tout à coup, quand ses passions avaient été excitées, il avait égalé, en un instant, l'acte commis sur la personne de Louis XVI, qu'il reprochait si amèrement à ses devanciers, et s'était placé à l'égard de l'Europe dans un état d'opposition morale, qui rendit bientôt la guerre générale inévitable, et l'obligea d'aller chercher la paix, paix magnifique il est vrai, aux extrémités de l'Europe, à Tilsit!

Combien de tels spectacles sont propres à confondre l'orgueil de la raison humaine, et à enseigner que le plus transcendant génie ne sauve pas des fautes les plus vul-

gaires, quand on abandonne aux passions, même pour un seul instant, le gouvernement de soi-même!

Mais, pour être tout à fait justes, après avoir déploré ce funeste égarement des passions, remontons à ceux qui le provoquèrent. Quels furent-ils? Toujours ces mêmes émigrés, qui, après avoir irrité la Révolution innocente encore, quittèrent leur patrie, pour chercher en tous lieux des ennemis à la France. Cette Révolution, revenue de ses égaremens, et conduite par un grand homme, se montrait maintenant sage, humaine et pacifique. Ces émigrés, elle les avait rappelés, réintégrés dans leur patrie, dans leurs biens, et se préparait à leur rendre tout l'éclat de leur ancienne situation. Comment répondaient-ils à tant de clémence? Étaient-ils reconnaissans, paisibles au moins? Non. Ils étaient allés chez une nation voisine, jalouse de notre grandeur, et ils s'étaient servis des libertés de cette nation pour les tourner contre la France. A force d'indignes pamphlets, ils avaient irrité l'orgueil de deux peuples trop faciles à exciter; et, après avoir contribué à leur remettre les armes à la main, ils ne s'étaient pas bornés à être les soldats du gouvernement britannique, ils lui avaient prêté le secours des complots. On avait tramé une indigne conspiration; on avait coloré de sophismes misérables un projet d'assassinat; on avait envoyé en France Georges et Pichegru. S'il y avait un coeur que la gloire du Premier Consul eût blessé, c'est à lui qu'on avait eu recours. On avait égaré, perverti le faible Moreau; on l'avait trompé, on s'était fait tromper par lui; et puis, quand, à force d'imprudences, on avait été découvert par l'oeil vigilant de l'homme qu'on voulait détruire, on s'était dénoncé les uns les autres; et l'on avait cru se justifier, se relever en disant bien haut qu'un prince français devait être à la tête de ces horribles exploits! Le grand homme contre lequel étaient dirigés de si odieux complots, révolté d'être en butte aux meurtrières attaques de ceux qu'il avait arrachés à la persécution, avait cédé à une colère funeste. Il avait attendu au pied d'un rocher ce prince dont on lui annonçait l'arrivée; il l'avait attendu vainement, et, la tête troublée par les déclarations des

conjurés eux-mêmes, il avait aperçu, en effet, un prince sur les bords du Rhin, qui attendait là le renouvellement de la guerre civile. A cette vue, sa raison s'était égarée; il avait pris ce prince pour le chef des conspirateurs qui menaçaient sa vie, il avait mis une sorte d'orgueil à le saisir sur le sol germanique, à frapper un Bourbon comme un individu vulgaire, et il l'avait frappé pour apprendre aux émigrés et à l'Europe combien il était dangereux et insensé de s'attaquer à sa personne.

Douloureux spectacle, où tout le monde était en faute, même les victimes; où l'on voyait des Français se faire les intrumens de la grandeur britannique contre la grandeur française; des Bourbons, fils, frères de rois, destinés à être rois à leur tour, se mêler à des coureurs de grandes routes; le dernier des Condés payer de son sang des complots dont il n'était pas l'auteur, et ce Condé, qu'on voudrait trouver irréprochable parce qu'il fut victime, se rendre coupable aussi, en se plaçant encore cette fois sous le drapeau britannique contre le drapeau français; enfin un grand homme égaré par la colère, par l'instinct de la conservation, par l'orgueil, perdre en un instant cette sagesse que l'univers admirait, et descendre au rôle de ces révolutionnaires sanglans qu'il était venu comprimer de ses mains triomphantes, et qu'il se faisait gloire de ne pas imiter! Fatal enchaînement des passions humaines! Celui qui est frappé veut frapper à son tour; chaque coup reçu est rendu à l'instant; le sang appelle le sang, et les révolutions deviennent ainsi une suite de sanglantes représailles, qui seraient éternelles, s'il n'arrivait enfin un jour, un jour où l'on s'arrête, où l'on renonce à rendre coup pour coup, où l'on substitue à cette chaîne de vengeances une justice calme, impartiale et humaine, où l'on place au-dessus même de cette justice, s'il peut y avoir quelque chose de supérieur à elle, une politique élevée et clairvoyante, qui, entre les arrêts des tribunaux, ne laisse exécuter que les plus nécessaires, faisant grâce des autres aux coeurs égarés, susceptibles de retour et de raison. Défendre l'ordre social, en se conformant aux règles strictes de la justice, et sans rien donner à la vengeance, telle est

la leçon qu'il faut tirer de ces tragiques événemens. Il en faut tirer encore une autre, c'est de juger avec indulgence les hommes de tous les partis, qui, placés avant nous dans la carrière des révolutions, nourris au milieu des troubles corrupteurs des guerres civiles, sans cesse excités par la vue du sang, n'avaient pas pour la vie les uns des autres le respect que nous ont heureusement inspiré le temps, la réflexion et une longue paix.

BALZAC.

HONORÉ DE BALZAC *wurde zu Tours am* 20. *Mai* 1799 *geboren. Er widmete sich anfangs den Studien, liess sich dann aber als Buchdrucker zu Paris nieder. Nebenbei schrieb er Romane, zum Theil in Verbindung mit dem Pseudonymen Viellerglé*), unter dem angenommenen Namen: Lord R'hoone und Horace Saint-Aubin. Diese letzteren, welche das Publicum zur Zeit ihres Erscheinens mit einigem Beifall aufnahm, dann aber schnell vergass, begann er* 1836 *gesammelt unter dem Titel:* Oeuvres d'Horace de Saint-Aubin, Paris, *herauszugeben. Sie enthalten unter andern*: Jane la pâle, *einen trefflichen Roman, der uns das Innere einer reichen Familie aus der Zeit des Kaiserthums schildert, welche aber durch die Restauration herabgekommen ist. Die erste Ausgabe desselben finden wir nirgend verzeichnet. — Diese Jugendarbeiten hatten indessen Balzac wenig bekannt gemacht, und erheben sich im Ganzen nicht weit über die Region der literarischen Eintagsfliegen; erst mit seinem Mannesalter kam ihm der Ruhm.* Le dernier Chouan, ou la Bretagne en 1800, Paris, 1829, 4 Vol. in 12. *(später unter dem Titel:* Les Chouans, ou la Bretagne en 1799, 2e édition, entièrement refondue, Paris, 1834, 2 Vol. *und noch oft) brach ihm die Bahn: theils war es der Stoff, die Aufopferung der heldenmüthigen Bewohner am Ufer der Loire für ihre angestammten Herrscher, theils das Talent, welches der Verfasser*

*) *Der wahre Name dieses Schriftstellers ist* Auguste le Poitevin de Saint-Alme. *Er ist der Sohn eines Schauspielers. Seine Schriften verzeichnet Quérard*, la France littéraire, T. V, p. 192.

in Schilderung und Beschreibung entwickelte, was das Publicum anzog. Balzac wurde ein gelesener Schriftsteller, und alle seine folgenden Schriften fanden meist die glänzendste Aufnahme. Sie sind in chronologischer Folge: Scènes de la vie privée, Paris, 1830, 2 Vol.; 2e édit. 1832, 4 Vol. (T. 1—4 *der* Moeurs au 19e siècle); *neue Auflage, in Serien herausgegeben,* Paris, 1839—40, 6 Vol. in 18. — La Peau de chagrin, roman philosophique, Paris, 1831, 2 Vol.; édit. revue et corrigée, Paris, 1839, in 18; *neue Ausgaben: zusammen mit den* Contes philosophiques, Paris, 1832, 2 Vol., *unter dem Titel:* Romans et Contes philosophiques, 2e édit. Paris, 1831, 3 Vol., *und noch mit den* Nouveaux Contes philosophiques, Paris, 1832, *unter dem Titel:* Romans etc. 4e édit. Paris, 1833, 4 Vol.; 8e édit. Paris, 1847, 4 Vol. — Les cent Contes drolatiques, colligez ès abbaïes de Touraine, et mis en lumière par le sieur de Balzac, pour l'esbattement des pantagruelites et non aultres, Premier dixain, Paris, 1832, in 8.; deuxième dixain, 1833. — Le Médecin de campagne. Aux coeurs blessés, l'ombre et le silence, Paris, 1833, 2 Vol.; 2e édit. 1834, 4 Vol. in 12.; nouv. édit. 1846. — Scènes de la vie de province, Paris, 1834, 2 Vol. (T. 5 *u.* 6 *der* Moeurs au 19e siècle); nouv. édit. Paris, 1839, 2 Vol. in 18. — Scènes de la vie parisienne, Paris, 1834, 4 Vol. (T. 7—10 *der* Moeurs au 19e siècle); nouv. édit. Paris, 1839, 2 Vol. in 18, *und noch oft.* — Balthazar Claes, ou la recherche de l'absolu, Paris, 1834, 2 Vol., nouv. édit. revue et corrigée, 1839, in 12. — Physiologie du mariage, ou Méditations de physiologie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal, Paris, 1834, 2 Vol., *neue Auflage* Paris, 1849, 2 Vol. — L'histoire des Treize, Paris, 1835, 2 Vol., nouv. édit. revue et corrigée, Paris, 1840, in 18. — Le Père Goriot, histoire parisienne, Paris, 1835, 2 Vol., nouv. édit. Paris, 1849. — Le Livre mystique, Paris, 1836, 2 Vol. (Vol. I. Les Proscrits; Vol. II. Séraphite.) — Le Lys dans la Vallée, Paris, 1836, 2 Vol., nouv. édit. 1839. *Dieser Roman zog ihm, als Mitarbeiter an der* Revue de Paris, *in welcher er zuerst erschien, einen Prozess mit der Redaction dieses Journals zu, da er seinen Verpflichtungen, besonders in Hinsicht auf pünktliche Ablieferung,*

durchaus nicht entsprach. Er ging aus demselben nicht eben ehrenvoll heraus. — Eugénie, Paris, 1836, 2 Vol., nouv. édit. 1839, *noch oft gedruckt. Unstreitig ist dies einer seiner besten und gelungensten Romane; der Charakter des Geizigen ist in demselben, bis auf die feinsten Nuancen, trefflich durchgeführt.* — Le Sorcier, Paris, 1837, 2 Vol. — La femme supérieure, Paris, 1838, 2 Vol. — Les Français: moeurs contemporaines, *das seit* 1839 *in wöchentlichen Lieferungen erschien, verfasst von Balzac, Jules Janin, de la Bédollière, u. a. m. — Balzac's Drama,* Vautrin en cinq actes et en prose, *das am* 14. *März* 1840 *auf dem Theater* de la Porte-Saint-Martin *aufgeführt, und dann als öffentliche Vorstellung verboten wurde, ist ein giftiger Pilz, ein Auswuchs der literarischen Erzeugnisse des Verfassers. — Von seinen* Scènes de la vie etc. *sind auch einige vereinzelt im Druck erschienen, als:* Un grand homme de province à Paris, scène de la vie de province, 1839, 2 Vol. Béatrix, ou les amours forcés, scène de la vie privée, 1840, 2 Vol. Pierrette, scène de la vie de province, 1840, 2 Vol. Le curé de village, scène de la vie de campagne, 1841, 2 Vol., *neuste Auflage,* 1849. David Séchard, 1844, 2 Vol. Les petits manéges d'une femme vertueuse, 1845. Esther, 1845, 2 Vol. — *Wie schon dieses Schriftenverzeichniss zeigt, gehört Balzac zu den fruchtbarsten Schriftstellern. Er ist aber auch einer der gewandtesten und volksthümlichsten des heutigen Frankreichs, und in Deutschland, wie mehrere Uebersetzungen darthun, nicht minder gern gelesen. Sein Talent ist vorzüglich bedeutend in Beschreibungen und Sittenschilderungen; aus einem einfachen Stoffe weiss er ein Gemälde zu bilden, das uns von Anfang bis zu Ende fesselt, und uns das Local und die handelnden Personen mit einer Treue und Lebendigkeit vergegenwärtigt, als wenn wir Augenzeugen wären. Aber beliebte Schriftsteller pflegen oft ihr Talent nicht zu Rathe zu halten; sie vergeuden es im Vielschreiben; sie suchen in Sphären zu glänzen, wo es nicht ausreicht: so ist es auch mit Balzac. Wenn er den Philosophen auf Kosten der Moral spielen will, so wird er tadelnswerth; begnügt er sich aber, Erzähler zu sein, so ist er der treueste Schilderer des Privatlebens und der Gesellschaft im heutigen Frankreich. Das Geld hat er stets als den ersten Factor der Gesellschaft betrachtet. Im April* 1844 *reisete er nach Pe-*

tersburg. Seine literarische Ausbeute, die er daselbst zu machen glaubte, war jedoch sehr dürftig. Eine Audienz beim Kaiser wurde ihm verweigert nnd die hohe Gesellschaft verschloss ihm ihre Kreise. Im Frühlinge 1845 *machte Balzac eine Reise nach Deutschland und hielt sich einige Zeit in Dresden auf. Er starb zu Paris im Jahre* 1850.

Fragment des Chouans*).
(Tome II, Chap. XIX.)

Semblables à des feux nuitamment allumés pour un signal de liberté, quelques lueurs légèrement pourprées passèrent par-dessus les montagnes dont les bases conservèrent des teintes bleuâtres qui contrastèrent avec les nuages de rosée flottant sur les vallons. Bientôt le soleil éleva faiblement son disque de rubis, les cieux le reconnurent; et alors, les accidens du paysage, le clocher de Saint-Léonard, les rochers, les prés ensevelis dans l'ombre reparurent insensiblement, et les arbres situés sur les cimes se dessinèrent dans ces feux naissans.

Le soleil se dégagea par un gracieux élan du milieu de ses rubans de feu, d'ocre, de saphir; sa vive lumière s'harmonia par lignes égales, de colline en colline, déborda de vallons en vallons; les nuages se dissipèrent, et le jour accabla la nature. Une brise piquante frissonna dans l'air, les oiseaux chantèrent, et la vie se réveilla partout. Mais à peine la jeune fille avait-elle eu le temps d'abaisser ses regards sur les masses de ce paysage romantique, que, par un phénomène assez fréquent dans ces fraîches contrées, des vapeurs s'élevèrent comme un manteau de neige, jusqu'aux plus hauts sommets de l'horizon; ensevelirent toute la région sous un linceul blanc, comblèrent les vallées; et mademoiselle de Verneuil**) crut revoir une de ces mers de glace qui meublent les Alpes. Bientôt cette nuageuse atmosphère roula des vagues comme l'Océan,

*) *Ein Name, den man den Vendéern, die die Waffen gegen die französische Republik ergriffen hatten, spöttischer Weise beilegte. Die Soldaten der französischen Republik wurden dagegen* les Bleus *genannt.*

**) *Die Heldin des Romans.*

souleva des lames compactes et impénétrables qui se balancèrent avec mollesse, ondoyèrent, tourbillonnèrent violemment, contractèrent aux rayons du soleil des teintes d'un rose vif, et prirent ça et là les transparences d'un lac d'argent fluide; puis, tout à coup, le vent du nord dissipa ces brouillards qui déposèrent une eau pleine d'oxide sur les gazons.

Alors mademoiselle de Verneuil put apercevoir une immense masse brune placée sur les rochers de Fougères. Sept à huit cents chouans armés s'agitaient à ses pieds dans le faubourg Saint-Sulpice comme des fourmis dans une fourmilière; et les environs du château étaient occupés par trois mille hommes, arrivés comme par magie, qui tous attaquèrent cette ville endormie dont les remparts verdoyans et les vieilles tours grises auraient succombé, si Hulot*) n'eût pas été là.

Une batterie cachée sur une éminence qui se trouve au fond de la cuvette que forment les remparts, répondit au premier feu des chouans en les prenant en écharpe sur le chemin du château. La mitraille nettoya la route, et la balaya. Puis, une compagnie sortit de la porte Saint-Sulpice, profita de la stupeur des chouans, occupa le chemin et commença sur eux un feu meurtrier. Les chouans n'essayèrent même pas de résister, en voyant les remparts du château se couvrir de soldats comme si l'art du machiniste y eût appliqué des lignes bleues, et le feu de la forteresse protéger celui des tirailleurs républicains.

Cependant les chouans, maîtres de la petite vallée du Nançon, avaient gravi les galeries du rocher et parvenaient à la Promenade, où ils montèrent. En un instant elle fut couverte de peaux-de-bique qui lui donnèrent l'apparence d'un toit de chaume bruni par le temps. Au même moment, de violentes détonations se firent entendre dans la partie de la ville qui regardait la vallée du Couësnon, et annoncèrent que Fougères était entièrement cerné et attaqué sur tous les points. Le feu qui se manifesta sur le revers oriental du rocher, prouvait même

*) *Commandant der Stadt.*

que les chouans incendiaient les faubourgs. Cependant les flammèches qui s'élevaient des toits de genêt ou de bardeau cessèrent bientôt, et quelques colonnes de fumée noire indiquèrent que l'incendie s'éteignait.

Des nuages blancs et bruns dérobèrent encore une fois cette scène à mademoiselle de Verneuil, mais le vent dissipa bientôt ce brouillard de poudre. Déjà le commandant républicain avait fait changer la direction de sa batterie de manière à pouvoir prendre successivement en file la vallée du Nançon, le sentier de la Reine et le rocher, quand du haut de la Promenade il vit ses premiers ordres admirablement bien exécutés. Deux pièces placées au poste de la porte Saint-Léonard abattirent la fourmilière de chouans qui s'étaient emparés de cette position; tandis que les gardes nationaux de Fougères, accourus en hâte sur la place de l'Église, achevèrent de chasser l'ennemi.

Ce combat ne dura pas uue demi-heure et ne coûta pas vingt hommes aux bleus. Déjà, dans toutes les directions, les chouans battus et écrasés se retiraient d'après les ordres réitérés du Gars*) dont le hardi coup de main échouait, sans qu'il le sût, par suite de l'affaire de la Vivetière qui avait si secrètement ramené Hulot à Fougères. L'artillerie n'y était arrivée que pendant cette nuit, car la seule nouvelle d'un transport de munitions aurait suffi pour faire abandonner par M. de Montauran cette entreprise qni ne pouvait alors avoir qu'une mauvaise issue. En effet, Hulot désirait autant donner une leçon sévère au Gars, que le Gars pouvait souhaiter de réussir dans sa pointe pour influer sur les déterminations du premier consul.

Au premier coup de canon, le marquis comprit donc qu'il y avait de la folie à poursuivre par amour-propre une surprise manquée. Aussi, pour ne pas faire tuer inutilement ses chouans, se hâta-t-il d'envoyer sept à huit émissaires porter des instructions pour opérer promptement sa retraite sur tous les points. Le commandant, ayant aperçu son adversaire entouré d'un nombreux con-

*) *Angenommener Name des Häuptlings der Chouans.*

seil au milieu duquel était madame du Gua, essaya de tirer une volée sur le rocher de Saint-Sulpice où ils étaient; mais la place avait été trop habilement choisie pour que le jeune chef n'y fût pas en sûreté.

Hulot changea de rôle tout à coup; et d'attaqué, devint agresseur. Aux premiers mouvemens qui indiquèrent les intentions du marquis, la compagnie placée sous les murs du château se mit en devoir de couper la retraite aux chouans en s'emparant des issues supérieures de la vallée du Nançon.

Mademoiselle de Verneuil épousa, malgré sa haine, la cause des hommes que commandait son amant, et se tourna vivement vers l'autre issue pour voir si elle était libre. Mais elle aperçut les bleus, sans doute vainqueurs de l'autre côté de Fougères, qui revenaient de la vallée du Couësnon par le val de Gibarry pour s'emparer du Nid-aux-crocs et de la partie des rochers Saint-Sulpice où elle était, et où se trouvaient les issues inférieures de la vallée du Nançon. Ainsi les chouans, renfermés dans l'étroite prairie de cette gorge, semblaient devoir périr jusqu'au dernier, tant les prévisions du vieux commandant républicain avaient été justes et ses mesures habilement prises. Mais sur ces deux points, les canons qui avaient si bien servi Hulot furent impuissans, et il s'y établit des luttes acharnées. La ville de Fougères une fois préservée, l'affaire prit donc le caractère d'un engagement auquel les chouans étaient habitués.

Mademoiselle de Verneuil comprit alors la présence des masses d'hommes qu'elle avait aperçues dans la campagne, la réunion des chefs chez d'Orgemont et tous les événemens de cette nuit, sans savoir comment elle avait pu échapper à tant de dangers. Cette entreprise, dictée par le désespoir, l'intéressa si vivement qu'elle resta immobile à contempler les tableaux animés qui s'offrirent à ses regards. Bientôt, le combat qui avait lieu au bas des montagnes de Saint-Sulpice, eut pour elle un intérêt de plus; car le marquis et ses amis, voyant les bleus presque maîtres des chouans, s'élancèrent dans la vallée du Nançon afin de leur porter secours. Alors le pied des rochers

dont elle occupait le faîte, fut couvert d'une multitude de groupes furieux; et là se décidèrent des questions de vie et de mort sur un terrain et avec des armes plus favorables aux peaux-de-bique.

Insensiblement, cette arène mouvante s'étendit dans l'espace. Les chouans s'égaillèrent et envahirent les rochers en grimpant sur les arbustes qui y croissent çà et là. Alors mademoiselle de Verneuil eut un moment d'effroi en voyant un peu tard ses ennemis remontés sur les sommets, où ils défendirent avec fureur les sentiers dangereux par lesquels on y arrivait. Toutes les issues de cette montagne étant occupées par les deux partis, elle eut peur de se trouver au milieu d'eux, quitta le gros arbre derrière lequel elle s'était tenue, et se mit à fuir en pensant à mettre à profit les recommandations du vieil avare. Après avoir couru pendant longtemps sur le versant des montagnes de Saint-Sulpice qui regarde la grande vallée du Couësnon, elle aperçut de loin une étable et jugea qu'elle dépendait de la maison de Galope-chopine, qui devait avoir laissé sa femme toute seule pendant le combat. Encouragée par ces suppositions, mademoiselle de Verneuil espéra être bien reçue dans cette habitation, et pouvoir y passer quelques heures, jusqu'à ce qu'il lui fût possible de retourner sans danger à Fougères. Selon toute apparence, Hulot allait triompher; car les chouans fuyaient si rapidement qu'elle entendait des coups de feu tout autour d'elle, et la peur d'être atteinte par quelque balle lui fit promptement gagner la chaumière dont elle entrevoyait toujours la cheminée.

Le sentier qu'elle avait suivi aboutissait à une espèce de hangar dont le toit, couvert en genêt, était soutenu par quatre gros arbres encore garnis de leurs écorces. Un mur en torchis formait le fond du hangar, sous lequel se trouvaient un pressoir à cidre, une aire à battre le sarrasin, et quelques instrumens aratoires. Elle s'arrêta contre l'un de ces poteaux sans se décider à franchir le marais fangeux qui servait de cour à cette maison que, de loin, en véritable Parisienne, elle avait pris pour une étable.

Elle sauta de pierre en pierre, comme si elle traversait un ruisseau, et gagna l'entrée de la maison.

Elle était fermée par une de ces portes qui se composent de deux parties séparées dont l'inférieure est en bois plein et massif, et dont la supérieure est défendue par un volet qui sert de fenêtre. Dans plusieurs boutiques de certaines petites villes en France, on voit le type de cette porte, mais beaucoup plus orné et armé à la partie inférieure d'une sonnette d'alarme. Celle-ci s'ouvrait au moyen d'un loquet de bois digne de l'âge d'or, et la partie inférieure ne se fermait que pendant la nuit; car le jour ne pouvait pénétrer dans la chambre que par cette ouverture. Il y existait bien une grossière croisée, mais ses vitres ressemblaient à des fonds de bouteille, et les massives branches de plomb qui les retenaient prenaient tant de place qu'elles semblaient destinées à intercepter la lumière.

Quand mademoiselle de Verneuil fit tourner la porte sur ses gonds criards, elle sentit d'effroyables vapeurs alcalines sortir par bouffées de cette chaumière, et vit que les quadrupèdes avaient ruiné à coups de pied le mur intérieur qui les séparait de la chambre. Ainsi l'intérieur de la ferme, car c'était une ferme, ne démentait pas l'extérieur. Mademoiselle de Verneuil se demandait s'il était possible que des êtres humains vécussent dans cette fange organisée; quand un petit gars en haillons et qui paraissait avoir huit ou neuf ans, lui présenta tout à coup sa figure fraîche, blanche et rose, des joues bouffies, des yeux vifs, des dents d'ivoire et une chevelure blonde qui tombait par écheveaux sur ses épaules demi-nues. Ses membres étaient vigoureux, et son attitude avait cette grâce d'étonnement, cette naïveté qui agrandit les yeux d'un enfant. Il était sublime de beauté.

— Où est ta mère, dit mademoiselle de Verneuil d'une voix douce et en se baissant pour lui baiser les yeux.

L'enfant glissa comme un anguille, après avoir reçu le baiser, et disparut derrière un tas de fumier qui se trouvait entre le sentier et la maison, sur la croupe de l'éminence; car Galope-chopine, comme beaucoup de cul-

tivateurs bretons, mettait, par un système d'agriculture qui leur est particulier, ses engrais dans des lieux élevés, en sorte que quand ils s'en servent, les eaux pluviales les ont dépouillés de toutes leurs qualités.

Maîtresse du logis pour quelques instans, mademoiselle de Verneuil en eut promptement fait l'inventaire, car la chambre où elle attendait Barbette composait toute la maison. L'objet le plus apparent et le plus pompeux était une immense cheminée dont une pierre de granit bleu formait le manteau; et l'étymologie de ce mot avait sa preuve dans un lambeau de serge verte bordée d'un ruban vert pâle, découpée en rond, qui pendait le long de cette tablette au milieu de laquelle était une bonne vierge en plâtre colorié. Sur le socle de la statue, mademoiselle de Verneuil lut deux vers d'une poésie religieuse fort répandue dans le pays:

Je suis la Mère de Dieu,
Protectrice de ce lieu.

Deux énormes pichés, pleins de cidre, se trouvaient sur la longue table. Ces ustensiles sont des espèces de cruches en terre brune, dont le modèle existe dans plusieurs pays de la France, et dont un Parisien peut avoir l'idée, en supposant aux pots dans lesquels les gourmets servent le beurre de Bretagne, un ventre plus arrondi, verni par places inégales et nuancé de taches fauves comme celles de quelques coquillages. Cette cruche est terminée par une espèce de gueule, assez semblable à la tête d'une grenouille prenant l'air hors de l'eau.

Toute l'attention de mademoiselle de Verneuil avait fini par se porter sur ces deux pichés; mais le bruit du combat devint tout à coup plus distinct et la força de chercher un endroit propre à se cacher sans attendre la Barbette, quand elle se montra tout à coup.

— Bonjour, Bécanière, lui dit-elle, en retenant un sourire involontaire à l'aspect d'une figure qui ressemblait assez aux têtes que les architectes placent comme ornement aux clefs de certaines croisées.

— Ah ah! vous venez d'Orgemont, répondit Barbette d'un air peu empressé.

— Où allez-vous me mettre ? car voici les chouans...

— Là, reprit Barbette aussi stupéfaite de la beauté que de l'étrange accoutrement d'une créature qu'elle n'osait comprendre parmi celles de son sexe. Là! dans la cachette du prêtre.

Elle la conduisit à la tête de son lit, la fit entrer dans la ruelle: mais elles furent tout interdites, en croyant entendre un inconnu sauter dans le marais. Barbette eut à peine le temps de détacher un rideau du lit et d'y envelopper mademoiselle de Verneuil; car en se retournant, elle se trouva face à face avec un chouan fugitif.

— La vieille, où peut-on se cacher ici? Je suis le comte de Bauvan.

Mademoiselle de Verneuil tressaillit en reconnaissant la voix du convive dont quelques paroles, restées un secret pour elle, avaient causé la catastrophe de la Vivetière.

— Hélas! vous voyez, monseigneur. Il n'y a rien ici! Ce que je peux faire de mieux est de sortir, je veillerai. Si les bleus viennent, j'avertirai. Si je restais et qu'ils me trouvassent avec vous, ils brûleraient ma maison.

Et Barbette sortit, car elle n'avait pas assez d'intelligence pour concilier les intérêts de deux ennemis qui avaient un droit égal à la cachette.

— J'ai deux coups à tirer, dit le comte avec désespoir; mais ils m'ont déjà dépassé. Bah, j'aurais bien du malheur si, en revenant par ici, il leur prenait fantaisie de regarder sous le lit.

Il déposa légèrement son fusil auprès de la colonne où mademoiselle de Verneuil se tenait debout enveloppée dans la serge verte, et se baissa pour s'assurer s'il pouvait passer sous le lit. Il allait infailliblement voir les pieds de la réfugiée, qui, dans ce moment désespéré, saisit le fusil, sauta vivement dans la chaumière, et menaça le comte. Celui-ci partit d'un éclat de rire en la reconnaissant, car, pour se cacher, elle avait quitté son vaste chapeau de chouan, et ses cheveux s'échappaient en grosses touffes de dessous sa résille de dentelle.

— Ne riez pas, comte, vous êtes mon prisonnier.

Si vous faites un geste, vous saurez ce dont est capable une femme offensée.

En ce moment le comte et mademoiselle de Verneuil se regardèrent avec de bien diverses émotions. Des voix confuses criaient dans les rochers: — Sauvez le Gars! sauvez le Gars! Égaillez-vous! égaillez-vous!...

Mais la voix aigre de Barbette domina le tumulte extérieur et fut entendu dans la chaumière avec des émotions bien différentes par le couple ennemi.

— Ne vois-tu pas les bleûs? s'écria-t-elle. Viens-tu ici, petit méchant gars, ou je vais à toi! Veux-tu donc attraper des coups de fusil. Allons, sauve-toi vitement et donne-moi la main.

Pendant tous ces petits événemens qui se passèrent rapidement, un bleu sauta dans le marais.

— Beau-pied, lui cria mademoiselle de Verneuil.

Beau-pied accourut à cette voix et ajusta le comte un peu mieux que ne le faisait sa libératrice.

— Aristocrate! dit le malin soldat, ne bouge pas ou je te démolis comme la Bastille, en deux temps.

— Monsieur Beau-pied, reprit mademoiselle de Verneuil d'une voix caressante, vous me répondrez de ce prisonnier. Faites comme vous voudrez, mais il faudra me le rendre sain et sauf à Fougères.

— Suffit, madame.

— La route jusqu'à Fougères est-elle libre maintenant?

— Elle est sûre, à moins que les chouans ne ressuscitent.

Mademoiselle de Verneuil s'arma gaîment du léger fusil de chasse, sourit avec ironie en disant à son prisonnier: — Adieu, monsieur le comte, au revoir! et s'élança dans le sentier après avoir repris son large chapeau.

— J'apprends un peu trop tard, dit amèrement M. de Bauvan, qu'il ne faut jamais plaisanter avec l'honneur de celles qui n'en ont pas.

— Aristocrate, s'écria durement Beau-pied, si tu ne veux pas que je t'envoie dans ton ci-devant Paradis, ne dis rien contre cet ange-là.

Mademoiselle de Verneuil revint à Fougères par les

sentiers qui joignent les roches de Saint-Sulpice au Nid-aux-crocs. Quand elle atteignit cette dernière éminence et qu'elle courut à travers le chemin tortueux pratiqué sur les aspérités du granit, elle admira cette jolie petite vallée du Nançon naguère si turbulente et alors parfaitement tranquille. Vue de là, elle ressemblait à une rue de verdure.

VIGNY.

ALFRED COMTE DE VIGNY *ist im Jahre* 1798 *zu Loches in Touraine geboren. Seine Erziehung, in Tronchet, einem alten Schlosse seines Grossvaters, begonnen, wurde in einem Collége zu Paris beendigt. Darauf trat er* 1814 *als Lieutenant in ein Cavallerie-Regiment ein, ging später zu einem Infanterie-Regiment über, machte den spanischen Feldzug von* 1823 *mit, und nahm* 1828 *als Capitain des* 55*ten Linien-Regiments seinen Abschied, um sich ganz der Literatur zu widmen. Noch während des militärischen Dienstes verfasste er seine Gedichte:* Le Trappiste, Paris, 1822, in 4.; Eloa, ou la Soeur des anges, mystère, Paris, 1824; Poèmes antiques et modernes: le Déluge, Moïse, Dolorida, le Trappiste, la Neige, le Cor, Paris, 1826, 3e édit. augm. 1829, *und noch oft, und zwar grösstentheils nur als eine Erholung. Es sind lauter flüchtige, etwas zärtliche schwächliche Produkte, ohne rechte Wärme der Begeisterung, die ersten flatternden Ausflüge einer noch nicht recht flügge gewordenen Muse. In Oleron, einer kleinen Bergstadt in den Pyrenäen, kam ihm der erste Gedanke zu seinem* Cinq-Mars, ou une conjuration sous Louis XIII, *ein. Er erhielt Urlaub zu einer Reise nach Paris, und studirte hier die Memoiren des* 17. *Jahrhunderts, und schrieb dann diesen Roman, eine eben so geniale als in Ausführung und Schreibart vollendete Schöpfung. Er erschien zuerst* Paris, 1826, 2 Vol., *in* 5*ter Aufl.* Paris, 1833 *(deutsch von C. Baron Gerolf, Leipzig,* 1829, 3 *Thle.),* 8e édit. précédée de réflexions sur la vérité dans l'art, Paris, 1841, 2 Vol. in 12, *neueste Auflage,* Paris, 1849. *Im Jahre* 1828 *ins bürgerliche Leben zurückgekehrt, glaubte er, ehe er selbst etwas für die Bühne schrieb, als*

Vorübung einige englische Stücke ins Französische übersetzen zu müssen. Er wählte Shakspeare's Othello (Le More de Venise, Othello, Tragédie traduite de Shakspeare en vers français, [représentée à la Comédie-Française le 24 octobre, 1829] Paris, 1830, *und noch oft), und den Kaufmann von Venedig, welches Stück jedoch nicht aufgeführt wurde.* 1830 *schrieb er:* La Maréchale d'Ancre, drame, (Paris, 1831, *aufgeführt am* 25. *Juni* 1831) *und* 1831 *den Roman:* Les Consultations du docteur Noir. Stello, ou les Diables bleus (Blue devils). Première Consultation, Paris, 1832, 2 Vol. in 12. (4 *Auflagen*). 1835 *erschienen von ihm:* Chatterton, drame en 3 actes, Paris, *und in demselben Jahre* Servitude et grandeur militaire, Paris, 2e édit. 1836, 6e édit. 1848, *eine Sammlung von Skizzen und Erinnerungen aus seinem militärischen Leben. Seine Schriften erschienen vollständig von* 1837—1839, *in* 7 Vol.: Tome I[er] Poëmes antiques et modernes, T. II et III Cinq-Mars, T. IV Servîtude et grandeur militaire, T. V et VI Théâtre, T. VII Consultations du docteur Noir. — 1833 *erhielt er den Orden der Ehrenlegion; am* 8*ten Mai* 1845 *erwählte ihn die franz. Akademie zu ihrem Mitgliede.* — Cinq-Mars *ist sein ausgezeichnetstes Werk: ein rein historischer Roman, wohl durch W. Scott's Romane hervorgerufen, aber doch nach seiner eigenthümlichen Ansicht verfasst. Der Charakter Ludwigs XIII. und seines Ministers, des Kardinal Richelieu, ist hier aufs feinste studirt, aufs glücklichste getroffen, und diese Darstellung steht der historischen Portraitirung Ludwigs XI. in Scotts Quentin Durward würdig zur Seite. Nach Vigny's Ansicht ist der Roman nichts Anderes, als ein Bruchstück der Vergangenheit, mit Muse betrachtet und studirt, in seinen geheimsten Tiefen durch das blendende Licht der poetischen Anschauung erhellt; die Vergangenheit neu wieder aufgebaut, durch den allmächtigen Willen der Einbildungskraft; aber auch die Vergangenheit ohne Zusatz und Flittergold, ohne Zierath oder Schmuck, streng und würdig, ernst und finster, voll Elend und Trauer, wie die Tradition uns zeigt. So ist denn in seinem Romane, wie wohl in denen Walter Scott's, keine unhistorische Person. Der Styl ist rein und gefeilt, nur hin und wieder herrscht ein Ueberfluss an Bildern und Gleichnissen. — Minder hoch ist* Stello *zu setzen, obgleich der Styl noch gefeilter als in* Cinq-

Mars *ist. Stello ist ein Kranker, dem der Doctor Noir, um ihn zu heilen, Geschichten erzählt. Zwischen denselben finden sich verschiedene Betrachtungen. Es ist etwas Kränkliches, engbrüstig Gezwängtes in diesem Buche, was dem Leser das Interesse und den Genuss verkümmert. Die Handlung, der Plan, sogar der Charakter-Umriss der beiden den Vordergrund ausfüllenden Figuren, Stello's und des Doctors, verschwimmen in einer Masse oft spielender Details. Und wenn das Ganze eine Klage sein soll um das Loos des Poeten auf Erden und zugleich eine Apotheose des Poeten selbst, so ist es dafür zu monoton gehalten und zu schwerfällig. — Vergl. über Vigny G. Planche's Charakteristik desselben (deutsch im Magazin für die Literatur des Auslandes,* 1832, *Nr.* 87. 88)*; J. Janin's literarische Portraits (deutsch im Magazin für die Literatur des Auslandes,* 1837, *Nr.* 3)*; das Conversations-Lexikon der neusten Zeit,* 4 *B.* p. 811—12*; und den poetischen Theil unseres Werkes. — Seine Schriften verzeichnet vollständig:* La France littéraire, par J. M. Quérard, T. X, p. 163—164.

Fragment de Cinq-Mars*).

(Tome II, chap. 18. Le Secret.)

> Et prononcés ensemble, à l'amitié fidèle
> Nos deux noms fraternels serviront de modèle.
> A. Soumet, Clytemnestre.

De Thou était chez lui avec son ami; les portes de sa chambre refermées avec soin, et l'ordre donné de ne recevoir personne et de l'excuser auprès des deux réfugiés, s'il les laissait partir sans les revoir; et les deux amis ne s'étaient encore adressé aucune parole.

Le conseiller était tombé dans un fauteuil et méditait

*) *Cinq-Mars, der sich vom Cardinal Richelieu beleidigt glaubte, suchte an demselben Rache zu nehmen. Er verschwor sich mit mehreren Officieren, um den Minister zu ermorden. Die Verschwörung wurde aber entdeckt, und er sowohl, als auch sein Freund und Mitwisser, der Staatsrath de Thou,* 1642 *hingerichtet.*

profondément. Cinq-Mars, assis dans la cheminée haute, attendait d'un air sérieux et triste la fin de ce silence, lorsque de Thou, le regardant fixement et croisant les bras, lui dit d'une voix creuse et sombre:

„Voilà donc où vous en êtes venu! voilà donc les conséquences de votre ambition! Vous allez faire exiler, peut-être tuer un homme, et introduire en France une armée étrangère; je vais donc vous voir assassin et traître à votre patrie! Par quels chemins êtes-vous arrivé jusque-là; par quels degrés êtes-vous descendu si bas?"

— Un autre que vous ne me parlerait pas ainsi deux fois, dit froidement Cinq-Mars; mais je vous connais, et j'aime cette explication; je la voulais, et je l'ai provoquée. Vous verrez aujourd'hui mon âme tout entière, je le veux. J'avais eu d'abord une autre pensée une pensée, meilleure peut-être, plus digne de notre amitié, plus digne de l'amitié; l'amitié! qui est la seconde chose de la terre. — Il élevait les yeux au ciel en parlant comme s'il y eût cherché cette divinité.

— Oui, cela eût mieux valu. Je voulais ne vous rien dire; c'était une tâche pénible, mais jusqu'ici j'y avais réussi. Je voulais tout conduire sans vous, et ne vous montrer cette oeuvre qu'achevée; je voulais vous tenir toujours hors du cercle de mes dangers; mais vous avouerai-je ma faiblesse? j'ai craint de mourir mal jugé par vous, si j'ai à mourir à présent: je supporte bien l'idée de la malédiction du monde, mais non celle de la vôtre; c'est ce qui m'a décidé à vous avouer tout. —

„Quoi! et sans cette pensée vous auriez eu le courage de vous cacher toujours de moi! Ah! cher Henri, que vous avais-je fait pour prendre ce soin de mes jours? Par quelle faute avais-je mérité de vous survivre si vous mouriez? Vous avez eu la force de me tromper durant deux années entières; vous ne m'avez présenté de votre vie que ses fleurs; vous n'êtes entré dans ma solitude qu'avec un visage riant et chaque fois paré d'une faveur nouvelle! ah! il fallait que ce fût bien coupable ou bien vertueux!"

— Ne voyez dans mon âme que ce qu'elle renferme. Oui, je vous ai trompé, mais c'était la seule joie paisible que j'eusse au monde. Pardonnez-moi d'avoir dérobé ces

momens à ma destinée, hélas! si brillante. J'étais heureux du bonheur que vous me supposiez; je faisais le vôtre avec ce songe, et je ne suis coupable qu'aujourd'hui en venant le détruire et me montrer tel que j'étais. Écoutez-moi, je ne serai pas long: c'est toujours une histoire bien simple que celle d'un coeur passionné. Autrefois, je m'en souviens, c'était sous la tente, lorsque je fus blessé, mon secret fut près de m'échapper; c'eût été un bonheur peut-être. Cependant que m'auraient servi des conseils? je ne les aurais pas suivis; enfin c'est Marie de Gonzague que j'aime. —

„Quoi! celle qui va être reine de Pologne!"

— Si elle est reine, ce ne peut être qu'après ma mort. Mais écoutez: c'est pour elle que je fus courtisan, pour elle que j'ai presque régné en France, et c'est pour elle que je vais succomber, et peut-être mourir. —

„Mourir! succomber! quand je vous reprochais votre triomphe! quand je pleurais sur la tristesse de votre victoire!"

— Ah! que vous me connaissez mal si vous croyez que je sois dupe de la fortune quand elle me sourit; si vous croyez que je n'aie pas vu jusqu'au fond de mon destin! je lutte contre lui, mais il est le plus fort, je le sens; j'ai entrepris une tâche au-dessus des forces humaines, je succomberai. —

„Eh! ne pouvez-vous vous arrêter? A quoi sert l'esprit dans les affaires du monde?"

— A rien; si ce n'est pourtant à se perdre avec connaissance de cause; à tomber au jour qu'on avait prévu. Je ne puis reculer enfin. Lorsqu'on a en face un ennemi tel que Richelieu, il faut le renverser ou en être écrasé. Je vais frapper demain le dernier coup; ne m'y suis-je pas engagé devant vous tout-à-l'heure? —

„Et c'est cet engagement même que je voulais combattre. Quelle confiance avez-vous dans ceux à qui vous livrez ainsi votre vie? N'avez-vous pas lu leurs pensées secrètes?"

— Je les connais toutes; j'ai lu leur espérance à travers leur feinte colère; je sais qu'ils tremblent en menaçant; je sais qu'ils sont déjà prêts à faire leur paix en me donnant pour gage; mais c'est à moi de les soutenir

et de décider le Roi: il le faut, car Marie est ma fiancée, et ma mort est écrite à Narbonne. C'est volontairement, c'est avec connaissance de tout mon sort que je me suis placé ainsi entre l'échafaud et le bonheur suprême. Il me faut l'arracher des mains de la fortune, ou mourir. Je goûte en ce moment le plaisir d'avoir rompu toute incertitude; eh quoi! vous ne rougissez pas de m'avoir cru ambitieux par un vil égoïsme comme ce Cardinal; ambitieux, par le puéril désir d'un pouvoir qui n'est jamais satisfait; je le suis ambitieux, mais parce que j'aime. Oui, jaime, et tout est dans ce mot. Mais je vous accuse à tort: vous avez embelli mes intentions secrètes, vous m'avez prêté de nobles desseins (je m'en souviens), de hautes conceptions politiques: elles sont belles, elles sont vastes, sans doute; mais vous le dirai-je? ces vagues projets du perfectionnement des sociétés corrompues me semblent ramper encore bien loin au-dessous du dévouement de l'amour. Quand l'âme vibre tout entière plein de cette unique pensée, elle n'a plus de place à donner aux plus beaux calculs des intérêts généraux, car les hauteurs mêmes de la terre sont au-dessous du ciel. —

De Thou baissa la tête.

„Que vous répondre? dit-il. Je ne vous comprends pas; vous raisonnez le désordre, vous pesez la flamme, vous calculez l'erreur."

— Oui, reprit Cinq-Mars, loin de détruire mes forces, ce feu intérieur les a développées; vous l'avez dit, j'ai tout calculé; une marche lente m'a conduit au but que je suis près d'atteindre. Marie me tenait par la main, aurai-je reculé? Devant un monde je ne l'aurais pas fait. Tout était bien jusqu'ici; mais une barrière invisible m'arrête: il faut la rompre cette barrière; c'est Richelieu. Je l'ai entrepris tout-à-l'heure devant vous, mais peut-être me suis-je trop hâté: je le crois à présent. Qu'il se réjouisse; il m'attendait. Sans doute, il a prévu que ce serait le plus jeune qui manquerait de patience; s'il en est ainsi, il a bien joué. Cependant, sans l'amour qui m'a précipité, j'aurais été plus fort que lui, quoique vertueux. —

Ici, un changement presque subit se fit sur les traits

de Cinq-Mars; il rougit et pâlit deux fois, et les veines de son front s'élevaient comme des lignes bleues tracées par une main invisible.

— Oui, ajouta-t-il en se levant et tordant ses mains avec une force qui annonçait un violent désespoir concentré dans son coeur, tous les supplices dont l'amour peut torturer ses victimes, je les porte dans mon sein. Cette jeune enfant timide, pour laquelle je remuerais des empires, pour laquelle j'ai tout subi, jusqu'à la faveur d'un prince (et qui peut-être n'a pas senti tout ce que j'ai fait pour elle), ne peut encore être à moi. Elle m'appartient devant Dieu, et je lui suis étranger; que dis-je! il faut que j'entende discuter chaque jour devant moi lequel des trônes de l'Europe lui conviendra le mieux, dans des conversations où je ne peux même élever la voix pour avoir une opinion, tant on est loin de me mettre sur les rangs, et dans lesquelles on dédaigne pour elle les princes du sang royal qui marchent encore devant moi. Il faut que je me cache comme un coupable, pour entendre à travers des grilles la voix de celle qui est ma femme, il faut qu'en public je m'incline devant elle! son mari dans l'ombre, son serviteur au grand jour! C'en est trop, je ne puis vivre ainsi: il faut faire le dernier pas, qu'il m'élève ou me précipite. —

„Et, pour votre bonheur personnel, vous voulez renverser un État!"

— Le bonheur de l'État s'accorde avec le mien. Je le fais en passant, si je détruis le tyran du Roi. L'horreur que m'inspire cet homme est passée dans mon sang. Autrefois, en venant le trouver, je rencontrai sur mes pas son plus grand crime; il est le génie du mal pour le malheureux Roi: je le conjurerai. J'aurais pu devenir celui du bien pour Louis XIII; c'était une des pensées de Marie, sa pensée la plus chère. Mais je crois que je ne triompherai pas dans l'âme tourmentée du prince. —

„Sur quoi comptez-vous donc?" dit de Thou.

— Sur un coup de dé. Si sa volonté peut cette fois durer quelques heures, j'ai gagné; c'est un dernier calcul auquel est suspendue ma destinée. —

„Et celle de votre Marie!“

— L'avez-vous cru? dit impétueusement Cinq-Mars. Non, non, s'il m'abandonne, je signe le traité d'Espagne et la guerre! —

„Ah! quelle horreur! dit le conseiller; quelle guerre! une guerre civile!“

— Oui, un crime, reprit froidement Cinq-Mars; eh! vous ai-je prié d'y prendre part? —

„Cruel! ingrat! reprit son ami, pouvez-vous me parler ainsi? Ne savez-vous pas, ne vous ai-je pas prouvé que l'amitié tenait dans mon coeur la place de toutes les passions? Puis-je survivre non-seulement à votre mort, mais même au moindre de vos malheurs? Cependant laissez-moi vous fléchir et vous empêcher de frapper la France. O mon ami! mon seul ami! je vous en conjure à genoux, ne soyons pas ainsi parricides, n'assassinons pas notre patrie! Je dis nous, car jamais je ne me séparerai de vos actions; conservez-moi l'estime de moi-même, pour laquelle j'ai tant travaillé; ne souillez pas ma vie et ma mort que je vous ai vouées.“ —

De Thou était tombé aux genoux de son ami, et celui-ci, n'ayant plus la force de conserver sa froideur affectée se jeta dans ses bras en le relevant, et, le serrant contre sa poitrine, lui dit d'une voix étouffée:

— Eh! pourquoi m'aimer autant, aussi! Qu'avez-vous fait, ami? Pourquoi m'aimer! vous qui êtes sage, pur et vertueux; vous que n'égarent pas une passion insensée et le désir de la vengeance; vous dont l'âme est nourrie seulement de religion et de science, pourquoi m'aimer? Que vous a donné mon amitié que des inquiètudes et des peines? Faut-il à présent qu'elle fasse peser des dangers sur nous? Séparez-vous de moi, nous ne sommes plus de la même nature; vous le voyez, les cours m'ont corrompu: je n'ai plus de candeur, je n'ai plus de bonté; je médite le malheur d'un homme, je sais tromper un ami. Oubliez-moi, dédaignez-moi, je ne vaux plus une de vos pensées, comment serais-je digne de vos périls! —

„En me jurant de ne pas trahir le Roi et la France, reprit de Thou. Savez-vous qu'il y va de partager votre

patrie? savez-vous que si vous livrez nos places fortes, on ne vous les rendra jamais? savez-vous que votre nom sera l'horreur de la postérité? savez-vous que les mères françaises le maudiront, quand elles seront forcées d'enseigner à leurs enfans une langue étrangère? le savez-vous? Venez.“

Et il l'entraîna vers le buste de Louis XIII.

„Jurez devant lui (et il est votre ami aussi!), jurez de ne jamais signer cet infâme traité.“

Cinq-Mars baissa les yeux, et, avec une inébranlable ténacité, répondit quoique en rougissant:

— Je vous l'ai dit, si l'on m'y force, je signerai. —

De Thou pâlit et quitta sa main; il fit deux tours dans la chambre, les bras croisés, dans une inexprimable angoisse. Enfin, il s'avança solennellement vers le buste de son père*), et ouvrit un grand livre placé au pied; il y chercha une page déjà marquée: et lut tout haut:

„*Je pense donc que M. de Ligneboeuf fut justement condamné à mort par le parlement de Rouen, pour n'avoir pas révélé la conjuration de Catteville contre l'État.*“

Puis gardant le livre avec respect ouvert dans sa main, et contemplant l'image du président de Thou, dont il tenait les Mémoires:

„Oui, mon père, continua-t-il, vous avez bien pensé, je vais être criminel, je vais mériter la mort; mais puis-je faire autrement? Je ne dénoncerai pas ce traître, parce que ce serait aussi trahir, et qu'il est mon ami, et, de plus, malheureux.“

Puis, s'avançant vers Cinq-Mars, et lui prenant de nouveau la main:

„Je fais beaucoup pour vous en cela, lui dit-il; mais n'attendez rien de plus de ma part si vous signez ce traité.“

Cinq-Mars était ému jusqu'au fond du coeur de cette scène, parce qu'il sentait tout ce que devait souffrir son ami en le repoussant; il prit cependant encore sur lui d'arrêter une larme qui s'échappait de ses yeux, en répondit en l'embrassant:

*) *Jacques Auguste de Thou* (*geb.* 1553, *gest.* 1617), *Verfasser einer Geschichte seiner Zeit.*

— Ah! de Thou, je vous trouve toujours aussi parfait; oui, vous me rendez service en vous éloignant de moi, car, si votre sort eût été lié au mien, je n'aurais pas osé disposer de ma vie, et j'aurais hésité à la sacrifier s'il le faut. —

Mad. CAMPAN.

JEANNE LOUISE HENRIETTE CAMPAN, *geborene* GENET, *erblickte zu Paris am* 6. *October* 1752 *das Licht der Welt. Ihr Vater, welcher im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt war, suchte seine Erholung in der Erziehung seiner zahlreichen Familie. Henriette machte in der Musik und den fremden Sprachen gute Fortschritte, und zeichnete sich durch ein vorzügliches Gedächtniss so wie durch ihren Geist aus. Man sprach am Hofe von ihr, schlug sie zur Vorleserin bei den Prinzessinnen, Töchtern Ludwigs XV., vor, und sie erhielt,* 14 *Jahr alt, diese Stelle. Hier gewann sie die Zuneigung der Gemahlin des Dauphins, der nachmaligen Königin Marie Antoinette, welche sie mit dem Sohne ihres Cabinets-Secretärs, Herrn Campan, verheirathete und sie zu ihrer ersten Kammerfrau ernannte. Die Güte und das Vertrauen, welche sie in diesem Verhältnisse genoss, hat sie durch Dankbarkeit, Treue und Anhänglichkeit bei jedem Unglück und in allen Gefahren vergolten. Die Gunst, ihrer Wohlthäterin auch in den Tempel folgen zu dürfen, wurde ihr jedoch von Pétion verweigert. Verfolgt von diesem und Robespierre, musste sie ihren Schmerz fern von Paris verbergen, bis der* 9. *Thermidor sie von der Furcht vor dem Schaffot befreite. Sie betrat nun eine neue Laufbahn: die einer Erzieherin. Zuerst leitete sie in Coubertin den Unterricht ihrer Nichten, dann begab sie sich nach Saint-Germain, um hier eine Pensions-Anstalt zu errichten. Diese gewann bald einen ausgebreiteten Ruf, und zog Napoleons Aufmerksamkeit auf deren Gründerin. Zu Ecouen sollte ein Erziehungs-Institut für die Schwestern, Töchter und Nichten*

der Mitglieder der Ehrenlegion errichtet werden: Madame Campan wurde zur Vorsteherin desselben ernannt. Sie richtete die Anstalt musterhaft ein und verwaltete sie ebenso während sieben Jahre. Ludwig XVIII. hob dieselbe auf und Mad. Campan verlor ihre Stelle. Paris war ihr unerträglich: sie begab sich daher lieber nach Mantes, einer kleinen Stadt, wo sie bei einer ehemaligen Schülerin eine liebevolle Aufnahme fand. Sie beschäftigte sich hier mit Abfassung ihrer Memoiren und anderer Schriften, und sah ihren Trost und ihre Hoffnung in ihrem Sohn. Als derselbe aber 1821 *an den Folgen erlittener Misshandlungen, weil er ein Verwandter des Marschalls Ney war, starb, da sank auch ihre Lebenskraft und sie folgte ihm zu Mantes am* 16. *Mai* 1822 *im Tode nach. — Es sind von ihr folgende Schriften im Druck erschienen:* Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, reine de France et de Navarre, suivis de Souvenirs et Anecdotes historiques sur le règne de Louis XIV, XV et XVI, Paris, 1823, 4 Vol. in 12. *und noch oft. (Deutsch Breslau,* 1824, 3 *Bde.) Ueber den Inhalt spricht sie selbst sich folgendermassen aus:* Je dirai ce que j'ai vu. Je ferai connaître le caractère de Marie-Antoinette, ses habitudes privées, l'emploi de son temps, son amour maternel, sa constance en amitié, sa dignité dans le malheur. J'ouvrirai en quelque sorte la porte de ses cabinets intérieurs, où j'ai passé tant de momens près d'elle, dans les plus tristes années de sa vie." — *An diese* Mémoires *schliesst sich an:* Journal anecdotique de Mme. Campan, ou Souvenirs recueillis dans ses entretiens, par M. Maigne, médecin des hôpitaux de Mantes; suivi d'une correspondance inédite de Mme. Campan avec son fils, Paris, 1824, *in dem manche Beiträge zur Geschichte Napoleons sich finden; und* Correspondance inédite (*von* 1797 *bis* 1822) de Mme. Campan avec la reine Hortense; publiée avec notes et introduction, par J. A. C. Buchon, Paris, 1834, 2 Vol. *und noch oft. — Als ausgezeichnete Erzieherin und Lehrerin bewährte sie sich in folgenden Schriften:* De l'Éducation, Paris, 1823, 2 Vol.; édit. nouv., augm. de lettres et de morceaux inédits, Paris, 1824, 3 Vol. in 12. *Angehängt sind die später besonders erschienenen* Lettres de deux Amies, ou Cor-

respondance entre deux Élèves d'Écouen, Paris, 1823, in 12. (*erschien zuerst unter dem Titel:* Lettres de deux jeunes amies; Paris, 1811 *und dann am Schlusse der* Mémoires). Conseils aux jeunes filles, ouvrage couronné par l'Académie française, Paris, 1825, *und das* Théâtre d'éducation, Paris, 1826, in 12. Manuel de la jeune mère, ou Guide pour l'éducation physique et morale des enfans, Paris, 1828, in 18. — *Ihre Werke, die einzeln auch nach ihrem Tode in mehreren Auflagen erschienen sind, wurden gesammelt und herausgegeben von* Barrière, Paris, 1823 ff. 5 Vol. *Vor Bd. I befindet sich eine Notiz über ihr Leben. Ihre Schriften verzeichnet* M. J. Quérard: La France littéraire, T. II, p. 31.

Voyage de Varennes.

(Mémoires. Chap. XVIII.)

La première fois que je revis Sa Majesté, après la funeste catastrophe du voyage de Varennes, je la trouvai sortant de son lit; ses traits n'étaient pas extrêmement altérés; mais, après les premiers mots de bonté qu'elle m'adressa, elle ôta son bonnet, et me dit de voir l'effet que la douleur avait produit sur ses cheveux. En une seule nuit, ils étaient devenus blancs comme ceux d'une femme de soixante-dix ans. Je ne peindrai point ici les sentimens qui déchirèrent mon coeur. Il serait trop peu convenable de parler de mes peines, quand je retrace une si grande infortune. Sa Majesté me fit voir une bague qu'elle venait de faire monter pour la princesse de Lamballe: c'était une gerbe de ses cheveux blancs avec cette inscription: *blanchis par le malheur*. A l'époque de l'acceptation de la constitution, la princesse voulut rentrer en France. La reine, qui ne croyait nullement au retour de la tranquillité, s'y opposa; mais l'attachement que lui avait voué madame de Lamballe lui fit venir chercher la mort.

Lorsque je rentrai à Paris, la plus grande partie des mesures de rigueur étaient levées; les portes ne restaient pas ouvertes; on donnait plus de témoignages de respect au souverain; on savait que la constitution, bientôt ter-

minée, serait acceptée, et on espérait un meilleur ordre de choses.

Dès le jour de mon arrivée, la reine me fit entrer dans son cabinet pour me dire qu'elle aurait grand besoin de moi pour des relations qu'elle avait établies avec MM. Barnave, Duport et Alexandre Lameth. Elle m'apprit que M. de J*** était son intermédiaire avec ces débris du parti constitutionnel, qui avaient de bonnes intentions malheureusement trop tardives; et me dit que Barnave était un homme digne d'inspirer de l'estime. Je fus étonnée d'entendre prononcer ce nom de Barnave avec tant de bienveillance. Quand j'avais quitté Paris, un grand nombre de personnes n'en parlaient qu'avec horreur. Je lui fis cette remarque, elle ne s'en étonna point, mais elle me dit qu'il était bien changé; que ce jeune homme, plein d'esprit et de sentimens nobles, était de cette classe distinguée par l'éducation et seulement égarée par l'ambition que fait naître un mérite réel. „Un sentiment d'orgueil, que je ne saurais trop blâmer dans un jeune homme du tiers-état, disait la reine en parlant de Barnave, lui a fait applaudir à tout ce qui aplanissait la route des honneurs et de la gloire pour la classe dans laquelle il est né: si jamais la puissance revient dans nos mains, le pardon de Barnave est d'avance écrit dans nos coeurs.“ La reine ajoutait qu'il n'en était pas de même à l'égard des nobles qui s'étaient jetés dans le parti de la révolution, eux qui obtenaient toutes les faveurs, et souvent au détriment des gens d'un ordre inférieur, parmi lesquels se trouvaient les plus grands talens: enfin que les nobles, nés pour être les remparts de la monarchie, étaient trop coupables d'avoir trahi sa cause pour mériter leur pardon. La reine m'étonnait de plus en plus par la chaleur avec laquelle elle justifiait l'opinion favorable qu'elle avait conçue de Barnave. Alors elle me dit que sa conduite en route avait été parfaite, tandis que la rudesse républicaine de Pétion avait été outrageante; qu'il mangeait, buvait dans la berline du roi, avec malpropreté, jetant les os de volaille par la portière, au risque de les envoyer jusque sur le visage du roi; haussant son verre sans dire un mot, quand madame Éli-

sabeth lui versait du vin, pour indiquer qu'il en avait assez; que ce ton offensant était calculé, puisque cet homme avait reçu de l'éducation; que Barnave en avait été révolté. Pressé par la reine de prendre quelque chose: „Madame, répondit Barnave, les députés de l'Assemblée nationale, dans une circonstance aussi solennelle, ne doivent occuper Vos Majestés que de leur mission, et nullement de leurs besoins." Enfin ses respectueux égards, ses attentions délicates et toutes ses paroles avaient gagné non-seulement sa bienveillance, mais celle de madame Élisabeth.

Le roi avait commencé à parler à Pétion sur la situation de la France et sur les motifs de sa conduite, qui étaient fondés sur la nécessité de donner au pouvoir exécutif une force nécessaire à son action pour le bien même de l'acte constitutionnel, puisque la France ne pouvait être république. . . . „Pas encore, à la vérité, lui répondit Pétion, parce que les Français ne sont pas assez mûrs pour cela." Cette audacieuse et cruelle réponse imposa silence au roi qui le garda jusqu'à son arrivée à Paris. Pétion tenait sur ses genoux le petit Dauphin; il se plaisait à rouler sur ses doigts les beaux cheveux blonds de l'intéressant enfant; et parlant avec action, il tirait ses boucles assez fort pour le faire crier. . . . „Donnez-moi mon fils, lui dit la reine; il est accoutumé à des soins, à des égards qui le disposent peu à tant de familiarités."

Le chevalier de Dampierre avait été tué près de la voiture du roi, en sortant de Varennes. Un pauvre curé de village, à quelques lieues de l'endroit où ce crime venait d'être commis, eut l'imprudence de s'approcher pour parler au roi; les cannibales qui environnaient la voiture se jettent sur lui. „Tigres, leur cria Barnave, avez-vous cessé d'être Français? Nation de braves, êtes-vous devenue un peuple d'assassins? . . ." Ces seules paroles sauvèrent d'une mort certaine le curé déjà terrassé. Barnave, en les prononçant, s'était jeté presque hors la portière, et madame Élisabeth, touchée de ce noble élan, le retenait par la basque de son habit. La reine disait, en parlant de cet événement, que dans les momens des plus grandes crises, les contrastes bizarres la frappaient toujours; et que, dans cette circon-

stance, la pieuse Élisabeth, retenant Barnave par le pan de son habit, lui avait paru la chose la plus surprenante. Ce député avait éprouvé un autre genre d'étonnement. Les dissertations de madame Élisabeth sur la situation de la France, son éloquence douce et persuasive, la noble simplicité avec laquelle elle entretenait Barnave, sans s'écarter en rien de sa dignité, tout lui parut céleste dans cette divine princesse; et son coeur, disposé sans doute à de nobles sentimens, s'il n'eût pas suivi le chemin de l'erreur, fut soumis par la plus touchante admiration. La conduite des deux députés fit connaître à la reine la séparation totale entre le parti républicain et le parti constitutionnel. Dans les auberges où elle descendait, elle eut quelques entretiens particuliers avec Barnave. Celui-ci parla beaucoup des fautes des royalistes dans la révolution, et dit qu'il avait trouvé les intérêts de la cour si faiblement, si mal défendus, qu'il avait èté tenté plusieurs fois d'aller lui offrir un athlète courageux qui connût l'esprit du siècle et celui de la nation. La reine lui demanda quels auraient été les moyens qu'il lui aurait conseillé d'employer. „La popularité, madame. — Et comment pouvais-je en avoir, repartit Sa Majesté, elle m'était enlevée? — Ah! madame, il vous était bien plus facile de la reconquérir qu'à moi de l'obtenir.“ Cette assertion fournirait matière à commentaire; je me borne à rapporter ce curieux entretien.

La reine attribuait essentiellement à M. de Goguelat l'arrestation à Varennes: elle disait qu'il avait mal calculé le temps que devait durer le voyage. Il avait fait celui de Montmédy à Paris, seul dans une chaise de poste, avant de venir prendre les derniers ordres du roi, et avait établi tous ses calculs sur le temps qu'il avait mis à faire le trajet. On en a fait depuis l'épreuve, et une voiture légère sans courrier a mis près de trois heures de moins qu'une voiture lourde et précédée d'un courrier.

La reine lui reprochait aussi d'avoir quitté la grande route à Pont-de-Sommevelle, où la voiture devait rencontrer les quarante hussards qu'il commandait. Elle pensait qu'il aurait dû fondre sur une très-petite quantité du peuple à Varennes, et ne pas demander aux hussards s'ils

étaient pour le roi ou pour la nation; que surtout il devait éviter de prendre les ordres du roi, ayant eu connaissance de la réponse faite à M. d'Inisdal, lorsqu'il fut question d'un enlèvement; que le roi ayant dit à Goguelat: *Si on emploie la force, cela sera-t-il chaud?* il avait répondu: *Très-chaud, sire;* ce qui suffisait pour que le roi donnât vingt contre-ordres. Comment concevoir qu'on ait aussi négligé d'envoyer un courrier à M. de Bouillé qui aurait eu les temps d'arriver à Varennes avec une force imposante, et qu'on n'ait pas même pensé à faire arrêter les courriers qui suivraient le roi? Leurs Majestés descendues chez un épicier, maire de Varennes, nommé M. Sauce, le roi lui avait parlé longtemps sur les motifs qui l'éloignaient de Paris, et désirait lui prouver l'utilité de sa démarche, qui, loin d'être hostile, avait été prescrite par son amour pour ses sujets. Ce maire eût pu sauver le roi. La reine était assise dans la boutique entre deux ballots de chandelles, et parlait à madame Sauce qui paraissait une femme prépondérante dans son ménage, et que M. Sauce regardait de temps en temps comme pour la consulter; mais la reine obtenait pour toute réponse: „Que voulez-vous, madame, votre position est bien fâcheuse; mais, voyez-vous, cela exposerait M. Sauce, on lui couperait la tête. Une femme doit penser pour son mari. — Eh bien! lui répondait la reine, le mien est votre roi; il a fait votre bonheur pendant longtemps, il veut le faire encore.“ Madame Sauce reparlait des dangers de son mari: les aides-de-camp arrivèrent dans ce moment, et le retour à Paris fut décidé.

La première femme de chambre du dauphin, jugeant que quelque délai pouvait donner à M. de Bouillé le temps d'amener des forces, se jeta sur un lit, et se mit à crier qu'elle se mourait d'une colique affreuse. La reine s'approcha d'elle, et cette dame lui serra la main pour lui faire juger son motif. Sa Majesté dit qu'elle ne pouvait abandonner, dans un semblable état, une femme qui s'était dévouée pour la suivre dans un voyage dangereux, et qu'elle lui devait des soins; mais on devina probablement cette innocente ruse, et l'on n'accorda pas le moindre délai.

Après tout ce que la reine m'avait dit des fautes commises par M. Goguelat, je le croyais disgracié. Quel fut mon étonnement, lorsque ayant été mis en liberté, après l'amnistie qui suivit l'acceptation de la constitution, il se présenta chez la reine et fut reçu avec les témoignages de la plus grande bonté! Elle disait qu'il avait fait ce qu'il avait pu, et que le zèle le plus sincère devait faire excuser le reste.

CAPEFIGUE.

BAPTISTE HONORÉ RAYMOND CAPEFIGUE, *früher einer der Redacteure der* Quotidienne, *dann Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wurde zu Marseille im December* 1799 *geboren. Er hat sich als emsiger Geschichtsforscher durch mehrere Werke, in denen er meistens den Ansichten der* École descriptive *huldigt, einen grossen Ruf erworben, obgleich nicht geläugnet werden kann, dass er in manchen seiner neuesten Werke der Eigenschaften eines wahrhaften Historikers entbehrt. Er ist parteiisch für die Katholiken, benutzt deren Schriften, hört aber nicht die Gegenpartei; unkritisch, lässt er sich oft durch flüchtige, unsichere Angaben verleiten, neue historische Ansichten aufzustellen. — Die wichtigsten seiner Schriften sind:* Essai sur les invasions des Normands dans les Gaules, suivi d'un Aperçu des effets que les établissemens des hommes du Nord ont eus sur la langue, la littérature, les moeurs, les institutions nationales et le système politique de l'Europe; ouvrage qui a obtenu une mention honorable de l'Institut de France, Paris, 1823. — Histoire de Philippe Auguste. Ouvrage couronné par l'Institut, Paris, 1829, 4 Vol.; 6 éd. Paris, 1850, 2 Vol., *ein nach Urkunden fleissig ausgearbeitetes Werk, das die französichen Volkszustände und Staatsgestaltungen zur Zeit des Königs Philipp August,* 1179 *bis* 1223, *gut darlegt.* — Histoire constitutionnelle et administrative de la France depuis la mort de Philippe-Auguste.

1ère Époque. De Louis VIII à la fin du règne de Louis XI, 1223—1483, 4 Vol. Paris, 1831. 1833, *eine Fortsetzung des vorher genannten Werks, in der Ausführung gleich vorzüglich. Hieran schliesst sich:* Louis XII, son gouvernement etc. Paris, 1837, 2 Vol. — Histoire de la Restauration et des Causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un Homme d'état, Paris, 1831—33, 10 Vol. *neue Ausgabe* 1842 4 Vol. (*anonym*), *eine ziemlich gut und mit gesunder Kritik ausgearbeitete Uebersicht der Begebenheiten der neuern Zeit.* — Histoire philosophique des Juifs, depuis la décadence des Machabées jusqu'à nos jours. Ouvrage couronné par l'Institut, Paris, 1833. — Jacques II à Saint-Germain, Paris, 1833, 2 Vol. — Histoire de la Réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV, Paris, 1834—35, 8 Vol. — Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV, Paris, 1835—36, 8 Vol. — Le Gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques, Paris, 1835, 2 Vol. — Le Ministère de M. Thiers, les chambres et l'opposition de M. Guizot, Paris, 1836. — *Seine neuesten Werke sind:* L'Europe pendant le consulat et l'empire de Napoléon, Paris, 1839—41, 12 Vol. — Hugues Capet et la troisième race, jusqu'à Philippe Auguste. Première période; 10e, 11e et 12e siècles, Paris, 1839, 4 Vol. — Charlemagne, Paris, 1841, 2 Vol. *und* Les Cent Jours, Paris, 1841, 2 Vol.; *welches besonders, mit vielem Beifall aufgenommen, seinen Ruf als Historiker dauernd begründet hat.* — Louis VI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe, Paris, 1844, 4 Vol. *Fast alle diese Werke sind in mehreren Auflagen erschienen.*

La Bataille de Waterloo (18 juin 1815).
Fragment des Cent Jours.

(Tome II, Chapitre VII.)

C'était le 18 juin, date funèbre. La noble armée de France avait passé une nuit très-fatiguée; la pluie tombait par torrens, le soleil se levait entouré de nuages et d'un brouillard épais comme il s'en fait en Belgique. L'Em-

pereur se réveilla un peu tard, fit servir son déjeuner à huit heures; assis au bivouac, entouré de ses officiers, il leur parla de la faute que faisait le duc de Wellington en l'attendant dans une position aussi mauvaise; il énuméra les chances de la victoire, il en avait quatre-vingt-dix contre une. Cette causerie dura quelque temps; il avait besoin de retremper un peu ces courages fatigués et d'épanouir un peu d'espérance ces fronts assombris. Après avoir visité les lignes, il dicta avec son admirable sang froid l'ordre de bataille, que les généraux écrivirent sur leurs genoux. Ensuite, des nuées d'aides-de-camp, d'officiers d'ordonnance, parcoururent la plaine pour porter les ordres de l'Empereur.

Magnifique spectacle! onze colonnes se déployèrent simultanément comme de longs serpens aux reluisantes écailles, on les voyait se dessiner dans la plaine; quatre de ces colonnes étaient destinées à former la première ligne de bataille, quatre la deuxième, et trois la troisième de ces lignes; il fallut à peine une heure pour accomplir cette belle manoeuvre; les trompettes faisaient retentir l'air de nobles fanfares, les tambours battaient aux champs, la musique des régimens faisait entendre les airs de la République, la Marseillaise, le Chant du Départ, et Veillons au salut de l'Empire. Le duc de Wellington a dit depuis que lui, l'homme de guerre, avait été vivement frappé de cette magnifique solennité; il vit bien qu'il avait devant lui des corps d'élite commandés par le premier génie militaire. La cavalerie défila malgré le mauvais terrain avec une précision admirable; quand le mouvement fut exécuté, le premier corps de la ligne française, formé de trente-deux bataillons, fit la droite, flanqué de douze escadrons de cavalerie légère; le deuxième de vingt-quatre bataillons, forma la gauche, flanqué aussi de douze escadrons de chasseurs et de hussards. Derrière cette première ligne, se voyaient à la droite les vingt-quatre escadrons de cuirassiers, conduits par Kellermann; tous à la stature robuste, aux cuirasses et aux casques resplendissans; à la gauche, également vingt-quatre autres escadrons de cuirassiers, sous le général Milhaud, la plus

belle troupe que l'on pût admirer; et derrière en troisième ligne, comme pour couronner ce tableau, les grenadiers, les lanciers et les chasseurs à cheval de la garde. En réserve, vingt-quatre bataillons à pied de la garde, sur les deux côtés de la chaussée du Mont-Saint-Jean; enfin, en colonnes serrées par escadrons, entre l'aile droite et l'aile gauche, la cavalerie du général Subervie, soutenue par tout le sixième corps pressé en colonnes.

Les vieux soldats qui racontent en gémissant les lamentables funérailles de Waterloo, disent encore que rien ne peut être comparé au spectacle de ces deux armées en présence. Les Anglais resserrés sur une ligne formidable, retranchés sur la chaussée du Mont-Saint-Jean; et en face d'eux la plus magnifique des armées rangée comme un demi-cercle pour briser les retranchemens et refouler l'ennemi jusqu'à Bruxelles. Le soleil dissipait lentement le brouillard, ses feux éclataient sur ces milliers de baïonnettes, de cuirasses et de casques; le mouvement n'était pas encore opéré. Le premier coup de canon qui se fit entendre retentit en écho dans la vallée, lorsque l'horloge de Nivelles sonna onze heures; la bataille fut annoncée par une vive fusillade que Jérôme Bonaparte engagea sur la gauche vers le bois d'Hougomont. Les Anglais démasquèrent contre lui un parc d'artillerie qui échangea des boulets avec les parcs de la cavalerie du général Kellermann. Comme à Ligny, le bois fut enlevé et repris plusieurs fois; les Anglais l'évacuèrent après une vive fusillade. Tout ce que voulait le duc de Wellington, c'était une bataille de résistance, afin de gagner du temps, en conservant sa position avec le moins de pertes possible; là était tout son plan: quelques heures encore, et Bulow arriverait sur le champ de bataille. Depuis deux heures on prenait, on cédait quelques accidens de terrain, lorsque Napoléon donna l'ordre au maréchal Ney d'attaquer la grande ligne de l'ennemi et de percer son centre: les colonnes du maréchal s'ébranlent; Ney tire sa noble épée, lorsque les soldats postés vers la Haye-Sainte amènent un hussard noir; on l'interroge avec inquiétude, et celui-ci annonce: „qu'une colonne profonde s'avance vers la droite

à Saint-Lambert! « C'était le corps entier de Bulow, non engagé à Ligny, qui accourait sur le champ de bataille par une manoeuvre semblable à l'attaque de flanc glorieusement accomplie par Ney à Bautzen. Le hussard noir donna aussi quelques autres renseignemens; Bulow n'était que l'avant-garde de toute l'armée de Blücher qui abandonnait Wavres pour se porter sur Waterloo.

Ainsi, ce corps de Blücher que l'on croyait anéanti, cette armée que l'on disait en désordre, allait rentrer en ligne, et se présenter sur les flancs de l'armée française. Qu'était devenu le maréchal Grouchy? Que faisait-il dans sa poursuite contre les Prussiens? Le maréchal Grouchy à Gembloux, comme Ney aux Quatre-Bras, avait mollement suivi l'ennemi, afin de ne pas s'exposer aux coups de forces supérieures, et les Prussiens masquant leur mouvement par le corps du général Thielmann, s'étaient portés de Wavres sur Saint-Lambert. A ce moment décisif, l'important était de prévenir le maréchal de cette grande bataille, qui faisait trembler la terre à cinq lieues. Le maréchal Soult expédia ordre sur ordre pour lui annoncer que la bataille était engagée, et qu'il devait se porter sur Saint-Lambert. Que devinrent ces officiers, ces aides-de-camp? On l'ignore. Les Prussiens du général Bulow, qui avaient déjà gagné toute une marche, s'avançaient au pas de course: 30,000 hommes de troupes fraîches et solides arrivaient sur le terrain du grand combat. Cet épisode de la bataille, qui n'entrait pas dans le calcul primitif de Napoléon, le force à modifier quelques-unes de ses dispositions, et il le fait avec sa supériorité habituelle. Il faut à tout prix éviter une trouée, une attaque de flanc par un mouvement de gauche à droite; l'Empereur donne ordre au général Mouton d'opposer une vive résistance aux Prussiens avec son corps d'armée, il faut les contenir tandis qu'il va frapper un grand coup vers le centre de la ligne anglaise: si cette attaque réussit, alors il sera temps de tomber sur les Prussiens avec l'énergie de la victoire.

L'ordre fut sur-le-champ expédié au maréchal Ney d'accélérer le dénouement de l'attaque de la ligne anglaise, et la Haye-Sainte fut le point de mire de l'intrépide

maréchal; il fallait en déloger l'ennemi pour intercepter toute communication entre les Anglais et les Prussiens de Bulow; la Haye-Sainte fut enlevée. A ce moment et sur l'ordre de l'Empereur s'ébranlent les cuirassiers du général Milhaud, hommes de fer; le terrain tremble sous les pas de leurs chevaux; ils croisent la latte*) avec les dragons anglais, la plus vieille des cavaleries, célèbre déjà même au temps des têtes rondes**); c'est un combat du moyen âge, un de ces engagemens de chevaliers que l'école flamande nous a transmis. Dans cette mêlée, les boulets et les mitrailles rebondissaient sous les pieds des chevaux. Le duc de Wellington rappelle aux officiers et aux soldats, avec le flegme britannique, la nécessité de deux heures de résistance encore. Les lignes anglaises se maintiennent avec fermeté, les bataillons tombent sous les coups des cuirassiers et des dragons français, lorsque le premier épisode de la bataille s'accomplit: les boulets du général Bulow arrivent à la Haye-Sainte.

Les Prussiens, en effet, ramenaient devant eux presqu'en désordre le corps trop faible du général Mouton, opérant sa retraite en échiquier***); les feux des batteries prussiennes labouraient la chaussée en avant et en arrière de la Belle-Alliance où se trouvait l'Empereur. Le moment devenait décisif; il fallait repousser cette attaque de flanc, ou bien tout était compromis. L'Empereur ordonne à une division de la jeune garde, conduite par le général Duhesme, de se placer l'arme au bras en avant de la Belle-Alliance, pour arrêter le mouvement des Prussiens. Bulow s'avançait toujours, et ses colonnes débordaient tellement la ligne de l'Empereur, qu'elles arrivaient jusqu'à la hauteur de Planchenoît; Napoléon dut alors soutenir la jeune garde par la vieille. En présence de ces visages basanés par les feux de Marengo, d'Austerlitz, d'Iéna, les Prussiens s'arrêtèrent; les forces presque égales rétablissent le

*) *Der lange Degen der schweren Cavalerie.*

**) *So nannte man die Anhänger Cromwell's und seiner Scheinheiligkeit.*

***) *In schachbrettförmiger Stellung, bei welcher die hintern Abtheilungen auf die Zwischenräume der vordern treffen.*

combat; les divisions Duhesme, Mouton et Morand pouvaient lutter glorieusement avec les troupes de Bulow. Cependant il faut remarquer déjà qu'à ce moment les réserves de l'Empereur sont engagées, la jeune et la vieille garde se trouvent en ligne; quelle ressource pouvait-il rester en cas d'un revers?

L'attaque du centre de la ligne du duc de Wellington par le maréchal Ney se développait en face du Mont-Saint-Jean; des charges de cavalerie intrépides, soutenues, se multipliaient; les Anglais, informés de l'arrivée prochaine de Blücher, réunirent leurs efforts pour maintenir leurs positions. Toutes les réserves de cavalerie s'engageaient successivement avec plus d'enthousiasme que de régularité; la valeur brillante du maréchal Ney se montra comme un témoignage de désespoir; et l'on vit, chose merveilleuse, comme à la Moskowa, toute la cavalerie, le sabre haut, gravir le Mont-Saint-Jean en brisant des carrés entiers, et s'emparer des hauteurs garnies d'artillerie. Ce mouvement admirable de courage était, hélas! bien hasardé; le duc de Wellington en profite, il jette sa cavalerie sur les rangs ébranlés; elle est soutenue par une infanterie, brave, solide; tout était engagé, cuirassiers, dragons, grenadiers à cheval, lanciers, chasseurs de la garde, hussards, dans un pêle-mêle affreux où nul ne se reconnaissait plus. On fit des prodiges; des régimens anglais tout entiers disparurent comme l'herbe des champs après la grêle; les Écossais tombèrent fermes à leurs rangs, mais il résulta de cette mêlée un désordre de cavalerie indicible; on se presse les uns sur les autres, on tombe; le feu meurtrier des batteries anglaises laboure le champ de bataille à bout portant.

Dès ce moment, le succès commence à devenir douteux; car voici le succès de la bataille: les Prussiens de Bulow sont arrêtés vers Planchenoît par les divisions de la jeune et de la vieille garde; au centre, le duc de Wellington, qui attend Blücher, redouble ses charges et reprend l'offensive; l'Empereur, au milieu du feu, a vu la faute de Ney, ce désordre de la cavalerie; mais peut-on l'abandonner? il faut le soutenir en enlevant aux Anglais leurs dernières positions; cette cavalerie venait d'être ramenée sur

le champ de bataille, abîmée sous la mitraille; on doit appuyer les cuirassiers dont le casque brille sur les hauteurs du Mont-Saint-Jean; Ney prend avec lui quatre bataillons de la moyenne garde, et s'avance l'épée au poing; des cris d'espoir se font alors entendre: „La victoire est à nous, Grouchy arrive! en avant, la garde va donner!“ Ces mots rendent quelque ardeur aux rangs un peu confus des escadrons et des bataillons pressés; l'intrépide Ney à la tête de sa colonne d'attaque marche une fois encore sur le Mont-Saint-Jean; il est accueilli par une décharge d'artillerie à bout portant; les grenadiers ne s'arrêtent pas, ils courent tumultueusement, presqu'en désordre: ce n'est plus la fermeté des vieux jours, la solidité de la bonne infanterie; c'est de la rage, de la fureur. Le duc de Wellington s'aperçoit de ce tumulte: il lance une formidable cavalerie au milieu de ces bataillons, refoulés en un instant les uns sur les autres; le cheval du maréchal Ney est tué, les généraux Friand et Michel sont blessés, les grenadiers se retirent en désordre. La bataille est compromise.

Quand les troupes françaises s'agitaient aux cris de vive l'Empereur! quand les soldats disaient pour s'encourager les uns les autres: „Voici Grouchy! voici Grouchy!“ à l'aspect de tourbillons de fumée, ce n'était pas le maréchal qui accourait au bruit du canon; Bulow se voyait déjà soutenu par Zieten, le général d'avant-garde de Blücher; ce Zieten qu'on avait dit dispersé, tué, arrivait aussi en ligne, et tandis que Bulow attaquait Planchenoît, il s'emparait de la Haye-Sainte. Ainsi partout les Prussiens, à Planchenoît, à la Haye-Sainte, sur le flanc et sur le derrière, et Blücher à quelques centaines de toises au delà des réserves. A cet aspect des masses profondes de Prussiens, la confusion la plus étrange se met dans les rangs français; une terreur subite se communique et se propage comme un mal contagieux; quelques cris se font entendre déjà: „Nous sommes trahis! sauve qui peut!“ et l'on sait combien dans un désordre ces cris font de mal. Le duc de Wellington aperçoit la confusion, il en profite et lance une fois encore au grand trot toute sa grosse cavalerie. Les Français abandonnent leurs po-

sitions, les Anglais les refoulent devant eux, ils sont pressés Zieten et Blücher qui arrivent sur le champ de bataille à la Haye-Sainte, par Bulow qui brise tout ce qu'il rencontre à Planchenoît; attaquée de front, rompue sur les flancs, l'armée française n'est plus qu'une foule confuse; c'est une masse sans chefs, sans commandement; ce n'est plus une armée.

Ce fut alors que se formèrent en bataillons carrés quatre régimens de la vieille garde; ils devaient servir de point de ralliement et de réserve, pour opérer une retraite régulière; Napoléon l'avait ainsi ordonné, afin d'éviter des catastrophes comme à Moscou ou à Leipsick; il voulait se placer à leur tête, lorsque pressé par les aides-de-camp il quitta rapidement le champ de bataille à travers plaines. On a fait beaucoup de légendes sur la dernière partie de la bataille de Waterloo, et on a peint l'Empereur au milieu d'un bataillon de la garde, l'épée à la main, voulant mourir par une balle ou un boulet anglais ou prussien. Je respecte ces légendes du peuple, expression de son amour et de son admiration; mais une telle mort n'était point à la hauteur d'une tête militaire comme la sienne et d'un homme d'État qui avait d'autres destinées à remplir: aussi cette légende n'est pas l'histoire. Voici la vérité: dès que l'Empereur se vit débordé par les Prussiens à Planchenoît, dès que le corps de Bulow se rendit maître de la ferme de Caillou, au-dessous de la Maison-du-Roi, Napoléon dut quitter Waterloo à travers champs; son cheval vigoureux l'entraîna loin des Prussiens qui lui auraient fait un mauvais parti; il ne voulait pas tomber dans leurs mains, et il laissa le champ de bataille avant même que les derniers carrés de la garde eussent été formés pour protéger la retraite. La légende qui le place au milieu d'un bataillon héroïque l'épée à la main, est une de ces glorieuses religions du soldat qu'il faut laisser dans un pieux mystère comme le mot du général Cambronne: „La garde meurt, mais ne se rend pas.“ Certes, la garde était assez noble et assez intrépide pour prononcer ces paroles; certes, l'Empereur était assez brave, assez grand, pour mourir sur un champ d'honneur; mais,

homme politique, il ne le fit pas. L'histoire doit dire qu'il était déjà à deux lieues du champ de bataille lorsque le dernier carré de la garde fut enfoncé. Il ne fut rejoint par ses équipages qu'á Charleroi; ses voitures, le portefeuille des cabinets, ses décorations, son trésor, tout fut enlevé par les Prussiens. Les funérailles de Waterloo furent moins une retraite qu'un désordre.

JACOB LE BIBLIOPHILE.

P. L. JACOB LE BIBLIOPHILE, *mit seinem bürgerlichen Namen* PAUL LACROIX, *wurde zu Paris am* 27. *Februar* 1806 *geboren. Sein Vater, welcher sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht hat, war Vorsteher einer Abtheilung der General-Verwaltung der Domainen, starb aber zu früh, um für die Erziehung seines Sohnes wirken zu können. Dieser betrat zeitig die literarische Laufbahn. Sein erstes eigenes mit seinem wahren Namen erschienenes Werk (vorher hatte er schon die Werke einiger älteren französischen Classiker, als Clém. Marot, Rabelais, etc., edirt) war ein historischer Roman:* L'assassinat d'un roi, Paris, 1825, 2 Vol. in 12. *Er ging ohne Erfolg vorüber, so wie später das Drama:* La prison de Pompéia, *in* 1 *Act.* Paris, 1827. *Auch* La Maréchale d'Ancre, drame historique en cinq actes et en vers, Paris, 1828, *wurde durch die Censur nicht zur Aufführung zugelassen. Damals hatte Walter Scott die Herrschaft über die Lesewelt; Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Dies benutzte Jacob und trat* 1829 *mit einer Sammlung von achtzehn chronistischen Erzählungen aus dem* 14. *bis* 16. *Jahrhundert, unter dem Titel:* Les Soirées de Walter Scott à Paris (Paris) *auf, der* 1831 *ein zweiter Band folgte. Dieser Titel erregte die Aufmerksamkeit der Lesewelt, der innere Werth des Buchs wusste sie zu fesseln, und Jacob le Bibliophile war ein gelesener Schriftsteller. In dem Zeitraume, welcher zwischen dem Erscheinen des ersten und*

zweiten Bandes der Soirées *verfloss, gab er anonym die von ihm verfassten* Mémoires du Cardinal Dubois, Paris, 1829, 4 Vol., *und die* Mémoires de Gabrielle d'Estrées, Paris, 1829, 4 Vol. (*beide noch oft gedruckt*) *heraus, war ein fleissiger Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften und von dreien theils Mitredacteur* (*des* Mercure du 19ème siècle, *im October* 1829), *theils Begründer und Redacteur* (*von* 1830 *an des* Gastronome *und* 1831 *des* Garde national). *Seit* 1830 *hat er die französische Literatur mit folgenden Romanen und Erzählungen bereichert:* Les deux Fous, histoire du temps de François I, 1524, Paris, 1830. — Le roi des Ribauds, histoire du temps de Louis XII, 1715, Paris, 1831, 2 Vol.; nouv. édit. 1838. — Un Divorce, Paris, 1831. — Contes du Bibliophile Jacob à ses petits-enfans, Paris, 1831, 2 Vol. in 12. — La Danse macabre, histoire fantastique du 15e siècle, Paris, 1832. — Vertu et Tempérament. Histoire du temps de la Restauration, 1818 — 1820 — 1832. Paris, 1832, 2 Vol. — Convalescence du vieux conteur, Paris, 1832, in 12. — Quand j'étais jeune. Souvenirs d'un vieux. Paris, 1833, 2 Vol. in 12. — Les Francs-taupins. Histoire du temps de Charles VII, 1440. Paris, 1833, 3 Vol. — Le bon vieux temps. Suite des Soirées de Walter Scott. Paris, 1833, 2 Vol. — La Folle d'Orléans. Histoire du temps de Louis XIV. Paris, 1835, 2 Vol. — Médianoches, Paris, 1835, 2 Vol. — Pignerol. Histoire du temps de Louis XIV, 1680. Paris, 1836, 2 Vol. — Suite de la Convalescence du vieux conteur, Paris, 1837, in 12. — Amante et Mère, Paris, 1839, 2 Vol. — La Marquise de Chatillard, Paris, 1839, 2 Vol. — La Chambre des poisons, histoire du temps de Louis XIV (1712), Paris, 1839, 2 Vol. *Alle diese Romane erschienen in mehreren Auflagen.* — Histoire de l'homme au masque de fer; nouv. édit. Paris, 1849, 2 Vol. *Dieses interessante Werk wurde zuerst in der* Revue de Paris *abgedruckt. Nach Jacobs Dafürhalten war die geheimnissvolle Person des Mannes mit der eisernen Maske, Fouquet, Finanzminister Ludwigs des XIV.* — La Comtesse de Choiseul-Praslin, histoire du temps de Louis XV, Paris, 1841, 2 Vol., nouv. édit. Paris, 1850, 2 Vol. — Les Catacombes de Rome, épisode de la vie d'un peintre français, Paris, 1845, 2 Vol.—

Le fils du notaire, 1844. — *Im Allgemeinen gehört Jacob zur Walter Scott'schen Schule; doch weicht er im Style von seinem Meister ab. W. Scott lässt nämlich seine Personen wohl den schottischen Dialekt reden, aber niemals die Mundart des Mittelalters. Jacob dagegen beachtet in jedem Gespräche genau den Zeitpunkt der Handlung. Wenn er selbst erzählt, so geschieht dies in der jetzigen französischen Sprache; wenn aber seine Helden unter einander reden, so sprechen sie mit denselben Wörtern und Wendungen, welche sie zu ihrer Lebenszeit wirklich gebraucht haben würden. Man hält Jacob für den Erfinder dieser Stylart. Seine Schilderungen und Erzählungen haben dadurch, und durch sein ernstes Studium alter Chroniken und Schriftsteller, eine Wahrheit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewonnen, wie man sie nur bei Augenzeugen und mitlebenden Autoren findet. — Als die wichtigsten Früchte der „ganz deutschen Geduld“ (Jacobs eigener Ausdruck), mit welcher Jacob die Quellen der französischen Geschichte durchforscht, sind indess die folgenden zwei Werke zu betrachten:* Chronique de Jean d'Auton, publiée pour la première fois en entier, d'aprés les manuscrits de la bibliothèque du roi, avec une notice et des notes, Paris, 1834, 1835, 4 Vol., nouv. édit. 1849, *und* Histoire du seizième siècle en France, d'après les originaux, manuscrits et imprimés, Paris, 1834, 1835, 4 Vol. *neueste Auflage,* 1851. — *Als Literat zeigte sich Jacob vornämlich in dem Werkchen:* La Perle, ou les Femmes littéraires. Choix de morceaux en vers et en prose composés par des femmes depuis le 15e siècle jusqu'à nos jours; précédé d'un aperçu historique sur les femmes littéraires de France, Paris, 1832, in 18.; *und später durch seine* Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire; sur les manuscrits relatifs à l'histoire de France et à la littérature française, conservés dans les bibliothèques d'Italie, Paris, 1840—1841 (*in funfzig Lieferungen erschienen*). *Auch Pierre Ronsard's und La Fontaine's Werke hat er neuerdings herausgegeben; ferner noch:* Les vieux conteurs français, contenant les cent nouvelles, dites les nouvelles du roi Louis XI; les contes et joyeux devis de Bonaventure des Perriers; l'Heptameron, ou les Nouvelles de Marguerite, reine de Navarre; et Moyen de parvenir.

Par Berolde de Verville. Revus et corrigés sur éditions originales, accompagnés de notes explicatives du vieux langage, et précédés de notices historiques, par Paul L. Jacob. Paris, 1840 – 41, *und noch oft*, 50 livraisons. — Lettres d'Abeilard et d'Héloïse. Traduction littérale. Seule édition complète, Paris, 1840, in 18. — *Sein jüngerer Bruder*, Jul. Lacroix, *geb.* 1809, *auch ein talentvoller Mann, häuft in seinen Romanen Greuel auf Greuel. — Ein Verzeichniss von Jacobs Schriften bis* 1831 *enthält:* J. M. Quérard, la France littéraire, T. IV, p. 379. 380.

Fragment des Médianoches*). Tome I.

Un de mes ancêtres, le carme Louis Jacob, auteur du *Traité des plus belles bibliothèques du monde,* fut, sur la fin de sa vie, bibliothécaire de M. Achille de Harlay, premier président au parlement de Paris, et ne se plaisait pas dans cette maison. M. de Harlay, homme peu sociable, d'un caractère inflexible et d'une majesté désespérante, ne prononçait pas un mot pendant le dîner, quoique ses gros yeux interrogeassent toujours, et le P. Jacob était mal à l'aise devant ce grave magistrat, qui ne s'épanchait jamais en confidence de bibliophile.

Le soir du 10 mai 1670, le P. Jacob, retiré dans sa chambre, avec ses livres qui ne le quittaient jamais, se reposait des fatigues de la journée qu'il avait toute employée à ranger la bibliothèque en désordre de M. de Harlay: il était vêtu de son costume d'étude, la calotte de velours noir, la robe de drap pareillement noir, que l'encre et la poussière avaient enduit de taches luisantes, la ceinture de cuir autour des reins, selon le précepte biblique contre la paresse; il n'était paresseux que pour faire sa barbe, qu'il laissait croître à la mode des patriarches et en dépit de la règle des carmes.

Il achevait enfin son ouvrage *Bibliotheca Carmelitarum,*

*) *Ein aus dem Spanischen entlehntes Wort, das eigentlich ein mit dem Schlage Mitternacht anfangendes Gastmahl bezeichnet.*

que son couvent des Billettes*), à Paris, possédait manuscrit avant la révolution.

Assis dans son grand fauteuil, qu'il chérissait comme un compagnon de travail, il écrivait ce traité bibliographique, pendant que son secrétaire, Mathieu, clerc séculier à la mine joyeuse et rebondie, aussi bavard et ignorant que s'il n'eût fait encore connaissance qu'avec le dos des livres, cherchait et apportait ceux que nommait, l'un après l'autre ou à la fois, le laborieux compilateur: mais les lenteurs de Mathieu, qui épelait le titre de vingt volumes avant de rencontrer juste, désolaient le bon carme, forcé souvent de suspendre sa rédaction pour se livrer lui-même à une recherche pénible dans les rayons de la bibliothèque.

— Mon révérend père, lui disait Mathieu, vos bouquins ont l'oreille dure: ils ne répondent pas quand vous les appelez: cependant vous les remuez tellement qu'ils n'amassent point de poussière.

— Mon ami, reprit Jacob en souriant, si les usages des anciens Égyptiens étaient admis en France, je voudrais être enterré avec ce que j'aime le plus au monde: mes livres.

— *Bibliotheca Pontificia duobus libris distincta*, cria sa perruche favorite, qui avait appris à répéter les noms de ses ouvrages latins et français.

On frappa doucement à la porte.

C'était Geneviève, dernière fille de M. de Harlay, jolie blonde aux joues fraîches et bouffies, à la bouche pincée, aux yeux vifs et hardis, à l'air prude: elle portait habituellement un voile, comme si elle se préparait à se faire religieuse, de même que ses soeurs Madeleine, Anne et Élisabeth; mais elle ne le baissait qu'à la messe: sa toilette, brillante de satin et de velours, n'eût pas été plus riche et plus soignée pour le bal, quoique Geneviève ne sortît jamais que pour aller à l'église.

*) *Wahrscheinlich in der Strasse* des Billettes, *in welcher heut zu Tage eine der Pariser reformirten Kirchen ist, die ebenfalls unter dem Namen der* église des Billettes *bekannt ist.*

— Mon père, dit-elle d'une seule haleine en entrant, je viens quérir la clef de la bibliothèque.

— Ah! M. de Harlay désire visiter sa bibliothèque? repartit, avec un sourire de satisfaction, le savant qui acheva d'écrire une phrase commencée avant de jeter la plume.

— Non, ne venez pas, ne vous dérangez point, je vous en prie, répliqua Geneviève qui rougit et balbutia: ce n'est pas M. le président... même il est inutile qu'il sache...

— Ah! ce n'est pas M. de Harlay? Alors qui demande cette clef? dit sans se lever le carme, décidé à ne pas se dessaisir de la clef qu'il n'eût remise qu'à M. de Harlay en personne.

— Ne voyez-vous pas, mon révérend père, répondit Mathieu qui devina l'embarras de la jeune fille, que mademoiselle Geneviève se veut instruire en quelque science secrètement?

— C'est moi, dit-elle en rougissant plus fort, qui réclame de vos bontés la clef de la bibliothèque pour ce soir.

— Que voulez-vous faire de cette clef? dit aussitôt Louis Jacob, qui n'osait pas en venir à un refus définitif; demain.... Tout est en désordre, les livres, les manuscrits, sur les tables, je ne m'y reconnaîtrais pas moi-même. Il suffirait d'une étincelle pour mettre le feu et détruire cette précieuse bibliothèque.... Cependant je peux vous y conduire....

— Non, monsieur, répondit-elle d'un ton fâché; je pensais que vous ne me refuseriez pas ce service; le bibliothécaire que vous avez remplacé avait plus de déférence pour la fille de M. de Harlay: la bibliothèque m'était ouverte à toute heure, et j'y allais étudier.

— Ah! mademoiselle, je ne vous refuse pas; reprit le religieux, qui craignit de mécontenter la fille de son patron; sans doute, je vous donnerais cette clef à l'instant... si je croyais convenable de vous exposer à des lectures dangereuses... car, dans une grande bibliothèque, tous les livres ne sont pas également bons à lire, surtout pour une personne de votre sexe et de votre âge.

— Enfin, monsieur, dit-elle avec instance, me donnerez-vous cette clef? Je vous promets de la rapporter dans une heure, je vous promets en outre de ne toucher à aucun livre; mais cette clef, pour l'amour de Dieu!... j'en ai besoin, et vous me rendrez un véritable service.

— La voilà, mademoiselle, répondit Louis Jacob étonné et subjugué par ces prières de femme prononcées avec une voix douce et suppliante: vous me la rapporterez dans une heure, n'est-ce pas? ou j'irai la reprendre et remettre en place les livres que vous aurez dérangés. Je vous recommande de ne pas ouvrir un seul volume de la seconde case du troisième corps de bibliothèque, entre les bustes de Catulle et de Pétrone. Mademoiselle, prenez garde au feu; je mourrais de douleur s'il arrivait un accident à ce dépôt qui m'est confié. Vous entendez bien, la seconde case? Ce sont *erotica opera*. Feuilletez les manuscrits avec précaution. N'intervertissez pas l'ordre de mon catalogue... En vérité, je suis trop faible! M. de Harlay me blâmerait: une jeune demoiselle seule dans cette bibliothèque.

Le P. Jacob continuait ses instructions mêlées de reproches adressés à lui-même, pendant que Geneviève, joyeuse d'avoir arraché la clef des mains du vieillard, s'enfuyait et courait se renfermer avec les livres. Le bibliothécaire était si préoccupé de son imprudente confiance, qu'il vint à penser, pour se rassurer, que la fille du premier président pouvait être une merveille de science, et qu'elle se formait l'esprit à la dérobée par l'étude des auteurs classiques.

Enfin il retomba dans sa distraction studieuse, où le ramena une lettre de Ménage, qui l'avertissait d'une erreur grossière de sa *Bibliothèque pontificale:* il avait fait du titre d'un livre le nom de l'auteur, qu'il appelait *Benjaminus Stares Spiegel*, au lieu de Benjamin Strack, sans soupçonner que Spiegel signifiait miroir.

Cette lourde bévue lui prouva qu'il ne savait pas l'allemand, et il fit voeu de l'apprendre par pénitence.

Sa rêverie fut troublée par des cris et des voix éclatantes, puis par la chute de plusieurs corps pesans qui

ébranlèrent le plafond, comme si la maison allait s'écrouler. Il leva la tête et la plume, écouta et trembla: il se souvint de la clef de la bibliothèque.

— Mon révérend père, la clef! s'écria Mathieu qui accourut, moitié riant, moitié effrayé.

— Eh bien! rends-la-moi, cette clef, reprit le carme tout ému; sinon, je vais la reprendre.

— N'y allez pas, mon révérend; M. de Harlay est en belle fureur: il a trouvé, en rentrant, sa fille Geneviève enfermée avec quelqu'un, et celui-ci a renversé livres et armoires pour se sauver par la fenêtre.

— Ah! quel désastre! on a renversé les armoires et les livres? Je m'étais donné tant de peine à les ranger, car la bibliothèque de M. de Harlay était confondue avec celle de son père. Ah! quelle mésaventure! Jamais je ne prêterai ma clef dorénavant! Mon grand catalogue est bien loin! Mon Dieu! a-t-on eu la barbarie de renverser des livres! ils auront bien souffert, ces pauvres livres!

Le P. Jacob, chagrin et indigné, courut à la bibliothèque, où il rencontra M. de Harlay plus indigné et plus chagrin pour un tout autre motif, mais aussi plus solennel dans l'expression de ses sentimens: au milieu des livres confondus pêle-mêle et entassés à ses pieds, dans l'atmosphère de poussière qui obscurcissait la salle, on eût dit qu'il siégeait encore sur les fleurs-de-lis*).

— Voilà donc votre ouvrage, mon père! dit sévèrement le premier président qui parlait de sa fille: comment un homme de votre état et de votre caractère a-t-il pu prêter les mains à cette conduite coupable?

— Ne m'accusez pas, monsieur le premier président, répondit Jacob qui s'imagina qu'on lui parlait de bibliothèque: je me doutais d'un malheur, lorsque je faisais difficulté de confier cette clef à mademoiselle!... Ce spectacle m'afflige, et j'en pleurerais comme un enfant; comment retrouver dans ce désordre l'arrangement de mon catalogue? je mettrai des mois à réparer ce dégât!...

*) *Eine Anspielung auf den mit Lilien besäeten Teppich, mit dem die Stühle der Richter ehemals in Frankreich überzogen waren.*

Il ne faut pas avoir de coeur pour s'attaquer à des livres qui n'en peuvent mais!

— Monsieur, vous étiez leur complice, reprit M. de Harlay d'un accent formidable; vous avez favorisé leur rendez-vous; un carme! un homme que je croyais respectable et que j'avais accueilli dans ma maison comme un ami d'enfance.

— Mon Dieu, monsieur le président, je conçois votre colère, répliquait Jacob qui ne soupçonnait pas qu'on pût songer à autre chose qu'aux livres devant cette bibliothèque en désarroi. On dirait que les Goths, les Visigoths, les Huns, ont passé par-là! Combien de volumes écornés, déchirés et froissés. Je vous jure que je suis bien innocent, et Mathieu est témoin que je n'ai cédé qu'aux plus pressantes instances. Cependant ce malheur n'est pas sans remède; je ne me coucherai pas de la nuit: allez-vous coucher, monsieur le président! Mathieu m'aidera, et demain tout sera remis en place. Mathieu, ramasse les volumes au hasard, je les classerai là-haut.

M. de Harlay eut d'abord l'idée que le père Jacob se moquait de lui et s'efforçait d'éluder les réprimandes qu'il avait méritées; car ce respectable bibliothécaire avait posé lui-même l'échelle et y montait chargé de six in-folios, en donnant des ordres à son secrétaire; mais le zèle et l'activité qu'il déployait étant au-dessus de ses forces, il perdit l'équilibre et tomba sans abandonner son fardeau, ce qui aggrava la chute; il fut tué raide, et mourut sur le terrain d'une bibliothèque, comme un guerrier au champ d'honneur.

M. de Harlay, qui le soupçonnait encore d'avoir servi les amours de Geneviève, envoya celle-ci rejoindre ses soeurs dans un cloître, et fit mettre le corps à peine froid du P. Jacob dans un carrosse pour être ramené au couvent des Billettes. Mathieu se rappelant le voeu de son maître, remplit le carrosse des livres que ce savant avait tant aimés, afin qu'il fût comme enseveli avec eux.

JULES MICHELET.

JULES MICHELET, *geboren am* 21. *August* 1798 *zu Paris, früher Professor der Geschichte am Collége de Sainte-Barbe, später am Collége Rollin und dann an der Sorbonne, darauf Chef der historischen Abtheilung der Reichs-Archive und Vorsitzender der Conferenzen der Normalschule in Paris, hat sich in neuester Zeit als ausgezeichneter Historiker und Geschichtsphilosoph bewährt. An der Sorbonne begann er eine Reihe Vorlesungen über neuere Geschichte, die das gebildete Publikum viel besuchte und deren Inhalt durch Tiefe und gründliche Gelehrsamkeit sich empfahl. Als seine geschwächte Gesundheit ihm nicht mehr erlaubte, seinen Cursus fortzusetzen, verdoppelte sich seine Thätigkeit als Schriftsteller. Seine Schriften sind:* Tableau chronologique de l'histoire moderne, 1453–1789, Paris, 1825. — Tableaux synchroniques de l'histoire moderne, 1453—1648, Paris, 1826, *und noch oft,* in 4. — Précis de l'histoire moderne, Paris, 1828; 2e éd. 1829; 6e éd. 1839; 8e éd. 1848. — Introduction à l'histoire universelle, Paris, 1831; 6e édit. 1849. — Histoire romaine, 1ère partie: République, Paris, 1831, 2 Vol.; 2e édit. corrigée *des ersten Vol.* 1833; 2e édit. revue et augmentée *des zweiten Vol.* 1839. *Von beiden erschien* 1849 *die neueste Auflage.* — Précis de l'histoire de France jusqu'à la Révolution française, Paris, 1833; 6e éd. revue, corrigée et augmenée, 1847. — Histoire de France, Paris, 1833—46, 10 Vol. — Mémoires de Luther, écrits par lui-même, traduits et mis en ordre, précédés d'un Essai sur l'histoire de la religion, et suivis des biographies de Wicleff, Jean Huss, Erasme, Mélanchton, Hutten et autres contemporains de Luther, Paris, 1835, 2 Vol. *Eine Geschichte Luthers und der Reformation, aus des grossen Mannes eignen Schriften und Briefen zusammengesetzt.* — Origines du droit Français, Paris, 1837, *und noch oft.* — Procès des Templiers, publié par Michelet, Paris, 1841—44, 3 Vol., *gehört zu der* Collection de documens inédits sur l'histoire

de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. — *Michelet ist mit der deutschen Sprache, Literatur und namentlich der deutschen Geschichtsforschung wohl bekannt. Er ist ein philosophischer Kopf, dem deutschen Geiste verwandt. Was er* 1827 *durch eine Uebersetzung des Italieners Giambattista Vico* Scienza nuova (*Philosophie der Geschichte*) *theoretisch darlegte, ist er immer bestrebt gewesen praktisch auszuführen. Seine* Histoire romaine *ist ein würdiges Gegenstück zu Niebuhrs römischer Geschichte. Obschon die Lectüre dieses Werks sehr lohnend ist, so muss man jedoch schon tüchtige Kenntnisse der römischen Geschichte besitzen, um es mit Vortheil lesen zu können, denn ein Anfänger würde sich in dem ohne viel Methode gehäuften Material schwerlich zurechtfinden. Seine* Histoire de France *ist ein Werk gründlichster, mühsamster Forschung. Seiner* Introduction à l'histoire universelle *müssen wir jedoch den ersten Rang einräumen, weil das System des Verfassers darin enthalten und entwickelt ist. Er unterscheidet nämlich zwei Principien, welche mit einander um die Oberherrschaft ringen: Freiheit und Nothwendigkeit* (fatalité). *Das eine wird durch die Intelligenz, das andere durch die Naturkräfte repräsentirt. Die Geschichte ist die Erzählung dieses langen Kampfes, in welchem der Mensch den Sieg davon tragen soll, weil er die Anlage zur beständigen Fortentwickelung in sich trägt, während die Natur ewig unveränderlichen Gesetzen gehorcht.* — 1842 *hatte Michelet seine öffentlichen Vorlesungen wieder begonnen. Sie wurden wie früher sehr besucht und zogen nicht weniger durch reichen und geistvollen Inhalt als durch anmuthige Form an. Jedoch seine heftigen Angriffe, die er in denselben, besonders gegen die ultramontanen Bestrebungen des französischen Clerus richtete, und der Tadel, welchen er über Maassnahmen der Regierung aussprach, bewirkten* 1850 *seine Absetzung von allen öffentlichen Aemtern. Er zog sich seitdem ins Privatleben zurück.* — *S. über Michelet das Conversations-Lexikon der Gegenwart, Band III, p.* 638—640, *und das Magazin für die Literatur des Auslandes, Nr.* 38, 1838. *Seine Schriften verzeichnet:* J. M. Quérard, la France littéraire, T. VI, p. 116.

Jules César. — Catilina.

(Histoire romaine. 1ère partie, T. II.)

C. Julius César sortait d'une famille patricienne, qui prétendait descendre d'un côté de Vénus, de l'autre d'Ancus Martius, roi de Rome: „Ainsi, disait-il dans l'éloge funèbre de sa tante Julia, on trouve en ma famille la sainteté des rois, qui sont les maîtres du monde, et la majesté des dieux qui sont les maîtres des rois.“ La tante de César avait épousé Marius. Les élémens divers dont se composait Rome, le vieux patriciat sacerdotal, le parti des chevaliers, celui des Italiens, semblaient donc résumés en César. A l'époque où nous sommes parvenus, il n'avait encore d'autre réputation que celle d'un jeune homme singulièrement éloquent, dissolu et audacieux, qui donnait tout à tous, qui se donnait lui-même à ceux dont l'amitié lui importait. Ces moeurs étaient celles de tous les jeunes gens de l'époque; ce qui n'était qu'à César, c'était cette effrayante prodigalité, qui empruntait, qui donnait sans compter, et qui ne se réservait d'autre liquidation que la guerre civile. C'était l'audace qui, seul dans le monde, le fit, à dix-sept ans, résister aux volontés de Sylla. Le dictateur voulait lui faire répudier sa femme. Le grand Pompée, si puissant alors, s'était soumis à un ordre semblable. César refusa d'obéir; et il ne périt point: sa fortune fut plus forte que Sylla. Toute la noblesse, les vestales elles-mêmes intercédèrent auprès du dictateur, et demandèrent en grâce la vie de cet enfant indocile: Vous le voulez, dit-il, je vous l'accorde; mais dans cet enfant j'entrevois plusieurs Marius.

César n'accepta point ce pardon et n'obéit pas davantage: il se réfugia en Asie. Tombé entre les mains des pirates, il les étonna de son audace. Ils avaient demandé vingt talens pour sa rançon: C'est trop peu, dit-il, vous en aurez cinquante; mais une fois libre, je vous ferai mettre en croix. Et il leur tint parole. De retour

à Rome, il osa relever les trophées de Marius. Plus tard, chargé d'informer contre les meurtriers, il punit à ce titre les sicaires de Sylla, sans égard aux lois du dictateur. Ainsi, il s'annonça hautement comme le défenseur de l'humanité, contre le parti qui avait défendu l'unité de la cité au prix de tant de sang. Tout ce qui était opprimé put s'adresser à César. Dès sa questure, il favorisa les colonies latines, qui voulaient recouvrer les droits dont Sylla les avait privées. Les deux premières fois qu'il parut au barreau, ce fut pour parler en faveur des Grecs, contre deux magistrats romains. On le vit plus tard, du milieu des marais et des forêts de la Gaule, pendant une guerre si terrible, orner à ses frais de monumens publics les villes de la Grèce et de l'Asie. Il tenait compte des Barbares et des esclaves eux-mêmes; il nourrissait un grand nombre de gladiateurs pour les faire combattre dans les jeux; mais quand les spectateurs semblaient vouloir leur mort, il les faisait enlever de l'arène; il n'eut pas de meilleurs soldats dans la guerre civile. Le monde ancien excluait les femmes de la cité. César donna le premier l'exemple de rendre, même aux jeunes femmes, des honneurs publics: il prononça solennellement l'éloge funèbre de sa tante Julia et de Cornélia sa femme. Ainsi, par la libéralité de son esprit, par sa magnanimité, par ses vices mêmes, César était le représentant de l'humanité contre le dur et austère esprit de la république; il méritait d'être le fondateur de l'Empire, qui allait ouvrir au monde les portes de Rome.

En bien, en mal, l'homme de l'humanité fut César; l'homme de la loi fut Caton. Il descendait de Caton le censeur, ce rude Italien qui avait si âprement combattu un autre César. Dans le dernier Caton, la sévérité passionnée des Porcii s'était épurée, et comme trempée dans le stoïcisme grec. Il était à lui seul plus respecté à Rome que les magistrats et le sénat. Aux jeux de Flore, le peuple, pour demander une danse immodeste, attendait que Caton fût sorti du théâtre.

Ses ennemis, ne sachant que reprendre dans un tel homme, lui faisaient des reproches futiles; ils l'accusaient

de boire après souper, jamais on ne le vit ivre; de paraître obstiné, il était un peu sourd; de s'emporter, mais tout à cette époque devait l'irriter; enfin d'être trop économe. César, dans son Anti-Caton, prétendait malignement qu'ayant brûlé le corps de son frère, il avait passé les cendres au tamis pour en retirer l'or qui avait été fondu par le feu.

Le vrai reproche que méritait Caton, c'était cette rigueur aveugle, cet opiniâtre attachement au passé, qui le rendait incapable de comprendre son temps. C'était l'ostentation cynique avec laquelle il aimait à braver, dans les choses indifférentes, le peuple au milieu duquel il vivait. On le voyait, même dans sa préture, traverser la place sans toge, en simple tunique, nu-pieds, comme un esclave, et siéger ainsi sur son tribunal.

Dans la lutte qu'il soutint si longtemps pour la liberté de sa patrie, Caton n'eut point d'abord César pour adversaire, mais le riche Crassus et le puissant Pompée. Le premier qui, depuis Sylla, et d'abord à la faveur des proscriptions, avait porté sa fortune de trois cents talens à sept mille (trente-cinq millions de notre monnaie) s'imaginait finir tôt ou tard par acheter Rome. Crassus, dit Plutarque, aimait beaucoup la conversation du Grec Alexandre. Il l'emmenait avec lui à la campagne, lui prêtait un chapeau pour le voyage et le lui redemandait au retour. Il n'y avait pas à craindre qu'un pareil homme devînt jamais maître du monde.

Tels étaient les principaux combattans. Examinons le champ de bataille.

La tyrannie des chevaliers, des usuriers, des publicains, était si pesante que chacun s'attendait à un soulèvement général après le départ de Pompée. Tous les ambitieux se tenaient prêts, César, Crassus, Catilina, le tribun Rullus, et jusqu'aux indolens héritiers du nom de Sylla. Le parti vainqueur, celui des chevaliers, se trouvait désarmé par l'éloignement de son général, et n'avait à opposer que Cicéron aux dangers, qui, de toutes parts, menaçaient la république. Il ne s'agissait pas de la liberté; elle avait péri depuis longtemps: mais la propriété

elle-même se trouvait en danger. Le mal dont se mourait cette vieille société, c'était l'injustice et l'illégalité dont se trouvait marquée alors l'origine de toute propriété en Italie. Les anciennes races italiennes du Midi, depuis longtemps expropriées, soit par la populace de Rome envoyée en colonies, soit par les usuriers, chevaliers et publicains, avaient été presque anéanties par Sylla. L'usure avait exproprié à leur tour et les anciens colons romains et les soldats de Sylla établis par lui dans l'Étrurie. Les sénateurs et les chevaliers changeaient les terres en pâturages; et substituaient aux laboureurs libres des bergers esclaves. L'Étrurie, préservée longtemps, subissait à son tour cette cruelle transformation. Par toute l'Italie flottait une masse formidable d'anciens propriétaires dépossédés à des époques différentes: d'abord les Italiens, et surtout les Étrusques, expropriés par Sylla, puis les soldats de Sylla eux-mêmes, souvent encore le noble Romain qui se ruinait après les avoir ruinés; tous égaux dans une même misère. Ajoutez des pâtres farouches errant avec les troupeaux de leurs maîtres dans les solitudes de l'Apennin, souvent ne reconnaissant plus de maîtres, et subsistant de brigandages comme les noirs marrons*) des colonies modernes; enfin des gladiateurs, bêtes féroces qu'on tenait à la chaîne pour les lâcher dans l'occasion, et qui constituaient à chaque sénateur, à chaque chevalier, une petite armée d'assassins.

Je vois, disait Catilina à Cicéron, je vois dans la république une tête sans corps, et un corps sans tète; cette tête qui manque ce sera moi. Cette parole exprimait admirablement la société romaine. Tant d'opprimés appelaient un chef contre la méprisable aristocratie des grands propriétaires romains, sénateurs et chevaliers. Mais quand ce chef eût eu le génie de César, l'argent de Crassus et la gloire militaire de Pompée, il n'eût pu concilier tant de prétentions opposées, ni guérir un mal si complexe. Une translation universelle de la propriété, qui neût pu s'accomplir qu'en versant encore des

*) *Entsprungene Sklaven in den Colonien.*

torrens de sang, n'aurait point fini les troubles. Ces terres arrachées aux grands propriétaires, à qui les eût-on rendues? elles étaient pour la plupart réclamées par plusieurs maîtres; au vétéran de Sylla, à l'ancien colon romain qu'il avait dépouillé, ou aux enfans du propriétaire italien dépossédé par le colon, et qui végétaient peut-être encore nourris des distributions publiques, logés dans les combles de ces vastes maisons de Rome (*insulae*), où s'entassaient à la hauteur de sept étages toutes les misères de l'Italie? Ces terres d'où le grand propriétaire avait arraché toutes les limites, pierres brutes, termes et tombeaux, ces champs dont il avait, souvent à dessein, brouillé et confondu la face, quel *agrimensor* assez clairvoyant, quel juge assez intègre eût pu les connaître, les mesurer, les partager?

Un changement semblait imminent, quelles que fussent les difficultés. César donna le premier signal, par un acte de justice solennelle, qui condamnait la longue tyrannie des chevaliers; déjà, il avait flétri celle des nobles en punissant les sicaires de Sylla. Il accusa le vieux Rabirius, agent des chevaliers, qui, trente ans auparavant, avait tué un tribun, un défenseur des droits des Italiens, Apuleïus Saturninus. Les chevaliers avaient conservé à Saturninus un souvenir implacable. Ils avaient fait un crime capital de garder chez soi le portrait de ce tribun; ils accoururent de l'Apulie et de la Campanie, où ils possédaient toutes les terres. De concert avec le sénat, ils défendirent Rabirius par l'organe de Cicéron, et toutefois ne purent le sauver qu'en rompant violemment l'assemblée. César comprit que la révolution n'était pas mûre, et attendit dans un formidable silence.

Alors parut le tribun Rullus, qui s'offrait de guérir par une seule loi le mal universel de la république. Ce mal, nous l'avons dit, c'était l'injustice dont se trouvait entachée alors l'origine de toute propriété. Rullus proposait d'acheter des terres, pour y établir des colonies; de partager entre les pauvres citoyens tous les domaines publics, en indemnisant ceux qui les avaient usurpés. Le tribun se chargeait lui-même avec ses amis, d'exécuter cette opération immense, qui devait faire passer par ses

mains toute la fortune de l'impire, en y comprenant les conquêtes récentes de Pompée. Les chevaliers, effrayés d'une proposition qui eût compromis, ou légalisé à grands frais, leurs usurpations, parvinrent à éluder la proposition de Rullus par l'adresse de Cicéron. L'habile orateur exposa que jamais les Romains n'avaient acheté l'emplacement de leurs colonies, et persuada au peuple qu'il était indigne de Rome d'établir ses enfans sur des terres légitimement acquises. Il insinua surtout que la loi de Rullus allait partager les terres d'où l'on tirait le blé qui se distribuait au petit peuple. Ce dernier argument était décisif auprès de cette populace oisive; ils aimaient mieux du blé que des terres, et ne se souciaient pas de quitter la place publique et les combats des gladiateurs.

Cicéron rencontra un plus dangereux adversaire dans le sénateur Catilina, son concurrent au consulat. Les plus implacables ennemis de ce dernier s'accordent à dire que c'était une nature grande et forte, une âme d'une incroyable énergie, une vie souillée, il est vrai; mais un ami dévoué, et jusqu'à la mort. Cicéron avoue qu'il y avait dans l'amitié de Catilina une irrésistible séduction, et qu'il fut lui-même près d'y céder. Sous Sylla, il s'était déshonoré, comme Crassus et tant d'autres. Crassus s'était relevé: il était riche. Catilina ruiné, endetté, était resté sous le poids de la honte. Cette conscience de son déshonneur s'était tournée en fureur. Il s'était plongé d'autant plus dans l'infamie. Son visage inquiet et pâle, ses yeux sanglans, sa démarche tantôt lente, tantôt précipitée, semblaient accuser la victime d'une horrible fatalité. Tout ce qu'il y avait dans Rome et dans l'Italie d'hommes perdus de misères ou de crimes, affluaient auprès de Catilina. Vétérans de Sylla ruinés, Italiens dépossédés, provinciaux obérés, sans compter une bande de jeunes gens dépravés et audacieux, de mignons sanguinaires qui ne le quittaient pas, et qui faisaient la partie honteuse de la faction, tout cela voltigeait dans le Forum autour de Catilina, n'attendant que son signal. Toute l'aristocratie, sénateurs, publicains, usuriers, se croyaient menacés d'un massacre.

On pouvait tout soupçonner des amis de Catilina, tout

faire croire sur leur compte. Les chevaliers n'oubliaient rien pour ajouter à la frayeur publique. Les bruits les plus absurdes étaient bien accueillis. Catilina, disaient-ils, a égorgé son fils pour obtenir la main d'une femme, qui ne voulait pas de beau-fils. Il veut massacrer tous les sénateurs: il veut (ceci touchait davantage le petit peuple) mettre le feu au quatre coins de la ville. Il a retrouvé l'aigle d'argent de Marius; il lui fait des sacrifices humains. Les conjurés, dans leurs réunions nocturnes, ont confirmé leur sermens en buvant à la ronde du sang d'un homme égorgé. Que sais-je encore? Salluste va jusqu'à dire que Catilina ordonnait des assassinats inutiles, pour que ses amis ne perdissent pas l'habitude du meurtre.

La frayeur publique, augmentée ainsi habilement, porta Cicéron au consulat. Mais ce n'était pas assez. On voulait accabler Catilina. Cicéron présenta une loi qui ajoutait un exil de dix ans aux peines portées contre la brigue. C'était l'attaquer directement, et le jeter, coupable ou non, dans le complot dont on l'accusait. Cicéron déclara hautement l'imminence du péril. Il prit une cuirasse, il arma tous les chevaliers, et se crut si fort qu'il osa dans une invective contre Catilina, proclamer que les débiteurs n'avaient aucun soulagement à espérer: Qu'attends-tu, lui dit-il, de nouvelles tables, une abolition des dettes? j'en afficherai, des tables, mais de vente. Ce mot si dur exprimait la pensée des chevaliers. Catilina, chargé d'imprécations, fut obligé de sortir du sénat, où il avait eu l'audace de paraître encore, mais il lança en se retirant des paroles sinistres: Vous allumez un incendie contre moi; eh bien! je l'étoufferai sous des ruines!

Son départ fit éclater un mouvement immense dans l'Italie. Sur tous les sommets sauvages de l'Apennin on courut aux armes; dans l'Apulie, dans le Bruttium, se soulevèrent les pâtres, esclaves des chevaliers; dans l'Étrurie les vétérans de Sylla, d'accord cette fois avec les laboureurs qu'ils avaient jadis expropriés. Lentulus, Céthégus, et les autres amis de Catilina restés à Rome, pratiquaient les députés des Allobroges, qui étaient venus demander

quelque allégement aux effroyables usures qui les ruinaient. Une foule de grands de Rome avaient connaissance de la conjuration. César n'y était pas étranger. Crassus, selon toute apparence l'encouragea, et la dénonça.

Les Allobroges calculèrent aussi qu'ils gagneraient davantage en livrant les lettres des conjurés. Lentulus reconnut son écriture, et avoua. Il se croyait garanti par la loi Sempronia qui permettait à un citoyen romain de prévenir par un exil volontaire une condamnation capitale. Cette loi était, si l'on veut, dangereuse, mais enfin elle existait. César osa défendre la cause de l'humanité et de la loi, et faillit être mis en pièces. On établit, d'après l'avis de Caton, que la loi Sempronia protégeait, il est vrai, la vie des citoyens; mais que l'ennemi de la patrie n'était plus citoyen. La mort immédiate des conjurés était la conséquence de ce pitoyable sophisme. Mais le coeur manquait à Cicéron, homme doux et timide, qui craignait de prendre sur lui pareille chose. Il fallut que sa femme Terentia employa son irrésistible autorité. Elle le décida à faire étrangler les conjurés dans la prison. Au soir, le consul traversa le Forum, et dit: ils ont vécu. Il fut reconduit comme en triomphe par plus de deux mille chevaliers.

On se hâta d'accabler Catilina, avant qu'il eût mieux organisé son parti. Si on lui eût donné le temps de sortir des neiges de l'Apennin, disait plus tard Cicéron lui-même, il eût occupé les défilés des montagnes, envahi les riches pâturages, entraîné tous les pasteurs, et peut-être soulevé la Gaule italienne. Il n'était encore qu'en Étrurie, où se trouvaient le plus grand nombre de laboureurs libres et de vétérans de Sylla. Peut-être même avait-il des relations de famille dans cette contrée. Un Étrusque commandait une aile de l'armée; l'autre était sous les ordres d'un Mallius, vieux soldat de Sylla. Le consul Antonius que Cicéron avait détaché de la conjuration, eut honte de combattre contre Catilina, et fit le malade. Catilina n'avait pu encore armer que le quart de ceux qui le suivaient; ce qui prouve, soit dit en passant, que la conjuration n'était pas préméditée depuis si longtemps. Il

fut défait, et se fit tuer en combattant, ainsi que ses deux lieutenans (l'Étrusque et Mallius), et presque tous ceux qui l'avaient suivi. On retrouva Catilina bien loin dans l'armée romaine où il s'était fait jour; les autres couvraient de leurs corps la place où ils avaient combattu. Cette fin héroïque me ferait croire volontiers qu'on a calomnié ce parti. Certes, ceux qui périrent ainsi n'étaient pas apparemment ces efféminés dont Cicéron compose toujours dans ces harangues le cortége de Catilina.

JULES JANIN.

JULES JANIN, *einer der beliebtesten Feuilletonisten der Franzosen, wurde im December* 1804 *zu St. Etienne im Departement der Loire geboren. Er besuchte die Schulen zu Lyon und Paris, und wurde dann Mitarbeiter an verschiedenen Pariser Journalen, dem* Figaro, *der* Quotidienne *und dem* Messager. *Daneben schrieb er auch selbständige Werke, anonym:* l'Ane mort et la Femme guillotinée, Paris, 1829, in 12.; 6e éd. 1841, in 18.; éd. illustrée de 140 vignettes par Tony Johannot *in* 31 *Lieferungen,* 1842, *eine Parodie eines V. Hugo'schen Romans:* la Confession, Paris, 1830, 2 Vol. in 12.; *mit seinem Namen:* Barnave, Paris, 1831, 4 Vol. in 12., *ein historischer Roman aus der französischen Revolution von* 1789, *Janin's bestes Werk, das auch vom Publicum wohl aufgenommen wurde, wie mehrere Auflagen bekunden.* — Debureau, Histoire du théâtre à quatre sous, pour faire suite à l'Histoire du théâtre français, Paris, 1832. — Contes fantastiques et Contes littéraires, Paris, 1832, 4 Vol.; 4e éd. Paris, 1844, 4 Vol. — Contes nouveaux, Paris, 1833, 4 Vol. — Un coeur pour deux amours, Paris, 1836, 2 Vol.; nouv. édit. 1851. — *Des Deutschen E. T. A. Hoffmann's Schriften, welche in Frankreich viel gelesen werden, haben auf diese Erzählungen sichtbar Einfluss gehabt, ohne jedoch Janin's Eigenthümlichkeit ganz zu unter-*

drücken. — Zu einer Sammlung Romans, contes et nouvelles littéraires, Strasbourg et Paris, 1834, *für das jugendliche Alter bestimmt, lieferte Janin drei orientalische Erzählungen:* Le Fils du Rajah, *eine Nachahmung des indischen Dramas:* Sakuntala; Hanwen le lettré, *und* Voyage de Victor Ogier en Orient. — 1836 *erschien sein Roman:* Le chemin de traverse, Paris, 2 Vol. *(noch oft gedruckt) und erregte das grösste Aufsehen. Es ist ein moralischer und Sittenroman, doch auch nicht frei von der falschen Richtung, welche noch immer von französischen Schriftstellern verfolgt wird. Reiche Einbildungskraft, glänzenden und leichten Styl muss man aber auch hier bewundern.* Les Catacombes, Romans, contes, nouvelles et mélanges littéraires, Paris, 1839, 6 Vol. — Voyage en Italie, Paris, 1839, avec 14 gravures. — Sterne. Voyage sentimental. Traduction nouvelle, précédée d'un Essai sur la vie et sur les ouvrages de St. par J. Janin, Paris, 1840; 4e éd. 1851. — *Auch sind* Le diable boiteux *von* Le Sage *und* Les aventures de Télémaque *von* Fénélon *mit Notizen über die Verfasser und deren Werke von J. Janin neuerdings herausgegeben worden. — An dem mit vielem Beifall aufgenommenen Werke:* Les Français peints par eux-mêmes, Paris, 1842, 8 Vol. in 4. avec gravures, *ist Janin einer der thätigsten Mitarbeiter gewesen. — Seit der Juli-Revolution von* 1830 *ist Janin Mitarbeiter an dem* Journal des Débats. *Auf einer Reise in Deutschland im Jahre* 1845 *wurde er überall mit grosser Aufmerksamkeit empfangen und wurde auch zu den Hoffesten in Stolzenfels zugelassen. In der* Revue, *an der er ebenfalls Mitarbeiter ist, finden sich viele seiner ausgezeichnetsten Artikel. Wir theilen das nachfolgende Fragment daraus mit.*

Fragment de la vie d'Albert Durer.

J'ai entrepris d'écrire la biographie d'Albert Durer et de quelques autres grands artistes allemands; je veux que ce soit là un travail très-simple et très-naïvement écrit, si je puis. Je suis las d'inventer des histoires, et bien las d'arranger de longs incidens romanesques. Revenons à la vérité tout de suite; aussi bien c'est toujours là, quoi qu'on fasse, qu'il faudra revenir.

Plusieurs raisons m'ont poussé d'ailleurs à ce nouveau genre de pensée et de travail. J'y ai d'abord été engagé par le charme naturel qui se rencontre toujours à la contemplation de ces belles vies d'artistes si pleines d'intelligence, de zèle, de piété, de probité sévère, et de stoïcisme domestique. La vie de pareils hommes, tout entière consacrée au génie, au travail et à la pauvreté, ces trois compagnons presque inséparables, porte avec elle intérêt si grand que l'on ne conçoit pas que ces hommes à part n'aient pas eu leur Plutarque naïf, ou tout au moins leur Thomas boursouflé. Comment ils ont échappé, je ne dis pas à l'oraison funèbre, ces grands hommes trop pauvres pour cette solennelle consécration, mais seulement à l'éloge académique, cette oraison funèbre des poètes, je l'ignore. Toujours est-il que c'est là pour la critique un terrain vierge et tout neuf, admirablement disposé pour produire quelques belles pages; il s'agit seulement de savoir défricher le terrain.

L'autre motif de ces essais sur l'histoire de l'antique Allemagne m'a été donné par mon ami si honorable et si bienveillant, le statuaire David, le même grand artiste qui est allé en Allemagne tout exprès pour y faire la tête de Goëthe, l'homérique vieillard; c'est David qui m'a poussé le premier à écrire ces très-courtes notices; c'est même lui qui m'a apporté d'Allemagne deux précieux petits volumes de matériaux inconnus et inédits, dont j'ai tiré tout le parti qu'il m'était possible de tirer. Prendre chez nos voisins ce qui est à notre portée, c'est un droit que personne ne conteste à l'écrivain, et dont je suis sûr que, pour ma part, vous ne vous plaindrez pas.

C'cst dans l'ouvrage en question que j'ai trouvé les espèces de mémoires biographiques qu'Albert Durer a écrits sur sa famille et sur lui-même. La simplicité touchante de ces paroles, écrites sur les feuillets et sur les marges blanches d'une Bible en langue latine, sont, à mon sens, d'un grand effet, qu'on ne saurait comparer à nul autre. Albert s'y montre ce qu'il était en effet, pieux et bon, résigné et laborieux, pensant plus à Dieu qu'à la gloire, et malheureux sans se plaindre, dans l'espérance d'un monde

meilleur. Ce mélange de religion et de poésie, cette humilité chrétienne jointe à tant de génie, ce sont là les principaux caractères de l'art allemand. L'art allemand, qu'elle qu'ait été sa croyance, a toujours été soutenu par une croyance; la piété, la modestie, l'abnégation de soi-même, l'amour de ses enfans et du foyer domestique, la fidélité aux sermens, la constance dans les travaux et dans la pauvreté, voilà l'artiste allemand des siècles primitifs. Mais écoutons parler Albert Durer:

„Moi, Albert Durer, le second fils, j'ai rassemblé avec respect toutes les notes écrites par la main de notre père, dans lesquelles le bon père a écrit soigneusement toutes les particularités de sa vie; d'où il est venu, comment il est venu ici, comment il y a vécu et comment il a élevé sa famille, et ainsi de suite jusqu'à sa mort bienheureuse. Que la grâce de Dieu soit avec mon père et avec nous! Amen.

„De toute cette grande famille, hélas! bien peu sont restés debout. De tous mes frères et de toutes mes soeurs il ne reste plus que nous trois qui vivons encore, et qui vivrons tant qu'il plaira à Dieu, à savoir: moi Albert, André mon frère, mon frère Jean, voilà tout ce qui reste des enfans de mon père; les autres sont morts, les uns dans la fleur de l'âge, les autres tous petits enfans morts au sein de leur mère, qui pleurait les voyant mourir. A ces causes, et pour d'autres raisons de pauvreté et d'indigence, la vie de mon père a été bien triste et bien malheureuse, et bien couverte de nuages. Pendant toute sa vie il n'a jamais eu pour lui, pour sa femme, pour ses enfans, que le plus stricte nécessaire, un pain dur et noir arrosé de sueur et gagné à la main: le pauvre père! Ajoutez à cela toutes sortes de tribulations et des adversités de tout genre, et mille tentations; mais c'était un vrai chrétien celui-là, paisible et doux, et soumis à la providence, bon et modeste avec tous, qui est mort en regardant le ciel, qui est dans le ciel à présent. Toute sa vie a été uniforme et grave, entrecoupée de peu de joie mondaine, solennelle et silencieuse. Il voyait peu les hommes, parce qu'il n'était

pas heureux; cependant comme il les aimait au fond du coeur, il en était aimé.“

Je ne sais pas que jamais un fils ait fait de son père une oraison funèbre plus simple et plus touchante. Cette admiration profonde, ce respect si bien senti, cet amour dévoué, c'est là, mon Dieu! un beau spectacle. Un enfant, homme de génie, qui pleure sur la tombe de son père, homme de bien, c'est là un beau spectacle. Moi, je trouve un charme inexprimable et plein d'émotions à ces chastes et graves récits.

Albert continue son histoire en ces termes:

„Ce cher père avait eu grande attention, en son âme et conscience, d'élever ses enfans à la gloire et dans la crainte de Dieu; car c'était là sa plus grande ambition: bien élever sa famille. Voilà pourquoi il nous exhortait chaque jour à l'amour de Dieu et du prochain; après quoi il nous apprenait à aimer ce qui était beau; l'art était notre seconde adoration. Il s'attacha surtout à moi, me voyant appliqué et plein de zèle. Il m'envoya à l'école de bonne heure; et, quand je sus lire et écrire, il m'envoya en apprentissage chez un orfèvre. Je restai là assez longtemps à travailler; mais je me sentis à la fin plutôt un peintre qu'un orfèvre. Je priai donc mon père de me permettre d'être un peintre. Lui d'abord fut bien mécontent de ma demande, et il eut fort regret du temps que j'avais perdu chez mon orfèvre. Toutefois, après quelques refus, mon père céda, et le jour de Saint-André, en 1486, il me plaça dans l'atelier de Michel Wolfmut. Chez maître Michel, Dieu m'accorda une grande application, et je fis de grands progrès, au dire de mon maître, et malgré les grands chagrins que me causèrent mes camarades; quand mon apprentissage fut fini, mon père m'envoya à l'étranger, dans ce chaud pays bleu de ciel, l'Italie.“

C'est ainsi qu'Albert Durer raconte sa vie et celle de sa famille, depuis la mort de son père jusqu'à la mort de sa mère, qu'il a soignée fidèlement et avec toutes sortes de respects. La pauvre femme mourut après une longue et douloureuse maladie, en bénissant son fils.

Mais ce qu'Albert Durer ne dit pas, c'est le grand

et ample génie qu'il déploya tout d'abord, c'est le succès qui lui vint à lui, jeune homme! Ce qu'il n'a pas dit, c'est que chez son premier maître, l'orfèvre, il s'était déjà fait une grande réputation dans ces petits ouvrages si ingénieux et si finis, qui faisaient les délices de cette époque. Rien n'égale, en effet, la richesse et le fini et le dessin de l'argenterie du quinzième siècle. L'argenterie était la gloire des rois et de pontifes. Ils en étaient heureux et fiers, comme une femme est heureuse et fière des diamans de son écrin. Ils les étalaient dans la place la plus apparente de leur palais; ils en tiraient vanité comme de leurs provinces. L'orfévrerie, art perdu chez nous et réduit à des dimensions toutes bourgeoises, réalisait, dans ce temps-là, toutes les descriptions du bouclier d'Homère. C'était un art complet, compliqué, minutieux, savant, plein d'élégans caprices et de spirituelles bizarreries. Toute la coquetterie de l'époque se résumait dans son orfévrerie. Lorsque Albert Durer quitta l'officine de l'orfèvre pour l'atelier du peintre, il était déjà très-habile dans l'art de ciseler des figures en relief. Les grands connaisseurs et les hommes riches du temps avaient déjà fort applaudi une Passion de Jésus-Chrst, exécutée en relief, et formant sept tableaux d'un goût merveilleux. Voilà ce qu'Albert Durer ne dit pas.

Ce qu'il ne dit pas non plus, cet excellent homme, si expansif et si admirablement bavard quand il faut parler de son père ou de sa mère, et leur donner ce tribut d'éloges pleins de respect, c'est le malheur qui lui arriva, au milieu de ses succès, d'épouser une femme très-méchante et très-acariâtre, et dont de caractère inégal a désolé sa vie. Dans ce temps-là, où la vie de famille était la seule qui convînt à l'artiste; dans ce temps-là, où la paix, le calme, les joies simples et faciles, les plaisirs de la table, le foyer de l'hiver, le frais de la porte en été, la verdure du petit jardin, le bruit de la basse-cour, l'éclat de la vaisselle d'étain pompeusement étalée sur le buffet en noyer, l'ordre du garde-manger et la symétrie de la cave, et, en un mot, toute l'admirable vie domestique était tout pour l'artiste, ou tout au moins

la moitié de son talent, il fallait à ces êtres à part une bonne femme: c'était là pour eux une condition presque aussi indispensable de bonheur que le génie. Les moeurs simples et douces, l'égalité d'humeur, la sérénité de l'âme, le sourire qui encourage ou qui console, l'attention prévenante dans cette foule de petites et cruelles maladies qui poursuivent les hommes d'une haute intelligence et d'une sensibilité nerveuse: voilà ce qui manqua tout-à-fait à notre Albert. Sa femme était belle, mais égoïste, impérieuse, mécontente. Cette femme était la fille de Franc-Frey; il l'avait donnée en mariage à Albert, quand Albert fut de retour de son premier voyage dans les Pays-Bas. C'était alors le meilleur jeune homme de l'Allemagne, simple de coeur et d'esprit, passionné et naïf, enthousiaste et savant. Il avait beaucoup profité de l'exemple et de la conversation des grands peintres. Entre autres, Martin Schoen et Israël de Malin lui avaient accordé leur bienveillance toute puissante. A son retour de la maison paternelle, Albert était tout aussi bon, tout aussi pur, tout aussi ignorant des vices, qu'à son départ de Nuremberg. Le dessin qu'il fit, selon l'usage, pour être reçu parmi les maîtres, excita une admiration profonde et générale: on admira surtout le paysage du fond. Ce dessin représentait Orphée déchiré par les Bacchantes. Ce fut ce dessin-là pourtant qui décida le père d'Agnès Frey à donner sa fille à Albert Durer: triste présage de la destinée du nouvel époux.

„Le vendredi je partis de bonne heure de Bruxelles.“

Il faut pourtant s'arrêter. Nous ne sommes plus au temps où tous ces admirables petits détails de la vie d'artiste avaient leur charme. Nous vivons trop vite aujourd'hui pour nous étendre sur les récits du foyer domestique, et c'est à peine si nous les comprenons. Cependant je ne crois pas que vous soyez restés froids à cette biographie ainsi racontée par le héros avec autant de naïveté et autant de vérité que Jean Jacques Rousseau écrivait la sienne. Albert Durer a ainsi vécu toujours, peintre, dessinateur, graveur sur cuivre, graveur sur bois, quoiqu'il soit impossible qu'il ait fait lui-même toutes ses gravures sur

bois, écrivain quelquefois, car il a fait plusieurs ouvrages sur les fortifications des villes et châteaux, sur la peinture et le portrait, et autres livres qui ont eu l'honneur d'être traduits en latin et en italien; ami dévoué, mari soumis, modeste et cependant heureux de tous les hommages qui l'entouraient, aussi juste envers son génie que pour le génie des autres, tel a été Albert Durer. Encore une fois, il est malheureux que cette belle existence, si remplie de pauvreté honorable, de glorieux travaux et d'ovations de tout genre, ait été troublée par une mauvaise femme, qui ne s'adoucissait un peu qu'à force de cadeaux de toute espèce. Cela arrivait aussi à la femme de Jean-Jacques; Molière était encore plus malheureux en ménage que ne le fut Albert Durer ou Rousseau. Faut-il tout dire? Albert fut souvent frappé par sa douce compagne. Un jour surtout qu'en revenant du marché on lui avait volé sa bourse, elle rentra si hors d'elle même qu'elle se porta aux plus grandes violences; le pauvre Albert en mourut de chagrin. Cependant, avant de mourir, il eut encore une étincelle de joie, ce fut lorsqu'en 1526, Mélanchthon triomphant revint pour la troisième fois visiter Nuremberg pour inaugurer le collége de Saint-Agio, comme eût fait un cardinal romain quinze ans auparavant. Albert Durer pleura tant qu'il voulut dans les bras de Philippe Mélanchthon. Deux ans après en 1528, le 6 avril, dans la semaine sainte, Albert Durer mourut, à l'âge de cinquante-sept ans, pleuré par ses amis, et peut-être par sa femme, que sait-on? Un tombeau modeste et une élégante inscription latine, dans la cour de l'église de Saint-Jean, désignent encore la place où il fut inhumé.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.

H. C. FÖRSTER
vormals Schinner
bgl. Buchbinder
Galanterie u. Etuisarbeiter
Landschaftsgasse No. 5-2
in München.

Frankreich/

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büchner, C.

Handbuch der neueren französ. Sprache u. Literatur Von C. Büchner u. Frdr. Herrmann. Prosaischer Theil

Berlin 1852

L.lat.f. 27 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10586920-5